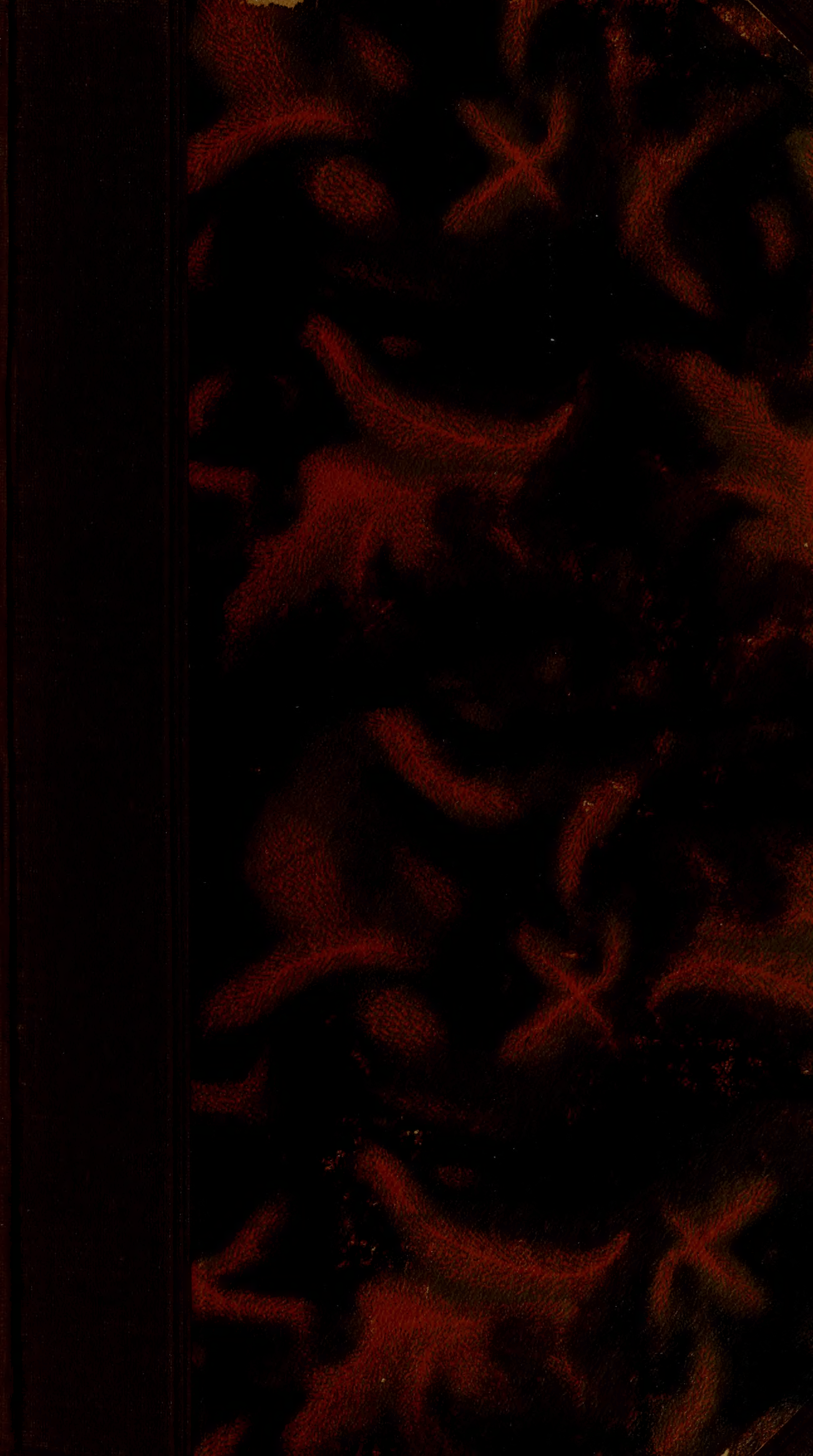


Völkerpsychologie

Zweiter Band

Die Sprache

Vierte Auflage

Zweiter Teil

Völkerpsychologie

Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze

von

Sprache, Mythus und Sitte

von

Wilhelm Wundt

Zweiter Band

Die Sprache

Vierte unveränderte Auflage

Zweiter Teil

Mit 6 Abbildungen im Text



Alfred Kröner Verlag in Leipzig
1922

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt.

Sechstes Kapitel.

Die Wortformen.

I. Begriff und Einteilung der Wortformen.

1. Äußere und innere Wortform.

Mit dem Begriff der Wortform läßt sich ein zweifacher Sinn verbinden. Betrachtet man ein einzelnes Wort, losgelöst von dem Zusammenhang der Rede, so kann es immer noch in seiner Form Merkmale bieten, aus denen seine allgemeine Bedeutung im Satze unzweideutig hervorgeht, wenn sich auch selbstverständlich die besonderen Beziehungen, in denen es sich zu andern Wörtern befindet, nicht mehr erkennen lassen. So sehen wir einem griechischen oder lateinischen Wort, auch wenn es uns isoliert gegeben wird, in der Regel ohne weiteres an, ob es Substantiv, Adjektiv, Verbum, Adverbium usw. ist, und welche Kasus-, Numerus-, Modus-, Tempusform es besitzt, falls es nicht zur Klasse der unflektierbaren Redeteile gehört. Alle diese äußerlich erkennbaren Merkmale, die das Wort nur durch seine Stellung im Satze gewinnen kann, die aber gleichwohl ihm selber anhaften, können wir die äußere Form des Wortes nennen. Nun kann es sich aber bekanntlich schon in den uns geläufigen Sprachen ereignen, daß das einzelne Wort jene Merkmale teilweise oder vollständig einbüßt. So sind z. B. unsere Wörter *gebe* und *Gabe* zwar noch, das erste als eine verbale, das zweite als eine substantivische Wortform zu erkennen; ihre nähere Stellung bleibt jedoch unsicher: *gebe* kann Indikativ oder Konjunktiv des Präsens, und *Gabe* kann jede Kasusform des Singulars sein. Vollends ein Wort wie das englische *like* (gleich, Gleiches) kann Adverb, Adjektiv, Substantiv oder (in der Bedeutung „gern haben“) Verbum sein,

ohne daß der Wortform diese verschiedene begriffliche Stellung anzusehen wäre. Nichtsdestoweniger kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ein solches Wort jedesmal die Bedeutung einer ganz bestimmten Wortform, eines Nomens, Verbums, Adverbs usw., hat, und daß ihm unter den geeigneten Bedingungen eine bestimmte Kasus-, Tempus-, Numerusbedeutung usw. zukommt. Doch es gewinnt diese erst durch das Verhältnis, in das es im Zusammenhang der Rede zu andern Wörtern tritt. Die so dem Wort durch seine Stellung im Satze verliehene begriffliche Bestimmtheit können wir hiernach die innere Wortform nennen. Nach den Verhältnissen der Formbestimmung in Sprachen, die, wie das Deutsche und Englische, bald durch äußere bald durch innere, aus der Verbindung mit andern Wörtern hervorgehende Merkmale die Wortform erkennen lassen, werden nun aber auch die Erscheinungen in solchen Sprachen zu beurteilen sein, denen die äußeren Unterscheidungsmerkmale überhaupt fehlen. Von ihnen werden wir zwar sagen können, daß sie keine äußeren Wortformen besitzen; wir werden ihnen aber nicht die Wortformen überhaupt absprechen dürfen, da selbst in solchen Sprachen innere Wortformen stets existieren und in der Regel durch bestimmte Merkmale der Wortstellung im Satze deutlich geschieden werden. Für die Begriffe Nomen und Verbum, Substantiv und Adjektiv, für die verschiedenen Kasus-, Tempusformen usw. sind also nicht die äußeren Formelemente allein, sondern ebensosehr die Merkmale der inneren Wortform maßgebend; und den Besitz einer bestimmten grammatischen Kategorie können wir einer Sprache immer erst dann absprechen, wenn es nicht nur keine äußere, sondern auch keine innere Wortform gibt, die jene Kategorie ausdrückt. Wenn z. B. die Kasusform des Genitivs nur dadurch gekennzeichnet ist, daß das im Genitivverhältnis stehende Wort dem Nomen, zu dem es gehört, regelmäßig nachfolgt oder vorangeht, so ist das gerade so gut eine formale, die Wortform charakterisierende Eigenschaft, als wenn die gleiche Wirkung durch ein angehängtes Kasussuffix erreicht wird.

Die Merkmale, die den formalen Wert eines Wortes in diesem allgemeinen Sinne bestimmen, sind demnach von doppelter

Art: sie sind erstens syntaktische, insofern sie auf dem meist durch die Wortstellung ausgedrückten Verhältnis zu andern Wörtern beruhen; und sie sind zweitens Bildungsmerkmale, insofern sie an dem Aufbau des Wortes selbst zu erkennen sind, wobei sie dann bald in der Anfügung kennzeichnender Elemente, bald in charakteristischen Lautvariationen der ursprünglichen Elemente des Wortes bestehen. In einer gegebenen Sprache kann die Wortform durch beide Eigenschaften zugleich bedingt sein, wie im Sanskrit. Es können aber auch bloß die syntaktischen Merkmale ausgebildet sein, wie im Chinesischen. Oder es können endlich vorzugsweise die Bildungsmerkmale des einzelnen Wortes die Wortform andeuten, wie im Griechischen und Lateinischen. Unter dem vorwaltenden Einfluß dieser beiden klassischen Sprachen pflegt die Grammatik den Begriff der „Wortform" auf die engere Bedeutung der äußeren Wortform einzuschränken. Die psychologische Betrachtung wird jedoch nicht umhin können, hier an dem allgemeineren Begriffe festzuhalten. Da jedes Wort nur im Zusammenhang der Rede entsteht, so hat es von Anfang an eine bestimmte formale Bedeutung. Ob es diese durch äußere oder durch innere Merkmale oder durch beide zugleich gewinnt, erscheint dem gegenüber als ein sekundäres Moment. Natürlich bleibt es einer ausschließlich auf die Bildungsweise des einzelnen Wortes gerichteten Untersuchung, wie sie sich die sogenannte „Formenlehre" der Grammatik als Aufgabe stellt, unbenommen, neben jenem allgemeineren auch den engeren Begriff der Form zu verwenden, der sich aus einer isolierenden Analyse der Wortformen ergibt. Nur darf man dabei nicht vergessen, daß diese Analyse selbst auf einer Abstraktion beruht, und daß es daher nicht gerechtfertigt ist, eine Sprache „formlos" zu nennen, wenn das aus dem Zusammenhang des Satzes losgelöste Wort keinerlei Formbestimmung mehr erkennen läßt[1]). Dies isolierte Wort existiert eben in der wirklichen Sprache überhaupt nicht, sondern in ihr hat jedes Wort neben seinem sonstigen Begriffsinhalt stets auch eine bestimmte formale Bedeutung. Aus der bei dieser Bildung der Wortformen wirksamen Verbindung äußerer Be-

---

[1]) Über diesen Begriff „formloser Sprachen" vgl. Kap. V, S. 601.

ziehungen und innerer Eigenschaften des Wortes geht aber zugleich deutlich hervor, daß die psychologische Analyse der Formenbildung eng zusammenhängt mit der syntaktischen Fügung der Worte und demnach bereits mitten hineinführt in eine Psychologie der Syntax.

Da Wortbildung und Formenbildung in der wirklichen Sprache notwendig zusammenfallen, so sind es nun nicht sowohl die sprachlichen Erscheinungen selbst, als vielmehr die ihnen gegenüber zur Geltung kommenden psychologischen Gesichtspunkte, durch die sie sich in unserer Betrachtung scheiden. Hat es die Untersuchung der Wortbildung mit der Frage zu tun, wie Worte überhaupt entstehen, ohne Rücksicht auf ihre logische und grammatische Stellung, so hat die Untersuchung der Formenbildung den einzelnen Bedingungen nachzugehen, die jenen besonderen Wortbildungsprozessen zugrunde liegen, aus denen die einzelnen, durch syntaktische Verbindung und Lautgestaltung ausgezeichneten Wortformen entspringen. Mögen diese beiden Fragen noch so sehr ineinander greifen, so scheiden sie sich doch vor allem in psychologischer Hinsicht. Denn nicht nur sind die psychophysischen und psychischen Bedingungen der Wortbildung im wesentlichen von allgemeingültiger Art, auch die einzelnen Erscheinungen dieses Vorgangs, die Laut- und Wortwiederholung, die Wortzusammensetzung, die besonderen Arten der Neuschöpfung, pflegen bei den verschiedenen Wortklassen, ebenso wie in den verschiedenen Sprachen und Sprachperioden, in wesentlich übereinstimmender Weise wiederzukehren. Dies ist zugleich der Grund, weshalb wir bei der Untersuchung der Wortbildung von dem Prinzip, daß die psychischen Kräfte der Sprachbildung an keinen bestimmten Ort und an keine bestimmte Zeit gebunden sind, in ausgiebigster Weise Gebrauch machen konnten, indem wir diesen Prozeß an solchen Erscheinungen zu zergliedern suchten, die möglichst unserer unmittelbaren Beobachtung oder sicheren Nachweisung zugänglich sind, und deren einzelne Stadien sich als Veränderungen darbieten, die einer verhältnismäßig nahen geschichtlichen Vergangenheit angehören.

Dies verhält sich anders bei dem Problem der Entstehung der Wortformen. Wohl können auch Wortformen, wenngleich im all-

gemeinen unter beschränkteren Bedingungen, neu entstehen; besonders aber und in ausgedehntestem Maße können Wörter ihre Form ändern, indem Ableitungen aus ihnen gebildet werden, die einer andern Wortkategorie angehören. Doch diese unserer Beobachtung zugängliche Entstehung ereignet sich erst in Anlehnung an bereits vorhandene Wortformen. Die Frage dagegen, wie und unter welchen Bedingungen eine bestimmte Wortkategorie, ein Nomen, Verbum oder eine Partikel, entstanden sei, und unter welchen weiteren Bedingungen sie sich zu den verschiedenen Modifikationen entwickelt habe, vermöge deren sie fähig wird, die einzelnen Unterformen jener Begriffe auszudrücken, diese Frage führt unvermeidlich auf das Problem der ursprünglichen Wortbildung zurück. Sie ist, da uns jene Grundformen des Wortes, wenn nicht überall in gleicher Deutlichkeit, doch in ihren allgemeinen Zügen von Anfang an in jeder Sprache entgegentreten, fast ihrem ganzen Umfange nach ein prähistorisches Problem. Damit ist sie notwendig zugleich allen den Zweifeln ausgesetzt, die mit den Anfängen der Sprachgeschichte verbunden sind. Um so mehr ist es erforderlich, daß auch hier die psychologische Betrachtung einen Weg einschlage, auf dem sie soviel als möglich davor bewahrt bleibt, ihre Schlüsse auf Voraussetzungen zu gründen, die innerhalb der sprachwissenschaftlichen Forschung selbst noch als offene oder umstrittene gelten. Einen solchen Weg eröffnet uns aber, wo die gesicherten Zeugnisse der Sprachgeschichte versagen, die Beobachtung der verschiedenen Entwicklungsformen und Entwicklungsstufen, in denen uns in den gegenwärtig existierenden Sprachen, vor allem auch in denen der primitiven Völker, die Ausbildung der Wortformen begegnet.

2. Übersicht der Wortformen.

Wenn wir den Begriff der Wortform in dem oben bezeichneten allgemeineren Sinne festhalten, wonach für das Wesen dieser Form ebensowohl die Merkmale in Betracht kommen, die das Wort selbst nach seiner Loslösung aus dem Satze besitzt, wie diejenigen, die es nur durch seine syntaktische Stellung im Satze gewinnt, so folgt daraus von selbst, daß es die Funktion des

Wortes im Satze ist, die für die Wortform die entscheidende Bedeutung hat. Mögen zwei verschiedenen Sprachen angehörige Wortbildungen noch so verschieden gestaltet sein: sobald sie die gleiche Funktion im Satze besitzen, so ist damit auch ausgesprochen, daß sie zu einer und derselben Klasse gehören. Innerhalb einer solchen Klasse werden dann aber allerdings wieder verschiedene Gruppen voneinander gesondert werden können, für die nun die durch die Bildungselemente des Wortes und die durch die Wortfügung gebotenen Merkmale in Betracht kommen. Hieraus ergibt sich ohne weiteres, daß die Klassen allgemeiner Wortformen unmittelbar mit jenen allgemeinen Begriffsformen zusammenfallen müssen, die wir schon bei der Gebärdensprache als maßgebend für jede Art der Gedankenäußerung kennen lernten[1]). Zunächst sind es also die drei Kategorien der Gegenstands-, der Eigenschafts- und der Zustandsbegriffe, nach denen sich auch die Wortformen einer Sprache scheiden lassen, und außerhalb deren es in keiner Sprache fundamentale, als Träger bestimmter Begriffe dienende Wortformen geben kann. Dazu kommen dann außerdem noch jene durch die Zugehörigkeit zum Satze bedingten Beziehungen der Begriffe, die, falls die syntaktischen Funktionen an dem Worte selbst zum Ausdruck kommen, in seiner Zusammensetzung aus Grundelementen und Beziehungselementen hervortreten. So gehört der einzelne Kasus eines lateinischen oder griechischen Nomens durch die in ihm enthaltenen Grundelemente und durch ihnen meist noch beigefügte unbestimmtere Beziehungselemente, die mit jenen zusammen den sogenannten „Wortstamm" bilden, der allgemeinen Klasse der Nomina und, insofern die stammbildenden Beziehungselemente durch ihre Eigentümlichkeiten innerhalb der Sprache gewisse Unterschiede darbieten, zugleich einer bestimmten Unterklasse der Nomina an. Durch die spezielleren Beziehungselemente, die das einzelne Kasusverhältnis zum Ausdruck bringen, fällt aber außerdem das Wort in das Gebiet einer bestimmten Kasusform. Auf diese Weise bilden die Wortformen überhaupt ein System von Begriffen, in welchem sich allgemeineren speziellere Formen

[1]) Vgl. Kap. II, S. 201.

unterordnen, und wobei je nach dem Charakter der Sprache diese Unterordnung eine mehr oder minder weitgehende sein kann. Daneben treten jedoch die Beziehungselemente, wie bereits früher (Kap. V, S. 596) bemerkt wurde, in allen Sprachen auch noch als selbständige Wörter auf, die dann in der Wortfügung eine den Beziehungselementen des einzelnen Wortes analoge Rolle übernehmen. Begrifflich läßt sich dies dadurch ausdrücken, daß man den obenerwähnten drei fundamentalen Kategorien der Gegenstands-, Eigenschafts- und Zustandsbegriffe als eine vierte die der Beziehungsbegriffe beifügt. Dabei muß jedoch bemerkt werden, daß diese in doppelter Hinsicht eine minder selbständige Stellung in der Sprache einnimmt: einmal deshalb, weil der Beziehungsbegriff sehr häufig mit einer der drei andern Begriffsformen zu einem untrennbaren Ganzen verschmilzt, wo er nun eine Unterform eines solchen Hauptbegriffs hervorbringt; und sodann, weil dem Beziehungsbegriff niemals eine selbständige Vorstellung entspricht, er vielmehr stets andere Vorstellungen, zwischen denen die Beziehung stattfindet, voraussetzt.

In den meisten Sprachen haben sich auf diese Weise vier entweder durch determinierende Merkmale des Wortes selbst oder durch die syntaktischen Verbindungen deutlich unterschiedene Wortformen entwickelt, die jenen Begriffskategorien genau entsprechen: den Gegenstandsbegriffen das Substantivum, den Eigenschaftsbegriffen das Adjektivum, den Zustandsbegriffen das Verbum, endlich den Beziehungsbegriffen die Partikel.

Bei der Betrachtung dieser sprachlichen Formen der Begriffe tritt uns nun aber sofort die Tatsache entgegen, daß dieselben nicht von Anfang an und ein für allemal fest gegeneinander begrenzt sind. Das Substantivum und das Adjektivum fließen selbst in den uns näherliegenden Kultursprachen so vielfach ineinander, daß schon die Grammatik Substantiv und Adjektiv unter dem Gesamtnamen des Nomens zusammenzufassen pflegt. Die Partikeln vollends bilden ein Gemenge von Wortformen sehr verschiedener Art, die nur durch ihre äußere Eigenschaft stabil zu sein, d. h. der an Nomen und Verbum vorkommenden Abwandlungen zu entbehren, sowie durch mannigfache Übergänge, die

zwischen ihnen stattfinden, zusammenhängen. Überblickt man endlich den weiteren Umkreis verschiedener Entwicklungsformen der Sprache, so werden selbst die Grenzen zwischen Nomen und Verbum unsicher. Im allgemein können nämlich die verschiedenen Wortformen in doppelter Weise ineinander fließen: einmal durch den Übergang der einzelnen Formen ineinander; und sodann dadurch, daß verschiedene Gedankeninhalte in übereinstimmenden Begriffsformen gedacht und infolgedessen auch in gleichen Wortformen ausgedrückt werden. Das erstere ist eine Erscheinung, die hauptsächlich den begrifflich entwickelteren, das zweite eine solche, die ausschließlich den unentwickelteren Sprachen zugehört. Wenn man dieses Verhältnis nicht selten so aufgefaßt hat, als wenn nur bei jenen feste Wortkategorien existierten, bei diesen von solchen noch nicht die Rede sein könne, so ist das sicherlich psychologisch falsch. Bestimmte Begriffs- und demnach auch Wortkategorien sind hier wie dort vorhanden. Aber in den entwickelteren Sprachen ist die Anzahl der Wortformen eine mannigfaltigere, und diese bilden innerhalb jener vier allgemeineren Formklassen ein geordnetes und mannigfach gegliedertes System, wenn auch immer noch ein Überfließen aus einer Form in die andere stattfinden kann. Innerhalb der unentwickelteren Sprachen dagegen ist die Zahl der Wortformen eine beschränktere, und diese Beschränkung kann sich in den Anfängen des sprechenden Denkens sogar auf die Hauptformen erstrecken, indem der Gegenstandsbegriff und sein sprachlicher Träger, das Nomen, zuerst weit über das Verbum vorherrscht, ja in einem frühesten Stadium vielleicht allein vorhanden ist. Wenn wir die psychologische Betrachtnug der Wortformen nach den in den ausgebildeteren Sprachen überall deutlich abzugrenzenden Grundformen der Nomina und Verba scheiden und diesen noch die Partikeln als eine den stabileren Beziehungsformen der Begriffe entsprechende Wortklasse anschließen, so hat dies demnach nicht die Bedeutung einer allgemeingültigen Einteilung, sondern es soll damit nur eine vorläufige Gliederung erzielt werden, für die es auch hier zweckmäßig scheint, zunächst von den bekannten Verhältnissen der uns geläufigen Sprachen auszugehen.

II. Allgemeine Entwicklung der Nominalbegriffe.

1. Ursprünglichkeit des Nomens.

Die Bedeutung der Gegenstandsbegriffe für die Entwicklung des menschlichen Denkens tritt uns schon in dem Einzelbewußtsein deutlich entgegen. Die Eigenschaft kann nur in ihrer Verbindung mit dem Gegenstand, an dem sie haftet, gedacht werden; und dasselbe gilt in noch höherem Maße von Zuständen und Vorgängen, die einen Wechsel der Gegenstandsvorstellungen oder ihrer Beziehungen zueinander ausdrücken, lauter Begriffe, die natürlich die Unterscheidung und Benennung der Gegenstände selber voraussetzen. Diesem Verhältnis entspricht es, daß das Nomen substantivum in der Sprache aller Völker der eigentliche Träger des Gedankens, und daß es diejenige Wortform ist, die sich immer und überall vollständig entwickelt hat, während die andern, namentlich das Verbum, in vielen Fällen mehr oder minder unausgebildet geblieben sind. Allerdings pflegt man dieses Verhältnis wohl auch so auszudrücken, daß in jenen Sprachen die Unterscheidung der Wortkategorien überhaupt eine unvollkommene sei, und daß daher in ihnen das Wort gleichzeitig nominale und verbale Bedeutung besitze. Aber der Aufbau des Satzes zeigt doch in solchen Fällen deutlich, daß der nominale Begriff der ursprüngliche ist, an den sich Formen, denen wir eine verbale Deutung geben können, erst als sekundäre Modifikationen des Ausdrucks angeschlossen haben, sei es dadurch, daß Partikeln hinzutreten, die dem Begriff die Nebenvorstellung eines zeitlichen Vorgangs und den Hinweis auf eine handelnde Person beifügen, oder daß das Pronomen, das in seiner ursprünglichen, an das Nomen gebundenen Form eine possessive Bedeutung hat, durch eine geringe lautliche Veränderung den Übergang in einen Verbalbegriff anzeigt, oder daß endlich, neben der äußeren Verbindung mit dem Personalpronomen, auch noch Partikeln, die einen Ort, eine Richtung, eine Wiederholung, ein Leiden u. dgl. ausdrücken, dem Nominalstamm die verbale Bedeutung verleihen. Sogar in die vollkommeneren Wortbildungen mancher an Verbalformen reicher Sprachen, wie z. B. solcher der ural-altaischen und in gewissem

Maße selbst der älteren Glieder der indogermanischen Sprachgruppe, erstrecken sich die Spuren dieser größeren Ursprünglichkeit des Nominalbegriffs in dem breiten Raum, den in ihnen Verbalnomina einnehmen, und in manchen Fällen in der Verwendung des Possessivpronomens in Verbindung mit einer Nominalform zum Ausdruck der vollendeten Handlung.

2. Substantiv und Adjektiv.

Die Ursprünglichkeit, die dem Nomen substantivum als dem Träger des Gegenstandsbegriffs zukommt, bewährt sich nun vor allem in seinem Verhältnis zu derjenigen Wortkategorie, die am unmittelbarsten mit ihm zusammenhängt, zum Adjektiv. Der engen begrifflichen Beziehung entspricht es, daß hier selbst in solchen Sprachen, in denen sich Nomen und Verbum als scharf getrennte Wortformen gegenüberstehen, in den indogermanischen und semitischen, Substantiv und Adjektiv ursprünglich nicht sowohl durch bestimmte Merkmale der Wortform, als durch den Bedeutungsinhalt des Wortes voneinander geschieden sind. Eben aus diesem Bedeutungsinhalt, aus dem die attributive und prädikative Anwendung hervorgeht, ergeben sich dann aber auch von selbst die in den entwickelteren Sprachen herrschend werdenden Unterschiedsmerkmale: die Wandelbarkeit des grammatischen Geschlechts, eine unmittelbare Folge der Abhängigkeitsbeziehung vom Substantiv, und im Indogermanischen die Ausbildung der Steigerungsformen, — beides übrigens Merkmale, die gelegentlich auch dem Substantivum zukommen können[1]). In andern Sprachen treten dazu noch mannigfache weitere Erscheinungen, die jene Loslösung der Eigenschaft vom Gegenstand in verschiedenen Stadien ihrer allmählichen Entstehung erkennen lassen. Dahin gehört zunächst die Tatsache, daß die für das Adjektiv charakteristische Abhängigkeit vom zugehörigen Substantiv keineswegs von vornherein fixiert ist. So ist in vielen amerikanischen und in den polynesischen Sprachen das Adjektiv eigentlich nur ein Nominalstamm, der dem Nomen regens unverändert beigefügt wird, und der in den amerikanischen Sprachen

[1]) Brugmann, Grundriß, II, S. 420.

außerdem noch, wenn er prädikativ gebraucht wird, durch zugefügte, die Handlung andeutende Partikeln direkt in ein Verbalnomen übergeht, während im Polynesischen die Natur des Eigenschaftsbegriffs dazu gedrängt hat, vorzugsweise die adjektivisch gebrauchten Nominalstämme in reduplizierten Formen anzuwenden. Durch diese wird nun teils Steigerung der Eigenschaften im Sinne unserer Komparation, teils überhaupt nur eine emphatische Hervorhebung angedeutet. Als eine Übergangsstufe zu der durch die Abhängigkeit vom Substantiv sich einstellenden Wandelbarkeit des Adjektivs kann dann wohl auch eine Erscheinung angesehen werden wie die in der Sprache der Athapasken sich findende doppelte Form des Adjektivs, wo dieses dem zugehörigen Substantiv vorausgehend ein unveränderlicher Nominalstamm bleibt, ihm nachfolgend aber vom Substantiv regiert wird[1]. Dieser Erscheinung entspricht endlich eine andere, bei der Vergleichung der verschiedensten Sprachgebiete sich aufdrängende Tatsache: es ist die, daß in der Mehrzahl der Fälle solche Sprachen zur Wandelbarkeit des Adjektivs gelangen, die dieses dem Substantiv folgen lassen, während das vorausgehende Adjektiv leichter dauernd den Charakter eines dem Substantiv adhärierenden zweiten Nomens bewahrt. So z. B. in den Drāwida- und in den uralischen Sprachen, in denen das vorangestellte Adjektiv durchweg der Motion ermangelt, soweit nicht, wie im Finnischen, mutmaßlich fremde Einflüsse eingewirkt haben[2]. In der äußeren Sukzession des abhängigen auf das regierende Wort scheint also das Gefühl der Abhängigkeit selbst erst entstanden zu sein, während umgekehrt, wenn das Adjektiv vorausgeht, die Eigenschaft mehr noch als eine unmittelbar dem Gegenstand immanente Einheit gefühlt wird. Dabei mag übrigens dahingestellt bleiben, ob die Postposition schon eine Wirkung des Gefühls der Abhängigkeit ist, oder ob sie selbst zu deren Ursachen gehört und ihrerseits aus andern Bedingungen, etwa aus der stärkeren Wirkung der Gegenstandsvorstellung auf die Aufmerksamkeit, ihren Ursprung genommen hat. Für das letztere spricht der Umstand, daß uns deutliche Spuren jener den Gegenstand mit seinem Attribut zu

[1] Fr. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, III, 1, S. 186, 196.
[2] Müller, a. a. O. II, 2, S. 213 f., 373 f.; IV, 113 f., 185.

einer unmittelbaren Einheit verbindenden Denkweise auch in solchen Sprachen, in denen die Postposition besteht, in verschiedenen Erscheinungen begegnen. Hierher gehört vor allem, daß in einer Reihe sonst ganz unabhängiger Sprachen, wie im Baskischen, in polynesischen und manchen afrikanischen (Nuba, Teda, Kanuri u. a.), die Suffixe, die die Modifikationen der Gegenstandsbegriffe anzeigen, nicht mit dem Substantiv, sondern mit dem ihm nachfolgenden Adjektiv verbunden werden[1]). So wird in vielen polynesischen Sprachen der Plural durch die Reduplikation des postponierten Adjektivs ausgedrückt: z. B. im Samoa *laau tele* großer Baum, *laau tetele* große Bäume, im Maori *ika pai* ein guter Fisch, *ika papai* gute Fische. Solche Formen repräsentieren offenbar eine Stufe des Denkens, wo zwar die Eigenschaft, die ein Gegenstand besitzt, bereits in ihrer Besonderheit unterschieden wird, wo aber doch beide, Eigenschaft und Gegenstand, noch so fest in der Anschauung aneinander gebunden sind, daß Modifikationen, die nur dem Gegenstand zukommen können, wie die Zahl, ohne weiteres als gleichzeitige Bestimmungen der Eigenschaft gedacht werden.

Hiernach werden auch die Modifikationen des einzelnen Nominalbegriffs ursprünglich als solche des Substantivs wie des Adjektivs empfunden worden sein, aus welcher relativen Gleichwertigkeit sich dann erst durch die vorwiegende Bedeutung der Gegenstandsbegriffe für das Denken das Substantivum als der herrschende Begriff allmählich dem Adjektivum als dem von ihm abhängigen gegenüberstellte. Dies bestätigen mannigfache Erscheinungen, die auf indogermanischem Gebiet gerade diejenige Eigenschaft des Adjektivums bietet, die es hier vorzugsweise dem substantivischen Nomen gegenüber kennzeichnet: die Bildung der Steigerungsformen. Dahin gehört vor allem, daß die gleichen Suffixe, die der Bildung dieser Relationsbegriffe des Adjektivs dienen, ursprünglich auch in Verbindung mit dem Substantiv vorkommen, und daß diese Suffixe sichtlich ihre komparative Bedeutung erst sekundär, wahrscheinlich eben infolge der Sonderung des Eigenschafts- von dem Gegenstandsbegriff, an-

[1]) Müller a. a. O., III, 2, S. 1; II, 2, S. 22, 118; III, 1, S. 34; I, 2, S. 189, 199.

genommen haben, während sie zuvor einfachen Artunterscheidungen der Nomina oder sogenannten Stammbildungen dienten[1]). Auf ähnliche Entstehungsbedingungen weisen gewisse abweichende Komparationsformen hin. Diese beobachtet man bemerkenswerterweise vorzugsweise bei solchen Adjektiven, bei denen die Wertabstufung eine hervorragende Rolle spielt, indem sie zugleich in der Entwicklung kontrastierender Begriffe sich ausspricht, wie groß und klein, gut und böse. Bei ihnen finden sich fast regelmäßig an Stelle der Komparationssuffixe des gleichen Wortes ganz abweichende Wortstämme für die Steigerungen des gleichen Begriffs: wie *gut* und *besser*, *viel* und *mehr* im Deutschen, *bonus melior optimus*, *malus pejor pessimus*, *parvus minor minimus* im Lateinischen, ἀγαθός ἀμείνων ἄριστος im Griechischen u. a.[2]). Daß diese sogenannten „Suppletiverscheinungen" in der Komparation gerade bei solchen Adjektiven vorkommen, die einerseits zu einer sehr alten Schicht von Eigenschaftsbezeichnungen, anderseits aber zu den am häufigsten gebrauchten Wörtern gehören, charakterisiert sie von vornherein als altertümliche Formen. Denn der häufige Gebrauch ist es, der überall älteren Wortformen die Widerstandskraft verleiht, durch die sie gegenüber den ausgleichenden Wirkungen der Assoziation standhalten; und da, wie oben bemerkt, bestimmte Beziehungselemente ihre Bedeutung als Komparationszeichen sichtlich erst dadurch empfangen haben, daß sie an einen und denselben Wortstamm sich anlehnten, so ist in dem Gebrauch verschiedener Wortstämme für das, was wir heute „Steigerungsformen" nennen, offenbar dies eingeschlossen, daß es sich hier ursprünglich überhaupt nicht um Gradabstufungen eines Begriffs, sondern um verschiedene Begriffe handelte. Mit andern Worten: die Suppletivformen im Gebiete der Komparation erscheinen als Überlebnisse einer älteren Sprachstufe, auf der Steigerungsformen des Adjektivums überhaupt noch nicht existierten, oder auf der, was damit

---

[1]) Vgl. Brugmann, Grundriß, II, S. 420 ff. Ferd. Sommer, Die Komparationssuffixe im Lateinischen. Indogermanische Forschungen, herausgegeben von Brugmann und Streitberg, XI, S. 1 ff.

[2]) H. Osthoff, Vom Suppletivwesen der indogermanischen Sprachen. Akademische Rede. Heidelberg 1899.

zusammenfällt, Gradunterschiede immer zugleich als Qualitätsunterschiede aufgefaßt und demnach als solche durch gänzlich verschiedene Wörter bezeichnet wurden. Dies entspricht aber durchaus einer konkreten Form des Denkens, wie sie in der großen Mehrzahl der Sprachen noch heute besteht, in denen daher eigentliche Komparationsformen des Adjektivs fehlen[1]). Damit stimmt denn auch die Tatsache überein, daß bei jenen Begriffen, die der Bildung suppletiver Formen unterliegen, zu einem und demselben Positiv mehrere Komparative hinzutreten können: so im Griechischen zu ἀγαθός die Formen ἀμείνων, ἀρείων, βελτίων, λῴων, κρείττων. Hier drückt eben jedes dieser Wörter eine andere qualitative Färbung des Begriffs aus, d. h. diese Formen sind überhaupt nicht bloße Steigerungsformen, sondern sie bezeichnen daneben und in erster Linie andere, dem unbestimmteren ἀγαθός gegenüber mannigfaltigere Eigenschaften. In diesem Umstand, den der Begriff „gut“ mit andern eine solche ältere Komparationsweise darbietenden, wie schlecht, groß, klein, hoch, niedrig, in gewissem Grade teilt, liegt wohl zugleich die Erklärung für die Erhaltung eines älteren sprachlichen Zustandes in diesem Fall. Attribute wie „der gute“, „der große“ oder ihre Gegensätze haften ganz vorzugsweise an menschlichen Persönlichkeiten, und sie bewahren daher leichter als andere, auf beliebige Objekte bezogene Eigenschaftsbegriffe einen absoluten, sie der Vergleichung entziehenden Charakter; zudem aber haben sie, als lobende oder tadelnde Prädikate, von frühe an die Neigung, zu stabilen Redeformen zu werden, in denen qualitative wie quantitative Differenzen verschwinden. Umgekehrt tragen Ausdrücke, die, wie jene alten Komparativformen ἀμείνων βελτίων λῴων, der Vergleichung dienen, an und für sich die Tendenz der

[1]) Komparationen in unserem Sinne sind in der Tat ganz auf das indogermanische Sprachgebiet beschränkt. Den in weiter Verbreitung vorkommenden Steigerungen des Eigenschaftsbegriffs durch Wort- und Lautwiederholung (Kap. V, S. 637 f.) fehlt die für unsere Komparation charakteristische Dreistufigkeit; zudem bilden sie nur eine besondere Anwendung der über alle Wortformen übergreifenden Begriffssteigerung durch Reduplikation. Auch die Weise, wie in vielen Sprachen, u. a. im Semitischen, durch Partikeln in der Bedeutung *vor*, *mehr* oder durch den emphatischen Gebrauch des Artikels und der Demonstrativpronomina Eigenschaftsbegriffe stärker betont werden, ist mit den indogermanischen Komparationsformen unvergleichbar.

Differenzierung in sich, da die Vergleichung ebenso auf die Unterscheidung, wie Lob oder Tadel auf die Verwischung der Unterschiede gerichtet sind. Dies alles sind Momente, die in diesen Fällen begünstigend auf die Erhaltung der ursprünglichen Formen einwirken mußten. Im weiteren Gebiet der Eigenschaftsbegriffe dagegen konnte, sobald nur einmal erst irgendwelche ursprünglich stammbildende Suffixe durch assoziative Übertragung in komparativer Bedeutung an andere Wortstämme sich anlehnten, jeder solche Vorgang ein Assoziationszentrum werden, von dem aus der gleiche Prozeß weiter und weiter sich ausdehnte. So vollziehen sich hier Formangleichungen, die in ihren psychischen Bedingungen vollständig den früher (in Kap. IV) betrachteten Erscheinungen der Lautangleichung analog sind.

3. Artunterscheidungen der Nominalbegriffe.

a. Allgemeine Artunterscheidungen.

Wie die Komparationsformen ursprünglich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht Grad-, sondern Artunterschiede sind, so erscheint die Sprache überhaupt ursprünglich erfüllt von Unterscheidungen der Gegenstände und Eigenschaften, bei denen das Verwandte oder ähnlich Erscheinende durch lautliche Angleichung verknüpft wird. Dabei geschieht diese Angleichung regelmäßig so, daß die Grundelemente des Wortes zunächst den individuellen Begriffsinhalt ausdrücken, während Beziehungselemente, die als Suffixe oder Präfixe zu ihnen hinzutreten, und die für eine bestimmte Begriffsklasse übereinstimmend sind, die Art oder Gattung bezeichnen, welcher der Begriff angehört. So weichen die uralten indogermanischen Verwandtschaftsnamen *Vater*, *Mutter*, *Bruder*, *Schwester*, *Tochter*, *Schwager* in ihren die spezielle Bedeutung tragenden Lautbestandteilen sämtlich voneinander ab; aber durch die übereinstimmende Endung sind sie zu einer Gruppe verbunden. Mit dieser Endung muß sich daher in einer frühen Zeit die Vorstellung der Verwandtschaft verknüpft haben. Sicherlich ist das nach allem, was wir über die Vorgänge der Begriffsbildung wissen, nicht so geschehen, daß sofort für eine solche Gruppe von Wörtern ein derartiges, die Begriffsklasse bezeich-

nendes Suffix auf einmal entstand. Die psychologisch einzig mögliche Weise, sich den Vorgang zu denken, besteht vielmehr darin, daß von der Bildung eines Verwandtschaftsnamens zu der eines andern eine Assoziation der beiden Vorstellungen und der sie begleitenden Gefühle herüberreichte, welche eine Angleichung derjenigen Lautelemente des Wortes bewirkte, die nicht dem Ausdruck des besonderen Inhalts der Vorstellung dienten. Auf dem Wege der sukzessiven assoziativen Angleichung also, nicht auf dem der simultanen Bildung übereinstimmender Begriffszeichen kann allein ein solches einer Klasse von Vorstellungen gemeinsames determinierendes Lautzeichen entstanden sein; und der Begriff der Zusammengehörigkeit der Objekte ist darum auch nicht der Bildung dieser determinativen Elemente vorausgegangen, sondern er hat sich vollkommen gleichzeitig mit ihnen entwickelt. Denn er ist offenbar der beim Übergang von einem Gegenstande zum andern unmittelbar sich einstellende Ausdruck der Zusammengehörigkeit, wobei diese vielmehr auf gewissen begleitenden Gefühlen von übereinstimmender Färbung als auf einer eigentlichen Vergleichung beruhte.

Analog werden wir nun überall die Entstehungsweise jener Stammbildungssuffixe des Nomens aufzufassen haben, die in den indogermanischen Sprachen gewisse Gruppen der Nomina vereinigen und gegenüber andern abgrenzen. Dabei sind aber freilich in andern Fällen die Motive, die diese Assoziationen bewirkt haben mögen, nicht mehr so deutlich zu erkennen, wie in dem Beispiel der Verwandtschaftsnamen. Es mag sein, daß hier vielfach eine bloß äußerliche Lautangleichung in die ursprünglichen Begriffsklassen störend eingegriffen hat. Das konnte um so leichter geschehen, je mehr überall mit der Fixierung der Wortvorstellungen die ursprünglichen Bedeutungen dieser determinierenden Elemente verblaßten, ein Vorgang, der außerdem durch den vielfach eingetretenen Bedeutungswandel der Wörter sowie durch die Bildung neuer Beziehungen zwischen den Begriffen begünstigt wurde. Immerhin lassen sich in den älteren Formen der indogermanischen Sprachen da und dort noch solche für die Zusammenfassung gewisser Wortgruppen dereinst bestimmende Motive wahrnehmen. So wenn im Lateinischen mittels des Suffixes *-ter*

von Substantiven Adjektiva abgeleitet werden, die durchweg eine lokale Bestimmung ausdrücken, wie *campester*, *silvester*, *paluster*, *pedester* usw., oder wenn ein idg. Suffix *-lo* sich vorzugsweise in Adjektiven erhalten hat, die eine Tätigkeit, und in Substantiven, die einen Täter oder ein Werkzeug bezeichnen, wie in *credulus*, *tremulus*, *agilis* (von *credo*, *tremo*, *ago*), *figulus*, *speculum*, *cingulum* usw. (von *fingo*, *specio*, *jacio*)[1]. In den meisten Fällen freilich haben sich die einstigen Motive solcher übereinstimmender Bildungen verwischt, indem die gleichen Determinationselemente ganz verschiedenen Begriffsbildungen als Grundlagen zu dienen scheinen.

Wo nun überhaupt eine zusammengesetzte, das Wort aus Grund- und Beziehungselementen aufbauende Wortbildung besteht, da scheinen auch analoge, dem Wortstamm beigegebene Artunterscheidungen vorzukommen; und selbst in den wortisolierenden Sprachen fehlen sie nicht ganz: nur werden sie hier durch besondere Hilfswörter ausgedrückt, die zunächst den Begriff, dem sie beigegeben sind, näher determinieren, dann aber durch ihr übereinstimmendes Vorkommen bei den Gliedern einer Wortgruppe zugleich in Klassenbezeichnungen übergegangen sind[2].

In besonders charakteristischer Form, in der uns die mutmaßliche Urbedeutung der nominalen Stammbildungssuffixe unserer Sprachen noch teilweise klar ausgeprägt entgegentritt, bieten sich endlich solche Artunterscheidungen der Nomina in den Klassenpräfixen der Bantusprachen. Hier wurden die sämtlichen Nomina durch Präfixe ursprünglich in etwa 20 Klassen gesondert, deren Bedeutung sich freilich nur bei einigen noch erhalten hat. Wahrscheinlich sind es verschiedene Gruppen von Menschen, Pflanzen, Tieren, Werkzeugen, Ortsbestimmungen usw. gewesen, die dieser Ordnung zugrunde lagen. Im jetzigen Zustand der Sprache sind hauptsächlich noch die Unterscheidungen persönlicher Wesen, sowie die der Abstammungen und der Verwandtschaftsverhältnisse deutlich zu erkennen, ferner Kollektiv-,

[1]) Vgl. die Zusammenstellungen von Lindsay, Die lateinische Sprache, S. 359 ff.

[2]) G. von der Gabelentz, Chinesische Grammatik, 1881, S. 124, 170 ff.

Diminutiv- und Wertbezeichnungen (erhabene und niedrige Gegenstände). Alle diese Elemente sind aber wahrscheinlich, ähnlich unseren Stammbildungssuffixen, in ihrer Lautform veränderte und verkürzte Wortbestandteile[1]).

So eröffnen uns diese Erscheinungen einen weiten Ausblick auf frühe Zustände des sprachbildenden Denkens, von denen freilich meist nur schwache Spuren zurückgeblieben sind. Neben dem eigenen Begriff des Gegenstandes und neben den Beziehungen, in die er selbst oder der noch nicht sicher von ihm geschiedene Eigenschaftsbegriff zu den umgebenden Bestandteilen des Satzes tritt, sehen wir überall zugleich Beziehungen zwischen den verschiedenen Nominalbegriffen einer Sprache hervortreten, durch welche die gesamten in nominalen Wortbildungen ausgedrückten Vorstellungen in gewisse Klassen geordnet werden. Dieses primitive Begriffssystem geht aber in der Regel bis auf geringe Spuren verloren, um durch neue, für die weitere Entwicklung des Denkens bedeutsame Beziehungen ersetzt zu werden. Nur eine große Klasse von Begriffen ragt aus jenem verschollenen System noch in seiner lebendig gebliebenen Bedeutung in spätere Zeiten hinüber: das sind gewisse Wertbegriffe, die ihren Ausgangspunkt in der Wertschätzung des Menschen selbst besitzen.

b. Wertunterscheidungen und grammatisches Geschlecht.

Die im allgemeinen vorkommenden Fälle einer Wertunterscheidung, die sich heute noch in verschiedenen Sprachen nachweisen lassen, dürften im wesentlichen die folgenden sein:

[1]) C. Meinhof, Grundzüge der vergleichenden Grammatik der Bantusprachen, 1906, S. 5 ff. Dabei ist ein gegebenes Präfix immer zugleich Begriffs- und Numeruszeichen. So ist z. B. *umu-* Präfix des einzelnen Menschen, *ava-* das des Plur. Menschen, *ama-* das einer Flüssigkeit, *iki-* der Flüssigkeiten. Bezeichnend ist ferner, daß Tiere, wenn sie in der Fabel redend auftreten, das Klassenpräfix des Menschen annehmen, und daß in manchen Bantusprachen dieser Übergang allgemein wurde, so daß auf diese Weise eine allgemeine Klasse der lebenden Wesen entstand, ein Weg, der neben andern zur Verminderung der Begriffsklassen geführt hat. Eine analoge Rolle wie den Klassenpräfixen scheint auf polynesischem Sprachgebiet vielen Partikeln zuzukommen. Neben solchen von präpositionaler, konjunktionaler oder pronominaler Bedeutung finden sich nämlich hier auch andere, die lediglich die allgemeine Kategorie des nachfolgenden Wortes bestimmen. Vgl. das Partikelverzeichnis in Humboldts Kawi-Werk, III, S. 638 ff.

1. Unterscheidung höherer und niederer Gegenstände. Sie ist in ihrer ausgeprägtesten Form in der Sprache der Irokesen zu finden. Die erste Kategorie, die höhere, umfaßt Gott, andere höhere Wesen und Männer, die niedere Kategorie alles andere, also Frauen und Kinder so gut wie Tiere und sachliche Objekte[1]).

2. Unterscheidung menschlicher Wesen (mit Einschluß der Frauen) von allen andern Gegenständen. Sie findet sich ziemlich rein ausgeprägt, nur mit teilweiser Zurechnung der Kinder zu der zweiten Kategorie, bei dem afrikanischen Stamm der Fulbe. Die Wertunterschiede der Nomina werden hierbei nicht bloß durch präfigierte Laute angedeutet, sondern es kommen auch beim Verbum verschiedene Pronominalelemente zur Anwendung. Analoge Unterschiede des Verbalausdrucks, jedoch ohne die begleitenden Determinationselemente des Nomens selbst, finden sich noch in einigen amerikanischen Sprachen[2]).

3. Unterscheidung belebter und unbelebter Wesen. Sie wird wiederum bei einigen Indianerstämmen, aber in der Regel nur partiell ausgebildet, beobachtet: bei den Dakota z. B. werden beide Kategorien bloß dadurch unterschieden, daß der Plural der belebten Wesen durch ein Suffix angezeigt wird, das sonst fehlt[3]). Vermischt mit der Geschlechtsunterscheidung beim Menschen und mit der Unterscheidung von Menschen und Tieren findet sich das gleiche auch in einigen nordkaukasischen Sprachen[4]).

4. Unterscheidung von Mann und Weib und Übertragung dieser Unterscheidung auf alle andern Gegenstandsbegriffe. Sie herrscht, verbunden mit genereller Geschlechtsbezeichnung der Gegenstände, in den semitischen und hamitischen Sprachen.

5. Unterscheidung dreier Genera, bei denen teils die Unterscheidung der Geschlechter, teils die von Person und Sache, teils aber auch andere Wertgrade ursprünglich eine Rolle gespielt zu haben scheinen. Die Hauptklasse der Sprachen mit drei Geschlechtern ist das Indogermanische. Außerdem kann noch die Sprache der Hottentotten in einem allerdings wesentlich modifi-

---

[1]) Müller a. a. O., II, 1, S. 206 f.
[2]) Müller a. a. O. III, 1, S. 3, 21; II, 1, S. 269.
[3]) Ebenda II, 2, S. 215.
[4]) Ebenda III, 2, S. 120.

zierten Sinne hierher gezählt werden. Während nämlich im Indogermanischen jedes Nomen nur ein Geschlecht hat, das übrigens durchaus nicht mit dem natürlichen Geschlecht zusammenzufallen braucht, und das nicht selten bei einem und demselben Worte wechselt, können sich im Hottentottischen mit jedem Wort die drei Geschlechtsbezeichnungen verbinden, wobei im allgemeinen das Kommune den Gegenstand ohne Nebengedanken, das Femininum ihn mit einer erniedrigenden, das Maskulinum mit einer erhöhenden bezeichnet, so daß also z. B. Wasser neutr. Wasser überhaupt, Wasser fem. Wasser zum Gebrauch (Waschwasser, Trinkwasser usw.), Wasser mask. ein großes Wasser (einen Fluß) bedeutet[1]).

Diese Typen zeigen deutlich, daß die sogenannte Geschlechtsunterscheidung nur ein Glied in einer Reihe ähnlicher Unterscheidungen ist. Sie machen überdies wahrscheinlich, daß teils durch die Vermischungen mit Determinativbildungen andern Ursprungs, teils infolge sonstiger Einflüsse frühe schon Übertragungen stattgefunden haben, die den ursprünglichen Sinn unsicher machten. Dabei haben die alten grammatischen Bezeichnungen des „Maskulinum, Femininum und Neutrum“ entschieden ungünstig auf die Erkenntnis dieses ursprünglichen Sinnes gewirkt. Geht man nämlich von denjenigen Fällen aus, in denen sich die Erscheinung aller Wahrscheinlichkeit nach auf ihrer primitivsten Stufe darbietet, so ist nicht das natürliche Geschlecht, sondern die einfache Wertunterscheidung, die Gegenüberstellung einer höheren und einer niederen Klasse von Objekten maßgebend. Zur ersten Klasse werden bald, je nach den besonderen Kulturbedingungen, die lebenden Wesen im Gegensatze zu den leblosen Dingen, bald die Männer, besonders die erwachsenen, im Gegensatze zu den Frauen und Kindern gezählt. Diese Auffassungen bewirken dann aber leicht weitere Gliederungen, die über die ur-

[1]) Ebenda I, 2, S. 13 f. Ähnliche Modifikationen, besonders der Typen 4 und 5, finden sich, wie es scheint, noch sonst bei primitiven Völkern, so z. B. bei den Papúas. Eine dieser Sprachen, das Monumbo, bietet eine Kombination der Typen 3 und 5; sie unterscheidet fünf Genera: Männer, Weiber, Kinder, Sachen und unbestimmte Begriffsgegenstände. (P. W. Schmidt, Zeitschrift für afrikanische, ozeanische und ostasiatische Sprachen, V, 1902, S. 107 ff.)

sprünglich einer solchen Wertabstufung nächstliegende Zweizahl hinausgehen. So ergibt sich als ein natürlicher Erfolg dieser Doppelwirkung namentlich auch die den indogermanischen Sprachen eigene Dreiteilung, bei der das Neutrum gegenüber den beiden Geschlechtern zunächst wohl ebenfalls das Leblose und dann durch eine naheliegende Übertragung das ausdrückte, bei dem es auf den Geschlechtsunterschied nicht ankam (das οὐδέτερον), und wozu daher neben dem Leblosen und dem Kinde auch die Personen der Rede gehörten[1]). Dagegen sind die semitischen und hamitischen Sprachen von frühe an bei der auf den primitiven Wertgefühlen beruhenden bloßen Zweiteilung stehen geblieben. Außerdem ist aber in diesen drei Sprachgruppen noch eine andere Wirkung der Wertstufen auf die sprachlichen Formen eingetreten, die mindestens in dieser Ausdehnung sonst nicht vorkommt: die Unterscheidung nach solchen Kategorien hat sich nämlich über die gesamten Nominalbildungen der Sprache ausgedehnt, und es ist dadurch ihre ursprüngliche Bedeutung offenbar sehr frühe schon gänzlich verwischt worden. Denn unvermeidlich mußte es auf diese Weise kommen, daß Objekte, denen an sich überhaupt keine Wertprädikate beigelegt waren, vermöge ganz anderer hinzutretender Assoziationsmotive bald dieser bald jener Kategorie zufielen.

Solche Motive hat man nun in der Regel nach dem Vorbilde Jakob Grimms in einer Art poetischer Übertragung der männlichen und der weiblichen Eigenschaften auf die Dinge gesehen[2]). Diese Interpretation scheitert aber schon daran, daß, wie eigentlich die Existenz des Neutrums bereits andeutet, die Unterscheidung des Geschlechts selbst nur als ein besonderer Fall einer allgemeineren und weitergreifenden Unterscheidung nach der Wertschätzung der Objekte zustande gekommen ist. Wo irgendeine sachliche Beziehung zwischen dem grammatischen und dem natürlichen Geschlechte besteht, da wird sie darum eben auch nur

---

[1]) So aind. *ahám* ich, *tvám* du, *vayám* wir, *yūyám* ihr.

[2]) Grimm, Deutsche Grammatik, III, S. 358. Das Maskulinum soll danach das „frühere, größere, festere, sprödere, tätige", das Femininum das „kleinere, weichere, stillere, leidende", das Neutrum das „erzeugte, gewirkte, stoffartige, kollektive" u. dgl. bezeichnen.

aus dieser Versetzung in die gleiche Wertklasse entstanden sein. Wenn z. B. der Irokese die Götter und seine Schutzgeister und sich selbst in die obere, die Frauen mit den Tieren und sachlichen Dingen in die untere Klasse versetzt, so beruht das nicht darauf, daß er die Götter sämtlich als männliche, die Tiere und Sachobjekte als weibliche Wesen betrachtet, sondern vielmehr darauf, daß er sich selbst für ein höheres Wesen hält, die Frau aber an Wert den Sachen gleichstellt. Wo daher überhaupt Motive einer realen Assoziation ursprünglich vorhanden gewesen sind, da ist die Gegenüberstellung der beiden Geschlechter deren Wirkung, nicht Ursache, und die Assoziation selbst beruht auf allen den Motiven, die einem Naturmenschen eine bestimmte Klasse von Gegenständen quantitativ wertvoller oder auch qualitativ von anderer Wertbeschaffenheit erscheinen lassen als andere.

Zu diesen realen Assoziationen, von denen wir wohl vermuten dürfen, daß sie die ursprünglicheren waren, da sie innerhalb primitiver Kulturbedingungen noch ziemlich unverhüllt zutage treten, müssen jedoch bei einzelnen Stämmen frühe schon andere, formale Assoziationen hinzugetreten sein, darin bestehend, daß bestimmte Wortformen anderen, ihnen in den formbildenden Elementen ähnlichen, auch im Artikel und in den attributiv beigegebenen Adjektiven sich anglichen. So konnte vermöge einer von der Form auf den Inhalt übergreifenden Lautassimilation, die den in Kap. IV behandelten Angleichungen verwandt war, ein ursprünglich indifferentes Wort der Geschlechtskategorie zugeführt werden, der einige Gegenstände von ähnlicher Lautform vermöge ihrer spezifischen Merkmale angehörten. Auf diese Weise mögen im Indogermanischen Wörter mit dem Suffix *-a* oder griech. -η, wie *mama*, γυνή, auf andere wie *terra*, *ërda* (Erde), γαῖα, σελήνη, solche wie θεός, *equus* auf ἵππος, *fluvius* usw. assimilierend eingewirkt haben[1]). In der Tat kann eine Ausbreitung der Genusunterscheidung auf die sämtlichen Nominalbildungen, wie sie die indogermanischen und semitischen Sprachen aufweisen, kaum anders als durch eine ganz überwiegende Beteiligung solcher formaler Angleichungsvorgänge entstanden sein. Dabei konnten dann natürlich diese Angleichungen an verschiedenen Orten oder

[1]) Brugmann, Techmers Zeitschrift, IV, 1889, S. 100ff.

in verschiedenen Zeiten auch nach verschiedenen Richtungen wirken, so daß das Genus eines und desselben Wortes nicht immer konstant blieb. Die Veränderungen, welche die Suffixe infolge des Lautwandels erfuhren, machten vollends die ursprünglichen Assoziationsmotive mehr und mehr hinfällig, daher scheinbar zufällige Assoziationen und der durch einzelne Schriftsteller zur Herrschaft gebrachte Usus schließlich über das Genus eines Wortes entscheiden können. Wir sagen heute ohne jede Rücksicht auf das wirkliche Geschlecht *das Weib*, *die Maus*, *das Pferd* usw. Am längsten hat sich wohl in den indogermanischen Sprachen noch das Neutrum eine reale Beziehung zur Charakterisierung des Leblosen bewahrt[1]).

Allgemein läßt sich demnach die „Genusbezeichnung" auf eine doppelte Reihe von Assoziationen zurückführen: 1. auf reale, die von dem Wertinhalt der Vorstellungen, also von Grundelementen der Wörter ausgehen, aber auf bestimmte Beziehungselemente (Genusaffixe) herüberwirken, so daß die Wortvorstellungen gleicher Wertgattung einander angeglichen werden. Dies ist der Zustand, der sich auf primitiveren Stufen noch relativ unverändert erhalten hat. Doch treten dazu sehr frühe schon und in ihrem Einfluß immer mehr zunehmend: 2. formale Assoziationen, die umgekehrt von bestimmten Beziehungselementen, z. B. Suffixbildungen, ausgehen und auf andere die Stellung des Wortes charakterisierende Beziehungselemente, wie die Suffixe des zugehörigen Adjektivs, den Artikel, abhängige Demonstrativ- und Relativpronomina, einwirken. Durch diese ihre Ausbreitung können die formalen Assoziationen auch auf die Bedeutungsfärbung des Wortes immer noch einen gewissen Einfluß ausüben. Dies zeigt sich daran, daß solche sekundäre Geschlechtswörter wie *Helios*, *Selene* oder, neben den ihnen nachgebildeten *Sol*, *Luna*, in römischer Zeit sogar *Victoria*, *Pax*, *Bonus Eventus* u. a. in mythologische Gestalten umgewandelt worden sind. Doch müs-

[1]) Bezeichnend für diese Willkür, die notwendig bei dem allmählichen Versagen der ursprünglichen Assoziationsmotive in der Genusbezeichnung einreißen mußte, sind die großen Schwankungen, die schon von althochdeutscher Zeit her das Genus im Deutschen zeigt, sowie der gewaltige Einfluß Luthers auf die endliche Fixierung des Sprachgebrauchs. Vgl. H. Rückert, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, I, S. 271f.; II, S. 85ff.

sen wohl besondere affekterregende Einflüsse hinzukommen, wie sie bei dem Eindruck der Himmelserscheinungen oder bei den Verkörperungen von Schutz- und Schicksalsdämonen stattfanden, um eine solche Assoziation ins Leben zu rufen. In der ungeheuern Mehrzahl der Fälle dagegen ist offenbar die Genusbezeichnung unserer Sprachen ungefähr ebenso bedeutungslos geworden, wie jene allgemeineren artbezeichnenden Suffixe, die uns als unverstandene Reste primitiver Begriffsordnungen zurückgeblieben sind.

4. Zahlwörter und Zahlsysteme.

Ganz im Gegensatze zu diesen teils abgeblaßten, teils völlig umgewandelten Art- und Wertunterscheidungen hat die Unterscheidung der Anzahl der Gegenstände in der Sprache ihre ursprüngliche Natur im wesentlichen beibehalten, während in dem Umfang, in dem sie angewandt wird, sowie in den Hilfsmitteln des Ausdrucks allerdings große Veränderungen eingetreten sind. Dabei hat sich die Zahlbezeichnung in zwei, zuweilen in deutlicher Beziehung zueinander stehenden Formen entwickelt: 1. als selbständiges Zahlwort, und 2. als Zahlausdruck des Nomens (Numerus). Unter diesen beiden Formen hat die Entwicklung des selbständigen Zahlworts neben ihrer eigenartigen Natur in mancher Beziehung eine für das psychologische Verständnis der Numerusunterscheidungen des Nomens wegweisende Bedeutung.

Die Entwicklung der selbständigen Zahlbegriffe ist sichtlich von der demonstrativen Gebärde als dem einfachsten Mittel des Zählens ausgegangen. Hierfür ist es bezeichnend, daß gerade unter denjenigen Stämmen, bei denen die Gebärdenmitteilung neben der Rede oder als Ersatz derselben am weitesten verbreitet ist, unter den australischen und amerikanischen, zum Teil auch unter den afrikanischen, am häufigsten eine mangelhafte Ausbildung der Zahlwörter angetroffen wird. Daraus auf einen Mangel des „Zahlensinns" zu schließen ist darum noch nicht erlaubt. Denn wenn irgendwo, so ist jedenfalls bei den einfachen Zahlvorstellungen die Gebärde ein vollgültiges Äquivalent. Daß die Zahlwörter weit über jene direkt zu beobachtenden Erschei-

nungen hinaus auf die ursprüngliche Beihilfe der Fingersprache hinweisen, das bezeugt übrigens schon die ungeheure Verbreitung des dezimalen Zahlsystems auf der Erde, sowie die Tatsache, daß, wo das eigentliche Dezimalsystem fehlt oder durch eine andere Zählweise ergänzt wird, die abweichenden Ausdrücke meist nach der quinaren oder vigesimalen Methode gebildet sind. Hierbei ist aber offenbar die erste als eine bloß auf eine Hand beschränkte, die zweite als eine auf die Zehen der Füße ausgedehnte Zählweise anzusehen, wie denn bei den Indianern in der Gebärdensprache zuweilen die 20 durch Ausstrecken der zehn Finger gegen die Füße angegeben, in der Sprache der Eskimo dieselbe Zahl durch die Wortverbindung „einen Menschen beendet" ausgedrückt wird[1]).

Dennoch sind diese durch die Gebärdezeichen nahegelegten dezimalen, quinaren und vigesimalen Zählweisen nicht die einzigen, sondern bei einigen südamerikanischen und den meisten australischen Ureinwohnern scheinen sich Spuren eines Zusammenhangs der Zahlwörter mit den Personen des Pronomens zu finden. Dieser Zusammenhang ist allerdings nur ein begrifflicher. Denn Zahlen und Pronomina werden durch verschiedene Wörter ausgedrückt; beide sind also in ihrer sprachlichen Form unabhängig voneinander entstanden. Aber die nämliche Unterscheidung der eigenen Person von dem Angeredeten, zu der bisweilen auch noch die eines Dritten hinzukommt, auf der die Bildung der Singularformen des persönlichen Pronomens beruht, scheint, sobald einmal überhaupt besondere Zahlbegriffe in der Sprache ausgedrückt wurden, hier den ersten Anstoß zu ihrer Bildung gegeben zu haben. Übrigens ist auch diese primitivste Zählweise zuweilen mit Bruchstücken des quinaren und vigesimalen Systems verbunden, die dann aus anderer Quelle stammen und sich daher den zwei oder drei ersten Zahlen als eine von ihnen verschiedene Zählweise nur äußerlich anschließen. So hat das

[1]) Müller, Grundriß II, 1, S. 179. Pott, Die quinare und vigesimale Zählmethode, 1847, S. 10ff. Spuren einer Verbindung des vigesimalen mit dem dezimalen System finden sich auch noch auf indogermanischem Gebiet in den besonderen Wortstämmen für Zwanzig, die im Indischen, Arischen, Griechischen, Lateinischen und Altirischen vorkommen, im Unterschied vom Slawischen und Germanischen, wo die 20 aus der 10 gebildet ist.

Bakaïri selbständige Zahlausdrücke bis 3, unter denen aber 1 und 2 die häufiger gebrauchten sind, das Abiponische nur für 1 und 2, 3 wird hier durch Verbindung beider (2 + 1) gebildet. Diesen ursprünglichen Zahlwörtern steht aber eine Reihe ergänzender Sachwörter gegenüber, wie: „Zehen des Straußes“ = 4, „Finger einer Hand“ = 5, „Finger beider Hände“ = 10, „Finger beider Hände und Zehen beider Füße“ = 20. Ebenso hatte das Tasmanische Zahlwörter bis zur 3, worauf dann weitere durch Zuzählen der Eins gebildet wurden: 3 und 1 (= 4), und noch 1 (= 5). Meist werden dann aber höhere Zahlen, soweit sie erforderlich sind, wie K. von den Steinen bei den Bakaïri beobachtete, durch Ausstrecken der Finger und eventuell auch noch durch Hinweisen auf die Zehen ausgedrückt[1]).

Die konkreten Vorstellungen, die so überall, wo wir die Zahlwörter auf ihre einstige Bedeutung zurückverfolgen können, für die abstrakten Zahlbegriffe eintreten, erinnern unmittelbar an die Art und Weise, wie noch heute bei unsern Kindern das Verständnis der Zahlen teils von selbst entsteht, teils geflissentlich erweckt wird. Hat das Kind zuerst einen, zwei, drei Äpfel usw. gezählt und dann das gleiche Verfahren an beliebigen andern Gegenständen wiederholt, so löst sich ihm allmählich der in diesen Verbindungen konstant bleibende Bestandteil, die Zahl, von den wechselnden Einzelvorstellungen. Hier bildet sich daher der Zahlbegriff wesentlich dadurch, daß sich diese Wortassoziationen allmählich mit dem deutlichen Gefühl eines übereinstimmenden

---

[1]) Pott, Zählmethoden, S. 4ff. Müller, Grundriß, II, 1, S. 23, 31, 37, 43ff. und ebenda S. 416. K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, 1897, S. 84f. Leo Frobenius, Probleme der Kultur, 1901 (Die Mathematik der Ozeanier). P. und F. Sarasin, Die Weddas auf Ceylon, S. 527. R. Martin, Die Inlandsstämme der malaiischen Halbinsel, S. 995. P. W. Schmidt, Mitteil. der Wiener anthropolog. Ges., Bd. 33, 1903, S. 375. Schmidt bezweifelt den begrifflichen Zusammenhang der primitiven Zählweisen mit den Personen des Pronomens, weil bei den Australiern das Zählen bis 2 und 4 gerade so häufig vorkomme wie bis 3. Aber erstens überwiegt bei dem Pronominalbegriff selbst, wie wir unten sehen werden, die Zwei- über die Dreizahl der Personen; und zweitens zeigen sowohl das Tasmanische wie die südamerikanischen Sprachen, daß leicht hier von der Dreizahl aus entweder durch die Einsaddition oder durch konkrete Ersatzwörter die ergänzende 4 entstehen kann.

Vorgangs bei allem Zählen einzelner Gegenstände verbinden. Dadurch assoziiert sich aber das Zahlwort selbst, als das bei allen diesen einzelnen Zähloperationen Konstante, mit der Auffassung jenes übereinstimmenden Vorgangs. Diese Entwicklung ist demnach durchaus an die Existenz bereits vorhandener abstrakter Zahlwörter gebunden. Darum würde es offenbar auch hier nicht zutreffend sein, wollte man die Vorgänge der individuellen ohne weiteres auf die der generellen Entwicklung übertragen. Beide stimmen freilich darin überein, daß sich die abstrakten Begriffe allmählich aus konkreten Vorstellungen entwickeln. Die Art, wie dies geschieht, ist aber eine wesentlich abweichende, wie dies schon daraus hervorgeht, daß das Kind von frühe an die Zahlwörter von seiner Umgebung annimmt, während bei dem Naturmenschen aus den konkreten Einzelvorstellungen und ihren Namen die Zahlwörter selbst erst hervorgehen. Dies kann nur so geschehen, daß ein Gegenstandswort, wie z. B. „Zehen des Straußes", auf irgend andere vierteilige Gegenstände übertragen wurde, indem sich das Bild der Straußzehen jedesmal mit dem neuen Objekt assoziierte. Je häufiger sich dieser Prozeß wiederholte, um so mehr konnte sich aber dann die das Wort begleitende Sachvorstellung verdunkeln und so schließlich das Wort selbst als bloßes Zeichen der Zahl zurücklassen. Während sich demnach beim Kinde das Zahlwort allmählich aus einer größeren Anzahl von Sachvorstellungen, mit denen es von Anfang an assoziiert ist, als ein selbständiges Begriffszeichen loslöst, geht hier, bei der ursprünglichen Entstehung der Zahlbegriffe, umgekehrt das einen einzelnen Gegenstand bezeichnende Wort durch Übertragung auf andere in gleicher Weise geteilte Gegenstände schließlich selbst in ein Zahlwort über. Dort besteht der Prozeß in einer Elimination der konkreten und wechselnden Sachvorstellungen aus ihrer Verbindung mit dem Zahlwort, hier in einer assoziativen Übertragung einer bestimmten einzelnen Sachvorstellung auf andere. Selbstverständlich kann aber bei dem letzteren Prozeß das Zahlwort viel länger seine konkrete sinnliche Bedeutung bewahren, da hier stets die ursprüngliche Sachvorstellung zunächst noch mit den andern, ähnlichen Gegenständen oder Gegenstandsgruppen assoziiert bleibt. Der Wilde, der eine Vereinigung von zwanzig

Menschen wieder einen „ganzen Menschen“ nennt, überträgt das Bild dieses Menschen, seiner Finger und Zehen, auf jene Gesamtheit, und es ist daher nicht sowohl der abstrakte Begriff der Zahl als die Assoziation solcher Sachvorstellungen, mittels deren die Dinge zahlenmäßig geordnet werden. Die Loslösung des Zahlbegriffs kann sich darum hier nur vollziehen, indem die sachliche Bedeutung des Wortes verblaßt und dieses so in ein wirkliches Zahlwort übergeht. Auf diese Weise bilden die Zahlbegriffe belehrende Beispiele für die Abhängigkeit abstrakter Begriffsbildungen von dem Wandel der Wortbedeutungen. Auch hier ist aber diese Abhängigkeit nicht als eine solche aufzufassen, bei der einem der zusammenwirkenden Momente die Priorität vor dem andern zukäme, sondern beide, die Verdunkelung der ursprünglichen Wortbedeutung und die Bildung der abstrakten Begriffsform, greifen unmittelbar ineinander ein. Die Zahl kann nur abstrakt werden, weil die Sachvorstellung, mit der sie ursprünglich zusammenfiel, schwindet, und dieses Schwinden ist wiederum von den assoziativen Übertragungen des Wortes abhängig.

Im Hinblick auf die dezimale Zählweise pflegt man anzunehmen, jeder Zahlausdruck bis zur Zehn entstehe aus dem ihm unmittelbar vorausgegangenen durch Hinzunahme einer weiteren Einheit. Daß diese mathematische Ableitung nicht mit der ursprünglichen Entstehung der Zahlbegriffe zusammentrifft, zeigt jedoch die Beschaffenheit der Zahlwörter selbst, bei denen dieses additive Prinzip gerade auf den primitiven Stufen des Denkens höchstens zur Ausfüllung von Lücken verwendet wird. Nach ihrer ursprünglichen Bedeutung erweisen sich vielmehr die grundlegenden Zahlbegriffe als einheitliche Vorstellungen, die sich zumeist auf diejenigen Teile des eigenen Körpers beziehen, die bei der Gebärdensprache als die natürlichen Ausdrucksmittel der Zahlwerte dienen[1]). Auch ist für diese Entwicklung das Verhältnis der quinaren und vigesimalen Zählweisen zur dezimalen überaus charakteristisch. Jene stehen nämlich keineswegs, wie man nach diesen Benennungen glauben könnte, der letzteren als selbstän-

[1]) Man vergleiche hierzu den Bericht K. von den Steinens über das Verfahren der Bakaïri, wenn ihnen größere Zählaufgaben gestellt wurden, a. a. O. S. 85 ff.

dige Formen gegenüber, sondern zu einer allgemeinen Verbreitung sind, wo überhaupt die Sprache über die Bildung der drei ersten Zahlwörter hinausgekommen ist, nur zwei Zählweisen gelangt: eine vollkommenere, die ausschließlich die Zehn zur Grundlage der Zahlbildung gemacht hat, und verschiedene unvollkommenere, die entweder statt der Zehn oder neben ihr 5 und 20 als selbständige Zahlvorstellungen enthalten. Die quinare Zählweise ist daher in der Regel zugleich vigesimal und nicht selten außerdem auch noch dezimal. Nur bei einigen Negerstämmen scheint die Fünf wirklich, ähnlich wie bei der Mehrzahl der andern Völker die Zehn, die einzige Grundlage des Zahlsystems zu sein[1]).

Diese Mannigfaltigkeit der grundlegenden Zahlbegriffe bei den unvollkommenen Zählweisen erklärt sich im Hinblick auf die oben geschilderte psychologische Entwicklung ohne weiteres daraus, daß bei ihnen die Begriffe noch durchaus an der Vorstellung der einzelnen Körperteile festhaften, die bei der Gebärdensprache die nächsten Substrate bestimmter Zahlgrößen bilden. Da sich aber dabei neben der Vorstellung der einen Hand die der vier Gliedmaßen leichter als ein selbständiger Totalbegriff erhalten kann als die der zwei Hände, so begreift sich daraus die besonders häufige Verbindung des quinaren mit dem vigesimalen System. „Die Hand", „die zwei Hände", „der ganze Mensch", diese drei Ausdrücke bezeichnen deutlich die Motive der Bevorzugung des ersten und des dritten dieser Gesamtbegriffe. Daß die vollkom-

---

[1]) Verhältnismäßig rein ausgeprägt findet sich das quinare System nach den von Fr. Müller mitgeteilten Zahltabellen eigentlich nur bei den Dinkanegern, wo die Zahlen zwischen 5 und 10 durch die Additionen 5 + 1, 5 + 2 usw., 10 aber durch 2 . 5, 20 durch 2 . 10 ausgedrückt wird (Müller, I, 2, S. 55). Bei den meisten andern Negerstämmen ist das Quinarsystem nur durch die additive Bildung der Zahlen zwischen 5 und 10 angedeutet, 10 und zuweilen auch 20 werden aber durch besondere Wörter ausgedrückt, bei den Wolof z. B. 20 = „Mensch" (a. a. O. S. 102). Es handelt sich also hier um Verbindungen teils mit dem Dezimal-, teils auch mit dem Vigesimalsystem. Das gleiche gilt von denjenigen nordasiatischen und amerikanischen Sprachen, in denen von der dezimalen abweichende Zählweisen vorkommen: sie zeigen meist Kombinationen des quinaren und vigesimalen, einige auch des quinaren und dezimalen Systems, andere solche aller drei Systeme. (Vgl. Müller a. a. O., II, 1, S. 123, 145, 116, 179; II, 1, S. 281, 293, 298ff.)

menere Zählweise gerade die zwischen ihnen liegende mittlere Vorstellung, die als bloße Verdoppelung der einen Hand zunächst keine selbständige Bedeutung erlangt hatte, zur Grundlage nahm, wird man wohl auf die gleichzeitige Wirkung zweier Motive zurückführen dürfen: zunächst auf den bei zunehmender Weite des Gesichtskreises ungenügenden Umfang der Fünfzahl, und sodann auf die bei oft wiederholten Zahlangaben durch die Gebärde ungleich leichtere Verwendung der Hände. Von dem Augenblicke an, wo überhaupt das Gebärdenspiel zur Vorherrschaft gelangt war, lag daher die Angabe aller größeren Zahlen durch dieses allein nahe genug. Die Loslösung des alle weiteren Zahlvorstellungen tragenden Begriffs von dem einzelnen Körperteil förderte aber ihrerseits wieder die weitere begriffliche Entwicklung: sie ließ das sinnliche Objekt, da es nicht mehr ein einzelnes war, in der Anschauung zurücktreten; und sie legte zugleich die weitere und weitere und schließlich unbegrenzte Fortsetzung jenes Verfahrens fortwährender Zufügung neuer Zahlgesamtheiten nahe, die in der Hinzunahme der zweiten Hand zur ersten ihr Vorbild fand. Dabei blieben immerhin die Spuren des Ursprungs der Zahlen von 1 bis 3 aus einer davon wesentlich verschiedenen Quelle auch noch in den Zahlenbezeichnungen des Dezimalsystems erhalten. Sind doch diese Spuren selbst in den indogermanischen und semitischen Sprachen erkennbar, in jenen in der Flektierbarkeit dieser Zahlen, die sich ursprünglich auch noch auf die Vier erstreckte, in diesen in der Erscheinung, daß die Ein- und die Zweizahl adjektivisch gedacht und daher im gleichen Geschlecht mit dem zugehörigen Nomen verbunden werden, während sich die übrigen Zahlen durch abweichendes Genus unterscheiden. Dazu kommt in beiden Sprachgebieten die duale Form des Zahlworts für zwei, die direkt auf die Beziehung zum Pronomen hinweist. Durch diese Beziehung wird natürlich nicht ausgeschlossen, daß, wie die 5 und die 10 durch die ganze Hand und die beiden Hände, so jene ersten Zahlen in der Gebärde durch das Ausstrecken einzelner Finger angedeutet wurden. Doch im primitiven Verkehr verbinden sich diese Gebärdezeichen naturgemäß in der Regel mit hinweisenden Bewegungen auf die Personen der Umgebung, auf die gerade sie am häufigsten angewandt

werden. Erst von der Fünf und der Zehn an erweitert sich der Gesichtskreis auch auf abwesende Personen und Objekte, die nicht selbst durch die Gebärde zu erreichen sind. Diese Verschiedenheit des Ursprungs macht es übrigens begreiflich, daß gerade jene primitivste aller Zählweisen, die noch vor der quinaren liegt, in einzelnen Fällen für sich allein erhalten geblieben ist[1]).

5. Numerusbezeichnungen des Nomens.

Der Entwicklung der selbständigen Zahlbegriffe und Zahlwörter gehen die Zahlunterscheidungen des Nomens und Pronomens auf ihren früheren Stufen deutlich parallel. Wo es zu einer Ausbildung umfassenderer Zahlbegriffe überhaupt nicht gekommen ist, wie bei vielen der südamerikanischen und australischen Eingeborenen, da fehlt es auch an der Unterscheidung der Einzahl und Mehrzahl, oder diese fällt ganz mit den spärlichen Zahlbezeichnungen zusammen, über welche die Sprache verfügt. In ihrer weiteren Entwicklung schlägt jedoch die Ausbildung der Einheits- und Mehrheitsbegriffe sehr viel mannigfaltigere Wege ein als die der Zählweisen, denen die Abhängigkeit von der schon in der Gebärdensprache in ähnlichem Sinne vorkommenden Verwendung der Hände und allenfalls noch der Füße engere Grenzen setzt.

a. Mangelnde oder ausnahmsweise Numerusunterscheidungen.

Versucht man es, die einzelnen Ausdrucksmittel, die hier überhaupt vorkommen, in eine aufsteigende Reihe zu ordnen, so bildet die niederste Stufe der gänzliche Mangel einer Unterscheidung, wie er im absoluten Sinn allerdings nur sehr selten, im relativen dagegen, d. h. wechselnd mit gelegentlichen und in besonderen Fällen vorkommenden Ausdrucksformen, sehr häufig

[1]) Über den etymologischen Ursprung der Zahlwörter im Indogermanischen gibt es nur unsichere Vermutungen. Vgl. darüber W. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache,[2] S. 576 ff. Brugmann, Grundriß, II, S. 464 ff. Bedeutsam ist es vielleicht, daß nach Brugmann (a. a. O. S. 493) in den Sonderbezeichnungen für 20, wie aind. *vimçati*, lat. *viginti* die Silbe *vi-* ein Kollektivum aus zwei disparaten Hälften auszudrücken scheint: „die beiden Zehn“, d. h. wohl Finger und Zehen — ein Anklang an den „ganzen Menschen“ gewisser primitiver Zählweisen.

ist[1]). So ist es eine in den zentral- und südamerikanischen Sprachen verbreitete Erscheinung, die mit der obenerwähnten Wertunterscheidung der Objekte in lebende und leblose (S. 19) eng zusammenhängt, daß nur die höhere Wertklasse durch besondere Pluralsuffixe ausgezeichnet ist, während bei der niederen der bloße Nominalstamm das Objekt überhaupt ausdrückt, gleichgültig ob es in der Einzahl oder in der Mehrzahl gedacht wird[2]). In andern Fällen kommt eine ähnliche sporadische Bezeichnung des Plurals dann vor, wenn die Mehrheit emphatisch betont werden soll[3]). Dieser relative Mangel der Mehrheitsbezeichnung dürfte zu einer andern Erscheinung in Beziehung stehen, in der eine schon bei den Zahlwörtern erwähnte Eigenschaft des primitiven Denkens zutage tritt: damit nämlich, daß eine Vielheit überhaupt nicht als eine Summe einzelner Objekte, sondern als ein kollektives Ganzes gedacht wird. Demnach kann hier das einzelne Wort ebenso für ein Einzelobjekt wie für irgendeine Klasse oder Gruppe gleicher Objekte eintreten, und die Nebenvorstellung, ob das eine oder das andere der Fall sei, kann unausgesprochen bleiben. Natürlich wird das aber wieder vorzugsweise dann geschehen, wenn das Objekt einer geringeren Wertstufe, also z. B. einer Gruppe lebloser Gegenstände, angehört. Einen Beleg hierfür bieten gewisse afrikanische Sprachen, in denen entweder der bloße Nominalstamm an und für sich eine plurale Bedeutung hat, die da, wo ein begrenzendes Demonstrativsuffix hinzutritt, in die Singularbedeutung übergeht, oder in denen umgekehrt der Singular durch den Nominalstamm und der Plural durch ein hinzugefügtes Präfix von kollektiver Bedeutung ausgedrückt wird[4]). Eine charakteristische Vereinigung beider Ausdrucksformen zeigt endlich die Sprache der Barineger, in der bei Objekten, die in der Mehrzahl vorzukommen pflegen, und bei denen nur selten das Einzelne

[1]) Als einzige Beispiele von völligem Mangel des Numerus finde ich in Fr. Müllers Grundriß einige australische Stämme (II, 1, S. 5, 35, 43) verzeichnet. Man darf wohl vermuten, daß auch hier, wie bei den Zahlwörtern, die Gebärde gelegentlich den Mangel der Sprache ersetzt.

[2]) Fr. Müller, II, 1, S. 261, 283. (Mexikanisch und verwandte Sprachen.)

[3]) So bei den Ainos. Ebenda II, 1, S. 143.

[4]) Beide Erscheinungen nebeneinander finden sich auch im Keltischen (Zeuß, Gramm. celt.,[2] p. 288ff., 295).

als solches die Aufmerksamkeit fesselt, wie Finger, Affen, Fliegen, Bienen usw., der Nominalstamm kollektive, bei andern dagegen, die häufiger als einzelne in Betracht kommen, wie Dach, Fluß, Haus, Tag, Wolf u. dgl., singulare Bedeutung hat. Dabei kann dann im ersten Fall das Kollektivwort durch ein begrenzendes Demonstrativsuffix in einen Singular, im zweiten Fall der Singular durch ein Suffix von erweiternder Bedeutung in einen Plural übergehen[1]).

b. Demonstrativpronomina, Zahl- und Kollektivwörter als Numerusbezeichnungen.

Statt solcher Demonstrativzeichen von bald beschränkender, bald erweiternder Bedeutung, als deren Vorläufer man wohl entsprechende Gebärden betrachten darf, können nun auch die Personalpronomina der dritten Person, meist in verkürzten Suffixformen, in ähnlicher Funktion mit dem Nominalstamm verbunden werden. Diese der vorigen an Verbreitung überlegene Art der Numerusbezeichnung führt dann von selbst zu einer gleichzeitigen und schärferen Kennzeichnung von Singular und Plural, indem diese jetzt durch die Singular- oder Pluralformen des Pronomens ausgedrückt werden, also „der Mann“ durch *Mann er*, „die Männer“ durch *Mann sie*. Da die gleichen verkürzten Pronominalformen die Suffixe des Verbums bilden, so sind das zugleich Ausdrucksmittel, durch die wieder die Kategorien von Nomen und Verbum ineinander fließen. (Vgl. oben S. 7.) Da sich ferner sehr allgemein neben dem Singular und Plural bei dem selbständigen Gebrauch des Pronomens ein Dual entwickelt hat, so ist dies einer der Wege, auf denen auch in die Zahlunterscheidung des Nomens die Form des Duals Eingang findet[2]).

Der Entstehung aus Elementen von demonstrativer oder pronominaler Bedeutung steht psychologisch, als ein Vorgang, durch den der ursprünglich mehrdeutige Nominalstamm eine Numerusunterscheidung gewinnen kann, die Hinzufügung von unbe-

[1]) Müller, I, 2, S. 70, 110.

[2]) Müller, I, 1, S. 2, 36; II, 1, S. 49, 65, 147.

stimmten Kollektivbegriffen zum Zweck des Ausdrucks der Mehrheit und von Zahlwörtern für den der Einzahl oder gewisser Mehrheitsbegriffe von beschränkterem Umfang am nächsten. Diese Art der Numerusbildung schließt sich augenscheinlich unmittelbar an die primitivste aller Zählweisen an, die nach der Anzahl der am häufigsten im Verkehr unterschiedenen Personen nur die Zahlen 1 und 2 oder von 1 bis 3 umfaßt. Dadurch steht sie auf der einen Seite mit der vorhin betrachteten Anwendung des Personalpronomens der dritten Person, auf der andern aber auch mit der Bildung der Zahlwörter in naher Verbindung. Besonders diese letztere Beziehung ist eine so enge, daß bei Völkern, bei denen jene primitive Zählweise nicht überschritten ist, wie bei den australischen Kamilarois, eigentlich der Numerus des Nomens und das Zahlwort noch vollständig zusammenfallen, indem die Zahlen 1, 2 und eventuell 3, die mit dem Nomen verbunden einen Singular, Dual und vorkommendenfalls einen Trial bilden, nur noch durch ein Wort ergänzt werden, das eine unbestimmt größere Vielheit ausdrückt, und das ebensogut als ein unbestimmtes Zahlwort, das größere Zahlen bezeichnet, wie mit dem Nomen verbunden als Zeichen des Plurals betrachtet werden kann[1]). Wo sich sonst Spuren dieser Numerusbildung erhalten haben, wie bei den Malaien und Polynesiern, manchen afrikanischen, nordsibirischen und amerikanischen Stämmen, da sind durchweg die Zahlwörter bald nach dem dezimalen System, wie in den ozeanischen Sprachen, bald nach dem quinaren und vigesimalen, wie in den meisten andern Fällen, weiter entwickelt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist aber diese Entwicklung eine sekundäre, oder die hinzugekommenen Zahlbezeichnungen mögen wohl auch von außen aufgenommen sein, da gerade bei diesen Bestandteilen des Wortschatzes die Übertragung durch den Verkehr naturgemäß eine große Rolle spielt. Demnach ist wohl anzunehmen, daß überall da, wo das Zahlwort bei der Bildung der Numerusbezeichnung beteiligt ist, ursprünglich diese überhaupt von den Zahlausdrücken nicht geschieden war. Wie sich übrigens von dieser gemeinsamen Grundlage aus die Zahlwörter sehr frühe schon ausgesondert

[1]) Ebenda II, 1, S. 28ff.

haben, so sind an verschiedenen Punkten auch die Numerusbezeichnungen durch bestimmte oder unbestimmte Zahlausdrücke mit andern Benennungsweisen, z. B. mit der durch Pronominalsuffixe, vermischt worden[1]).

Bei diesem Ursprung der Numerusbezeichnung aus Zahlausdrücken ergänzen sich nun die unbestimmten Mehrheitsangaben und die bestimmten Zahlwörter in dem Sinne, daß die ersteren als allgemeine, die letzteren als spezielle Ausdrucksformen dienen. Dabei bewährt wieder besonders bei den Ausdrücken der ersten Art der Plural seinen Charakter als Kollektivum. Denn es sind stets konkrete Kollektivbegriffe, wie *Menge*, *Haufe*, *Schar*, *Bündel* usw., die dem Nomen, mag dieses nun eine Person oder Sache bezeichnen, die Bedeutung eines unbestimmten Plurals verleihen[2]). Dem gegenüber bilden dann die eigentlichen Zahlwörter begrenztere Vielheitsbegriffe, wobei jedoch ein gegebenes Zahlwort nicht bloß die genau ihm entsprechende Anzahl, sondern auch irgendeine annähernde bedeuten kann. Unter diesen besonderen Zahlen bleiben wieder die drei ersten, also die der Ausbildung der vollkommeneren Zahlsysteme vorausgegangenen, fortan durch ihren häufigen Gebrauch bevorzugt. Auf diese Weise haben sie sich in den ozeanischen Sprachen zu den Numerusformen des Dual und Trial ausgebildet, die beide ursprünglich mit den entsprechenden Zahlwörtern zusammenfallen, und von denen der Trial in den melanesischen Sprachen auch begrifflich seinen einstigen Charakter noch mehr bewahrt, während er sich in den polynesischen allgemein zu einem Plural geringeren Umfangs erweitert hat.

---

[1]) Über die Numerusbezeichnung in den malaio-polynesischen Sprachen vgl. Müller, a. a. O. II, 2, S. 3, 16. Vermischungen mit der Pronominalbezeichnung finden sich in einigen melanesischen Sprachen, während in andern bloß die im Polynesischen allgemeine Mengenbezeichnung zu finden ist. Vgl. Müller, II, 2, S. 56. v. d. Gabelentz, Die melanesischen Sprachen, I, S. 23; II, S. 62, 150 u. a. Beispiele aus andern Sprachgebieten s. bei Müller, I, 2, S. 120 (Ibo); II, 1, S. 125 (Jukagiren); II, 1, S. 185 (Athapasken), 215 (Dakota). Auch im Sanskr. wird das Wort *gana* „Schar" pluralbildend gebraucht, eine Erscheinung, die der hier gleichfalls verbreiteten Wortwiederholung in pluraler Bedeutung psychologisch verwandt ist. (Delbrück, vgl. Syntax, III, S. 142f. Vgl. dazu oben Kap. V, Nr. V, 2.)

[2]) Vgl. das Verzeichnis solcher Ausdrücke für die polynesischen Sprachen bei Humboldt, Kawi-Sprache, III, S. 720ff.

c. Lautverdoppelung und Lautdehnung als Numerusbezeichnungen.

Neben der pronominalen und numeralen läßt sich eine dritte ursprüngliche Ausdrucksweise für den Plural des Nomens unterscheiden, die wir kurz die onomatopoetische nennen können. Sie besteht in Lautvariationen des Wortes, die den Eindruck wiederzugeben scheinen, den die größere gegenüber der kleineren Anzahl auf das Gefühl hervorbringt. Bei der onomatopoetischen Ausdrucksweise des Numerus bleibt in der Regel der Singular ohne besondere Bezeichnung, da eben nur eine Mehrheit, ein Plural oder Dual, als eine Steigerung des dem Gegenstand an und für sich zukommenden Gefühlstones empfunden wird. Es gibt zwei Arten dieser Hervorhebung der Mehrheit: die Lautwiederholung und die Lautverlängerung. Die erstere kann sowohl als Reduplikation der Anfangssilbe des Wortes wie als solche der Endlaute vorkommen. Jenes ist der weitaus häufigere Fall. Er findet sich in mehreren amerikanischen Sprachen, z. B. *pitin* Plur. *pipitin* Mädchen (Sahaptin), oder *teodi* Mann, *teteodi* Männer (Sonorisch), sowie im Polynesischen, wo im gleichen Sinne auch die volle Wortwiederholung vorkommt, z. B. *fulu* Haar *fulufulu* Haare (Samoa). Ebenso wird im Mandschu und im Japanischen der Plural in der Regel durch Verdoppelung des ganzen Wortes mit oder ohne Lautvariation ausgedrückt, z. B. jap. *jama* Berg, *jamajama* Berge, *kuni* Land, *kuniguni* Länder. Dagegen sind Reduplikationen der Endsilbe in pluraler Bedeutung selten. Sie finden sich im Polynesischen, aber nur, wie es scheint, bei gleichartiger Übertragung auf ein zu dem unverändert bleibenden Nominalstamm hinzutretendes Adjektiv, z. B. *taata maitai* ein guter Mann, *taata maitatai* gute Männer (Tahiti)[1]. Lautverlängerungen, die im Gegensatze zur Lautverdoppelung ausschließlich am Ende des Wortes auftreten, finden sich als reiner Ausdruck des Plurals, unvermischt mit Suffixbildungen, ebenfalls sehr selten, am deutlichsten ausgeprägt im Mexikanischen, wo sich die nahe Beziehung zur Lautwiederholung außerdem in

[1]) Müller, II, 1, S. 242, 248, 271; II, 2, S. 13, 267, 310. Vgl. dazu oben Teil I, Kap. V, S. 635ff.

der zuweilen vorkommenden Vermischung beider Erscheinungen zu erkennen gibt. So heißt im Mexikanischen *siwatl* Weib, *siwā* Weiber, und verbunden mit Reduplikation *teotl* Gott, *teteō* Götter[1]). Diese Beispiele deuten zugleich an, weshalb die Verdoppelung naturgemäß die Anfangs-, die Verlängerung die Endlaute trifft. Beide sind eben Ausdrucksmittel, von denen jedes den Teil des Wortes ergreift, bei dem es im Fluß der Rede die höchste Wirkung übt. Das ist aber für die Reduplikation der Anfang des Wortes, da hier durch die ähnlich einem Auftakt wirkende Verdoppelungssilbe das ganze folgende Wort gehoben wird. Für die Verlängerung dagegen ist es der Endlaut, dem allein die folgende Wortpause zureichenden Raum zur Entwicklung läßt. Diese enge Beziehung zur Affektbetonung des Wortes tritt gerade im Mexikanischen auch darin noch höchst bezeichnend hervor, daß diese Sprache drei Stufen solcher Lautsteigerung für den Plural besitzt, bei deren Anwendung der Wert der Objekte von bestimmendem Einfluß ist: bei leblosen Gegenständen nämlich ist der Plural überhaupt nicht von dem Singular verschieden, Einzelbegriff und Kollektivbegriff fallen im Ausdruck zusammen; bei lebenden Wesen gewöhnlicher Wertstufe, wie in dem obigen Beispiel des Weibes, genügt die Lautverlängerung; bei solchen höherer Wertstufe, bei den Göttern oder bei gewissen für heilig gehaltenen Tieren, wie dem Schakal, kommt noch die Verdoppelung als das höchste Mittel der Steigerung hinzu.

d. Numerusunterscheidung durch spezifische Beziehungselemente.

Neben den Pronominalelementen, den Zahl- und Kollektivausdrücken, den Lautverdoppelungen und Lautdehnungen finden sich weitverbreitet, als eine letzte Klasse von Numerusunterscheidungen, sinnmodifizierende Elemente, in der Regel Suffixe, seltener Präfixe, von abstrakter Bedeutung. Wenden sich die zwei ersten der genannten Ausdrucksformen an die sinnliche Vorstellung, die dritte, die onomatopoetische, an das Gefühl, so läßt sich diese vierte als eine rein begriffliche bezeichnen. Das Suffix als solches hat hier zu dem, was es bedeutet, gar keine

[1]) Müller, II, 1, S. 261f.

erkennbare Beziehung mehr, so daß es für die Vorstellung und für den unmittelbaren Gefühlseindruck völlig gleichgültig wäre, wenn z. B. die Zeichen von Singular und Plural miteinander vertauscht würden. Ein solcher Umtausch ist nur deshalb unmöglich, weil sich beide begrifflich in ihrer bestimmten Bedeutung fixiert haben. Hierin besteht eben die „abstrakte“ Natur dieser Beziehungselemente; und hierin unterscheiden sie sich wesentlich von den vorangegangenen Numerusunterscheidungen. Auch diese haben sich freilich als Begriffszeichen fixiert; aber ihre ursprüngliche Bedeutung steht noch klar im Bewußtsein, so daß die Wirkung, die sie ausüben, begrifflich und sinnlich zugleich ist. Denn ein Wortbestandteil, der mit der Zahl Zwei zusammenfällt, kann natürlich nur einen Dual bedeuten, ein solcher, der mit einem Personalpronomen der dritten Person im Plural übereinstimmt, kann nur ein Zeichen der Mehrzahl sein; und selbst die onomatopoetischen Formen sind insofern eindeutig, als der Übergang vom einfachen zum verdoppelten oder gedehnten Laut, sobald er überhaupt als Ausdrucksmittel des Numerus vorkommt, nur dem Übergang zu einem Mehrheitsbegriff entsprechen kann, nicht umgekehrt.

Die Erscheinung der rein begrifflichen Einheits- und Mehrheitssuffixe steht nun vollkommen damit im Einklang, daß in der Regel auch das Wort selbst, der Nominalstamm, dessen Zahlbedeutung durch jene Suffixe bestimmt wird, in seiner Lautgestalt zu einem bloß begrifflichen Zeichen geworden ist. Ebenso erklärt es sich hieraus, daß diese abstrakten oder vielmehr abstrakt gewordenen Numerusbezeichnungen in primitiven so gut wie in hochentwickelten Sprachen vorkommen, und daß sie nicht selten vermischt mit den sinnlichen Hilfsmitteln oder innerhalb einer sonst mangelhaften, auf gewisse ausgezeichnete Fälle beschränkten Unterscheidung sich finden. So sind in den amerikanischen Sprachen Numerussuffixe, zum Teil auch -präfixe weitverbreitet. Aber bald werden sie nur sporadisch zur besonderen Hervorhebung der Zahl angewandt, bald haben die höheren oder belebten und die niederen oder unbelebten Objekte abweichende Pluralbezeichnungen[1]). Ähnliches findet sich bei manchen nordsibirischen Stämmen, darunter eine für die beschränkte Ausbil-

[1]) Müller, II, 1, S. 194, 227.

dung der Mehrheitsbegriffe besonders charakteristische in der Sprache der Jakuten. Der Jakute bezeichnet nämlich Gegenstände bloß dann durch ein Pluralsuffix, wenn sich die Bedingungen ihres Vorkommens in räumlicher und sonstiger Hinsicht wesentlich unterscheiden. Kleider z. B. benennt er im Singular, solange sie, auch wenn es deren viele sind, von einem einzigen Individuum getragen werden; er wendet aber den Plural an, wenn sie mehreren Personen angehören[1]).

Da die Numerusunterscheidung durch abstrakte Beziehungselemente sichtlich eine Endstufe in dieser Entwicklung ist, so wird man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, sie sei überall aus einer der ursprünglicheren Ausdrucksformen hervorgegangen. In der Tat sind die Spuren einer solchen Entstehung oft noch deutlich zu erkennen: so vor allem in den Fällen, wo Pronominalsuffixe der dritten Person in dieser Numerusverbindung mit dem Nomen in verkürzte Formen umgewandelt worden sind. Denkt man sich die hier stattgehabte Lautänderung noch um einen Schritt weitergeführt, so würde der ursprünglich inhaltvolle Wortbestandteil in ein bloß formales Element übergegangen sein. Dabei kann an sich jede der obenerwähnten Numerusbezeichnungen des Nomens diese Umwandlungen erfahren. Am leichtesten tritt sie aber doch bei denjenigen ein, die von Anfang an von den selbständigen Zahlbegriffen am weitesten entfernt sind, da sie leichter in ihrer realen Bedeutung verblassen. Dies trifft vor allem für die Demonstrativ- und Pronominalsuffixe und für die Verlängerungen der Endlaute zu. Zugleich sind aber in solchen Fällen die Spuren der ursprünglichen Formen oft so verwischt, daß die Dual- und Pluralendungen als Zusätze zu dem Nominalstamm erscheinen, über deren einstige Bedeutung höchstens noch Vermutungen möglich sind. So vor allem auch in den semitischen und indogermanischen Sprachen, wo man bei den ersteren meist an onomatopoetische Verlängerungen des Stammes, bei den letzteren an Pronominalkompositionen zu denken geneigt ist[2]).

[1]) O. Böthlingk, Die Sprache der Jakuten, S. 244.

[2]) Die Dual- und Pluralsuffixe der semitischen Sprachen, wie Dual hebr. *-ājim*, arab. *-āni*, Plural hebr. *-îm*, *-ôt*, arab. *-ūna*, *-ātu*, erinnern an ono-

6. Pronominalbildungen.

Nach ihrer begrifflichen Bedeutung wie nach ihrer sprachlichen Form nehmen die Pronomina gegenüber dem eigentlichen Nomen eine eigenartige und je nach ihrer besonderen Funktion abweichende Stellung ein. Diese besondere Funktion sondert die Pronomina vor allem in zwei Gruppen: in Wortbildungen, die den Begriff der Person zu ihrer selbständigen Grundlage haben, und in andere, die irgendwelche gegenständliche Begriffe, Sachen oder Personen, stellvertretend andeuten. Die erste Gruppe wird durch die Personal- und Possessivpronomina, die zweite durch die Demonstrativ- und Interrogativpronomina gebildet, an die sich auch das Indefinitum und das Relativum, wo letzteres zur Ausbildung gelangt ist, anschließen. Unter allen diesen Formen kommt das persönliche Pronomen seinem Begriffsinhalte nach dem substantivischen Nomen am nächsten: es bezeichnet die Personen der Unterredung, die, wenn sie auch den sonstigen Gegenständen gegenüber eine abgesonderte Stellung einnehmen, doch im weiteren Umfang zur Gesamtheit der selbständigen Gegenstandsbegriffe gehören. Dagegen steht schon das Possessivum in engerer Verbindung mit andern, namentlich sachlichen Objekten, zu denen es als eine attributive Bestimmung hinzutritt. Die Formen der zweiten Gruppe, deren Mittelpunkt das Demonstrativpronomen bildet, schließen sich endlich durch ihre bloß substituierende Funktion der Klasse der Hilfswörter nahe an, wie denn in manchen Sprachen an ihrer Stelle bloße hinweisende Partikeln vorkommen.

Persönliches und possessives Pronomen bilden in jeder Beziehung eng verbundene, mit seltenen Ausnahmen auch in ihrer

---

matopoetische Erscheinungen, wie sie im Mexikanischen vorkommen (s. oben S. 37). Bei den Numerussuffixen des Indogermanischen hat man teils Pronominalkomposition, teils femininische Kollektivbildungen von ursprünglich singularer Bedeutung angenommen. Danach würde z. B. in lat. *is-ti* die Endung *-ti* aus idg. **toi* = *to-i* „dieser jener“ entstanden, Plurale des Neutrums, wie *juga*, *opera* usw., würden aber als Feminina von kollektiver und abstrakterer Bedeutung anzusehen sein (juga eigentl. = „Gejöche“, opera = „Gewerke“), ähnlich wie *familia* ein zu dem Plur. *famuli* gehöriges kollektives Femininum ist (Joh. Schmidt, Kuhns Zeitschr. XXV, S. 6ff., Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra, 1889).

Lautgestalt zusammengehörige Wortformen. Dabei ist das „Personale“ durch seinen Namen zureichend charakterisiert: es bezeichnet die Personen der Unterredung, das ich und du, wir und ihr, und in vielen Fällen die „dritten Personen“, auf die sich die Rede bezieht. Nicht in gleich zutreffender Weise kennzeichnet der Name „Possessivum“ die dem Personale zugeordnete Pronominalform. Denn der Besitz ist zwar der häufigste, auf frühen Kulturstufen fast der einzige Anlaß einer solchen attributiven Anwendung des Personenbegriffs. Gleichwohl umfaßt diese neben ihm noch manche andere Beziehungen, die mit dem Besitz zusammen zutreffender durch den allgemeineren Begriff der „Zugehörigkeit“ ausgedrückt werden können.

Zwischen dem Personale und Possessivum kann nun ein doppeltes Verhältnis vorkommen. Entweder ist jenes die ursprüngliche, das Possessivum die irgendwie aus ihm abgeleitete Form; oder es geht umgekehrt die Entwicklung des Possessivum voran, und das Personale schließt sich an sie an. Der erste dieser Fälle ist der weitaus häufigere, und man pflegt ihn teils deshalb, teils wohl auch gestützt auf die logische Erwägung, daß das Mein und Dein ein Ich und Du voraussetze, als das allgemeingültige und selbstverständliche Verhalten zu betrachten. Doch derartige logische Reflexionen sind hier schon deshalb nicht entscheidend, weil nirgends die Wörter ursprünglich isoliert existieren, in der Zusammensetzung des Satzes aber ein Begriff an sich ebensogut zuerst in attributiver Beziehung zu andern Begriffen wie in relativ selbständiger Stellung denkbar ist. In der Tat gibt es nun einige Erscheinungen, die auf eine solche Entwicklung des Personalpronomens aus dem Possessivum hinweisen.

a. Entwicklung des persönlichen aus dem possessiven Pronomen.

Auf dreierlei Weise kann sich im allgemeinen die Entwicklung des persönlichen Pronomens aus einem einen Besitz bezeichnenden Pronominalausdruck kundgeben: erstens direkt durch die Ableitung eines als Personalpronomen fungierenden Wortgebildes aus dem Possessivum; zweitens dadurch, daß ein indifferenter Pronominalausdruck existiert, der entweder unmittelbar oder mit ganz unwesentlichen Lautmodifikationen in persönlichem und in

possessivem Sinne gebraucht werden kann, wo aber der sonstige Charakter der Sprache die größere Ursprünglichkeit der possessiven Bedeutung wahrscheinlich macht; endlich drittens auf sekundärem Wege, indem neben dem ursprünglichen Personalpronomen oder, wenn dieses durch die neue Bildung verdrängt wird, an Stelle desselben ein neuer, aus dem Possessivum abgeleiteter persönlicher Ausdruck entsteht. Von diesen Fällen ist der erste, die primäre und direkte Ableitung des Personale aus dem Possessivum, der weitaus seltenste. Er scheint aber in der Sprache der Eskimos verwirklicht zu sein. Die persönlichen Pronomina sind nämlich hier zusammengesetzte Wortbildungen, die sich in einen Demonstrativausdruck *hier*, *dort* und in ein Possessivsuffix, das in dieser Bedeutung auch in Verbindung mit dem Nomen vorkommt, zerlegen lassen: danach würde *ich* durch *mein hier*, *du* durch *dein dort* übersetzt werden können[1]). Viel häufiger ist der zweite Fall: persönliches und possessives Pronomen zeigen nur unerheblich verschiedene Lautformen, sobald sie als Prä- oder Suffixe verbunden mit andern Wörtern von nominaler oder verbaler Bedeutung vorkommen, und es entscheidet dann der Charakter des dominierenden Wortes zugleich über den des Pronomens: hat das Wort nominale Bedeutung, so ist dieses ein Possessivum; ist jenes ein Verbum, so ist letzteres ein Personale. In Wortverbindungen wie *mein Haus* und *ich baue* kann also der pronominale Bestandteil übereinstimmen; aber die Verbindung mit dem Gegenstandsbegriff verleiht dem Pronomen von selbst die possessive, die mit dem Verbalbegriff die personale Bedeutung. Die Hauptgebiete dieses Vorkommens bilden die amerikanischen und die ural-altaischen Sprachen. In den zusammengesetzten amerikanischen Verbalformen, in denen die Person sowohl als Subjekt wie als Objekt der Handlung vorkommt, ist daher meist eine Differenzierung in dem Sinne eingetreten, daß das Subjekt an das selbständige Personalpronomen, das Objekt aber an das Possessivum sich anlehnt, also z. B. *du mein binden* für *du bindest mich*[2]). In allen diesen Fällen sind die Erscheinungen an sich mehrdeutig. Die Personal- und Pronominalaffixe können

[1]) Müller, II, 1, S. 169.

[2]) Vgl. z. B. Müller, II, 1, S. 217ff. (Dakota).

möglicherweise, wie man gewöhnlich annimmt, verkürzte und umgewandelte Formen des ursprünglich selbständigen Personalpronomens sein. Ebenso möglich ist es aber, daß das letztere aus jenen den Personalbegriff einschließenden Nominal- und Verbalbildungen erst sich abgesondert und lautlich weiter ausgebildet hat. Zwei Gesichtspunkte können für eine solche sekundäre Entstehung eines selbständigen Personalpronomens geltend gemacht werden: erstens der sprachliche, daß vornehmlich in Sprachen, die nach ihren sonstigen Eigenschaften eine primitivere Stufe repräsentieren, auch die Unterschiede der selbständigen Pronomina und der Personal- wie Possessivaffixe oft verschwindend klein sind[1]); und zweitens der psychologische, daß alle die Sprachen, in denen sich solche Beziehungen und Übergänge zwischen den Pronominalformen vorfinden, zugleich ein ursprüngliches Hereinreichen nominaler Formen in das Gebiet des Verbums erkennen lassen. Nun ist aber der dem Nomen zugehörige Pronominalbegriff das Possessivum. Wo die Pronominalformen als solche zweideutig sind, da spricht daher die vorausgehende Ausbildung des Nomens an sich auch für eine Priorität des Possessivum[2]). Besonders in den amerikanischen Sprachen des Nordens wie Südens haben sich mehrfach die Spuren eines derartigen der eigentlichen Personalpronomina entbehrenden Urzustandes erhalten. Wahrscheinlich ist hier zugleich durch die zusammengesetzte Wortbildung dieser Sprachen die selbständige Entwicklung eines persönlichen Pronomens gehemmt worden. Wo der Pronominalbegriff nur in Wortverbindungen vorkommt, da hat er sich offenbar noch nicht vollständig aus den attributiven Beziehungen gelöst, und er kann nun diese Beziehungen auch in seinen isolierten Gebrauch hinübernehmen. In solchen Fällen erscheint dann das Personalpronomen lediglich als eine Erweiterung der mit Nomen oder Verbum verbundenen Possessivaffixe durch reflexive oder emphatische Zusätze: so besonders in der Sprache der Dakota und der Irokesen[3]). Dabei sind es häufiger die Dual- und Plural-

[1]) Vgl. z. B. Müller, IV, 1, S. 212 (Sprache der Feuerländer).

[2]) Siehe unten IV, 2.

[3]) Müller, II, 1, S. 208, 217. Bei den Irokesen zeigt das Possessivum die volleren, das Personale die verstümmelten Formen der gleichen Wortstämme,

formen, die eine vollständige Identität von Possessivum und Personale darbieten, eine Tatsache, die im Hinblick darauf, daß diese Mehrheitsformen, besonders der Dual, durchgängig leichter eine ältere Sprachform bewahren, gleichfalls eine Priorität der Possessivpronomina anzudeuten scheint[1]).

Wesentlich anders verhält es sich mit der dritten, sekundären Entstehungsweise eines Personalpronomens oder von Ausdrücken, die einem solchen äquivalent sind, aus possessiven Wortbildungen. Hier ist ein primäres Personalpronomen ursprünglich vorhanden gewesen, und es hat in den meisten Fällen wohl selbst ein Possessivum aus sich erzeugt. Aber dieses hat nun in einer rückwärts gerichteten Entwicklung wiederum einen meist komplexen Personalausdruck hervorgebracht, der entweder neben dem primären Personalpronomen bestehen bleibt oder dieses sogar völlig verdrängen kann. Dahin gehört zunächst die weitverbreitete Neigung, den Personen- mit dem Besitzbegriff zu verschmelzen, um dadurch den ersteren stärker zu betonen. So wird in der Sprache der Aleuten ein „ich selbst", „ich allein" durch die Verbindung des persönlichen Pronomens mit dem Possessivsuffix ausgedrückt, eigentlich also *mein ich*, *dein du* usw.[2]), und in der Maforisprache auf Neuguinea wird ein Pronomen reflexivum durch Zusammensetzung eines adjektivischen Possessivwortes und eines substantivisch gebrauchten Reflexivwortes *selbst* gebildet, also *ich* =

---

genau die Umkehrung einer, wie wir unten sehen werden, bei primärer Entwicklung des Personale weitverbreiteten Erscheinung. Bei den Dakota stimmen die Pronominalstämme überein, das Personale besitzt aber emphatische Zusätze, wie sie noch in zahlreichen andern amerikanischen Sprachen vorkommen. Riggs (Dakota Grammar p. 11) übersetzt daher *ich* mit *ich bin*, *du* mit *du bist*, was offenbar, da das pronominale Element mit dem Possessivum identisch ist, zutreffender mit *mein dasein*, *dein dasein* wiedergegeben würde.

[1]) Eine Übereinstimmung der Dual- und Pluralformen des persönlichen Pronomens mit dem Possessivum findet sich nicht nur auf amerikanischem Gebiet, sondern auch in der Sprache der Hottentotten (Müller, I, 2, S. 11). In der Keshua-Sprache ist der Plural des persönlichen Pronomens eine eigentümliche Mischform, indem dem Singular der Plural eines Possessivsuffixes angefügt wird. Aus den nämlichen Possessivsuffixen gehen dann aber auch die Flexionsendungen des Verbums hervor. (E. W. Middendorf, Das Runa Simi oder die Keshua-Sprache, 1890, S. 65f., 70f.)

[2]) Müller, II, 1, S. 149.

mein selbst, du = *dein selbst* usw.[1]). Namentlich das Reflexivum zeigt in vielen Sprachen, die im übrigen ein selbständiges Personalpronomen hervorgebracht haben, diese Affinität zum Possessivum, und es treten nun da, wo die Person besonders hervorgehoben werden soll, Ausdrücke wie *mein selbst, dein selbst* oder auch, in konkreterer Gestaltung, *mein Haupt, mein Leib, dein Leib* u. dgl. auf[2]).

Diese Formen stehen bereits solchen Erscheinungen nahe, bei denen das persönliche Pronomen durch eine possessiv-attributive Verbindung verdrängt wird. Es mag sein, daß manche der zuletzt erwähnten Umschreibungen bereits in dieses Gebiet gehören. Mit Sicherheit sind aber zu einer solchen rückläufigen Entwicklung die weitverbreiteten possessiven Vertretungen des Personalpronomens in der zeremoniellen Rede zu zählen. Sie sind stets die Produkte einer höheren Kultur, und innerhalb dieser Ausdruck einer Ständescheidung, die zunächst zwischen den Angehörigen verschiedener Gesellschaftsklassen und dann allmählich, vermöge der solchen Sitten eigenen Ausbreitung, auch zwischen Gleichgestellten besondere Höflichkeitsformen entstehen läßt. Der vorgebliche Abstand der Personen der Unterredung wird so durch ehrende oder eventuell das eigene Ich erniedrigende Prädikate ausgedrückt, hinter denen sich nun wieder der eigentliche Personenbegriff in Gestalt des attributiv gebrauchten oder hinzugedachten Possessivums verbirgt. In Ostasien hat die chinesische Kultur mit ihrem patriarchalischen Despotismus und mit der hohen Achtung vor Alter, Geschlecht und persönlichem Verdienst, die dem chinesischen Charakter eigen ist, den Ausgangspunkt solcher zeremonieller Redeformen gebildet, die sich über das ganze

---

1) Müller, I, 2, S. 35.

2) So in der Buschmannsprache, in der zu stärkerer Hervorhebung eine emphatische Partikel von einem Possessivpräfix und -suffix umgeben wird: *ṅ*- mein, *eĭ* Reflexivwort, -*ṅĕiṅ*- = *mein selbst* (Müller, IV, S. 9). Ähnliche Erscheinungen im Baskischen, wo an Stelle des Reflexivums das Wort *Haupt* fungiert: *mein Haupt, dein Haupt* usw. für ich, du (ebenda III, 2, S. 16), und auf afrikanischem Gebiet bei manchen Nuba-Völkern, z. B. in der Sprache der Barea, wo Ausdrücke wie *mein Leib, meine Stirn, mein Rücken* usw. das Pronomen vertreten (Leo Reinisch, Die Barea-Sprache, 1874, S. 47f.).

indochinesische Sprachgebiet, über Japan und die malaiischen Stämme verbreitet haben. In der chinesischen Umgangssprache ist so das persönliche Pronomen durch Redeformen wie *der kleine jüngere Bruder*, *der Geringe*, *der Dummkopf* für ich, *der große ältere Bruder*, *der Weise*, *der Alte* für du verdrängt worden. Im Japanischen aber haben diese bald mit bald ohne Possessivelemente gebrauchten erniedrigenden oder verherrlichenden Substantiva, wie *meine Selbstsucht*, *das unvernünftige Gewächs* und *die Herrlichkeit*, *der geehrte Körper*, offenbar so frühe schon um sich gegriffen, daß sich ein persönliches Pronomen überhaupt nicht mehr nachweisen läßt[1]). Wahrscheinlich hat also hier das chinesische Höflichkeitszeremoniell bereits zu einer Zeit auf die Kultur eingewirkt, wo sich eine Literatur noch nicht entwickelt hatte, so daß die dereinst vorhandenen Pronominalbildungen gänzlich in Vergessenheit gerieten. Nicht in gleichem Umfang, aber doch im gleichen Sinne hat sich dieser Verdrängungsprozeß auch noch an andern Stellen der Erde und zu andern Zeiten vollzogen: so im Mexikanischen, wo das persönliche Pronomen selbst verschiedene Formen für den Verkehr mit Gleichen oder Niedrigeren und für den mit Höhergestellten besitzt, und wo außerdem Respektsausdrücke in possessiver Form mit gehäuften lobenden Prädikaten, wie *mein-geliebter-verehrter-Herr-Priester-Vater*, vorkommen[2]). Das uns nächstliegende Beispiel solcher Rückbildung sind die aus dem byzantinischen Hofzeremoniell in die modernen Sprachen übergegangenen Redeformen wie *Seine Majestät*, *Eure Durchlaucht*, *Hoheit*, *Wohlgeboren* usw., und die gelegentlich analog gebildeten Bescheidenheitsausdrücke wie *meine Wenigkeit*. Die unabhängige Entstehung dieser Erscheinung beweist, daß sie kein bloßes Zufallsprodukt einer auf Abwege geratenen Kultur ist, sondern daß immerhin allgemeinere psychische Motive auch hier nicht fehlen. Zunächst liegen diese natürlich in der substantivischen Form ehrender oder demütiger Ausdrücke, an die sich dann das Pronomen in attributiver Gestalt anschließen muß. Außer-

---

[1]) Müller, II, 1, S. 408f., 313f. Ähnlich dem Japanischen verhalten sich das Siamesische und Anamitische (ebenda S. 373, 394) und auf malaiischem Gebiet das Javanische (S. 121).

[2]) Müller, II, 1, S. 263, 299. Misteli, Typen des Sprachbaues, S. 133.

dem aber genügt die direkte Anrede mit dem für alle gleichen persönlichen Pronomen einem imperialistischen Hofzeremoniell nicht mehr, um den Abstand der Redenden auszudrücken. Aus einem ähnlichen Motiv also, wie die modernen Sprachen an die Stelle der zweiten die dritte Person oder den Plural treten lassen, ist hier das Personale in das Possessivum übergegangen. Indem die Person ganz hinter jenen substantivischen Ausdrücken zurücktritt, überträgt sich die in diesen angedeutete Distanz der Begriffe auf die Personen der Unterredung selbst. Gerade in diesem Grundmotiv, in der engen attributiven Verbindung der Persönlichkeit mit einem Gegenstandsbegriff, liegt aber wiederum die Annäherung dieser Ausdrucksformen raffinierter Kultur an die primitiven Anfänge der Ausbildung des Persönlichkeitsgefühls. Nur daß in jenen Anfängen die Persönlichkeit wirklich verschwindet, während sie in der Höflichkeitssprache der Kulturvölker bloß vorgibt verschwinden zu wollen.

b. Selbständige Formen des Personalpronomens.

In weitaus der Mehrzahl der Sprachen zeigt, wie schon bemerkt, das persönliche Pronomen alle Merkmale relativer Ursprünglichkeit, während sich das Possessivum an dasselbe anlehnt oder als eine Ableitung aus ihm erscheint. Dabei bietet aber teils das Personale selbst deutlich verschiedene Formen der Ausbildung dar, die sich psychologisch einer bestimmten Entwicklungsreihe einordnen lassen; teils zeigt die Entstehungsweise des Possessivum aus dem Personale Unterschiede, die ebenfalls mit Entwicklungsstufen in der Begriffsunterscheidung zusammenhängen.

Das die selbständige Entwicklung des Personalpronomens beherrschende Prinzip ist seine *Differenzierung gegenüber dem Nomen substantivum*. Je mehr es in seiner Formbildung mit den allgemeinen Formen des Substantivs zusammenfällt, in den gleichen Kasusformen und mittels der gleichen Formelemente flektiert, und eventuell auch noch den Numerus- und Genusunterschieden des Nomens angeglichen wird, um so weniger ist offenbar das persönliche Pronomen zu einer selbständigen Begriffsform geworden, sondern es gilt als ein Gegenstand unter andern. Seine besonderen Merkmale haben sich noch nicht so deutlich

ausgeprägt, daß sie einen Ausdruck in der Sprache fänden. Darum steht diese Stufe, so sehr sie äußerlich von dem Zustand des völligen Aufgehens der Persönlichkeit in Possessivausdrücken entfernt zu sein scheint, ihr doch innerlich nahe. Sie ist in gewissem Sinne nur ein anderer Ausdruck des nämlichen gegenständlichen Denkens. Sie ist jedoch die verbreitetere Ausdrucksform und findet sich in Sprachen von sonst sehr verschiedenem Bau: in afrikanischen, polynesischen, australischen, amerikanischen, wie endlich besonders ausgeprägt in den Sprachen des Kaukasus, der Basken und mehrerer Drāwidavölker[1]).

Diese in der mangelnden Differenzierung gegenüber dem Nomen liegende Rückständigkeit des Denkens schließt übrigens auch hier nicht aus, daß nach anderer Richtung das Personalpronomen in derartigen Sprachen reich entwickelt sein kann: das zeigt sich z. B. in der Mannigfaltigkeit der Partikeln, durch die das Polynesische Modifikationen des Begriffs ausdrückt, oder in dem großen Reichtum der Kasusformen des Pronomens der kaukasischen Sprachen. Es sind das aber Entwicklungen, die dem Pronomen nicht eigentümlich sind, sondern in denen es mit der Gesamtheit der Gegenstandsbegriffe auf gleicher Linie steht[2]).

Von dieser Stufe der Indifferenz aus vollzieht sich nun der Prozeß der Differenzierung gegenüber dem Nomen auf doppeltem Wege: erstens indem beim Pronomen Kasusformen in Wegfall kommen, die beim Nomen erhalten bleiben, und zweitens indem die Ausdrucksmittel der Kasus überhaupt andere werden. Beide Veränderungen sind in der Regel verbunden, und sie bieten sich in den verschiedensten Gradabstufungen dar, von den nur geringen Abweichungen an, die z. B. das Malaiische, manche ameri-

[1]) Als spezielle Beispiele seien hier angeführt die Flexionen des Personalpronomens im Kanuri (Bornu, Müller, I, 2, S. 197, 199), Lake Macquarie (ebenda II, 1, S. 7f.), Keshua (Inka, ebenda II, 1, S. 372), Polynesisch (ebenda II, 2, S. 23), Kunama (Nuba-Rasse, ebenda III, 1, S. 57), Baskisch (ebenda III, 2, S. 12f.), Singhalesisch (III, 1, S. 148), Kasikumükisch (III, 2, S. 90). Nicht hierher zu zählen ist das Chinesische, da sich in ihm das persönliche Pronomen zwar in dem Ausdruck der Modifikationen des Begriffs durch Hilfswörter materiell nicht von den übrigen Nominibus unterscheidet, dagegen durch die Wortstellung deutlich gesondert wird (G. von der Gabelentz, Chines. Gramm. S. 173ff.).

[2]) Vgl. unten Nr. III, 2.

kanische und nordsibirische Sprachen zeigen, bis zu so bedeutenden Unterschieden der Pronominalflexion, wie sie im Indogermanischen und Semitischen zu finden sind. Bei diesem äußersten Grad der Differenzierung verbinden sich dann im allgemeinen zwei Bedingungen: der Schwund der Formen einerseits und der Eintritt verschiedener Wortstämme oder sogenannte „Suppletiverscheinungen" anderseits, wie z. B. in unserem *ich*, lat. *ego* gegenüber dem *meiner*, *mir*, *mich* usw. (*mei*, *mihi*, *me*)[1]). Hiernach stellt sich überhaupt dieser Differenzierungsprozeß als ein Produkt äußerer und innerer Einflüsse dar. Als ein äußeres Moment wirkt wohl die Häufigkeit des Gebrauchs, durch die im allgemeinen das Personalpronomen jeder andern Klasse selbständiger Begriffswörter überlegen ist. Dieser Einfluß findet seinen Ausdruck darin, daß zuweilen gerade beim Personal- und von ihm ausgehend auch beim Possessivpronomen abgekürzte Kasusbezeichnungen vorkommen. Auf innere Ursachen weist dagegen die Bildung der verschiedenen Kasusformen des Pronomens aus abweichenden Wortstämmen hin, wie sie sich im Indogermanischen und Semitischen findet. Die Erscheinung verrät, daß die erste Person, für die dieser Ersatz eintritt, als Subjekt des Denkens eine selbständigere Bedeutung besitzt als die übrigen enger miteinander assoziierten Pronominalkasus. Daneben bewahren aber diese immerhin eine Affinität zu der ersten Person, und so kann es eintreten, daß der Wortstamm der übrigen Kasus schließlich jene selbständige Form der ersten Person ver-

[1]) Rücksichtlich der Suppletiverscheinungen überhaupt vgl. oben S. 13. Als Sprachen, die mehr oder minder ausgeprägt Übergangszustände der Differenzierung bieten, seien hier beispielsweise erwähnt: Jenissei-Ostjakisch (Müller, II, 1, S. 112), Jukagirisch (ebenda S. 127), Samojedisch (II, 2, S. 170ff.), die ural-altaischen Sprachen (II, 2, S. 215, 275ff.), von amerikanischen Sprachen das Mutsun (II, 1, S. 258), Taraskisch (S. 284) u. a. Ganz abweichende Kasusbezeichnungen hat z. B. auch die Sprache der Fulbe (III, 1, S. 9). Inwieweit in solchen uns ferner liegenden Sprachen sekundäre Angleichungen der Pronominal- an die Nominalsuffixe oder auch umgekehrt dieser an jene stattgefunden haben, wie sie für das Indogermanische angenommen werden (vgl. Brugmann, II, S. 773ff.), muß hier dahingestellt bleiben. Die allgemeine Tatsache, daß sie nach dem Verhältnis der Pronominal- zur Nominalflexion tatsächlich divergierende Entwicklungsreihen der Formenbildung zeigen, wird davon nicht berührt.

drängt[1]). Charakteristisch ist es wieder, daß die Ausdrucksweise durch verschiedene Wortstämme weit allgemeiner für die Mehrheitsformen des Pronomens Platz gegriffen hat, bei denen schon die Bedingungen der objektiven Anschauung eine qualitative Verschiedenheit der Vorstellungen mit sich führen. Wohl kommt es hier in einzelnen Fällen, namentlich in Sprachen mit ausgedehnter Anwendung onomatopoetischer Ausdrucksformen, vor, daß der Plural als eine bloße Wiederholung der Einzahl empfunden und dementsprechend durch Verdoppelung oder Lautdehnung ausgedrückt wird[2]). Aber gerade diese, begrifflich scheinbar so naheliegende Ausdrucksweise der Mehrzahl ist eine der seltensten Anwendungsweisen der Reduplikation. Ebenso geschieht es nun verhältnismäßig selten, daß der Plural und Dual des Personale aus demselben Wortstamm gebildet sind wie der Singular[3]). Meist wird, auch wo sonst die Formen des Pronomens auf das engste an die des Nomens sich anlehnen, die Mehrzahl als ein inhaltlich anderer Begriff aufgefaßt als die Einzahl, ganz wie bei unserem *ich* und *wir*. Häufig findet sich ferner das Verhältnis, daß in der ersten und zweiten Person die Wortstämme der Numeri abweichen, in der dritten aber übereinstimmen, ein Vorkommen, welches sich daraus erklärt, daß die dritte Person, wie sie sehr oft durch ein Demonstrativum ersetzt wird, so überhaupt in der Vorstellung den Objektbegriffen näher steht[4]).

Insofern in diesen Ausdrucksformen der Einheit und Mehrheit oder auch des Subjektskasus und der abhängigen Kasus durch besondere Wortstämme eine mannigfaltigere Unterschei-

---

[1]) So ist im Pāli *mayam* statt *vayam* für „wir", im Altirischen *mé*, im Franz. *moi* für „ich" eingetreten.

[2]) Vgl. Teil I, Kap. V, S. 635.

[3]) Beispiele einer an die Singularformen sich anschließenden Bildung des Plurals des Pronomens bieten mehr oder minder deutlich manche afrikanische und amerikanische Sprachen: vgl. z. B. die Sprache der Wolof (Müller, I, 2, S. 90), Tedā (S. 188), ferner das Keshua (II, 1, S. 372), Muiska (ebenda S. 351), Chiquito (S. 398) u. a. Besonders aber gehören hierher die ural-altaischen und die Mehrzahl der Drāwida-Sprachen. Doch weichen in den meisten Fällen die determinierenden Pluralzeichen von denen des Nomens ab.

[4]) Man vgl. die Deklination des Personale in der Sprache der Awaren (Müller, III, 2, S. 71) und der Kasikumüken (ebenda S. 90f.).

dung als bei dem Nomen zur Geltung kommt, stehen nun hiermit noch einige weitere, allerdings auf gewisse Sprachgebiete beschränkte, in ihrem unabhängigen Vorkommen aber doch auf allgemeingültige Bedingungen hinweisende Erscheinungen in naher Beziehung. Dahin gehören in erster Linie der Inklusiv und Exklusiv und die zuweilen vorkommenden Differenzierungen des Pronomens der dritten Person. In zweiter Linie kann dahin die besondere Affinität bezogen werden, die das Pronomen zu beschränkteren dem Plural an die Seite tretenden Mehrheitsausdrücken zeigt, nämlich zur Bildung des Duals und in einigen Fällen auch noch eines Trials.

Der Inklusiv und Exklusiv ist eine weit zerstreut vorkommende Erscheinung. Abgesehen von der malaio-polynesischen Rasse, aus deren Sprachen er am besten bekannt ist, findet er sich auf afrikanischem Gebiet in beschränkterer Verbreitung, häufiger auf amerikanischem, endlich in einigen kaukasischen und Drāwida-Sprachen[1]). Die Bedeutung ist augenscheinlich eine analoge wie die der Bezeichnung des Plurals und Duals durch besondere von dem Singular abweichende Wortstämme. Wie das *wir* dem *ich* gegenüber nicht als ein Numerusunterschied im gewöhnlichen Sinne, sondern als ein qualitativ verschiedener Begriff erscheint, so kehrt in beschränkterem Umfang ein analoger qualitativer Unterschied wieder, wenn sich im Dual oder Plural der Redende selbst ein- oder ausschließt. Am sinnenfälligsten ist dies, wenn es sich nur um zwei Personen, den Redenden und den Angeredeten oder irgendeinen Dritten, handelt. Wo ein Dual vorhanden ist, da mag daher dieser der Ausgangspunkt der Unterscheidung sein: bei dem *ich und du* und dem *ich und er* ist ja der abweichende Inhalt der Kollektivvorstellung am augenfälligsten. Auch wo ein Dual nicht existiert, wie in den meisten der hierher gehörigen südamerikanischen Sprachen, schließen sich aber die

[1]) Auf afrikanischem Gebiet bei den Hottentotten (Müller, I, 2, S. 10), bei dem Stamm der Fulbe (ebenda III, 1, S. 9), in Amerika bei den Algonkinstämmen (II, 1, S. 197), den Choktaw (ebenda S. 234), Tschinuk (255), Inka (383), innerhalb des Drāwida-Gebiets bei den Kolhstämmen (III, 1, S. 114), ferner in der Sprache der Awaren im Kaukasus (III, 2, S. 71). Außerdem im ganzen Umkreis der malaio-polynesischen Sprachen (II, 2, S. 23, 59, 119f.).

Inklusiv- und Exklusivformen meist deutlich an die erste und zweite Person des Pronomens an. So ist besonders bei den Algonkinstämmen der Exklusiv offenbar eine Erweiterung der ersten, der Inklusiv eine solche der zweiten Person des Singulars[1]).

Wie die zwei ersten Personen durch die wechselnden Beziehungen, in die sie zu dem Dual oder Plural der ersten treten, die Begriffe dieser Mehrheitsformen differenzieren können, so gewinnt nun bei der dritten Person wiederum leichter als bei der ersten und zweiten die besondere Beschaffenheit des Gegenstandes oder der Person einen Einfluß auf den Ausdruck. Hierher gehören vor allem die Unterschiede des Lebenden und Leblosen und sonstige dem grammatischen Geschlecht verwandte Verhältnisse, die vorzugsweise in dieser an und für sich nicht auf Personen als solche beschränkten Form des Pronomens ihren Ausdruck finden, ebenso wie übrigens auch das grammatische Geschlecht viel seltener bei der ersten und zweiten als bei der dritten Person auftritt[2]). Von solchen beschränkteren Unterscheidungen ist dann kein allzu großer Schritt mehr zu mannigfachen weiteren Ausdrucksformen, wie sie sich namentlich in amerikanischen Sprachen vorfinden. So werden aus der Sprache der Tscherokesen nicht weniger als neun Formen der dritten Person angeführt, in denen ausgedrückt ist, ob diese steht, sitzt, umhergeht usw. In der Sprache der Abiponer werden aber nicht nur diese verschiedenen Zustände, die meist in dem begleitenden Verbum näher

[1]) Vgl. Müller, II, 1, S. 197: in der Kri-Sprache z. B. *nita* ich, *nita-nan* wir (dich ausgeschlossen), *kita* du, *kita-now* wir (dich eingeschlossen). Ähnlich in den andern Sprachen dieser Stämme (Odzibwe, Lenni-Lenape usw.) und, wie es scheint, auch in der Keshua-Sprache (Middendorf, Das Runa Simi, 1890, S. 71).

[2]) Ganz verschiedene, aus abweichenden Wortstämmen abgeleitete Formen für Personen und unpersönliche Objekte hat z. B. die Sprache der Fulbe (Müller, III, 1, S. 9), der Kolh (ebenda S. 114) u. a. Das Hottentottische hat im Dual und Plural ein Mask., Fem. und Komm., aber allerdings in der oben (S. 20) angeführten, von sonstigen Genusunterscheidungen wesentlich abweichenden Bedeutung. Eine große Zahl von Pronominalelementen für die dritte Person findet sich endlich in den Bantu-Sprachen, wo jene teils die kollektive von der einfachen Einheit und von der Mehrheit unterscheiden, teils aber auch sonstige Modifikationen des Begriffs ausdrücken, deren Bedeutung sich, wie die der Wortklassen dieser Sprachen überhaupt (s. oben S. 17f.), verdunkelt hat.

bestimmt sind, sondern neben dem Genus auch anwesende und abwesende Personen unterschieden[1]). Das Jāgan (Feuerland) endlich besitzt neben besonderen Demonstrativpronominibus, die eine bestimmte Entfernung, Stellung oder Richtung des Gegenstandes andeuten, noch ein spezifisches dem Verbum angefügtes Suffix, welches ausdrückt, daß der Vorgang nicht von dem Redenden selbst gesehen, sondern ihm bloß von andern mitgeteilt worden sei[2]).

Hieran schließt sich endlich das Vorkommen des Trials als eine durchaus verwandte Erscheinung. In ihm tritt uns ein ähnlicher spezifischer Ausdruck für die Verbindung der drei gewöhnlich in den Formen des Pronomens unterschiedenen Personen entgegen, wie sie nach andern Richtungen in der Fülle von Ausdrucksmitteln für besondere Zustände der Personen oder Dinge sowie in der Unterscheidung eines Inklusivs und Exklusivs zu bemerken ist. In der gewöhnlichen Entwicklung des Personalpronomens, die z. B. im Indogermanischen und Semitischen beobachtet wird, und bei der überhaupt die dritte Person meist keinen von dem Demonstrativpronomen unterschiedenen Ausdruck fand, sind die beiden Personen, zwischen denen sich eine Wechselrede abspielt, das ich und du, für die Bildung der Formen allein maßgebend. Stellen sich die Unterredenden in einem Kollektivausdruck andern gegenüber, so schließen sich daher an jene zwei Singularformen zunächst nur die entsprechenden Dualformen, „wir beide“ und „ihr beide“, an. Sie sind, wo sie beim Pronomen zur Entwicklung gelangt sind, wahrscheinlich älter als der Plural, der nicht selten noch die Spuren seines Ursprungs aus ihnen erkennen läßt. Aus der Zusammenfassung der beiden Unterredenden in eine kollektive Einheit ist dann wohl unter der Wirkung der Zweizahl gewisser Objekte, wie der beiden Augen, Arme, Hände, Brüste usw., die Übertragung der Dualformen vom Pronomen auf das Nomen zustande gekommen. In diese Entwicklung der Mehrheitsformen kann nun in doppelter Weise die An-

[1]) Müller, II, 1, S. 224 (Tscherokesen), 398 (Chiquitos), 414 (Abiponer). Ein Analogon hierzu findet sich noch im indischen Drama in der unterscheidenden Bezeichnung des anwesenden und des abwesenden Herrn.

[2]) Müller, IV, S. 213ff.

wesenheit dritter Personen eingreifen. Erstens indirekt, indem bald die beiden sich Unterredenden, bald der Redende mit andern, bald umgekehrt der Angeredete mit solchen jedesmal in eine Kollektivvorstellung zusammengefaßt wird: so entstehen der Inklusiv und Exklusiv als besondere Modifikationen des Plurals oder auch des Duals, falls dieser existiert. Zweitens direkt, indem sich zwischen Dual und Plural eine Übergangsvorstellung einschiebt, in die neben dem ich und du eine einzelne dritte Person aufgenommen wird: so entsteht der Trial, in welchem die sämtlichen drei Personen des Singulars zusammengefaßt werden. Die Bildung des Trials hängt daher einerseits eng mit der Entwicklung des Begriffs der drei Personen, anderseits aber auch mit der gewisser primitiver Zahlsysteme zusammen, die, wie wir sahen, gleichfalls auf diese Dreiheit zurückgehen können (S. 25f.). Da mit dem Wachstum des geselligen Verkehrs die umfassenderen Mehrheitsbegriffe gegenüber diesen beschränkteren eine zunehmende Bedeutung gewinnen, so ist es aber begreiflich, daß der Trial in vielen Sprachen, in denen er einst weiter verbreitet war, teils vollständig in den Plural überging, wie im Polynesischen, teils ganz verschwunden ist oder die Bedeutung eines auf wenige Personen beschränkten Plurals angenommen hat, wie im Malaiischen. Am meisten hat er sich noch auf melanesischem Gebiet erhalten. Der Umstand, daß hier durchweg Dual und Trial mittels der Zahlwörter *zwei* und *drei* aus dem Plural gebildet sind, spricht aber in diesem Fall für eine sekundäre Entstehung dieser Formen[1]). Mehr trägt daher die Erscheinung des Duals und Trials da den Charakter der Ursprünglichkeit an sich, wo diese, wie in der Sprache der Papuas, zwar zum Teil mit Hilfe der Zahlwörter, aber, ebenso wie der Plural, direkt aus dem Singular gebildet sind, oder wo sie, wie in der Sprache der Feuerländer, als selbständige, von den Zahlausdrücken unabhängige Formen erscheinen, während zugleich die Beschränkung der Zahlwörter auf die drei ersten Zahlen beidemal auf den psychologischen Ursprung aus der Dreizahl der Personen der Unterredung hinweist[2]).

[1]) Müller, II, 2, S. 23, 59, 119ff. H. C. von der Gabelentz, Die melanesischen Sprachen, I, S. 25ff.

[2]) Müller, IV, S. 215, 221.

c. Übergang des persönlichen in das possessive Pronomen.

Der nur in seltenen Fällen oder in vereinzelten Spuren erhaltenen Entwicklung des personalen aus dem possessiven Pronomen steht die umgekehrte Erscheinung, die Entstehung des possessiven aus dem selbständigen persönlichen Pronomen, als die häufigere gegenüber. Dabei kann diese Entwicklung auf drei verschiedenen Wegen erfolgen: 1. durch einfache Abkürzung und Lautreduktion des Personalpronomens, 2. aus einer Kasusform desselben, und zwar in der überwiegenden Zahl der Fälle aus dem Genitiv, und endlich 3. durch die Ableitung einer selbständigen adjektivischen Wortform.

Der erste dieser Übergänge wird offenbar dadurch nahegelegt, daß das Possessivum im allgemeinen stärker als das Personale von dem Nominalbegriff, an den es sich anlehnt, oder, wo es sich mit einem Verbum verbindet, auch von diesem attrahiert wird. Es hat daher von Anfang an eine größere Neigung, mit dem ihm verbundenen Wort zu einer Worteinheit zu verschmelzen. Dabei finden sich aber in den Graden dieser Verschmelzung die verschiedensten Abstufungen, von einem Ausgangspunkt an, wo die Possessivaffixe überhaupt noch vollständig mit dem Personalpronomen identisch sind, bis zu einer Grenze, bei der ihr lautlicher Zusammenhang mit diesem ganz unkenntlich geworden ist und daher die Möglichkeit eines andersartigen Ursprungs vorliegt[1]).

[1]) Beispiele deutlicher Entwicklung des Possessivum aus dem Personale durch Lautverstümmelung bieten auf afrikanischem Gebiet die Sprachen der Dinka (Müller, I, 2, S. 50), der Wolof (S. 90), Ibo (S. 119) usw. In den meisten dieser Fälle finden sich daneben noch andere, der zweiten der obenerwähnten Formen (Genitiv- und andere Kasus- oder Partikelverbindungen) zugehörige Ausdrucksweisen. Dahin gehören auch die indogermanischen Sprachen, bei denen jedoch trotz der sicheren Herkunft des Possessivum aus dem Personale hinsichtlich der Art der Ableitung noch mancher Zweifel herrscht. (Vgl. Brugmann, Grundriß, II, S. 823f.; Delbrück, Syntax, III, S. 475ff.) Bei den Mande-Negern sind Personale und Possessivum identisch, ausgenommen bei Personen der Verwandtschaft, Teilen des eigenen Leibes u. dgl., wo abgekürzte Possessivformen eintreten. Ähnlich nahe Beziehungen zwischen Personale und Possessivum finden sich im Ewe (Müller, II, 2, S. 148, Westermann, Grammatik der Ewe-Sprache, S. 55f.); entsprechende Verkürzungen aus dem Personale, bei denen es aber, wie im letzteren Fall, zweifelhaft sein

In einer zweiten Reihe von Fällen ist das Possessivum ursprünglich der Genitiv des Personalpronomens. Damit fällt die seltenere Erscheinung begrifflich nahe zusammen, daß das Personale selbst mit einem ihm verbundenen Besitzausdruck, wie „Sache“, „Eigentum“, oder einer hinweisenden Partikel von entsprechender Bedeutung verbunden ist. Da die gleichen Ausdrucksformen auch beim Nomen die Stelle des Genitivs vertreten (vgl. Nr. III, 6), so können sie alle als Ableitungen gleicher Art betrachtet werden. Indem nun aber in manchen Fällen der Genitiv beim Pronomen, ähnlich wie beim Nomen, nur durch die Wortstellung ausgedrückt wird, kann auch hier wieder das Possessivum in der Wortform vollständig mit dem Personale zusammenfallen[1]).

Verhältnismäßig am seltensten scheint die dritte Form der Ableitung des Possessivum vorzukommen: die Bildung eines Adjektivum, das sich an das Personale anlehnt. Es ist diejenige in den indogermanischen Sprachen, zu der sich auch anderwärts, im Anschluß an die vorige Form, in der Überführung des Genitivs in eine adjektivische Bildung Analogien vorfinden.

Bei allen diesen Erscheinungen verrät sich der enge Zusam-

---

kann, was das Frühere gewesen sei, der possessive oder der personale Ausdruck, vielfach auf amerikanischem Gebiet (vgl. z. B. Algonkin ebenda II, 1, S. 198, Karaïben S. 326, Chiquitos S. 400f. und viele andere). Ebenso gehören hierher die uralischen und ein Teil der altaischen Sprachen (II, 2, S. 218, 277). Possessivformen, die ihren lautlichen Zusammenhang mit den Personalformen völlig verloren haben, sind im ganzen selten. Sie finden sich in einigen afrikanischen und amerikanischen Sprachen: so bei den Tibbu (I, 2, S. 186), Otomi, Totonaken, Maya (II, 1, S. 278, 289, 307). Auch hier handelt es sich wahrscheinlich um Wirkungen des Gebrauchs, da gelegentlich nur die mit Verwandtschaftswörtern oder Teilen des eigenen Leibes verbundenen Possessiva eine sie dem Personale völlig entfremdende Lautform besitzen: so in der Sprache der Mosquito (II, 1, S. 315, 414).

[1]) Der Genitiv oder genitivische Ausdrucksweisen für das Possessivum finden sich teils allein teils neben abgekürzten Possessivaffixen gebraucht in den Mande- und einigen andern Negersprachen (Westermann a. a. O., S. 56), in den Bantu- und einigen australischen Sprachen, wo aber, in der Sprache von Encounter Bay, ausnahmsweise der Akkusativ des Personale unter Hinzunahme besonderer Suffixe zum Possessivum wird (Müller, I, 2, S. 148, 244; II, 1, S. 50, 66), ferner in den malaio-polynesischen, in mehreren altaischen und amerikanischen Sprachen (II, 2, S. 23, 274; II, 1, S. 419, 357). Auch auf semitischem Gebiet finden sich analoge Beziehungen.

menhang zwischen Personale und Possessivum namentlich darin, daß selbst diejenigen Entwicklungen, die den Ursprung aus dem Personale deutlich erkennen lassen, auf indifferente Ausgangspunkte zurückführen, bei denen eine gegebene Wortform Personale und Possessivum zugleich ist. So gehen die verkürzten Possessivsuffixe zum Teil offenbar als Wirkungen häufigen Gebrauchs aus einer mit dem persönlichen Pronomen ursprünglich identischen Form hervor, die demnach gleichzeitig Personale und Possessivum zu sein scheint. So ist ferner der genitivische Ausdruck des Possessivum in den einfachsten Fällen nur durch seine Stellung zu dem von ihm bestimmten Nomen vom selbständigen Personalpronomen geschieden. Dem entspricht es dann auch, daß die als Verkürzungen des letzteren entstandenen Possessivaffixe ihrerseits wieder durch Hinzutritt weiterer Wortelemente in selbständige Wortformen übergehen können: das *mein*, *dein*, *sein* in den *meinigen*, *deinigen*, *seinigen*[1]). Wie sehr sich hier die Entwicklungen in der einen und der andern Richtung kreuzen können, dafür zeugt auch die Erscheinung, daß, ähnlich wie das Possessivum sehr häufig aus dem Genitiv des Personale entsteht, so umgekehrt die Reihe der Abwandlungsformen des selbständigen Personalpronomens durchbrochen werden kann, indem an die Stelle des Genitivs das Possessivum tritt[2]).

d. Demonstrativ- und Interrogativpronomen.

Die hinweisenden und fragenden Pronomina bilden in allen Sprachen eine Wortgruppe für sich, zwischen deren Gliedern mannigfache Zusammenhänge stattfinden, die aber zum Personal- und Possessivpronomen nur insofern Beziehungen zeigt, als das Pronomen der dritten Person in das Gebiet des Demonstrativum hinüberreicht und nicht selten mit ihm zusammenfällt. Den

---

[1]) Ähnliche Entwicklungen nach H. C. von der Gabelentz in primitiverer Form schon im Melanesischen, wo die Hinzufügung hinweisender Partikeln die Substantivierung vermittelt. An diese Partikeln sind hier zugleich gewisse qualitative Unterscheidungen geknüpft, indem die im Besitz befindlichen Dinge im allgemeinen von solchen unterschieden werden, die gegessen, und von solchen, die getrunken werden können (v. d. Gabelentz a. a. O., S. 27ff.).

[2]) Vgl. unten Nr. III, 6b.

Hauptbestand dieser eigenartigen Wortgruppe bilden die Demonstrativa, die zu den frühesten und unentbehrlichsten Hilfsmitteln der Sprache gehören, und die teils für sich allein, teils in Verbindung mit andern Elementen die mannigfachsten, später durch besondere Pronominalformen vertretenen Funktionen übernehmen können. So ersetzen sie auf primitiven Sprachstufen nicht nur häufig das Interrogativum, wo dann wohl nur die Betonung das unterscheidende Merkmal abgibt, sondern namentlich auch das Relativum. Zu dem Personale hinzutretend bilden sie ferner Reflexivformen, und mit dem Possessivum verbunden selbständige adjektivische oder substantivische Formen des Possessivbegriffs. Ebenso ist der Artikel, wo er als nähere Determination des Nomens vorkommt, überall eine Entwicklung aus dem Demonstrativum.

Das Demonstrativpronomen bietet hauptsächlich zwei Eigenschaften, die ein psychologisches Interesse beanspruchen. Erstens steht es offenbar ursprünglich dem Nomen ferner als das Personale. Dies zeigt sich darin, daß es in manchen Sprachen den Charakter einer deiktischen Partikel besitzt, die überall da, wo ein Hinweis oder auch eine besondere Betonung eines vorangehenden oder nachfolgenden Wortes gefordert ist, in den Zusammenhang der Rede eintritt. Indem diese Partikel teils auf Personen teils auf Dinge verschiedener Art und verschiedenen Wertes bezogen wird, werden dann allmählich die an dem Nomen hervorgetretenen Wertprädikate auch auf das Demonstrativum übertragen, und dieses geht so in ein Pronomen über[1]). Eine zweite bemerkenswerte Erscheinung, die das Demonstrativum bietet, ist die Unterscheidung verschiedener Grade der Entfernung, die sich zuweilen noch mit andern, qualitativen Differenzierungen des Ausdrucks verbinden kann. Auch durch

[1]) Spuren dieses Übergangs finden sich namentlich in afrikanischen und amerikanischen Sprachen. So bei den Wolof (Müller, I, 2, S. 92), Mande-Negern (S. 150), auf amerikanischem Gebiet bei den Athapasken (Müller, II, 1, S. 187) u. a. Die Entwicklung von Wertunterscheidungen scheint auch hier besonders von der Anwendung verschiedener Partikeln für belebte und unbelebte Wesen auszugehen. Vgl. z. B. die Verhältnisse bei den Bari (Müller, I, 2, S. 65), Hausa (S. 222), in den Bantusprachen (S. 247), ferner in der Keshuasprache (von Tschudi, Organismus der Keshua-Sprache, S. 186f.).

diese Eigenschaft zeigt das Demonstrativum eine nahe Beziehung zu einer Klasse von Partikeln, mit denen es begrifflich am nächsten verwandt ist, zu den Ortsadverbien; und wie bei diesen, so finden sich denn auch bei ihm nicht selten Lautmetaphern als Ausdrucksmittel solcher Entfernungsunterschiede[1]). In den meisten Fällen beschränken sich diese auf zwei Stufen: *dieser*, *jener* — *hic*, *ille*; doch sind auch drei nicht selten, und in einzelnen Fällen findet sich noch eine größere Anzahl[2]). Die analogen Unterschiede finden sich auch im Ausdruck der Interrogativa. Doch treten bei ihnen wohl im allgemeinen die lokalen Stufen mehr zurück, um dagegen qualitativen Abweichungen einen größeren Raum zu lassen, — eine Eigentümlichkeit, die in dem Charakter der Frage ihren leicht verständlichen Grund hat. Wie bei dem Hinweis der Ort, so steht naturgemäß bei der Frage nach einem unbekannten Gegenstand die Beschaffenheit des letzteren im Blickpunkt des Bewußtseins[3]).

Mit dem Demonstrativum und Interrogativum stehen endlich das Indefinitum und das Relativum in engster Beziehung. Das Indefinitum, *irgendwer*, *irgendwelcher*, *aliquis*, *quidam* (für **quisdam*), τὶς usw., steht nach seinem begrifflichen Inhalt zwischen beiden mitteninne; in seiner sprachlichen Form lehnt es sich in der Regel an das Interrogativum an. Eine ähnliche Stel-

[1]) Vgl. Teil I, Kap. III, S. 355.

[2]) Als besondere Modifikationen solcher Gradabstufungen seien erwähnt ein besonderes Demonstrativum für bekannte Objekte bei den Jenisseier-Ostjaken (Müller, II, 1, S. 115), die Verbindung von drei Entfernungen (nahe, fern und sehr fern) mit der Unterscheidung lebender und lebloser Gegenstände in der Kolhsprache (III, 1, S. 117), Demonstrativa für abwesende, für verschieden entfernte Objekte, und dazu noch für solche, die vom Redenden und Angeredeten gleichweit entfernt sind, im Singhalesischen (III, 1, S. 150). Auch die oben (S. 51) erwähnten Variationen des Personalpronomens der dritten Person in den Sprachen der Tscherokesen, Abiponer u. a. können um so mehr hierher gezählt werden, als in vielen amerikanischen Sprachen die dritte Person in ihrer Verbindung mit dem Verbalausdruck, gemäß dem stark agglutinierenden Satzbau, das Demonstrativum überhaupt zu ersetzen pflegt.

[3]) Charakteristisch ist in dieser Beziehung namentlich das Verhältnis in der Keshuasprache, welche drei Entfernungsstufen für das Demonstrativum hat, bei dem Interrogativum aber keine Entfernungen, sondern drei substantivische Formen für Personen, für andere belebte Wesen und für Sachen, und außerdem zwei adjektivische für menschliche Personen und für Sachen und sonstige belebte Wesen (v. Tschudi a. a. O., S. 186ff.).

lung nimmt das Relativum ein. Es ist im Unterschiede von den bisher betrachteten Formen ein verhältnismäßig seltenes Erzeugnis der Sprache; und es hängt übrigens so sehr mit den Bedingungen der Satzfügung zusammen, daß erst bei dieser auf seine Entwicklung eingegangen werden kann[1]).

III. Kasusformen des Nomens.

1. Allgemeine Bedeutung der Kasusformen.

a) Logische und lokalistische Kasustheorie.

Bei den Unterscheidungen von Gegenstand und Eigenschaft, von Art und Zahl der Objekte handelt es sich überall um nähere Bestimmungen, die dem Nominalbegriff als solchem zukommen, und die daher mit der Stellung des Wortes im Satze nur indirekt zusammenhängen. Dies ist wesentlich anders bei der letzten Klasse dieser Begriffsformen, bei den Kasusbildungen. Sie sind unmittelbar von den Beziehungen abhängig, in welche die einzelne Vorstellung zu dem Ganzen des Gedankens gebracht wird. Gleich der Sonderung in Substantivum und Adjektivum, der Unterscheidung von Genus und Numerus ist aber auch die Kasusbestimmung offenbar in dem Sinn eine gewordene, als sich die klare Unterscheidung verschiedener Kasusformen überall erst allmählich ausgebildet hat, wobei zugleich in der Art und Abstufung dieser Unterscheidung die mannigfachsten Veränderungen im Laufe der geschichtlichen Entwicklung der Sprache eingetreten sind. Auf diese allmähliche Differenzierung scheint auch, so sehr sie sich der sicheren Nachweisung entzieht, die Tatsache hinzuweisen, daß in solchen Sprachen, die nach allen sonstigen Eigenschaften einer weit zurückgebliebenen Stufe des Denkens angehören, die Kasusbestimmung eine unvollkommene ist und in der Regel am Worte selbst nicht zum Ausdruck kommt. Wie sehr aber die Entwicklung der Kasusunterscheidungen von wechselnden Motiven der Anschauung und des Denkens abhängt, das zeigt die außerordentlich mannigfaltige Weise, in der in den verschiedenen Sprachgebieten die Entwicklung erfolgte. Um so

[1]) Vgl. unten Kap. VII, Nr. IV, 4.

bedeutsamer ist es, daß es trotz dieser Mannigfaltigkeit auch hier an übereinstimmenden Zügen nicht fehlt, die auf gewisse allgemeingültige Gesetze dieser Ausdrucksformen schließen lassen.

Wie die Auffassung des grammatischen Geschlechts, so ist jedoch die der Kasusverhältnisse meist dadurch getrübt worden, daß man den Spekulationen über das Wesen der Kasus einzelne Sprachgebiete, z. B. das Griechische und Lateinische oder später ausschließlich das Indogermanische, zugrunde legte. Die überwiegend logische Betrachtungsweise, deren man sich auch hier befleißigte, begünstigte überdies das Vorurteil, den aufgefundenen Kasusformen komme eine logisch notwendige Bedeutung und daher insoweit Allgemeingültigkeit zu, als nicht etwa sekundäre Vermischungen und Rückbildungen eingetreten seien. Dabei ging aber diese logische Betrachtung wieder von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus: einerseits waren es die logischen Beziehungen von Subjekt und Objekt, Bestimmendem und Bestimmtem, anderseits die anschaulichen von Raum und Bewegung, die sich als Grundlagen gewisser logischer Schemata verwerten ließen. So entstanden die Gegensätze der gewöhnlich so genannten logisch-grammatischen und der lokalistischen Kasustheorie. Jene stellte dem Nominativ, als dem Subjektkasus, den Akkusativ als den Kasus des näheren, den Dativ als den des entfernteren Objekts gegenüber, während der Genitiv als attributive, dem Adjektivum verwandte Form aufgefaßt wurde. Die lokalistische Theorie dagegen betrachtete den Nominativ, da er Ausgangspunkt aller Ortsbestimmungen sei, in der Regel nicht als einen eigentlichen Kasus, führte dann aber den Genitiv, Dativ und Akkusativ auf die drei Fragen woher, wo und wohin zurück. Kommen in einer Sprache Kasus vor, die über dieses Schema hinausreichen, wie im Lateinischen der Ablativ, im Sanskrit außerdem der Lokalis und Instrumentalis, so suchte man dies aus einer Spaltung jener drei ursprünglichen Ortskasus zu erklären[1]). Da sich bei diesem Streit die Vertreter der lokalistischen Theorie darauf beriefen, daß alles Denken vom Sinnlichen ausgehe, und daß die ursprünglichste sinnliche An-

[1]) Vgl. zur Geschichte dieser Kasustheorien Hübschmann, Zur Kasuslehre, 1875, S. 48ff.

schauungsform die räumliche sei, so pflegt man in der Bekämpfung des logischen Ursprungs der Kasus ihren Gegensatz gegen die logisch-grammatische Theorie zu erblicken. Gleichwohl erhellt gerade aus dieser strengen Betonung der Ursprünglichkeit der drei Kasus des wo, woher und wohin, daß auch bei ihr zunächst eine logische Unterscheidung maßgebend ist, die nur in diesem Fall auf einem andern Gebiete liegt.

Schon die Ausdehnung der Untersuchung auf das weitere Gebiet der indogermanischen Sprachen mußte diese hauptsächlich auf das Lateinische und Griechische gegründeten Theorien fragwürdig erscheinen lassen. Entscheidend war hier vor allem der Nachweis, daß im Indogermanischen die größere Mannigfaltigkeit der Kasusformen nicht ein Produkt späterer Entwicklung, sondern der ursprünglichere Zustand sei, und daß die Fülle der anfänglichen Kasus einerseits weit über das Bedürfnis der bloßen logisch-grammatischen Unterscheidung hinausgehe, anderseits aber nicht durchweg auf lokale Beziehungen zurückgeführt werden könne. Waren demnach im Griechischen und Lateinischen vielfach mehrere ursprüngliche Kasus zusammengeflossen, so erschien es nun auch begreiflich, daß einzelne dieser verschmolzenen Formen gleichzeitig einer logischen und einer räumlich-anschaulichen Anwendung fähig sind. Dies führte zu einer zwischen den Gegensätzen der älteren Theorien vermittelnden Auffassung. Von den acht Kasus des Sanskrit ließen drei, der Nominativ, Akkusativ und Genitiv, der erste als der Subjektskasus, der zweite als die adverbiale und der dritte als die attributive oder adnominale Bestimmung des Subjekts, eine ausschließlich grammatisch-logische Deutung zu. Vier, der Dativ, Lokalis, Ablativ und Instrumentalis (oder Sozialis), als Bestimmungen des wohin, wo, woher und womit, konnten lokalistisch aufgefaßt werden. Dem achten, dem Vokativ, als dem Imperativ in nominaler Form, war von vornherein eine abgesonderte Stellung anzuweisen[1]). Ganz war damit freilich der alte Streit nicht erledigt, da immer noch die Frage aufgeworfen werden konnte, ob nicht doch die logischen Beziehungen ursprünglich zugleich als sinnlich anschau-

[1]) Vgl. Fr. Holzweißig, Wahrheit und Irrtum der lokalistischen Kasustheorie, 1877, S. 24 ff.

liche, also räumliche, aufgefaßt worden seien. Denn zu den Kasusformen der ersten Art kann oder muß nicht selten noch eine räumliche Nebenbestimmung hinzugedacht werden, während der Dativ, der Kasus des entfernteren Objekts, in vielen seiner Anwendungen gerade so gut wie der des näheren, der Akkusativ, als ein rein grammatischer Kasus zu deuten ist. Wenn die Mehrzahl der Indogermanisten den Dativ trotzdem den lokalen Kasus zuzählten, so war also darin immer noch eine einigermaßen willkürliche Bevorzugung der lokalistischen Auffassung zu erkennen, eine Bevorzugung, die offenbar in der Forderung einer größeren Ursprünglichkeit der sinnlich anschaulichen Verhältnisse begründet war. Damit verließ die Indogermanistik ihrerseits den sonst von ihr festgehaltenen historischen Standpunkt, um sich statt dessen mehr oder minder zweifelhaften psychologischen Überlegungen anzuvertrauen, die sie dann als logische Postulate der Wirklichkeit gegenüberstellte[1]).

Diesen Streit der Meinungen mittels der Sprachgeschichte entscheiden zu wollen, erscheint vollkommen aussichtslos. Denn nirgends besitzen wir die Gewähr, hier irgendwo oder irgendwann einen Zustand aufzufinden, der sich mit zureichender Wahrscheinlichkeit als ein ursprünglicher ansehen ließe; und wenn uns selbst ein solcher Zustand gegeben wäre, so würde auch für ihn nicht auszumachen sein, ob nicht bei dem Gebrauch des einzelnen Kasus bereits verschiedene Bedeutungen zusammenfließen. So sind es überhaupt einerseits die Verschmelzung verschiedener Kasusbegriffe in eine Kasusform (der sogenannte „Synkretismus" der Kasusbildungen), anderseits die auf manchen, namentlich kasusreicheren Sprachgebieten wahrscheinliche Zerlegung eines ursprünglich einheitlichen Kasus in mehrere Formen von differenzierter Bedeutung, die dem Versuch, die historisch überlieferten

[1]) So erklärt Whitney die Existenz logisch-grammatischer Kasus für unmöglich, weil die Urbedeutung der Kasus notwendig eine „konkrete, lebensvolle" gewesen sein müsse (Transact. of the Am. phil. Ass. vol. 13, 1888, p. 285), und Delbrück unterscheidet, um den Begriff „logisch-grammatisch" zu vermeiden, „lokalistische" und „nichtlokalistische Kasus", eine Dichotomie von A und non-A, die bekanntlich die Eigenschaft, allezeit vollständig zu sein, mit der andern, absolut unbestimmt zu sein, verbindet. (Delbrück, Grundfragen der Sprachforschung, S. 129.)

Formen nach irgendwelchen Gesichtspunkten in Klassen zu ordnen, hindernd in den Weg treten[1]). So begegnen uns vor allem auch auf indogermanischem Gebiet mannigfache Spuren bis in die Urzeiten zurückreichender Veränderungen. Hierher gehört z. B. die schon erwähnte doppelte Stellung des Dativs, die ihn bald als den logischen Ausdruck des entfernteren Objekts bald als eine lokale Bestimmung erscheinen läßt; nicht minder beim Instrumentalis das Auftreten abweichender Suffixe, die mindestens auf zwei ursprünglich verschiedene Kasus, einen eigentlichen Instrumentalis (mit dem Suffix *-a*, *-e*) und einen Sozialis (*-bhi*, *-mi*) hinweisen. Der Instrumentalis läßt sich daher kaum als eine zunächst räumliche Koexistenz auffassen, die etwa dann erst auf das zugleich mit einer Tätigkeit angeschaute Hilfsmittel übertragen worden wäre. Vielmehr sind umgekehrt die Verhältnisse des Zugleichseins in Raum und Zeit und des Hilfsmittels wahrscheinlich erst sekundär miteinander verbunden worden. Durch den so zu erschließenden reinen Instrumentalis wird dann aber auch die Berechtigung der Unterscheidung in grammatische und lokale Kasus und die Zurückführung der gesamten anschaulichen Kasusbeziehungen auf Raumverhältnisse zweifelhaft. Denn die acht Kasus des Urindogermanischen erscheinen nun nicht mehr als ein System von einer in seiner Beschränkung auf die logischen und räumlichen Grundverhältnisse idealen Vollständigkeit, sondern nur als eine verhältnismäßig lange nachwirkende Entwicklungsphase, der möglicherweise auch noch in andern Beziehungen reichere, die konkreten Eigenschaften der sinnlichen Anschauung zur Geltung bringende Bildungen vorangegangen sind.

b. Psychologische Bedingungen der Kasusentwicklung.

Trifft dies zu, so wird das Kasussystem der Sprache in jeder Periode als ein Produkt mannigfacher innerer und äußerer Einflüsse anzusehen sein, unter denen logische und räumliche Verhältnisse immerhin zu den wichtigsten gehören mögen, aber offenbar nicht die einzigen sind. Dies bestätigt sich auch darin, daß die

[1]) Über den sog. Synkretismus der Kasusformen vgl. Brugmann. Vgl. Grammatik. II, S. 522, 600. Griech. Grammatik,[3] S. 375 f.

Unterscheidung der logischen und räumlichen Grundverhältnisse vielfach unterblieben ist, wenn gewisse psychologische Nebeneinflüsse fehlten. So bildet derjenige Kasus, auf dem sich das Satzgefüge aufbaut, der Nominativ, allgemein im Indogermanischen in den Formen des Neutrums mit dem Objektskasus, dem Akkusativ, eine einzige Kasusform.

Logisch betrachtet erscheint diese Tatsache absolut irregulär; psychologisch wird sie vollkommen begreiflich, wenn wir uns daran erinnern, daß allem Anscheine nach in dem indogermanischen Neutrum ein Rest der weitverbreiteten, in vorgeschichtlicher Zeit auch auf diesem Sprachgebiet vorhandenen Wertunterscheidung des Leblosen vom Lebenden stehen geblieben ist[1]). Dann ergibt sich diese konstante Objektsbezeichnung als eine unmittelbare Folge der Tatsache, daß es in den frühesten, den primitiven Lebensbedürfnissen dienenden Sprachäußerungen vorzugsweise sachliche, also leblose oder den leblosen gleich geachtete Gegenstände sind, die, den handelnden, lebenden Subjekten als Objekte ihrer Tätigkeit gegenübertretend, das Verbum ergänzen. So hat hier die Häufigkeit des Gebrauchs diese eine Kasusform derart befestigt, daß sie auch da noch stehen blieb, wo eine größere Beweglichkeit des Denkens das sachliche Objekt zum Subjekt des Satzes erhob; und diese im Subjekts- und Objektskasus übereinstimmende Form des Neutrums hat dann überall da zugleich auf die lebenden Subjekte hinübergewirkt, wo diese als Objekte zu dem Verbum hinzutraten, so daß hieraus die doppelte Gleichung hervorging:

Nom. neutr. = Akk. neutr., Akk. masc. fem. = Nom. Akk. neutr.

Wir dürfen wohl um so sicherer diese Erscheinungen als Nachwirkungen jener ursprünglichen Wertunterscheidungen der Gegenstände auffassen, als sie in analoger Weise in einer Reihe von Sprachen gerade solcher Völker vorkommen, bei denen Wertstufen noch heute eine Rolle spielen[2]). Als mitwirkendes Moment

---

[1]) Vgl. oben S. 23.

[2]) So namentlich in manchen amerikanischen Sprachen, wie in der Sprache der Tarasken (Müller, II, 1, S. 283), der Totonaken (ebenda S. 289) und in den meisten Sprachen der Drāwida-Rasse (ebenda III, 1, S. 175f.), wobei sich überdies der Nom. Akk. neutr. noch dadurch von dem Nominativ

wird es anzusehen sein, daß das Suffix des Subjektskasus wahrscheinlich aus einem Demonstrativpronomen hervorging, dem ursprünglich eine persönliche Bedeutung zukam. Darum ist es schwerlich zutreffend, wenn man diese Verhältnisse auf eine dereinst unvollkommene Trennung des Subjekts- und Objektskasus überhaupt bezog, bei der dem Neutrum bereits im Nominativ eine „mehr objektive als subjektive Natur" beigelegt worden sei[1]). Denn auch in den Sprachen, in denen sich die Erscheinung noch heute zusammen mit den Wertstufen erhalten hat, pflegen um so bestimmter jene Kasus durch die Stellung des Wortes im Satze unterschieden zu werden.

Wird schon in den Singularformen des Nomens das dualistische Schema der logischen und lokalen Kasusformen im Indogermanischen durch das Übergreifen des Dativs aus der Reihe der lokalen in die der sogenannten grammatischen Kasus und durch die Gleichheit des Subjekts und Objekts im Neutrum durchbrochen, so wiederholen sich nun solche Erscheinungen in gesteigertem Maße bei den Dual- und Pluralformen, da im Dual nicht nur Subjekts- und Objektskasus allgemein, ohne Rücksicht auf das grammatische Geschlecht, zusammenfallen, sondern auch für Genitiv und Lokativ einerseits, für Dativ, Ablativ und Instrumentalis anderseits nur eine Wortform existiert und sich im Plural eine ähnliche Koinzidenz für den Dativ und Ablativ wiederholt. Daneben zeigen in beiden Numeris die Formen der Suffixe für die obliquen Kasus eine so auffallende Ähnlichkeit untereinander und mit dem Instrumentalissuffix des Singulars (*bhis* Instr. plur., *bhyas* Dat. Abl. plur., *bhyâm* Dat. Abl. Instrum. dual.), daß der Gedanke an irgendeine vorherrschende Bedeutung des Instrumentalis für die Mehrheits- und besonders für die Dualformen des Nomens nahegelegt wird. Auch hier ließe sich ja

---

der belebten Wesen unterscheidet, daß der letztere durch ein Personalsuffix ausgezeichnet, der erstere aber überhaupt ohne Suffix ist, also mit dem reinen Stamm zusammenfällt. Eine analoge Erscheinung bieten die polynesischen Idiome, insofern sie den Nominativ nur dann, wenn er ein tätiges Subjekt ist, durch eine besondere Partikel hervorheben, sonst aber, gleich dem Akkusativ, durch den bloßen Wortstamm ausdrücken (Müller, II, 2, S. 18).

[1]) Bopp, vgl. Hübschmann a. a. O., S. 95.

denken, daß gewisse Bedingungen dereinst diesem Kasus einen Vorzug der Häufigkeit des Gebrauchs verschafft haben, vermöge deren ihm die übrigen entweder vollständig, wie im Dual, oder partiell, wie im Plural, assimiliert wurden. Dabei kann wieder dahingestellt bleiben, ob diese Assimilation einer ursprünglich strengeren Differenzierung der Kasus nachfolgte, oder ob sie umgekehrt einer erst beginnenden voranging, die dann im Dual fast ganz zurückgeblieben, im Plural relativ weiter fortgeschritten und im Singular erst zu ihrer Vollendung gelangt wäre. Auch in diesem Fall lassen sich aber für eine dominierende Bedeutung des in der späteren Entwicklung fast erloschenen Instrumentalis Zeugnisse aus weit abliegenden Gebieten beibringen. So ersetzt das Baskische das tätige Subjekt durchgehends durch den Instrumentalis. Statt *der Mensch hat es getan* sagt der Baske: *durch den Menschen wurde sein Tun*[1]); und die analoge Erscheinung findet sich im späteren Sanskrit und Pāli sowie in mehreren kaukasischen Sprachen[2]). Auch fällt in diesen und andern Fällen der Instrumentalis mit weiteren Kasus, wie dem Ablativ, Dativ, Lokativ, zusammen, wobei abermals jenem im allgemeinen die Vorherrschaft zu bleiben scheint[3]). Diese Erscheinungen dürften auf jenes Übergreifen des Instrumentalis in den Dual- und Pluralformen des indogermanischen Nomens Licht werfen, indem sie dasselbe in einen gewissen Zusammenhang mit der oben berührten Differenzierung der Nominativ- und Akkusativformen bringen. Wie die Vorstellungen des persönlichen Wirkens und Bewirktwerdens in dem mythologischen Bewußtsein alle andern Verhältnisse der Dinge in die ihnen adäquaten Anschauungen umsetzen, so scheinen sie auch in der Sprache ursprünglich den vorherrschenden Einfluß auszuüben, was sich nun bei der Nominalbildung in dem überwiegenden Gebrauche des Instrumentalis und in der Anlehnung anderer Kasusformen an ihn ausspricht. Ursache und Wirkung, die Bewegungen von einem Orte her und

[1]) Müller, III, 2, S. 6.

[2]) So in der Sprache der Awaren (ebenda S. 68), der Artschi (ebenda S. 103) u. a.

[3]) So verwendet das Japanische für unsere Präpositionen *für* und *durch* den nämlichen Dativ-Instrumentalis; auch hier scheint der Begriff des Hilfsmittels, also der eigentliche Instrumentalis, das Bindeglied zu bilden.

nach einem Orte hin werden als Vorgänge aufgefaßt, die sich den anschaulich gedachten Kategorien von Mittel und Zweck unterordnen. Diese Beziehungen treten erst zurück, wenn sich andere Begriffe schärfer zu sondern beginnen. Hieraus mag es sich erklären, daß der Instrumentalis eine allmählich absterbende, in den abstrakteren Beziehungsformen aufgehende Form ist, die daher in dem gleichfalls eine altertümliche Bildung darstellenden Dual ihre deutlichsten Spuren zurückließ.

Nicht minder verständlich ist es, daß die weitere Entwicklung der Kasus überhaupt am vollständigsten innerhalb der Singularformen erfolgt. Auf das einzelne Subjekt bezieht sich von Anfang an die Mehrzahl der Aussagen. Der einzelne Gegenstand wird am schärfsten in seinen Beziehungen zu andern Objekten aufgefaßt. Die Vielheit, an sich eine unbestimmtere Vorstellung, läßt auch in ihren äußeren Verhältnissen leichter verschiedene Beziehungsformen ineinander fließen. Die allgemeingültige Natur auch dieser psychischen Bedingungen spricht sich darin aus, daß dieser Vorrang der Singularformen fast auf allen Sprachgebieten wiederkehrt; in vielen unentwickelteren Sprachen außerdem noch darin, daß das einzelne Subjekt oder Objekt, Nominativ oder Akkusativ des Singulars, durch irgendeine hinweisende Partikel bezeichnet wird, während für den Begriff der Mehrheit in beiden Fällen nur der nackte Wortstamm eintritt[1]).

c. Kasusbegriff und Wortform.

Diese Vorgänge der Verschmelzung und Differenzierung der Kasus unter dem Einfluß mannigfacher Assoziationsbedingungen durchkreuzen sich nun noch mit zwei weiteren Erscheinungen von entgegengesetztem Charakter, die aber beide dahin zusammenwirken, daß die Kasusformen des Nomens überhaupt für die einer Sprache zur Verfügung stehenden Kasusbegriffe durchaus kein Maß abgeben können. Erstens kann nämlich die Sprache gewisse Kasus bloß durch die Wortstellung ausdrücken, ohne daß am Worte selbst irgendwelche Veränderungen eintreten, die mit dem Kasusbegriff in Beziehung stehen. Zweitens können sich beson-

[1]) Vgl. das früher (S. 31 ff.) über die Unterscheidung der Einzahl und Mehrzahl Bemerkte.

dere, von dem Worte trennbare Partikeln entwickeln, die als Äquivalente der Kasusformen funktionieren. Solche Partikeln sind die Präpositionen, an deren Stelle in selteneren Fällen auch Postpositionen auftreten. Infolgedessen kann eine Sprache an den spezifischen Kasuselementen des Nomens, den Kasussuffixen oder -präfixen, sehr arm sein und gleichwohl über eine reiche Fülle wirklicher Kasusunterscheidungen verfügen. So kennt das Semitische ursprünglich nur eine Suffixunterscheidung des Nominativ, Genitiv und Akkusativ, und auch sie ist nur im Singular deutlich ausgebildet; alle andern Relationen der Nominalbegriffe werden durch selbständige Präpositionen ausgedrückt. Und das Chinesische, eine nach Reichtum der Begriffe und strenger syntaktischer Gesetzmäßigkeit hoch ausgebildete Sprache, unterscheidet ursprünglich auch jene Kasus nicht am Worte selbst, sondern nur durch die Stellung im Satze; und lokale oder sonstige äußere Bestimmungen werden teils durch beigefügte Substantiva von selbständiger Bedeutung, teils durch Hilfspartikeln wiedergegeben, die zum Teil wenigstens dereinst eine substantivische Bedeutung besessen haben[1]). Durch diese Hilfsmittel kann das dem Kasus entsprechende Verhältnis des einzelnen Begriffs zu andern Begriffen, ebenso sicher wie durch die Wortform, durch die Wortstellung oder durch Partikeln, z. B. Präpositionen, bestimmt werden. Überdies kann aber eines dieser Ausdrucksmittel allein, oder es können zwei derselben oder endlich alle drei, Wortform, Wortstellung und kasusbezeichnende Partikeln, gleichzeitig zur Charakterisierung des Begriffsverhältnisses dienen. Eine Kasusunterscheidung im psychologischen Sinn ist natürlich in jedem dieser Fälle vorhanden. Der Ausdruck aller wesentlichen Beziehungsformen des Nominalbegriffs durch die bloße Wortform repräsentiert daher nur eine bestimmte sprachliche Entwicklungsweise dieser Erscheinungen, und im allgemeinen innerhalb jener wiederum nur eine bestimmte Entwicklungsstufe, wie gerade die Geschichte des indogermanischen Kasussystems zeigt. Denn wenn in unsern neueren Sprachen die Wortformen der Kasus bis auf geringe Reste verschwunden sind, so sind damit die Kasus selbst nach ihrem psychologischen und logischen Begriffswert nicht ver-

[1]) G. von der Gabelentz, Chinesische Grammatik, S. 155ff.

loren gegangen, sondern sie sind im Gegenteil ungleich reicher geworden, indem nun Präpositionen weit über die in dem ursprünglichen Kasussystem gezogenen Grenzen hinaus dem Ausdruck der Begriffsverhältnisse dienen. In diesem Sinne können es die durch Präpositionen und attributive Wortverbindungen vermittelten Begriffsbeziehungen unserer Sprachen mit den reichen Kasussystemen der ural-altaischen und gewisser kaukasischer Völker sehr wohl aufnehmen[1]).

Indem sich nun aber, wie schon bemerkt, diese Ausdrucksformen der Kasusbegriffe miteinander verbinden können, ist der Übergang der einen Ausdrucksform in die andere im allgemeinen ein durchaus stetiger. Wo eine Begriffsbeziehung durch bestimmte Kasussuffixe angedeutet wird, da hat sich in der Regel auch eine bestimmte Wortstellung ausgebildet, und den dem Ausdruck der allgemeinsten äußeren Verhältnisse dienenden Suffixbezeichnungen kommen Präpositionen als nähere Bestimmungsmittel zu Hilfe. So erhöht die Mannigfaltigkeit dieser Formen nicht nur die Deutlichkeit und die festere Umgrenzung der Kasusbeziehungen, sondern sie vermittelt auch den Wechsel der Formen selber. Wo Wortform und Wortstellung oder Wortform und Präposition zunächst in Verbindung miteinander den Kasusbegriff anzeigten, da kann allmählich das eine dieser beiden Hilfsmittel ganz verschwinden, indem die Seite der Begriffsbeziehung, die ihm bis dahin zukam, infolge der häufigen Assoziation beider auf das andere übergeht. In welcher Richtung dies geschieht, das hängt demnach ganz von den besonderen Entwicklungsbedingungen der Sprache ab, und es ist nicht ausgeschlossen, daß ein Wechsel zu verschiedenen Zeiten in entgegengesetzter Richtung erfolgt. Dazu kommt, daß außerdem zwischen den Kasuspartikeln und den Kasus-

[1]) In den uralischen Sprachen (dem Finnischen, Estnischen, Magyarischen usw.) zählt man in der Regel 12 durch Kasussuffixe unterschiedene Kasus (Müller, II, 2, S. 201 ff.). Diese Zahl wird aber noch übertroffen von gewissen kaukasischen Sprachen, wo z. B. die der Kasikumücken 47 oder wenn man die abgeleiteten und zusammengesetzten Suffixe hinzunimmt, sogar 95 Kasusformen unterscheiden läßt (ebenda III, 2, S. 85). Nichtsdestoweniger gibt es natürlich unter allen diesen Kasus keinen, den man nicht mit Hilfe von Präpositionen und Umschreibungen in jede moderne Sprache sinngetreu übersetzen könnte.

affixen insofern eine genetische Beziehung bestehen kann, als ursprünglich selbständige Wörter zu Kasusdeterminativen geworden sind, die mit dem Wort verschmolzen und so in wortbildende Elemente übergingen. Aus allem dem geht hervor, daß es unzulässig ist, den Reichtum einer Sprache an irgendeinem dieser zur Bezeichnung der Kasusbegriffe dienenden Hilfsmittel zum Maß der Begriffsbildung auf diesem Gebiete machen zu wollen. Eine Sprache kann an spezifischen Kasuselementen des Nomens völlig verarmt sein, wie das Englische, und doch durch die zahlreichen Präpositionen, über die sie verfügt, sehr reich an Kasusbegriffen; und andere Sprachen, wie die kaukasischen, können außerordentlich reich an Kasussuffixen, aber dadurch, daß sie der im Gebrauch wandelbareren Partikeln entbehren, doch in dem Ausdruck der begrifflichen Beziehungen verhältnismäßig beengt sein. Hieraus erhellt, daß keine dieser Eigenschaften für sich allein maßgebend ist, und daß sie sogar alle zusammengenommen nur ein zweifelhaftes Wertmaß abgeben können, weil Reichtum und begriffliche Schärfe der Unterscheidung wiederum Eigenschaften sind, die sich sehr selten gleichzeitig zu besonderer Vollkommenheit entwickelt haben. Daneben spiegeln sich aber in den verschiedenen Ausdrucksmitteln der Kasusbegriffe, und besonders in der Art, wie sie sich verbinden, einander vertreten und miteinander wechseln, charakteristische psychologische Eigentümlichkeiten.

2. Entwicklungsstufen der Kasusbildung.

Können die Kasusformen des Nomens an sich ebensowenig wie die andern ihnen äquivalenten Ausdrucksmittel, die Wortstellung, die Präpositionen usw., für die Stufe, die eine Sprache in der Vollkommenheit der entsprechenden begrifflichen Unterscheidungen erreicht hat, ein Maß abgeben, so drängen sich nun gleichwohl solche Wertstufen von selbst auf, wenn man gewisse extreme Fälle ins Auge faßt, wo entweder die Kasusunterscheidung sehr dürftig ist und beinahe aller Hilfsmittel entbehrt, oder wo sie umgekehrt sowohl den allgemeineren Begriffsunterschieden wie ihren feineren Nuancen zu folgen vermag. Dann wird nun aber auch eine solche Wertabstufung nicht nur die verschiedenen, in

einem gewissen Grad einander äquivalenten Ausdrucksmittel, sondern sie wird vor allem dies beachten müssen, daß die Stufe, die eine Sprache hier erreicht hat, nach zwei sehr verschiedenen und nicht selten einander ausschließenden Merkmalen bemessen ist: einerseits nämlich nach der scharfen Unterscheidung gewisser Hauptformen der Begriffe, und anderseits nach den innerhalb der so sich bildenden Hauptgruppen möglichen spezifischen Differenzen. Diese beiden Eigenschaften arbeiten aber deshalb leicht einander entgegen, weil die exakte Auffassung der fundamentaleren Unterschiede die einzelnen Differenzierungen in sich aufnehmen kann, und weil vielleicht noch häufiger umgekehrt ein Überwuchern der kleineren Unterscheidungen die Beachtung der wesentlicheren Eigenschaften zurückdrängt. Da auf solche Weise die beiden Kriterien für die den Kasusformen zugrunde liegenden psychologisch-logischen Momente ganz auseinandergehen, so kann natürlich auch nicht davon die Rede sein, daß sich etwa die Formen der Kasusbildung und der ihnen äquivalenten Ausdrucksmittel in irgendeine fest bestimmte Reihe bringen ließen, sondern es werden immer nur jene beiden Eigenschaften der klaren Ausbildung gewisser Hauptrichtungen des Denkens und der Fülle der Ausdrucksformen für das Einzelne nebeneinander zu berücksichtigen sein. Nur da, wo beide Kriterien im einen oder andern Sinne zusammentreffen, wo also sowohl die generischen wie die spezifischen Unterscheidungen mangelhaft, oder wo beide gleichmäßig entwickelt sind, wird man dort von einer unvollkommenen, hier von einer vollkommenen Ausbildung der Sprache nach dieser Seite reden dürfen. In den zahlreicheren Fällen aber, die zwischen diesen Extremen liegen, wird man nicht selten zweifeln können, welcher jener einander gegenüberstehenden Eigenschaften man den Vorzug einräumen solle. So unsicher jedoch infolge dieser Verhältnisse im einzelnen Fall das Urteil über die Stellung einer Sprache sein mag, daran läßt sich nicht zweifeln, daß jede Sprache eine gewisse Entwicklungsstufe in der Ausbildung dieser den Kasusbegriffen zugrunde liegenden psychologischen Eigenschaften repräsentiert, und daß sich demnach die gesamten Erscheinungen der Kasusbildung, so weit sie im einzelnen voneinander abweichen mögen, doch im ganzen annähernd in eine Entwick-

lungsreihe ordnen lassen, wobei zugleich den einzelnen Stufen dieser Reihe andere Erscheinungen, wie die mehr oder minder vollständige Scheidung von Nomen und Verbum, von Substantiv und Adjektiv, der Reichtum des Vokabulars, die Bildung abstrakter Wörter u. dgl., parallel gehen. Dabei kann aber selbstverständlich eine solche Reihe nicht die Bedeutung haben, daß sie die wirkliche, geschichtliche Entwicklung der Sprachen zum Ausdruck bringt. Kann doch von einer Nachweisung der Urzustände, die der historisch nachweisbaren Entwicklung vorangegangen sind, gerade bei den allein einer umfassenden geschichtlichen Betrachtung zugänglichen Sprachen der Kulturvölker nirgends die Rede sein. Aber auch innerhalb der uns bekannten Sprachperioden können hier, an jenen Merkmalen begrifflicher Unterscheidung gemessen, Fortschritt und Rückschritt in der mannigfaltigsten Weise miteinander wechseln oder selbst ineinander greifen. Eine Übersicht über die Entwicklungsstufen der Kasusbildung in den verschiedenen Sprachgebieten kann also nur in demselben Sinn eine genetische Bedeutung besitzen, in welchem wir überhaupt von einem Nebeneinander verschiedener geistiger Entwicklungsstufen innerhalb der gegenwärtigen Menschheit reden, ohne damit sagen zu wollen, daß jede dieser Stufen von jedem Volk entweder irgend einmal in der Vergangenheit durchlaufen worden sei oder jemals in der Zukunft erreicht werde.

Denken wir uns nun in diesem Sinn eines Nebeneinander verschiedener Bildungsformen die Sprachen geordnet, so ergeben sich im allgemeinen drei Typen der Entwicklung, zwischen denen es natürlich an mannigfachen Übergängen nicht fehlt. Die niedrigste Stufe wird von denjenigen Sprachen eingenommen, bei denen nicht nur Wortunterschiede, sondern auch andere Ausdrucksmittel der Kasusbeziehungen bloß in schwachen Spuren vorkommen. Dieser erste Typus einer Kasusbildung findet sich vor allem in den Sprachen der afrikanischen Sudanneger sowie in den papuanischen und australischen Sprachen. Hierbei fehlt es im allgemeinen nicht an Ausdrucksmitteln, die bestimmte, den Kasus analoge Modifikationen des Nominalbegriffs bezeichnen. Aber teils ist es die Stellung im Satze, die dem Wort ohne weiteres seine Kasusbedeutung verleiht; teils sind es besondere

Wörter, die sich ebensogut mit dem Verbum wie mit dem Nomen verbinden können, und die in manchen Fällen nach Laut und Bedeutung mit selbständigen Substantiven zusammenfallen. Verwachsen diese in einzelnen Fällen fester mit dem Wortkörper, so kann dies wohl als beginnende Bildung einer Kasusform durch Suffixe oder Präfixe gedeutet werden[1]).

Je zahlreichere Elemente sich bilden, die auf diese Weise mit dem Wortkörper verschmelzen, um so näher rückt nun dieser erste einem zweiten, entwickelteren Typus, der sich durch exzessive, eine Fülle konkreter Beziehungen der Begriffe ausdrückende Kasusbildung der Nomina auszeichnet. Er ist regelmäßig zugleich dadurch charakterisiert, daß diese reich entwickelten Kasusformen vorzugsweise dem Ausdruck äußerer, lokaler temporaler oder sonstiger sinnlich anschaulicher Verhältnisse dienen, während die sogenannten grammatischen Kasus, der Nominativ, Akkusativ, auch der Genitiv, häufig entweder gar nicht oder nur partiell an dieser Entwicklung teilnehmen. Zu diesem Typus gehören die meisten Sprachen der amerikanischen Rasse, namentlich der Nordamerikaner, ferner die ozeanischen Sprachen und, mit dem höchsten Grad exzessiver Kasusbildung, das Baskische, die ural-altaischen und die kaukasischen Sprachen.

Der dritte Typus wird endlich durch die Sprachen gebildet, bei denen sich die Kasusbildung auf wenige einfache Grundverhältnisse der Begriffe beschränkt, während als weitere Ausdrucksmittel der mannigfaltigsten Begriffsbeziehungen bestimmte, ausschließlich diesem Zweck dienende Partikeln in der Form von Präpositionen hinzutreten. Diese Sprachen lassen durchweg Spuren einer einst reicheren Kasusbildung erkennen sie gehören also mit Rücksicht auf die Kasusunterscheidung des Wortes selbst einer regressiven Entwicklung an, welche letztere durchgängig auch in ihrer weiteren Geschichte sich geltend macht. Übrigens zerfallen sie wieder in zwei Gruppen. Davon weist die eine, die der semitischen Sprachen, auf einen ursprünglichen Zustand sparsamer Kasusbildung zurück, die sich zugleich

[1]) Vgl. z. B. Steinthal, Die Mande-Negersprachen, S. 123ff., Westermann, Grammatik der Ewe-Sprache, S. 50ff., ferner über die Sprache der Kham-Buschmänner Müller, IV, S. 5ff.

wesentlich auf sogenannte grammatische Kasus (Nominativ, Akkusativ, Genitiv) beschränkt. Den semitischen gleichen auch in dieser Beziehung die ihnen verwandten hamitischen Sprachen: nur im ganzen mit minder ausgebildeter Unterscheidung der grammatischen Kasus. Die zweite Gruppe umfaßt die indogermanische Sprachfamilie, die einen ursprünglichen Bestand von Kasusformen aufweist, der ebenso die inneren grammatischen wie die äußeren, lokalen, sozialen, instrumentalen Beziehungen umfaßt, bei dem aber ebenfalls, wenn auch in den einzelnen Sprachgebieten in verschiedenem Grade, diese Kasusunterschiede teils zusammengeflossen, teils gänzlich verschwunden sind, während in gleichem Maße selbständige Partikeln in Gestalt von Präpositionen und bei den grammatischen Kasus die Flexionsformen des aus dem Demonstrativpronomen hervorgegangenen Artikels für sie eintreten. Durch diese größere Fülle ursprünglicher Kasusbildungen repräsentiert das Indogermanische gegenüber dem Semitischen eine Übergangsstufe zu dem vorangegangenen Typus der exzessiven Kasusformen. Der ursprüngliche Zustand des Indogermanischen läßt sich daher hinsichtlich der kasusbildenden Wortformen als eine Art Mittelglied zwischen jenen Zuständen des Mangels und des Reichtums betrachten, die uns in andern Sprachen begegnen. Dabei muß man aber eingedenk bleiben, daß dieses Kasussystem selbst kein idealer Anfangszustand, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach, ebenso wie die andern Systeme, nur eine einzelne, durch besondere geschichtliche Bedingungen herausgehobene Phase einer stetig fortschreitenden Entwicklung ist.

Da nun die Ausbildung besonderer Wortformen für die Kasusbeziehungen und der begriffliche Inhalt dieser Beziehungen, wie oben bemerkt, durchaus verschiedene Dinge sind, so versteht es sich von selbst, daß jene aus dem stetigen Fluß der Entwicklung herausgegriffenen drei Stufen der mangelnden, der ausgebildeten und der wieder verschwindenden Kasusformen des Nomens keineswegs von jeder Sprache durchlaufen werden müssen, falls diese überhaupt zu einer vollkommeneren, nach dem Reichtum an Begriffen und dem Ausdruck von Begriffsbeziehungen zu bemessenden Ausbildung fortschreitet. Vielmehr finden sich auf jeder jener

Entwicklungsstufen Sprachen, denen eine Ausbildung im letzteren Sinne nicht abzusprechen ist. Das klassische Chinesisch ermangelt der eigentlichen Kasusformen, und für die semitischen Sprachen läßt sich wenigstens kein Zustand nachweisen, wo andere als die sogenannten grammatischen Verhältnisse durch bestimmte Lautänderungen des Wortes bezeichnet worden wären. Anderseits haben aber auch gewisse Sprachen mit sehr reicher Kasusbildung, wie das Finnische, Türkische und Magyarische, namentlich im Vergleich mit andern Sprachen des gleichen Typus, eine verhältnismäßig hohe begriffliche Entwicklung erreicht. Diese Tatsachen führen zu dem Schlusse, daß zwar jede Sprache, die in ihrem gegenwärtigen Zustand eine der beiden vollkommeneren Stufen einnimmt, wohl irgend einmal die erste, aller Kasusunterscheidungen ermangelnde Phase zurückgelegt haben wird, daß aber die dritte Stufe ebenso erreicht werden konnte, nachdem die Sprache die erste und zweite durchlaufen hatte, wie dadurch, daß sie sofort von der ersten ausgehend selbständige, von der Nominalform des Wortes gesonderte Wortgebilde zum Ausdruck der Begriffsbeziehungen erzeugte.

3. Klassifikation der Kasusformen.

Die historische Sprachwissenschaft pflegt in ihrer Betrachtung der Kasus von der Voraussetzung auszugehen, diejenigen Formen, die für uns geschichtlich den Ausgangspunkt der Kasusentwicklung bilden, seien auch psychologisch und logisch als die Grundbegriffe anzusehen, aus denen diese Wortformen und ihre mannigfachen Modifikationen hervorgegangen seien. Gelegentlich wird es daher wohl auch geradezu als ein Postulat hingestellt, ehe irgend etwas über die psychologischen Verhältnisse der Kasus ausgesagt werden könne, müßte zuvor die gesamte Geschichte der Kasusentwicklung vor Augen liegen[1]). Dieses Postulat beruht ursprünglich auf einer Annahme, die gegenwärtig von der Geschichte selbst längst widerlegt ist, der Annahme nämlich, daß

[1]) Stillschweigend wird dieser Standpunkt von Delbrück in seiner vergleichenden Syntax (Brugmann und Delbrück, Grundriß, Bd. 3) eingehalten (vgl. auch dessen Grundfragen der Sprachforschung, S. 125ff.). Ausdrücklich wird die erwähnte Forderung namentlich von Sütterlin betont (Das Wesen der sprachlichen Gebilde, S. 102ff.).

im Urzustand der Sprache jede Form eine klare und eindeutig bestimmte Bedeutung besessen habe, daß dann aber diese Bedeutung allmählich durch eine eintretende Verdunkelung der Begriffe und den so bedingten Synkretismus einst geschiedener Formen getrübt worden sei. Daß diese Annahme, die in der halb mythologischen Idee eines vollkommeneren Urzustandes der Sprache ihre Wurzeln hat, unhaltbar sei, ist heute allgemein anerkannt. In der indogermanischen Ursprache sind die verschiedenen Begriffe wahrscheinlich weit mehr ineinandergeflossen als im Griechischen oder im Deutschen, namentlich wenn wir die in diesen Sprachen eingetretenen genaueren Unterscheidungen durch Hilfspartikeln in Rechnung ziehen. Es hat daher gar keinen Sinn, denjenigen, der eine möglichst präzise logische Unterscheidung und Einteilung der durch Kasusformen auszudrückenden Begriffsbeziehungen gewinnen möchte, auf irgendeinen zufällig erreichbaren relativen Urzustand zurückzuverweisen. Vielmehr, wenn irgend etwas wahrscheinlich ist, so ist es dies, daß in einem solchen Zustand die begrifflichen Unterscheidungen mangelhaft und daher die Verhältnisse für die Lösung der hier gestellten Aufgabe so ungünstig wie möglich sind. Ebenso wenig Sinn hat es aber, dem, der den psychologischen Vorgang bei der Entstehung oder Umwandlung solcher Begriffsbeziehungen erforschen möchte, das Studium gerade der entlegensten und nach ihrem Bedeutungsinhalt darum unsichersten Zustände der Sprache zu empfehlen. Was ein Kasusbegriff bedeutet, das erfassen wir im allgemeinen am klarsten an der lebenden Sprache, und aus welchen psychologischen Motiven sich Verschmelzungen oder Differenzierungen der Ausdrucksformen vollziehen, das zu begreifen sind wiederum die unserer Beobachtung näherliegenden Vorgänge geeigneter als die entfernteren. So wenig man aus logischen oder psychologischen Erwägungen die Geschichte einer Sprache konstruieren kann, gerade so wenig kann man aus der Geschichte an sich eine brauchbare Klassifikation der Kasusformen ableiten. Dazu ist die gründliche Analyse einer einzigen, uns in ihrem psychologischen Aufbau genauer bekannten Sprache im allgemeinen viel geeigneter als eine mit Hilfe vieldeutiger Ergebnisse rekonstruierte Urgeschichte. Wohl aber kann auch hier die Vergleichung der ver-

schiedenen sprachlichen Ausdrucksformen für bestimmte Begriffsbeziehungen der psychologischen Analyse der letzteren hilfreiche Dienste leisten, indem sie die Bedingungen erkennen läßt, unter denen sich die Begriffe entwickelt haben. Nicht minder können die eingetretenen Verschmelzungen oder Differenzierungen gewisser Formen dadurch psychologisch wertvoll sein, daß sie auf die innere Affinität jener Formen oder auf die komplexe Natur der zugrunde liegenden Vorstellungen aufmerksam machen. Nach allem dem kann eine allgemeine Einteilung der Kasusbildungen, auf Grund deren doch auch erst ihre vergleichende Würdigung in den Einzelsprachen und bei den eingetretenen geschichtlichen Veränderungen möglich ist, nur eine psychologisch-logische und keine historische Aufgabe sein. Als eine „psychologisch-logische", nicht als eine rein logische, muß sie aber bezeichnet werden, weil es sich bei ihr, wie bei allen andern sprachlichen Erscheinungen, stets darum handelt, das Logische zugleich in seinen psychologischen Entwicklungsformen kennen zu lernen, nicht dasselbe als ein Schema abstrakter Normen an die Erscheinungen heranzubringen.

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet ist nun eine Heraushebung gewisser Kasusformen unter dem Namen der „logisch-grammatischen" schon deshalb unglücklich, weil jede Kasusform eine bestimmte Bedeutung im Satz und geeignete grammatische Ausdrucksmittel besitzt, und weil ihr eben damit notwendig auch eine eigenartige psychologisch-logische Bedeutung zukommt. Jeder Kasus ist daher als solcher eine grammatische und eine logische Ausdrucksform. Auch dann, wenn man dieser Benennung die beschränkende Interpretation geben wollte, daß damit lediglich die Kasusformen getroffen würden, die nur eine logische, keine anschauliche, namentlich keine lokale Bedeutung besäßen, würde diese Abgrenzung unhaltbar sein, weil Begriffe ohne irgendwelche Anschauungen psychologisch nicht vorkommen. Der Gegenstand, mag er nun Subjekt oder Objekt des Satzes, Nominativ oder Akkusativ sein, wird stets irgendwo im Raume gedacht; das Besitzverhältnis, wie es zunächst der Genitiv, die Beziehung des Verbums zu dem sogenannten „entfernteren Objekt", wie sie der Dativ in der Regel zum Ausdruck bringt, — auch sie

werden, da alle unsere Vorstellungen räumliche und zeitliche sind, überall zugleich als räumliche und zeitliche Verhältnisse vorgestellt. Eben aus dieser anschaulichen Natur aller Kasusbeziehungen begreift es sich schließlich, daß so mannigfache Verschmelzungen zwischen sogenannten logischen und lokalen Kasus eintraten. Wenn es Kasus gibt, bei denen die anschaulichen Verhältnisse von bestimmterer Beschaffenheit sind, so ist das um so weniger eine Gegeninstanz, als auch hier die mannigfachsten Zwischenfälle vorkommen. Logisch und anschaulich bilden eben keine Gegensätze, weil Denken und Anschauung keine konträren Begriffe sind, sondern alles Denken anschaulich, und im allgemeinen jede in sprachlicher Form zum Ausdruck kommende Anschauung ein logischer Denkakt ist. Darum ist diese ganze Einteilung offenbar ein Überlebnis jener formalistischen Auffassung des logischen Denkens, die es in der Entleerung der Denkformen von wirklichem Inhalt glücklich so weit gebracht hat, daß sie selbst an die Existenz inhaltsleerer Begriffe glaubt.

So hat denn sowohl die logisch-grammatische wie die lokalistische Kasustheorie, jede in dem positiven Teil ihrer Behauptungen, recht: die erste, wenn sie erklärt, jedes Kasusverhältnis sei zugleich ein Verhältnis logischer Beziehung oder Abhängigkeit, die zweite, wenn sie betont, alles Denken sei von Anfang an sinnlich anschaulich. Aber indem diese Auffassung das Anschauliche dem Räumlichen gleichsetzt, beschränkt sie nun ihrerseits diesen Begriff in durchaus ungerechtfertigter Weise. Denn das Räumliche erschöpft keineswegs alle sinnlich-anschaulichen Eigenschaften der Gegenstände. Wie vielmehr bei den „grammatischen“ Kasus die Raumbeziehung von Anfang an nur eine Nebenbestimmung ist, mit der sich die für ihren Gebrauch und ihre weitere Entwicklung wesentlicheren logischen Eigenschaften verbinden, so kann in den angeblich lokalen Kasus das Räumliche hinter andern Verhältnissen, bald temporalen bald im weiteren Sinne konditionalen, wie Ursache, Zweck, Mittel u. dgl., zurücktreten. Und daß in diesem Falle das Temporale und Konditionale überall erst ein Produkt späterer, aus rein räumlichen Anschauungen entstandener Entwicklung sei, ist eine durch nichts ge-

rechtfertigte Annahme. Schon im Indogermanischen widerspricht dem der mutmaßliche Ursprung des Instrumentalis aus zwei Kasusformen, einem eigentlichen Instrumentalis und einem Sozialis. Mehr noch gilt das von zahlreichen Bildungen anderer Sprachen mit reicherer Kasusentwicklung. So drücken die uralischen Idiome nicht bloß die Bewegung zu einem Gegenstande hin, von einem Gegenstande her oder an ihm entlang, das Hineingelangen in ihn, das Sein in ihm und das Zugleichsein, sondern auch das Fehlen des Gegenstandes sowie die Verwandlung in einen andern durch besondere Kasussuffixe aus[1]). In einigen der kaukasischen Sprachen findet sich, neben ähnlichen Bildungen und neben einem gesonderten Instrumentalis und Sozialis, auch noch ein Kasus der Gleichheit und der Vergleichung (Äquativ und Komparativ), Formen, bei denen wiederum die räumliche Anschauung natürlich nicht fehlen wird, aber doch eine für den eigentlichen Begriffsinhalt nebensächliche Bestimmung ist[2]). Das Analoge begegnet uns endlich in noch gesteigertem Maße da, wo die Kasusbildung gewissermaßen im Werden begriffen erscheint, indem zu dem Nomen verschiedene Partikeln oder als selbständige Substantiva vorkommende Wörter hinzutreten[3]).

Gleichwohl bleibt den räumlichen Eigenschaften, allen andern, auch den zeitlichen gegenüber, ein Vorzug, der das Übergewicht der lokalen Formen begreiflich macht. Er besteht darin, daß diese andern Beziehungen immer zugleich räumlicher Art sind, während nur die räumlichen Verhältnisse auch für sich allein den Inhalt einer Anschauung und der von ihr getragenen Kasusform bilden können. Den reinen Ortsbestimmungen des *wo*, *wohin*, *woher*, *womit zusammen*, sowie ihren in den Kasussystemen vieler Sprachen zum Ausdruck kommenden Unterformen des *innen* und *außen*, *oben* und *unten*, *eine Richtung entlang*, *einen Weg zu Ende* usw. liegen entweder räumliche Anschauungen zugrunde,

[1]) Müller, II, 2, S. 207ff. Ähnlich verwendet auch das Altindische im epischen Stil ein Suffix *-sād* im Sinne der Verwandlung in etwas, z. B. *bhasmasād* zu Asche (verwandelt). (Delbrück, Vergl. Syntax, I, S. 557.)

[2]) Müller, III, 1, S. 83ff. Ähnliches findet sich wiederum im Sanskrit, wo das Suffix *-vat* eine äquative Bedeutung hat (Delbrück a. a. O., I, S. 613).

[3]) Vgl. z. B. die Nominalbildung in den Mande-Negersprachen bei Steinthal a. a. O., S. 86ff.

oder das Zeitliche ist mindestens eine zurücktretende Vorstellung. Alle übrigen Kasus zerfallen dann aber mit Rücksicht auf diese Beteiligung der Raumanschauung in zwei wesentlich verschiedene Gruppen. Bei der einen bleiben die konkreten Verhältnisse der Anschauung Nebenbestimmungen, die zu dem in der Kasusform ausgedrückten Begriffsverhältnis in keiner eindeutigen Beziehung stehen und nur vermöge der allgemeinen räumlichen und sonstigen anschaulichen Eigenschaften unserer Vorstellungen ihm anhaften. Hierher gehören nach Maßgabe ihres Gebrauchs in der Sprache der Nominativ, Akkusativ, Genitiv, endlich wohl auch der sogenannte Dativ, insoweit er Kasus des entfernteren Objekts ist. Bei der zweiten Gruppe ist die der Kasusform zukommende Anschauung eine bestimmte, darauf beruhend, daß das in ihr ausgedrückte Begriffsverhältnis mit anschaulichen und am konstantesten mit räumlichen Vorstellungen von eindeutiger Beschaffenheit fest assoziiert ist. Solche eindeutige Assoziationen gehen allgemein auch die temporalen und konditionalen Verhältnisse der Begriffe mit den Raumverhältnissen ein, indem der Zeitpunkt als Raumpunkt, die Zeitstrecke als Raumstrecke, die Zeitbewegung als Raumbewegung gedacht wird. So haftet dem *wann* das *wo*, dem *seit wann* das *woher*, dem *bis wann* das *wohin*, dem *womit gleichzeitig* das *womit zusammen* als begleitende räumliche Vorstellung an. Das Temporale und Lokale werden dann aber wieder zu ähnlich eindeutigen Nebenbestimmungen des Konditionalen, wenn wir unter diesem im weiteren Sinn alle Arten von Bedingungen des Seins und Geschehens zusammenfassen. Das *wie* (die Art und Weise) ist zugleich ein *wo* und *wann*, das *weil* oder *wegen* (die Ursache oder Bedingung) ein *woher* und *seit wann*, das *zu* oder *für* (der Zweck) ein *wohin* und *bis wann*, endlich das *mit* oder *mittels* (das Hilfsmittel) ein räumliches und zeitliches *zusammen*. In unsern temporalen und konditionalen Präpositionen, bei denen überall die lokale Bedeutung durchschimmert, ist diese Vorherrschaft der räumlichen Beziehungsformen deutlich ausgeprägt; und wo die entsprechenden Kasussuffixe mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit bis auf ihren Ursprung zurückverfolgt werden können, da ergeben sich auch für sie Partikeln oder selbständige Nomina von lokaler Bedeutung

als Ausgangspunkte. Freilich haben sich diese gerade auf dem indogermanischen Sprachgebiet durch lautliche Änderungen und durch das Ineinanderfließen der Kasusbeziehungen selbst so sehr verwischt, daß hier nur noch unsichere Vermutungen möglich sind[1]). Doch so naheliegend es infolge der natürlichen Assoziationen des Räumlichen und Zeitlichen und der unmittelbaren Beziehung der Zeit auf die Bewegung im Raume schon für den Naturmenschen sein mag, sich die Zeitverhältnisse als Raumverhältnisse vorzustellen, so läßt sich daraus doch nimmermehr schließen, daß die Zeitvorstellungen überhaupt ursprünglich gefehlt hätten. Vielmehr werden hier von Anfang an die dem Raum entlehnten Beziehungsformen auch die Zeitvorstellungen umfaßt haben; und nicht anders wird es sich mit den konditionalen Formen verhalten. Ein menschliches Denken, das der zunächst nicht in abstrakter Begriffs orm entwickelten, aber alle konkreten Anschauungen belebenden Verhältnisse von Ursache und Wirkung, von Zweck und Mittel entbehrte, ist für uns unfaßbar. In dem primitivsten mythologischen Denken sind diese Verhältnisse bereits wirksam. Zum Ausdruck jener Beziehungen werden aber auch hier vorzugsweise solche Vorstellungen gewählt worden sein, die den sinnenfälligsten Bestandteil dieses Gedankeninhalts, den räumlichen, entweder in allgemeinen Ortsbestimmungen oder, wahrscheinlich noch ursprünglicher, in Anlehnung an bestimmte sinnliche Gegenstände und ihre räumlichen Eigenschaften enthielten. In der Tat weisen die Suffixe oder suffixartigen Formen, in denen primitivere Sprachen die Kasusbeziehungen ausdrücken, zuweilen auf einen Zustand zurück, wo selbst das Räumliche nur durch die Bezeichnung konkreter Gegenstände ausgedrückt werden konnte, in welchen es als die von dem Redenden vorzugsweise apperzipierte Nebenbestimmung vorkommt. So wenn die Mande-Negersprachen ein *rückwärts*, *hinter* oder, bei zeitlicher Wendung des Begriffs, ein *nach etwas* durch ein suffigiertes Wort bezeichnen, das als selbständiges Substantivum *Rücken*, *Hinterteil* bedeutet; oder wenn sie den Inhalt unserer

[1]) Vgl. hierüber Hübschmann, Zur Kasuslehre, S. 93 ff., und Brugmann, Grundriß, II, S. 510 ff. Dazu die Übersichtstabelle der indogermanischen Kasusbildung in Brugmanns Kurzer vergl. Grammatik, S. 398.

Präposition *auf* durch *Nacken*, *Spitze* oder auch durch *Luft*, *Himmel*, ein *unter* oder *unten* durch *Erde*, *Boden* ausdrücken usw.[1]). Dabei zeigt sich aber, daß die Sprache keineswegs alle solche Bezeichnungen in räumliche Begriffe überträgt, sondern daß sie gelegentlich auch sonstige Vorstellungen, bei denen das Räumliche keine wesentliche Rolle spielt, bevorzugen kann, sofern dieses nur durch die konkreten Bedingungen des Denkens irgendwie nahegelegt ist. So wird in der gleichen Sprachengruppe der Begriff des Besitzes, wie wir ihn durch den Genitiv bezeichnen, durch *Hand*, der Inhalt unserer konditionalen Präposition *um*, *wegen*, *für* durch *Sache* oder *Wort* ausgedrückt, vermutlich infolge von Assoziationen, die wir uns durch manche unserer bildlichen Redeweisen, wie „Hand an etwas legen", „etwas zu seiner Sache machen", „sein Wort für etwas einlegen" u. dgl. nahebringen können[2]).

Erweisen sich so jene auf einseitigen Abstraktionen beruhenden Kategorien der „logisch-grammatischen" und der „lokalen" Kasus in jeder Beziehung der lebendigen Wirklichkeit gegenüber als unzulänglich und gezwungen zugleich, so gibt dagegen die Sprache selbst in ihren verschiedensten Formen und Entwicklungsstufen ein Kriterium an die Hand, welches die beiden oben im allgemeinen nach der Bestimmtheit der anschaulichen Verhältnisse unterschiedenen Gruppen von Kasusformen sofort scharf voneinander scheidet, abgesehen natürlich von den Übergangs- und Mischformen, die überall der Durchführung einer strengen Scheidung in den Weg treten. Dieses Kriterium besteht darin, daß bei der einen Art der Kasus der Nominalstamm als solcher, ohne Hinzutritt irgendwelcher in der Form von Suffixen, Präpositionen oder Postpositionen den Inhalt der Beziehung näher angebender Elemente vollkommen zureichend die Kasusform ausdrücken kann, während bei der andern Art solche näher determinierende Elemente, die eine bestimmte, für das Begriffsverhältnis wesentliche Vorstellung enthalten, niemals fehlen dürfen, falls nicht der Ausdruck überhaupt ein unzulänglicher werden soll. Wir können dieses Verhältnis, unabhängig von allen Erwägungen über Ursprung und Wert der verschiedenen Kasusformen,

[1]) Steinthal, Die Mande-Negersprache, S. 201 ff.

[2]) Ebenda S. 101 ff.

zum Ausdruck bringen, wenn wir die Kasus der ersten Art als solche der inneren Determination, die der zweiten als solche der äußeren Determination der Begriffe bezeichnen. Der Nominativ, Akkusativ, Genitiv und der Dativ als Kasus des „entfernteren Objekts" erweisen sich dann als Kasus der inneren Determination. Subjekt und Objekt eines Satzes können der Unterscheidung durch die Wortform, also der äußeren Unterscheidung des Nominativ und Akkusativ entbehren: die Stellung zum Verbum genügt, um dem Bewußtsein ihrer abweichenden Funktion einen unzweideutigen Ausdruck zu geben. Ebenso kann bei dem Kasus des entfernteren Objekts die Stellung zum direkten Objektsnomen, zum Akkusativ, die Beziehung zu diesem und zu dem mit ihm verbundenen Verbalbegriff vollständig ausdrücken. Und ähnlich wie für diese drei Kasus das Verbum das begriffliche Zentrum ist, nach dem sich ihre Bedeutung richtet, so ist der Genitiv ursprünglich überall nach einem andern Nomen orientiert, zu dem er eine attributive Bestimmung bildet. Gleich dem attributiv gebrauchten Adjektiv, das eine solche nur in anderer Form enthält, kann aber der Genitiv, weil auch die attributive Beziehung ihrer ganzen Bedeutung nach aus dem Inhalt der Begriffe selbst hervorgeht, der besonderen Kasusbezeichnung entbehren. Höchstens bedarf es hier einer Unterscheidung, welcher der beiden verbundenen Begriffe den substantiell gedachten Gegenstand, und welcher das zu ihm hinzutretende Attribut bedeute, falls sich nicht auch dies aus dem Zusammenhang ergibt. Für diese Unterscheidung genügt daher wieder, ähnlich wie für die von Subjekt und Objekt, die bloße Wortstellung, wie sie sich, einmal durch bestimmte psychologische Motive entstanden, leicht durch assoziative Übung als Regel fixiert. Natürlich ist aber damit nicht gesagt, daß diese Kasus, auch wo sie unvermischt mit andern Beziehungen auftreten, solcher determinierender Ausdrücke immer oder auch nur in der Mehrzahl der Fälle entbehren. Nur dies bleibt das wesentliche und zugleich für die psychologisch logische Natur dieser Kasus charakteristische Kennzeichen, daß sie solcher determinierender Elemente entbehren können, ohne dadurch im geringsten an Klarheit und Bestimmtheit der Bedeutung etwa seinzubüßen.

Dies verhält sich nun anders bei den Kasus der äußeren Determination, zu denen alle übrigen außer den vier genannten zu rechnen sind, und als deren gemeinsames positives Merkmal dies anzusehen ist, daß die hinzugedachte Beziehungsform in den Begriffen selbst noch nicht gegeben ist, sondern außerdem einen hinzutretenden besonderen Beziehungsbegriff fordert. Zwar kann es in einzelnen Fällen auch hier vorkommen, daß die Beziehungsform unausgesprochen bleibt. Aber es ist dann der Ausdruck des Gedankens ebenso unvollständig, als wenn ein anderer wesentlicher Bestandteil des Satzes unbestimmt gelassen wird. Solche Lücken finden sich in der Tat auf einer primitiven Entwicklungsstufe der Sprache gerade so wie in unserer täglichen Umgangssprache und in der Sprache des Kindes nicht selten. Gegenüber der oben gekennzeichneten Unabhängigkeit der inneren Determinationsformen von der äußeren Kasusunterscheidung bleibt jedoch der wesentliche Unterschied, daß diese Lücken stets durch assoziierte Vorstellungen, die keinen sprachlichen Ausdruck finden, ergänzt werden müssen, während dagegen die Wortstellung und die innere Beziehung zu andern herrschenden Begriffen hier niemals den tatsächlichen Inhalt der Vorstellung ausdrücken können[1]). Ein weiterer wichtiger Unterschied beider Kasusarten besteht endlich darin, daß die Anzahl der Kasus der inneren Determination allem Anscheine nach eine fest begrenzte ist. Es gibt keine Sprache, die über jene Vierzahl hinausgeht; es scheint aber auch keine zu geben, die, wenn wir die Auffassung der Kasusverhältnisse als solcher, unabhängig von ihrer Ausprägung in besonderen Wortformen, beachten, hinter ihr zurückbleibt. Dem gegenüber ist die Zahl der Formen äußerer Determination eine unbegrenzte. Vor allem die räumlichen, dann aber auch die zeitlichen und endlich in einem gewissen Grade selbst die konditionalen Beziehungen können von der mannigfaltigsten Art sein. Dazu kommt, daß viele der hier möglichen Ausdrucksformen von gemischter Natur sind: so z. B. die Bewegung „entlang" einem Gegenstand und der „Begleitung" (der

[1]) Nach seiner logischen Seite habe ich dieses Verhältnis der Kasus der inneren zu denen der äußeren Determination erörtert in meiner Logik, I[4], S. 136ff.

Prosekutiv und Komitativ der uralischen Sprachen), wo sich räumliche und zeitliche Anschauungen verbinden, oder die des „Mangels“ (der Karitiv des Baskischen), der „Übereinstimmung“ und „Ähnlichkeit“ (der Äquativ und Komparativ der kaukasischen Sprachen), wo neben unbestimmteren räumlichen Verhältnissen offenbar die Begriffe der qualitativen Beschaffenheit (Art und Weise) sowie der Ursache und Wirkung eine Rolle spielen. Diese unbegrenzte Mannigfaltigkeit äußerer Beziehungsformen ist besonders auf jenen beiden Entwicklungsstufen der Kasusbildung zu erkennen, wo die Sprache entweder über eine Fülle von Kasussuffixen verfügt, oder wo sie, der spezifischen Kasusunterscheidung der Worte ermangelnd, in Präpositionen, deren Vorrat fortan durch Neubildung aus andern Wortformen ergänzt und vermehrt werden kann, einen großen Reichtum äußerer Beziehungsformen entfaltet.

Die so einerseits nach den psychologisch-logischen Beziehungen der Begriffe, anderseits nach den von ihnen abhängigen sprachlichen Merkmalen ausgeführte Einteilung der Kasusformen fällt, wie man sieht, nach der äußeren Zuordnung der einzelnen in den wesentlichsten Punkten mit der älteren Unterscheidung der logisch-grammatischen und der lokalen Kasus zusammen. Aber es bestehen zwei wichtige Unterschiede. Erstens liegt zwar dieser Klassifikation der Grammatiker offenbar ein richtiges Gefühl für die hier obwaltenden Differenzen zugrunde; doch ist die in jenen Bezeichnungen zum Ausdruck kommende Anschauung selbst eine unzulängliche, weil, wie schon bemerkt, logisch und anschaulich oder gar räumlich überhaupt keine Gegensätze sind, indem tatsächlich jede Kasusform logisch und anschaulich zugleich ist. Zweitens geht die alte Einteilung nicht von den einfachen Beziehungsformen der Begriffe selbst aus, die durch Kasusformen des Nomens oder ihnen entsprechende andere Hilfsmittel ausgedrückt werden können, sondern sie sucht von vornherein die realen Kasusbildungen der Einzelsprachen, in denen nicht selten verschiedene Kasusbegriffe zusammengeflossen sind, in eine bestimmte logische Ordnung zu bringen. Dadurch werden namentlich gewisse Kasus, bei denen sich solche Assoziationen besonders häufig ereignen, und die demnach auch in ihrem Einzelgebrauch

von sehr variabler Bedeutung sein können, wie der Genitiv und der Dativ, geradezu prädisponierte Streitobjekte, die, je nachdem man die eine oder die andere Anwendung in den Vordergrund rückt, verschieden gedeutet werden. Ein Kasussuffix kann aber, ebenso wie eine Präposition, ein vieldeutiges und daher mannigfach verwendbares Element sein, und eine auf Grund solcher vieldeutiger Merkmale gebrauchte Kasusbenennung, wie Genitiv, Dativ, Akkusativ usw., kann so in Wirklichkeit jedesmal eine Mehrheit wirklicher Kasusbegriffe umfassen. Es ist daher vollkommen klar, daß man, um eine brauchbare logische Sonderung der Kasusbegriffe zu gewinnen, nicht lediglich mit solchen durch die mannigfaltigsten Assoziationen entstandenen Konglomeraten operieren darf. Sind jedoch erst die einzelnen Beziehungsformen der Begriffe, die in den wirklichen Kasusformen in mehr oder minder verwickelten Verbindungen vorkommen können, ermittelt, so werden sich dann um so mehr die psychologischen Vorgänge würdigen lassen, die bei der geschichtlichen Entwicklung dieser Formen wirksam waren.

4. Kasus der inneren Determination.

Die Konstanz der vier Kasus der inneren Determination verrät sich bereits auf denjenigen Stufen sprachlicher Entwicklung, die wir nach allen sonstigen Eigenschaften als relativ ursprüngliche ansehen können, in einer Erscheinung, die zwar in das Gebiet der Satzfügung hinüberreicht, aber wegen ihres engen Zusammenhangs mit der Bildung der Wortformen schon hier hervorgehoben werden muß. Sie besteht darin, daß sich allgemein die primitiveren Formen der Sprache durch eine fest geregelte Stellung der Wörter im Satze auszeichnen. Diese Erscheinung, die mit dem Dogma von der „Formlosigkeit“ solcher Sprachen unvereinbar ist, verliert das Auffallende, das man in ihr finden könnte, wenn man sich der Regelmäßigkeit erinnert, mit der schon die natürliche Gebärdensprache ihre Zeichen aneinanderreiht[1]). Sie ist eben auch hier nicht der

[1]) Vgl. Teil I, Kap. II, S. 216ff.

Ausdruck irgendeiner intellektuellen Absicht oder gar einer logischen Reflexion, sondern die notwendige Wirkung der assoziativen und apperzeptiven Bedingungen, die den Verlauf der Vorstellungen und Affekte beherrschen. In der nämlichen Folge, in der sich die Vorstellungen, durch die äußere Wahrnehmung und durch ihre eigene Gefühlsstärke bestimmt, im Bewußtsein folgen, finden sie zunächst auch ihren Ausdruck in der Sprache. Je primitiver das Denken, um so gleichförmiger machen sich aber jene Bedingungen geltend. Die größere Freiheit und Mannigfaltigkeit der Verbindungen ist ein Erzeugnis fortgeschrittener Entwicklung, keine ursprüngliche Eigenschaft. Dagegen sind die von der Sprache selbst ausgehenden Assoziationswirkungen, vermöge deren solche Verbindungen, die sich einmal aus irgendwelchen Ursachen gebildet haben, fortwährend mit mechanischer Sicherheit wiederholt werden, im allgemeinen um so wirksamer, je weniger neue Motive des Denkens diese eingeübten Verbindungen durchbrechen. So kommt es, daß gerade die primitive Sprache für die Kasus der inneren Determination durchweg besonderer Kasuszeichen gänzlich entbehrt, während doch die Kasus selbst durch die Satzfügung deutlich unterschieden werden. In der Regel geschieht dies durch Voranstellung des Subjekts, durch enge Verbindung des Objekts mit dem Verbalbegriff, nicht selten auch durch ein regelmäßiges Verhältnis des entfernteren zum näheren Objekt, endlich durch die gleiche, fest bestimmte Stellung eines attributiv gebrauchten Nomens zu dem determinierten Begriff. Damit sind diejenigen Kasusverhältnisse, die man mit den Namen des Nominativ, Akkusativ, des grammatischen Dativ und des Genitiv zu benennen pflegt, klar ausgedrückt[1]). Wird auch jeder dieser Begriffe nur durch den nackten Wortstamm repräsentiert, so empfängt doch jedes Wort durch das Verhältnis, in das es der Verlauf der Rede zu den andern Wörtern des Satzes bringt, seine kategoriale Bedeutung.

Kaum in irgendeiner Sprache ist nun freilich der extremste dieser Fälle, die psychologische Unterscheidung der sämtlichen

[1]) Näheres über diese Wortstellungen vgl. Kap. VII, Nr. VI.

vier Kasus der inneren Determination durch die syntaktische Stellung, ohne jedes dem Worte selbst anhaftende Merkmal, vollständig verwirklicht. Am meisten nähern sich diesem Grenzfall die afrikanischen Sudansprachen, manche amerikanische und melanesische Sprachen, außerdem die monosyllabische Sprachengruppe (Chinesisch, Tibetanisch, Barmanisch, Siamesisch, Anamitisch). Schon hier haben sich aber in manchen Fällen für einzelne Kasus näher charakterisierende Elemente ausgebildet, die bald regelmäßig bald zeitweise die spezifische Kasusform ausdrücken. So werden in der chinesischen Umgangssprache speziell für den Akkusativ und Genitiv charakteristische Partikeln gebraucht. Doch der Umstand, daß diese ganze Klasse tiefstehende und begrifflich hochentwickelte Sprachen in sich vereinigt, beweist deutlich, daß die Erscheinung, wenn auch wahrscheinlich alle Entwicklung mit ihr beginnt, doch an sich keineswegs ein Zeichen mangelnder Ausbildung der Sprache ist, sondern daß sie eben in der Natur der inneren Determination der Begriffe ihre unter Umständen auch noch auf den späteren Stufen wirksam bleibenden Ursachen hat.

Wenn sich nun gleichwohl überall von Anfang an ein gewisser Trieb nach äußerem Ausdruck der inneren Beziehungsformen namentlich bei einzelnen Kasus geltend macht, so scheinen hier hauptsächlich zwei psychologische Motive wirksam zu sein: einmal die von den Kasusformen der äußeren Determination ausgehenden Assoziationen, durch welche die bei ihnen entstandene Übung, die Beziehungsform an eine bestimmte Wortform zu heften, allmählich alle Nominalbildungen ergreift, ein Vorgang, der durch die unten zu besprechenden Vermischungen der Kasus der inneren und der äußeren Determination wesentlich unterstützt werden muß; und sodann die bei reicherer Entwicklung sich mehrenden Antriebe zu Abänderungen der Wortfügung. Nicht aus der bewußten Absicht der Unterscheidung, sondern aus dem instinktiven Trieb nach Verständigung heraus mögen sich so zu den inneren Beziehungsformen sprachliche Elemente hinzugesellen, die an sich vielleicht völlig indifferent sind, indem sie zunächst bloß eine interjektionsartig emphatische oder eine demonstrative Hervorhebung einer Vorstellung bewirken, allmählich aber durch

assoziative Einübung zu konstanten Elementen bestimmter Kasusformen werden können[1]).

Ein Zeugnis für das erste der genannten Motive, für die von den Kasusformen der äußeren Determination ausgehenden Assoziationswirkungen, darf man vielleicht darin sehen, daß in derjenigen Sprachfamilie, in der von frühe an alle äußeren Kasusformen durch selbständige, als Präpositionen gebrauchte Partikeln bezeichnet wurden, in der semitischen, der Gang der Entwicklung für den Ausdruck der inneren Determination der Begriffe, soweit er sich geschichtlich verfolgen läßt, als eine Umkehrung des gewöhnlichen Verlaufs erscheint. Ursprünglich unterscheidet das Semitische den Nominativ, Akkusativ und Genitiv durch Suffixe, und das Dativverhältnis drückt es von Anfang an in allen Fällen durch eine Präposition aus. Jene Suffixe sind aber in den späteren Entwicklungen bis auf geringe Spuren verloren gegangen, und die Wortstellung ist als das einzige äußere Merkmal zurückgeblieben[2]). Gerade in einer Sprachengruppe, in der von frühe an die von lokalen und ähnlichen äußeren Kasussuffixen ausgehenden Assoziationswirkungen fehlten, sind also auch die spezifischen Wortunterscheidungen der grammatischen Kasus frühe wieder verschwunden. Angesichts der allgemeinen Entwicklung dieser Erscheinungen liegt übrigens die Vermutung nahe,

[1]) Als Beispiele primitiver Sprachen mit völlig mangelnder oder nur zeitweise und partiell gebrauchter Unterscheidung der vier inneren Determinationsformen seien hier genannt: die Sprache der Buschmänner (Müller, IV, S. 5ff.), der Ewe- (ebenda I, 2, S. 36), der Dinka- und Bari-Neger (S. 53, 73). Das Bari, das sich auch sonst als eine dem Dinka verwandte, aber entwickeltere Sprache zu erkennen gibt, unterscheidet sich aber schon durch eine spezifische Bezeichnung des Genitivs. Unter den amerikanischen Sprachen nähern sich am meisten gewisse südamerikanische, wie die der Azteken (II, 1, S. 262), der Matlatsinken (ebenda S. 295), der Mixteken (S. 298), unter den ozeanischen die melanesischen (II, 2, S. 57) in dieser Beziehung dem mutmaßlich ursprünglichen Zustand. Doch macht sich auch hier besonders beim Genitiv die Neigung zu besonderer Hervorhebung, in den amerikanischen Sprachen außerdem beim Nominativ oder Akkusativ nicht selten die früher (S. 19f.) erwähnte Wertunterscheidung belebter und unbelebter Wesen geltend. Von den formal entwickelteren Sprachen gehören hierher die der Nubavölker (Fulbe, Nuba usw., a. a. O. III, 1, S. 8, 33) und neben dem Chinesischen, aber mit noch stärker hervortretender Anwendung auch von Kasussuffixen, das Barmanische (II, 2, S. 355).

[2]) H. Zimmern, Vgl. Grammatik der semitischen Sprachen, 1898, S. 175ff.

den einstigen Suffixbildungen sei hier gleichfalls in prähistorischer Zeit ein Zustand vorausgegangen, in dem die gemeinsame Muttersprache des Semitischen des unmittelbaren Ausdrucks der inneren Determinationsformen entbehrte. Da in andern Sprachen, besonders den indogermanischen, der Periode der Wortunterscheidung dieser Formen eine rückläufige Bewegung gefolgt ist, in der die unterscheidenden Flexionselemente mehr oder minder verloren gingen, so würde dann das Semitische nur ein besonders ausgeprägtes Beispiel dieser, hier schon in verhältnismäßig früher Zeit eingetretenen regressiven Entwicklung sein, die, sobald die Sprache überhaupt eine gewisse Stufe erreicht hat, wahrscheinlich ebenso allgemeingültig ist, wie die vorangegangene Differenzierung der Wortformen.

Auf die psychischen Motive, die innerhalb dieser aufsteigenden Entwicklung dem ursprünglich aller näheren Bestimmungen entbehrenden Nominalstamm Elemente zuführten, die zu Ausdrucksmitteln der grammatischen Kasus geworden sind, werfen vor allem diejenigen Erscheinungen ein deutliches Licht, die wir in solchen Sprachen vorfinden, die irgendeine Zwischenstufe zwischen dem Anfangszustand ohne Ausdruck der Kasus durch die Wortform und der vollen Ausbildung der letzteren einnehmen. Weitaus die meisten Sprachen, die auf unserer Erde gesprochen werden, bieten in Wirklichkeit solche Zwischenstufen. Nun ist freilich ein Zustand, bei dem gewisse grammatische Kasus nur durch die Wortstellung, andere durch bestimmte Suffixe bezeichnet werden, an sich einer doppelten Deutung fähig: er kann der progressiven wie der regressiven Phase angehören. Je mehr aber eine Sprache sonst Merkmale eines primitiveren Denkens an sich trägt, um so eher werden wir vermuten dürfen, daß es sich in ihr um beginnende Bildungen, nicht um Rückbildungen handelt. In der Tat bestätigt dies das Verhalten der einzelnen Kasusbildungen.

5. Subjekts- und Objektskasus.

a. Nominativ und Akkusativ.

In erster Linie gehört hierher die sehr verbreitete Erscheinung, daß von den begrifflich einander am nächsten stehenden Kasus des Subjekts und des Objekts nur der eine durch ein be-

sonderes Wortelement bezeichnet wird, während für den andern der bloße Wortstamm eintritt. In manchen Fällen ist der Nominativ der bevorzugte Kasus, sei es daß er durch eine angefügte emphatische Partikel oder durch ein mehr oder minder verstümmeltes Demonstrativpronomen oder auch durch das Pronomen der dritten Person angedeutet wird[1]). Erscheinungen, die auf die Ursache dieser Bevorzugung hinweisen, sind die zuweilen vorkommenden Beschränkungen des Nominativsuffixes auf das tätige Subjekt oder auf vernünftige Wesen oder endlich auf bestimmte einzelne Personen und Gegenstände, also auf die Singularformen des Nomens[2]). Diese Vorkommnisse beleuchten deutlich die Motive dieser Hervorhebung: sie bestehen offenbar darin, daß auf dem Subjekt der Aussage eine Gefühlsbetonung ruht, die in dem emphatischen oder demonstrativen Element ihren Ausdruck findet. Daß in solchen Fällen der Objektkasus unbezeichnet bleiben kann, ist dann außerdem wohl aus seiner engeren Verbindung mit dem Verbum zu erklären, vermöge deren das Objekt als ein dem Verbalbegriff zugehöriger Bestandteil erscheint, der durch diesen in seiner Bedeutung völlig bestimmt wird.

Sehr viel häufiger ist aber das entgegengesetzte Verhalten, bei dem der Nominativ bloß durch seine Stellung am Anfang des Satzes gekennzeichnet ist, der Objektskasus dagegen bestimmte determinierende Elemente zu sich nimmt[3]). Es mag sein, daß

---

[1]) Hierher gehören die Sprachen einiger Stämme Australiens (Müller, I, 2, S. 19, 28), der Eskimos (ebenda S. 167), der Polynesier und Melanesier (II, 2, S. 18, 57).

[2]) Die Beschränkung auf das Nomen agens findet sich im Polynesischen, die auf vernünftige Wesen in den Drāwida-Sprachen (Müller, III, 1, S. 17 ff.). Eine Bevorzugung des Singulars, die sich aber auch auf den Akkusativ erstreckt, zeigen die ural-altaischen Sprachen (II, 2, S. 202, 268 ff.). Auch wirkt dieses Moment wohl zuweilen mit, wo das Nomen agens durch ein Suffix ausgezeichnet ist.

[3]) Für dieses Verhalten sind die Beispiele so zahlreich, daß es für diesen Fall einseitiger Affixbezeichnung geradezu das reguläre genannt werden kann. Hierher gehören z. B. mehrere Negersprachen (Müller, I, 2, S. 176, 181), viele amerikanische Sprachen (ebenda II, 1, S. 249, 283, 370, 391), die altaischen Sprachen (II, 2, S. 268 f.), die Sprachen der Koreaner (II, 2, S. 323), der Nuba (III, 1, S. 33), der Sumale (III, 1, S. 88). Eine relative Bevorzugung des Objektskasus in der Suffixbezeichnung findet sich überhaupt in den hamitischen Sprachen (III, 2, S. 244 ff.).

hierbei die den Satz beherrschende Anfangsstellung dem Subjekt schon einen zureichenden Gefühlston verleiht, und daß bei dem Objektskasus Assoziationen mit äußeren, namentlich lokalen Beziehungsformen stärker wirken, da diese, wie wir unten sehen werden, bei der weiteren Entwicklung dieses Kasus eine wichtige Rolle spielen. Doch die sonstigen begleitenden Erscheinungen, die den bei der einseitigen Bezeichnung des Nominativs erwähnten vollkommen gleichen können, beweisen, daß außerdem jedenfalls direkte Motive mitwirken, die in diesem Falle das Objekt der Aussage zu dem bevorzugten Bestandteil erheben. Hierher gehört in erster Linie die Tatsache, daß in den amerikanischen Sprachen diese Betonung des Objektkasus sichtlich mit der ihnen eigenen Wertunterscheidung zusammenhängt: das Objekt wird hier in vielen Fällen nur dann durch eine besondere emphatische oder demonstrative Partikel ausgedrückt, wenn es ein lebendes oder ein sonst durch besondere Wertschätzung ausgezeichnetes Wesen ist; es wird dagegen bloß durch die enge Verbindung des Nominalstammes mit dem Verbum angedeutet, wenn es eine leblose Sache ist. In andern Fällen findet sich eine ähnliche Beschränkung des charakterisierenden Elements auf bestimmte einzelne Objekte wie beim Nominativ. So ergibt sich als eine beide Kasus ergreifende Wirkung dieses Motivs die Erscheinung, daß neben einem bestimmten, durch Suffixe unterschiedenen Subjekts- und Objektskasus ein sogenannter „Casus indefinitus“ vorkommt, der Subjekt und Objekt zugleich sein kann[1]). Eine weitere Erscheinung, die mit dieser wechselnden Bevorzugung zusammenhängt, besteht endlich darin, daß die Begriffe, die wir als Nominativ und Akkusativ auffassen, zuweilen nur dann durch besondere Suffixe bezeichnet sind, wenn sie für das herrschende Subjekt oder Objekt der Handlung eintreten, daß sie aber, wenn sie Prädikate oder Appositionen zu einem andern Subjekte sind, unterschiedslos durch den reinen Wortstamm ausgedrückt werden[2]). Andere Male ist es umgekehrt ein und dasselbe emphatische Suffix, das Subjekt und Objekt hervorhebt, so daß die Unterscheidung beider,

[1]) So in den ural-altaischen Sprachen (Müller, II, 2, S. 202ff.) und im Japanischen (ebenda S. 310).

[2]) So in der Sprache der Aleuten (Müller, II, 1, S. 147).

obgleich ein Kasussuffix existiert, wiederum nur durch die Wortstellung erfolgt. Das Suffix charakterisiert also hier die beiden Kasus bloß gegenüber den andern Bestandteilen des Satzes, nicht in ihrem wechselseitigen Verhältnis[1]).

Endlich in noch andern Fällen bereitet sich die Differenzierung beider Kasus dadurch vor, daß der Verbalausdruck, zu dem sie gehören, persönliche oder demonstrative Pronominalformen enthält, die Subjekt und Objekt der Aussage unterscheiden, und zu denen dann die entsprechenden Nominalausdrücke, die aller äußeren Zeichen entbehren können, gewissermaßen als attributive Elemente hinzutreten. Der Satz *der Jäger tötet den Löwen* wird also hier durch die Wortverbindung ausgedrückt: *Jäger Löwe töten-er-ihn*[2]). Alle diese Erscheinungen, welche die Differenzierung des Subjekts- und des Objektskasus begleiten, weisen darauf hin, daß bei beiden die Entstehung der Kasusbezeichnung durch besondere Wortelemente zunächst der Ausdruck des stärkeren Gefühlstons ist, der auf ihnen ruht. Wenn dabei in den Fällen einseitiger Ausbildung dieser äußeren Wertzeichen diejenigen numerisch überwiegen, bei denen das Objekt der Handlung hervorgehoben wird, so scheint das, abgesehen von jenem Übergewicht, welches das Subjekt durch seine Stellung im Anfang des Satzes von selbst besitzt, psychologisch darin begründet, daß auf primitiven Sprachstufen vorzugsweise die eigene Person und die Personen der nächsten Umgebung als Subjekte der Handlungen vorkommen, daß aber das Schwergewicht der Aussage weniger auf ihnen als auf den Objekten und ihren Eigenschaften ruht, ein Verhältnis, das, wie wir später sehen werden, meist auch in der Bildungsweise der Verbalformen sowie in der Satzfügung seinen Ausdruck findet[3]).

Nachdem einmal in zahlreichen Fällen dem Objekt ein solcher Vorzug durch Elemente von hinweisender oder sonst auszeichnender Bedeutung geworden ist, mußte sich nun auch hier ver-

---

[1]) So im Hottentottischen und im Mande (Müller, I, 2, S. 14, 151).

[2]) So in den malaiischen Sprachen (Müller, II, 2, S. 104, 134), in gewissen Sprachen der Drāwida (III, 1, S. 109), in den kaukasischen und amerikanischen Sprachen (II, 1, S. 262ff.).

[3]) Siehen unten Nr. IV und Kap. VII.

möge der Assoziationen, die überall in der Sprache neue Formen nach bereits vorhandenen bilden, dieses Verhalten auf Fälle ausdehnen, wo das ursprüngliche Motiv nicht mehr wirkte. Da es sich dabei immer um Gegenwirkungen von Motiven handelt, die nach beiden Seiten gerichtet sind, so wird es zugleich verständlich, daß zuweilen beide Kasusformen von frühe an nebeneinander sich ausbilden, oder daß infolge der ihn hervorhebenden Gefühlsmomente der Subjektskasus das Übergewicht erlangt.

b. Der Dativ als Kasus des entfernteren Objekts.

In vielen Fällen, in denen Nominativ und Akkusativ der äußeren Kasuszeichen entbehren, findet sich ein solches beim Dativ in der Form von Suffixen oder andern hinzutretenden Bestimmungen. Immerhin bildet auch bei ihm die Tatsache, daß er nicht selten ausschließlich durch die Stellung im Satze charakterisiert ist, ein deutliches Zeugnis gegen die aus der alleinigen Beachtung späterer Mischformen hervorgegangene Auffassung desselben als eines ursprünglichen lokalen Kasus. Schlagend sind in dieser Beziehung nicht bloß die schon (S. 87f.) hervorgehobenen Fälle, wo die sämtlichen vier Formen der inneren Determination der spezifischen Wortbezeichnung ermangeln, sondern namentlich auch solche, in denen die beiden Kasus des näheren und des entfernteren Objekts allein durch ihre Stellung im Satze und durch ihre wechselseitige Stellung charakterisiert sind. Dabei werden in der Regel beide Objektsausdrücke unmittelbar miteinander verbunden, während das entferntere dem näheren Objekt voranzugehen pflegt und durch diese Stellung von dem letzteren begrifflich geschieden ist[1]). Nicht minder bezeichnend für das gleiche Verhältnis ist die Tatsache, daß, wo der Prozeß der Suffixbildung bereits in das Gebiet der innerlich determinierenden Kasus übergegriffen hat, die beiden Objekte, das nähere und das entferntere, durch ein und dasselbe Suffix bezeichnet sein können. Diese Gleichheit der äußeren Form weist auf ihre übereinstimmende Beziehung auf Objekte der Handlung hin, während

[1]) So z. B. bei gleichem Ausdrucke beider Kasus durch den Nominalstamm in Sprachen des Sudan (Müller, I, 2, S. 53, 59, 95), der Südamerikaner (II, 1, S. 262) und in einigen des Kaukasus (III, 2, S. 51).

die abweichende Stellung zum Verbum außerdem die begriffliche Unterscheidung der beiden Objekte andeutet[1]).

Eine andere Art beginnender Differenzierung besteht darin, daß, wie beim Nominativ und Akkusativ, Pronominalformen, die dem Verbalausdruck inkorporiert werden, dem beigefügten Wortstamm die Stellung des entfernteren Objekts anweisen. Den Satz *der Vater gab dem Sohn seine Waffe* drückt eine solche Sprache durch ein Wortgefüge aus: *Vater Sohn Waffe geben-ihm-ihn-er*[2]). Das augenfälligste Zeugnis für die in allen diesen Erscheinungen hervortretende Zugehörigkeit des Dativ zu den Kasus der inneren Determination ist endlich dies, daß sich die sonst unserem Dativ noch zukommenden äußeren, namentlich lokalen Beziehungen gelegentlich zu einer besonderen Kasusform entwickeln können, neben der ein bloß durch die Wortstellung charakterisierter Kasus des entfernteren Objekts selbständig existiert[3]). Auf diesen haben dann aber allerdings in sehr vielen Fällen sichtlich von frühe an äußere Assoziationen eingewirkt. Von allen inneren Kasusformen ist daher der objektive Dativ weitaus am meisten mit äußeren Kasusbeziehungen zusammengeflossen; und häufiger als die übrigen der gleichen Art wird er durch bestimmte Suffixe oder andere äußere Kasuszeichen unterschieden.

6. Kasus der attributiven Bestimmung.

a. Der Genitiv als adnominaler Kasus.

In den meisten Sprachen hat der Genitiv die Bedeutung eines ursprünglich adnominalen Kasus. Dem entspricht es, daß auch er, gleich dem Nominativ und Akkusativ, in zahlreichen Fällen

[1]) So im Hottentottischen (Müller, I, 2, S. 14), in der Sprache der Nuba (III, 1, S. 33) und teilweise auch im Koptischen (III, 2, S. 244).

[2]) Hierher gehören die oben (S. 94, Anm. 2) erwähnten Sprachen.

[3]) So in der Sprache der zur Nubarasse gehörenden Barea (Müller, III, 1, S. 69). Wenn Müller und Reinisch (Die Barea-Sprache, S. 37f.) hier eine doppelte Kasusform des Dativs annehmen, so ist dies immerhin wohl ein aus der Gewöhnung an unsere Kasusbenennungen entspringender unzutreffender Ausdruck. Man kann ebensogut sagen: an Stelle unseres Dativs finden sich zwei verschiedene Kasus. Übrigens ist es eine auch noch sonst sich vielfach aufdrängende Bemerkung, daß die uns geläufigen Kasusbenennungen nur mit einer gewissen Gewaltsamkeit auf andere, in ihrer Struktur wesentlich abweichende Sprachen übertragen werden können.

nur durch die Stellung zu dem durch ihn bestimmten Nomen gekennzeichnet ist. Dabei kann dieser Mangel der spezifischen Kasusbezeichnung ebensowohl als ein sichtlich ursprünglicher Zustand wie als ein sekundäres Erzeugnis vorkommen; letzteres durchgängig in den semitischen Sprachen und auf indogermanischem Gebiet in den genitivischen Wortzusammensetzungen wie *Vaterhaus*, *Kirchturm*, *ein Becher Wein* usw.[1]). Die Leichtigkeit, mit der bei dem Genitivverhältnis solche Bildungen auch in der späteren Entwicklung auftreten, spricht schon für die hier den Begriffen innewohnende Kraft unmittelbarer innerer Determination. Wo aber die Aneinanderfügung der bloßen Wortstämme als ursprünglicher Ausdruck dieses Verhältnisses vorkommt, da kann der determinierende Begriff entweder dem determinierten vorausgehen oder ihm nachfolgen; doch bleibt in einer gegebenen Sprache diese Stellung in der Regel eine konstante, und sie wird eben dadurch zu einem Zeichen für die im Bewußtsein vorhandene Unterscheidung der Kasusbedeutung.

Durchmustert man die große Zahl der Sprachen, in denen der Genitiv keinen andern Ausdruck als den der Wortstellung gefunden hat, so scheint sich ein Übergewicht für die Voranstellung des determinierenden Genitivbegriffs zu ergeben, analog wie das entferntere dem näheren Objekt, zu dem jenes ebenfalls eine Art adnominaler Bestimmung bildet, häufiger vorangeht als nachfolgt, und wie auch in den analogen Fällen von Wortzusammensetzung das gleiche wiederkehrt. Doch übt hier außerdem offenbar die Stellung der sonstigen mit dem regierenden Substantiv verbundenen determinierenden Prä- oder Suffixe einen bestimmenden Einfluß aus, indem Suffixsprachen den affixlosen Genitiv vor-, Präfixsprachen ihn nachzustellen pflegen. Die hierin sich aussprechende Regel, daß der durch die bloße Wortstellung charakterisierte Kasus allezeit sich unmittelbar mit dem zugehörigen Nomen selbst, unter Vermeidung der diesem angefügten Affixe, zu verbinden strebt, ist wiederum für die Innigkeit dieser Verbindung bezeichnend, und diese Korrelation entspricht daher ganz den obenerwähnten Übergängen solcher Genitivverbin-

[1]) Vgl. Teil I, Kap. V, S. 659.

dungen in Wortkomposita[1]). Wenn nun aber trotz dieser die Verhältnisse mannigfach verschiebenden Nebeneinflüsse in der Mehrzahl der Fälle der Genitiv die Stellung vor dem ihn regierenden Nomen bewahrt, so darf man wohl auch hier den Grund wieder in jenen schon bei dem Objektskasus maßgebenden Bedingungen der natürlichen Betonung erblicken, die überall da herrschend werden, wo sonstige Bedingungen hinwegfallen. Bei dieser nominalen Verbindung ruht nämlich im allgemeinen das Schwergewicht des Begriffs nicht auf dem regierenden Hauptwort, sondern auf dem zu ihm hinzutretenden attributiven Nomen im geraden Gegensatze zu dem in der Regel beim Adjektiv stattfindenden Verhältnis. Wir fühlen dies deutlich auch bei unsern dem adnominalen Genitiv ohne Kasuszeichen entsprechenden Wortzusammensetzungen. In *Vaterhaus*, *Kirchturm* u. dgl. ruht begrifflich der Ton auf *Vater* und *Kirche*, in deutlichem Unterschied von dem durch die spezifischen Kasussuffixe ausgezeichneten Genitiv: *Haus des Vaters*, *Turm der Kirche*, wo die Betonung die umgekehrte ist. Ihre Bestätigung findet diese Vermutung in den früher erörterten Erscheinungen

[1]) Als Sprachgruppen, in denen in der Mehrzahl der Fälle der Genitiv voransteht, seien hier genannt zahlreiche Negersprachen, viele amerikanische, die ural-altaischen, die monosyllabischen (Tibetanisch, Barmanisch, Chinesisch), die Nuba-, Drāwida-, die kaukasischen Sprachen, endlich in der hamito-semitischen Gruppe das Äthiopische, das sich überhaupt vor den ihm verwandten Idiomen durch freiere Wortstellung auszeichnet. Dem gegenüber ist freilich auch die Zahl der Sprachen nicht gering, in denen die entgegengesetzte Stellung vorherrscht: so im Semitischen, mit Ausnahme des Äthiopischen, in manchen amerikanischen und afrikanischen, besonders den Bantusprachen, endlich im Polynesischen und Melanesischen. Zuweilen finden sich übrigens in diesen Fällen die entgegengesetzten Verhältnisse sogar in sonst verwandten Gebieten, oder es haben nachweislich unter dem Einfluß anderer Sprachgebiete die Stellungen gewechselt: so in gewissen melanesischen Sprachen Neuguineas, wo, wahrscheinlich unter dem Einflusse der Papuasprachen, die Postposition des Genitivs in eine Voranstellung desselben übergegangen ist. (P. W. Schmidt, Zeitschr. für afrik. usw. Sprachen, Bd. 6, 1903, S. 35, 56ff.) Charakteristisch für die unmittelbare Beziehung des vorangestellten Genitivs zu dem von ihm bestimmten Nomen ist hierbei besonders das Vorkommen beider Stellungen in einer und derselben Sprache, wo dann der vorangestellte Genitiv kein besonderes Determinativ hat, der nachgestellte durch ein Suffix ausgezeichnet ist: so in der Māba- und Tedā-Negersprache (Müller, I, 2, S. 181, 188).

der Gebärdensprache, in der das eine Eigenschaft ausdrückende Attribut fast regelmäßig dem zugehörigen Gegenstandsbegriff nachfolgt (*Mann zornig* = *ein zorniger Mann*), wogegen das Attribut in der Regel vorausgeht, wenn es selbst ein Gegenstandsbegriff ist (*Himmel Sterne* = *die Sterne des Himmels*). Doch bieten die größeren Schwankungen, die immerhin in diesen natürlichen Betonungsverhältnissen vorkommen können, wohl von vornherein auch der Stellung des adnominalen Genitivs einen weiteren Spielraum[1]).

b. Spezifische Ausdrucksformen des Genitivs.

Auf die Entwicklung bestimmter determinierender Elemente für diese Kasusform ist es nun sichtlich von entscheidendem Einfluß, daß ihre ursprüngliche Bedeutung das Verhältnis des Besitzers zu seinem Besitze zu sein scheint. Innerhalb einer primitiven Kultur spielt ja dieses Verhältnis von frühe an eine hervorragende Rolle. Das Gerät, das Vieh und das Land, das der Einzelne oder die Horde ihr eigen nennen, von fremdem Besitz zu sondern, ist ein Bedürfnis ursprünglichster sozialer Gliederung. Auf diesen Ausgangspunkt weisen auch diejenigen Erscheinungen hin, in denen sich durch den Hinzutritt gewisser das Genitivverhältnis andeutender Elemente der Übergang zu einer spezifischen Kasusbezeichnung sowie eine Verbindung mit den Kasus der äußeren Determination vorbereitet. Diese Erscheinungen sind höchst mannigfaltiger Art. Sie lassen sich jedoch zwei allgemeinen Gesichtspunkten unterordnen: entweder bestehen sie in einem direkten Ausdruck des Besitzverhältnisses, in welchem der Genitiv seine ursprüngliche Natur als Besitzkasus noch deutlich bewahrt hat; oder sie bestehen in hinweisenden oder eine Relation ausdrückenden Partikeln und Pronominalformen, Ausdrucksmitteln, die zugleich den Übergang in einen allgemeineren Relationskasus vermitteln. Doch ist zu bemerken, daß die letztere, an sich allgemeinere Form ebensowohl wie die erstgenannte schon in höchst primitiven Sprachen vorkommt, und daß sich zuweilen beide nebeneinander in der gleichen

[1]) Vgl. oben Kap. II, S. 227f.

Sprache finden. Auch ist es kein seltener Fall, daß eine Sprache, die sich irgendeines dieser Ausdrucksmittel bedient, daneben noch die bloße Aneinanderfügung der Nominalstämme anwendet. In allem dem geben sich diese verschiedenen Formen als Übergangszustände zu erkennen.

Unter den Ausdrucksmitteln der ersten Art, der Beifügung eines das Besitzverhältnis andeutenden Ausdrucks, ist die Anwendung des Possessivpronomens das häufigste. Sie findet sich weit verbreitet über die Sprachen der Eingeborenen Amerikas, in den altaischen Sprachen, im Malaiischen, und als gelegentliches Vorkommnis noch vielfach sonst[1]). In der Mehrzahl der Fälle bewahrt dabei der Genitiv seine dem Subjekt vorausgehende Stellung: für *Haus des Pedro* also *Pedro sein Haus*. Doch kann auch das Umgekehrte, manchmal sogar in einer und derselben Sprache, vorkommen: *Haus-sein Pedro*[2]). Gerade hier macht der Possessivausdruck, der den bestimmten vom bestimmenden Begriff deutlich unterscheidet, die freiere Bewegung der Glieder je nach ihrer Affektbetonung möglich. Das Possessivpronomen übernimmt so für das Genitivverhältnis eine analoge Rolle, wie sie beim Subjekts- und Objektskasus dem Demonstrativum oder dem Personale der dritten Person zukommt[3]). Eine andere, dem Übergang zur Ausbildung der Kasuszeichen für äußere Beziehungsformen noch näherstehende Weise des Besitzausdrucks besteht darin, daß dem Genitiv unmittelbar ein Wort, welches Eigentum bedeutet, beigefügt wird. Diese nominale Ergänzung ist zwar weit seltener als die ihr psychologisch verwandte durch

[1]) Vgl. hinsichtlich der amerikanischen Sprachen Müller, II, 1, S. 185, 195, 207ff., des Malaiischen ebenda II, 2, S. 116, der altaischen Sprachen (Jakutisch, Türkisch usw.) II, 2, S. 270f., des Sumale III, 1, S. 81.

[2]) Letzteres ist z. B. das Vorherrschende im Malaiischen, das übrigens noch verschiedene andere Ausdrucksmittel für das Genitivverhältnis besitzt.

[3]) Die Affinität des Possessivpronomens zum Genitiv, da wo dieser dem ursprünglichen Charakter des Besitzkasus treu bleibt, bekundet sich auch noch in der Umschreibung des Genitivs durch den Dativ, als den Kasus des entfernteren Objekts, wie sie dialektisch im Deutschen und noch mannigfach sonst vorkommt: „dem Peter sein Haus", ebenso vulgär-lat. *tribunus plebi* statt *tribunus plebis* usw.

das Possessivpronomen, doch kommt auch sie in weit entlegenen Sprachen vor[1]).

Die zweite Art ursprünglicher Ausdrucksmittel für das Genitivverhältnis bilden Relationspartikeln oder Demonstrativpronomina[2]). Während hierbei das Demonstrativzeichen lediglich die enge Verbindung der beiden Begriffe anzudeuten scheint und so am nächsten an die einfache Verbindung der Wortstämme sich anschließt, sind die Relationspartikeln spezifische Elemente für den Ausdruck der Abhängigkeit des bestimmten vom bestim-

---

[1]) In dem Werke Fr. Müllers findet sich dieses Vorkommen verzeichnet: in einigen afrikanischen Sprachen (Ewe, I, 2, S. 132), in den Drāwida-Sprachen (III, 1, S. 177), im Siamesischen (II, 2, S. 372), gelegentlich auch auf amerikanischem Sprachgebiet (bei den Guarani, II, 1, S. 383), endlich eingeschränkt auf den prädikativen Gebrauch des Genitivs in der Sprache der Abchasen im Norden des Kaukasus (III, 1, S. 51), während hier für den attributiven Genitiv das Possessivpronomen verwendet wird. Für „die Kuh ist meiner Mutter" sagt der Abchase: *die - Kuh ich meine - Mutter ihr Besitz ist*, für „das Weib dieses Mannes" sagt er: *dieser Mann sein Weib*. Die Verwendung des Wortes „Besitz" oder „Sache" im Sinne eines determinierenden Elements verrät zugleich die nahe Beziehung des Genitivverhältnisses zur Wortzusammensetzung. So würde im ersten Beispiel der genitivische Ausdruck von uns durch das eine Wort „Mutterbesitz" wiedergegeben werden können. Als eine damit eng zusammenhängende Erscheinung ist es wohl aufzufassen, wenn in der Keshuasprache der Genitiv als ein selbständiges Nomen behandelt werden kann, mit dem die Suffixe der übrigen obliquen Kasus verbunden werden. Ein Genitiv wie „des Vaters" kann eben hier als „das was dem Vater zugehört" selbst wieder in die verschiedensten Beziehungen zu andern Begriffen gebracht werden. (J. J. von Tschudi, Organismus der Keshua - Sprache, S. 365ff. Middendorf, Das Runa Simi oder die Keshua-Sprache, S. 204.)

[2]) Relationspartikeln, die zwischen die beiden im Genitivverhältnis stehenden Begriffe eingeschoben werden, finden sich in der Sprache der Papuas (Müller, I, 2, S. 36), in den polynesischen und melanesischen Sprachen, in denen zugleich mehrere Partikeln zum Ausdruck verschiedener Begriffsbeziehungen vorhanden sind, so daß hier eigentlich der Genitiv in mehrere Kasus zerfällt (II, 2, S. 19, 58), endlich im Altägyptischen und in den ihm verwandten Idiomen (III, 2, S. 247); das Demonstrativpronomen, ebenfalls zwischen beide Nomina eingeschoben, in verschiedenen Negersprachen (I, 2, S. 73, 151, 224), da und dort auf amerikanischem Sprachgebiet (II, 1, S. 398, 425), endlich neben andern Formen, namentlich der bloßen Wortstellung, im Chinesischen (II, 2, S. 406). Verbindungen des Demonstrativpronomens mit dem Affix des genitivisch gedachten Nomens oder mit einer Relationspartikel, wobei diese die Stelle des solchen Sprachen überhaupt fehlenden Relativpronomens einnimmt, finden sich im Hottentottischen (I, 2, S. 14) und in einigen Negersprachen (I, 2, S. 95).

menden Begriff: sie sind daher in diesem Sinne wohl unseren innerhalb der rückläufigen Phase der Kasusentwicklung genitivisch gebrauchten Präpositionen (*von*) analog. Dem entspricht es, daß in manchen dieser Sprachen entweder verschiedene qualitative Modifikationen des Genitivverhältnisses durch verschiedene Partikeln bezeichnet werden, wie im Polynesischen, oder daß in andern die Grade der Innigkeit der Verbindung irgendeinen lautlichen Ausdruck finden, wie in einzelnen afrikanischen Sprachen. Dabei ist es nun freilich für den primitiven Charakter dieser Ausdrucksmittel gegenüber unsern Partikelbildungen charakteristisch, daß in keinem dieser Fälle die Verschiedenheiten der Beziehung etwa durch verschiedene unserer Präpositionen, sondern nur durch Umschreibungen wiedergegeben werden können, die unserm abstrakten Genitiv konkretere Verhältnisse substituieren, wie denn auch die Verschiedenheit des Ausdrucks statt der verbindenden Relationspartikel die Lautbestandteile der Wortstämme selbst ergreifen kann. So gebraucht das Polynesische abweichende Partikeln, je nachdem das Verhältnis als ein wechselnder oder als ein dauernder Besitz gedacht wird: bei dem *Haus des Mannes* wird also der Genitiv anders bezeichnet als bei dem *Haupt des Mannes*, und die Sprache der Wolofneger hat vier Formen des Genitivs, je nachdem der besessene Gegenstand sehr weit entfernt, mäßig entfernt, nahe oder in unmittelbarer Nähe ist; diese Gradunterschiede werden aber, während die Relationspartikel konstant bleibt, durch die Lautsteigerung des dem Artikel analogen hinweisenden Suffixes ausgedrückt, das dem letzten der verbundenen Nomina angehängt ist[1]). In diesen Erscheinungen verrät sich zugleich die dem Genitivverhältnis weit mehr als irgendeiner andern Kasusform eigene enge Verbindung der Begriffe, wie sie noch in unsern heutigen Sprachen in den nominalen Wortzusammensetzungen hervortritt. Als eine Äußerung des nämlichen psychischen Motivs werden wir es betrachten dürfen, wenn sich in vielen Sprachen statt einer Partikel das De-

---

[1]) *Kar u burba* Haus des Königs (sehr entfernt), *kar u burbă* dasselbe (entfernt), *kar u burbi* dasselbe (nahe), *kar u burbu* dasselbe (sehr nahe); *i* und *u* sind Relationspartikeln, *ba* das gewöhnlich gebrauchte Demonstrativsuffix des Singulars (Müller, I, 2, S. 95).

monstrativpronomen einschiebt, und wenn in noch andern diese beiden Formen verbunden werden. Eine Wortfügung wie *Herr Knecht dieser* für „der Knecht des Herrn" gibt der Verbindung der Begriffe einen innigeren Ausdruck als die bloße Einschaltung der unflektierbaren Partikel: *Knecht von Herr*. Dagegen ist die letztere Ausdrucksform kennzeichnender für den spezifischen Inhalt des Genitivverhältnisses. Beides, die enge Verbindung der Begriffe und ihre Relation, kommt daher zur Geltung, wenn diese Elemente zusammen den Genitiv andeuten, wobei nun die Verbindung der determinierenden Bestandteile so sehr als eine Einheit empfunden wird, daß beide miteinander verschmelzen können: *Herr Knecht dieser von*. Offenbar gewinnt hier die Verbindung der zwei determinierenden Elemente zum Teil die begriffliche Bedeutung eines Relativpronomens: *Herr Knecht welcher* (*ist*)[1]. Dabei ist zu beachten, daß in den Sprachen, in denen diese Erscheinungen vorkommen, durchgängig ein eigentliches Relativpronomen fehlt: es wird entweder durch die unmittelbare Aneinanderreihung der Sätze oder durch das Demonstrativum ersetzt. Um so mehr wird man in jener Verbindung eine Art beginnender Bildung eines solchen sehen dürfen. Doch bleibt diese freilich noch ganz auf den einzelnen, zu einem solchen Ausdruck besonders anregenden Fall beschränkt. Wiederum kommen hier psychische Motive zur Wirkung, die, obgleich in wesentlich abweichender Form, auch auf späteren Stufen der Sprachentwicklung nicht fehlen. Das Verhältnis des Genitivs scheint sich, je allgemeiner sein Inhalt wird, um so mehr dem des adjektivischen Attributs zu seinem Substantivum zu nähern, wie wir denn in unsern über ein ausgebildetes Relativpronomen verfügenden Sprachen sowohl den Genitiv wie das attributive Adjektiv im allgemeinen durch einen Relativsatz umschreiben können. In den indogermanischen Sprachen scheint diese Affinität der Kasus-

[1] Doch kann an die Stelle der Relationspartikel auch das (unserm Artikel entsprechende) Demonstrativsuffix treten, so daß zwei eng verbundene Demonstrativelemente, ein allgemeineres und ein speziell auf den genitivischen Begriff zurückweisendes, das Relativpronomen ersetzen. So im Hottentottischen: *ku-b gā-b di-ba*, wo *ba* die volle Wiederholung des (abgekürzten) Suffixes *-b*, und *-di* unabhängige Demonstrativpartikel ist, wörtlich: *der Herr der Knecht dort-dieser*.

form des Genitivs zum Adjektivum auch in der Verwandtschaft der Endungen nachzuwirken, die in einzelnen Fällen noch deutlich erkennbar ist[1]). Mit der Bildung solcher determinierender Elemente ist dann ein Zustand erreicht, in den alle diese spezifischen Ausdrucksmittel des Genitivs schließlich übergehen können, und dem sie um so näher kommen, je mehr sich eine bestimmte Form durch häufige Wiederholung fixiert und in der Verbindung mit dem zugehörigen Nomen von den Vorstellungen losgelöst hat, die der ursprünglichen Bedeutung des Beziehungsausdrucks zugrunde liegen. Jene Ausdrucksmittel des Genitivs selbst sind dann zu Kasussuffixen geworden, die für sich allein nichts mehr bedeuten, in der Verbindung mit dem Nomen aber sofort ihren determinierenden Wert gewinnen. Dieser Übergang kann möglicherweise bei jeder der konkreten Bestimmungsformen eintreten. Am meisten scheinen noch diejenigen der Umwandlung zu widerstreben, die, wie ein hinzugefügtes Besitznomen oder das Possessivpronomen, auf andere in der Sprache ihre selbständige Bedeutung bewahrende Wörter zurückgehen. Am ehesten dagegen wird sich wohl die ursprüngliche Bedeutung da verdunkeln, wo irgendwelche Demonstrativpartikeln allein oder in Verbindung mit pronominalen Elementen frühe zu festen Wortgebilden erstarren, die überhaupt selbständig nicht vorkommen und so mit dem Nomen, dessen Beziehungen sie ausdrücken, zu einem Wortganzen verschmelzen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht daher dafür, daß vorzugsweise aus dieser zweiten Art ursprünglicher Ausdrucksmittel die spezifischen Genitivsuffixe entstanden sind.

c. Allgemeine Bedeutungsentwicklung des Genitivs.

Der Übergang der Beziehungselemente des Genitivs in Suffixe hat zunächst die Wirkung, daß er diesem Kasus einen weiteren

[1]) Vgl. Hübschmann a. a. O., S. 104. Die gleichen Beziehungen ergeben sich aus den oben (S. 56f.) erwähnten Entstehungsweisen des Possessivpronomens als Genitiv des Personale einer- und als eine aus diesem gebildete Adjektivform anderseits, sowie aus dem im Indogermanischen, besonders in den slawischen Sprachen, zu beobachtenden Wechsel zwischen Genitiv des Nomens und possessivem Adjektiv (Delbrück, Vergl. Syntax, I, S. 346).

begrifflichen Inhalt gibt, indem die ursprünglich auf dem Besitzverhältnis ruhende Bedeutung mehr und mehr in die einer allgemeinen attributiven Beziehung übergeht. Eigenschaft, Zugehörigkeit, Abhängigkeit, sofern das einem bestimmten Gegenstand Eigentümliche, Zugehörige oder von ihm Abhängige nur selbst ein Gegenstand oder gegenständlich gedachter Begriff ist, werden nun zum spezifischen Inhalt des Genitivverhältnisses. Insofern die Zugehörigkeit die allgemeinste unter jenen Bestimmungen ist, kann sie als diejenige betrachtet werden, die alle andern umfaßt, darunter auch die ursprünglichste, die fortan eine der häufigsten bleibt, die des Besitzes.

Diese Erweiterung der Bedeutung ist nun aber keineswegs bloß das Produkt des Übergangs ursprünglich konkreter in relativ abstrakte Determinationselemente oder gar der Vorgänge des Lautwandels, die hier wie überall den Bedeutungswandel begünstigen; sondern sie ist zugleich eine Wirkung der Assoziationen und der auf diesen sich erhebenden Differenzierungen der Begriffe, die sich an den ursprünglichen Kasusgebrauch anlehnten. Auch die Eigenschaft gilt ursprünglich als ein Besitz. Das Zugehörige wird, wenn es nicht ein dauernder Besitz ist, mindestens als ein vorübergehender gedacht, wie das gesprochene Wort, oder als ein zukünftiger, wie die auferlegte Pflicht. Diese allmähliche Erweiterung des Verhältnisses wird auf das deutlichste durch jene Fälle beleuchtet, wo sich für diese verschiedenen Formen der Zugehörigkeit verschiedene Relationskasus entwickelt haben, die wir, vom Genitivbegriff ausgehend, nur als Genitive verschiedener Qualität bezeichnen können[1]). Wortverschmelzungen, eventuell durch Lautwandel unterstützt, und Vorstellungsassoziationen, gefolgt von der Apperzeption der in den assoziierten Vorstellungen enthaltenen übereinstimmenden Begriffselemente, sind also die wesentlichen psychophysischen und psychischen Kräfte dieser Ent-

[1]) Hierher gehört die oben (S. 101, Anm. 2) erwähnte Erscheinung verschiedener Genitive im Polynesischen für dauernde und vorübergehende Zugehörigkeit, sowie im Japanischen die Scheidung des Genitivs in einen Partitiv und Relativ, die beide durch ganz verschiedene Suffixe ausgedrückt werden. Verbindungen wie „die Stärke des Mannes“ (Partitiv) und „das Fallen des Schnees“ (Relativ) werden demnach hier als verschiedene Kasus aufgefaßt (Müller, II, 2, S. 311).

wicklung. Für den allmählichen Gang derselben sprechen gerade beim Genitiv manche Fälle, wo die Suffixe noch in einem loseren Zusammenhang mit dem zugehörigen Nomen stehen, ein Übergangszustand zwischen einem selbständigen Determinationsbestandteil und einem Suffix, der sich in den altaischen Sprachen augenfällig daran zu erkennen gibt, daß, sobald im gleichen Satz mehrere Begriffe im Genitivverhältnis vorkommen, bloß das letzte das entsprechende Suffix zu sich nimmt, das demnach zugleich zu allen vorangegangenen assoziiert wird[1]).

Durch die obenerwähnten Erscheinungen des Wandels und der zuweilen vorkommenden Spaltung der Beziehungsbegriffe, die in den verschiedensten Sprachen an das Genitivverhältnis geknüpft sind, erledigt sich wohl eine Streitfrage, die bei der Auffassung anderer Kasus gleichfalls eine Rolle spielt, gerade hier aber wegen der außerordentlich weiten Begriffssphäre dieses Kasus eine besondere Bedeutung erlangt hat. Auf Grund der Bedürfnisse grammatischer Interpretation hat nämlich die alte Grammatik und im Anschluß an sie vielfach auch noch die neuere den Genitiv in eine ganze Reihe von Genitiven geschieden, je nach den besonderen in ihm ausgedrückten Beziehungen: in einen Genitivus possessionis, partitionis, qualitatis, materialis usw., Formen, die man fast wie verschiedene Kasus behandelte, welche gewissermaßen zufällig einen übereinstimmenden sprachlichen Ausdruck gefunden hätten. Dem gegenüber führte dann eine einseitig logische Auffassung, von der angenommenen „Einheit von Sprache und Denken“ ausgehend, umgekehrt zu der Anschauung, daß eine gegebene grammatische Form jedesmal einem ganz bestimmten Gedankeninhalt entspreche, und daß demnach speziell auch das Genitivverhältnis überall nur ein einziges sei, wenngleich es in verschiedenen Sprachen möglicherweise einen verschiedenen Inhalt gewinnen könne[2]). In dieser letzteren Auffassung ist nun sicherlich dies berechtigt, daß eine einzelne Sprache verschiedene Begriffsbeziehungen nicht auf eine und dieselbe Weise ausdrücken würde, wenn sie diese nicht als etwas Über-

[1]) Müller, II, 2, S. 269.

[2]) Vgl. über diesen Streit und seine Geschichte Hübschmann a. a. O., S. 56ff.

einstimmendes fühlte, mag sie auch noch so weit davon entfernt sein, solche Übereinstimmung in einen bestimmten Begriff zu fassen. In diesem Sinne mag man wohl zugeben, daß, wenn eine Sprache Genitivverbindungen gebraucht, wo eine andere nur äußere Determinationsverhältnisse anwendet, in beiden Fällen die Auffassung eine andere ist, indem dort eine innere Beziehung hervortritt, die hier jedenfalls minder deutlich gefühlt wird. So z. B., wenn wir die griechischen Genitivverbindungen λαμβάνω τῆς χειρός „ich ergreife bei der Hand" und στοχάζομαι τοῦ σκοποῦ „ich strebe nach dem Ziel" im Deutschen in äußere Kasusformen übertragen müssen. Aber dem widerstreitet doch nicht, daß der Grieche zugleich äußere, namentlich räumliche Vorstellungen, ebenso wie umgekehrt der Deutsche eine innere Zugehörigkeit der Begriffe hinzudenkt. Gerade solche Fälle sind es daher offenbar, wo der Genitiv dem Übergang in eine äußere Beziehungsform nahesteht, ein Übergang, der eben schon in dem in ihm ausgedrückten allgemeinen Moment der „Zugehörigkeit" vorbereitet ist. Wie hier mit der inneren eine äußere Beziehung assoziiert wurde, gerade so gut braucht aber umgekehrt, wenn ausschließlich die letztere zum Ausdruck kommt, die stillschweigend hinzugedachte innere Determination nicht zu fehlen. Auch hier dürfen wir nicht vergessen, daß die Sprache niemals alles ausdrückt, was in der Vorstellung vorhanden ist, sondern daß sie jeweils nur dasjenige Moment herausgreift, das in der Zeit der Ausbildung der sprachlichen Formen im Blickpunkt des Bewußtseins war. Eben darum, weil diese Verhältnisse zeitlich bedingt sind, kann nun aber auch auf einer späteren Stufe des Denkens die ursprünglich determinierende Vorstellung durch eine andere verdrängt sein, während die sprachliche Ausdrucksform bestehen blieb, ein Vorgang des Bedeutungswandels, der im vorliegenden Fall abermals den Übergang der genitivischen Kasusform in einen Kasus der äußeren Beziehung vermitteln kann. Einen je weiteren Umfang durch die oben geschilderte Entwicklung das im Genitiv ausgedrückte Begriffsverhältnis gewonnen hat, um so eher wird dieser Erfolg eintreten, da der allgemeiner gewordene Begriff leichter eine Fülle konkreter Anschauungen in sich enthalten kann. So hat der Begriff des „Besitzes", dieser ursprünglichste

Inhalt des Genitivverhältnisses, eine geringere Affinität zu bestimmten räumlichen Anschauungen als der aus ihm entwickelte allgemeinere der „Zugehörigkeit“, der je nach Umständen zugleich ein Nebeneinander oder Nacheinander, eine Eigenschaft, Ursache oder Wirkung in sich schließt.

Aus dieser Erweiterung der Bedeutung erklärt sich endlich noch eine letzte Verwandlung, die diese Kasusform namentlich in den indogermanischen Sprachen, am meisten im Griechischen, erfahren hat: sie besteht in dem Übergang des ursprünglich adnominalen Kasus in eine gleichzeitig adnominale und adverbiale Kasusform. Der „Besitz“ haftet an dem einzelnen Subjekt, meist an der einzelnen Persönlichkeit: das Besitzverhältnis ist daher seiner Natur nach ein nominales. Anders der Begriff der „Zugehörigkeit“. Bei ihm kann der einzelne Gegenstand nicht bloß als Attribut eines andern Gegenstandes, sondern nicht minder als zugehörig zu einer Handlung aufgefaßt werden. Eine Wortverbindung wie „des Weges kommen“ ist hier ebenso in dem der Kasusform zugrunde liegenden Allgemeinbegriff enthalten wie „die Richtung des Weges“, „Zurücklegung des Weges“ u. a. Wenn man diesen adverbialen Genitivgebrauch als eine Art „Ellipse“ betrachtet hat, bei der jedesmal irgendein Nominalbegriff zu ergänzen sei, z. B. „die Richtung des Weges kommen“[1]), so mag ja in vielen Fällen dadurch der Sinn des Ausdrucks nicht geändert werden. Aber ebenso gewiß ist es, daß im Bewußtsein des Sprechenden jener interpolierte Hilfsbegriff nicht existiert, und daß sich die Entstehung solcher adverbialer Verbindungen psychologisch vollkommen zureichend aus dem Bedeutungswandel der Kasusform erklärt. Wiederum besteht jedoch in dieser Umwandlung in adverbiale Beziehungen eines der Momente, die den Übergang des Genitivs in einen Kasus der äußeren Determination unterstützen.

7. Kasus der äußeren Determination.

Zwei Merkmale sind es, die, wie wir sahen, die Kasus der äußeren von denen der inneren Determination scheiden: das eine ist die unbeschränkte Anzahl der hierher gehörigen Kasus-

[1]) Hübschmann a. a. O., S. 110f.

formen, das andere der regelmäßige Hinzutritt eines die Art der Beziehung angebenden besonderen Ausdrucks. Beide Merkmale entspringen unmittelbar aus der Natur der äußeren Determination. Da diese nicht bloß von der Funktion abhängt, die den Begriffen im Satze zukommt, so kann hier die Wortstellung zum Ausdruck der Beziehungsform nicht mehr genügen, und da zwischen je zwei so verbundenen Begriffen die verschiedensten äußeren Beziehungen möglich sind, so bedarf der Inhalt der letzteren einer unterscheidenden Bezeichnung.

Gleichwohl scheint die Entwicklung auch dieser Kasusformen mit einem Zustand der Sprache zu beginnen, dem ein Ausdruck der besonderen Beziehungsform noch mangelt, und wo daher diese mehrdeutig bleiben würde, wenn sie nicht aus dem Zusammenhang der Rede, aus der Situation, aus den der Mitteilung vorausgehenden Bedingungen leicht zu ergänzen wäre. Dennoch finden wir von einer solch lückenhaften Redeweise, wie sie uns in der Rede des Kindes und in der Gebärdensprache entgegentritt, selbst in den unentwickelteren Sprachformen nur spärliche Andeutungen[1]). Augenscheinlich drängt vielmehr von frühe an gerade die sinnlich anschauliche Beschaffenheit der den äußeren Kasusformen zugrunde liegenden Verhältnisse zu einem Ausdruck in der Sprache, der nun sofort ein außerordentlich mannigfaltiger wird, weil jede besondere Gestaltung der Vorstellungen auch eine besondere Lautform fordert. So begegnet uns von Anfang an im Kontrast zu der meist nur durch die Wortstellung angedeuteten Unterscheidung der inneren Determinationsformen eine Überfülle konkreter Bezeichnungen für die äußeren, die, lediglich aus singulären Anlässen entstanden, zunächst jeder logischen Ordnung zu spotten scheint. Dem entspricht die ursprüngliche Bedeutung dieser Kasusbezeichnungen, wie sie sich namentlich in vielen Negersprachen, in den amerikanischen und ozeanischen Sprachen bald klar erkennbar, bald in Andeutungen erhalten hat. Wo nämlich dieser ursprüngliche Sinn eines Beziehungsausdrucks noch nachzuweisen ist, da besteht er in der Regel in einem selbständigen Gegenstandsbegriff, also sprachlich in einem Wort von substantivischer Bedeutung. So wird etwa die Beziehungsform der

[1]) Vgl. übrigens hierzu Kap. VII, Nr. IV, 6 und Nr. V, 4.

Art und Weise, der Inhalt unserer Präposition „wie“, durch ein Wort, das *Weg* bedeutet, das lokale „in“ oder „zu“ durch *Platz*, das „vor“ durch *Gesicht*, das „hinten“ oder „nach“ durch *Rücken*, das „oben“ durch *Nacken*, das „unten“ durch *Boden* ausgedrückt usw. (Vgl. S. 82f.) Auch findet sich zwischen diesen Ausdrucksformen und andern den Inhalt bestimmter Begriffe modifizierenden Beiwörtern, solchen z. B., die einen Tätigkeits- in einen Gegenstandsbegriff oder diesen in jenen umwandeln, oder die eine Gradabstufung ausdrücken, gar kein Unterschied[1]). Ähnlich den Substantiven können dann aber auch Wörter, denen wir in unsern Sprachen nach ihren regulären grammatischen Verbindungsweisen den Charakter von Adjektiven und Adverbien oder eine verbale Bedeutung zuschreiben, als determinierende, den Präpositionen analoge Wortformen vorkommen, wie *hoch* im Sinne von „auf“, *lang* in dem von „entlang“, „während“, *gleichen* in dem von „gleich“, „mit“, „bei“ u. dgl. Daneben finden sich freilich von frühe an Partikeln, die bald als Prä-, bald als Postpositionen entweder für sich allein oder zusammen mit näher determinierenden Wortformen der obigen Art verwendet werden. In vielen Fällen sind diese Partikeln selbst wieder ursprünglich selbständige Wörter von substantivischem oder verbalem Begriffsinhalt. Nicht immer läßt sich jedoch der Ursprung derselben ergründen, namentlich dann, wenn sie von sehr unbestimmter Bedeutung sind und häufig erst durch die Beifügung anderer Wortformen, die dadurch ebenfalls in Partikeln übergehen, einen näher bestimmten Sinn empfangen[2]). Von diesem Punkt aus wird nun auch die weitere Entwicklung in ihren allgemeinsten Zügen verständlich, wenngleich nicht in ihren einzelnen Stadien mit Sicherheit nachweisbar. Je häufiger jene Aushilfswörter von ursprünglich selb-

[1]) Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 86ff. Mitterrutzner, Die Sprache der Bari, 1864, S. 87f. Westermann, Grammatik der Ewe-Sprache, S. 52ff. Müller, I, 2, S. 56, 74.

[2]) Zeugnisse aus dem Gebiete der ozeanischen Sprachen vgl. bei v. d. Gabelentz, Die melanesischen Sprachen, II, S. 59ff., und W. von Humboldt (Buschmann), Kawisprache, III, S. 638ff. Auf amerikanischem Gebiet gehören hierher die in weiter Verbreitung vorkommenden sogenannten Postpositionen. Vgl. O. Stoll, Die Maya-Sprache, 1881, I, S. 32ff. Middendorf, Die Aimara-Sprache, 1891, S. 103ff.

ständiger Bedeutung als bloß appositionelle Elemente Verwendung finden, um so mehr müssen, namentlich wenn zugleich lautliche Umwandlungen stattfinden, die einstigen Bedeutungen verblassen, indes die Veränderungen, die sie dem Begriff des Wortes, zu dem sie hinzutreten, verleihen, eine immer engere Verbindung mit diesem verursachen, ein Vorgang, welcher dann seinerseits wieder den Lautwandel, der den Ursprung der Elemente unkenntlich macht, begünstigt. Mag aber der Lautwandel auch hier auf den Bedeutungswandel einen noch so entscheidenden Einfluß üben, so sind doch die psychischen Motive, welche die Umwandlung in Partikeln herbeiführen, vorher schon da, und wahrscheinlich wirken sie ihrerseits auf den Lautwandel wieder fördernd zurück.

Durch die Vereinigung dieser Bedingungen erklärt es sich wohl, daß die ungeheure Mehrzahl der Sprachen das Stadium der Kasusbildung durch Wortelemente von bloß formaler Bedeutung erreicht hat. Lautgebilde, die in der Regel dem Wort angefügt, seltener ihm vorangestellt werden, bezeichnen die Kasusform, durch die der einzelne Gegenstand in irgendeine äußere Beziehung gebracht wird. Der Ursprung solcher Elemente ist aber in der Regel völlig unkenntlich geworden, und nur nach Analogie mit jenen Erscheinungen noch ursprünglicherer Sprachstufen können wir schließen, daß auch sie dereinst wohl eine selbständige Bedeutung besaßen, mögen sie nun Nominal- oder Verbalbildungen oder primäre Partikeln hinweisender Art oder endlich Verbindungen beider gewesen sein. Spuren dieser einstigen Selbständigkeit sind zuweilen noch darin erhalten, daß die Verbindung mit dem Nominalstamm eine losere ist, indem das nämliche Suffix auf mehrere vorausgegangene Wortstämme zugleich bezogen werden kann[1]). Diese Erscheinung, die sich gerade in den durch großen Kasusreichtum ausgezeichneten altaischen Sprachen findet, läßt immerhin schließen, daß die dem Suffix zukommende Beziehung noch relativ gesondert von dem Gegenstande gedacht wird.

Indem nun die äußeren Kasusformen die mannigfaltigsten anschaulichen Beziehungen der Gegenstände zum Ausdruck

[1]) Müller, II, 2, S. 269.

bringen, erklärt sich hieraus ebensowohl die unbeschränkte Bildungsweise dieser Formen wie die große Verschiedenheit, die sich zwischen den einzelnen Sprachen vorfindet. Aber bei allem Wechsel dieser Erscheinungen ist doch darin eine gewisse Regelmäßigkeit zu erkennen, daß, wo sich überhaupt die Kasusbeziehungen auf dem Wege der Affixbildung zu bestimmten Wortformen verdichtet haben, gewisse äußere Kasus immer wiederkehren, während andere zu den variableren Bestandteilen gezählt werden müssen. Nun wird man die in der Wortbildung hervortretenden Kasusbeziehungen unbedingt als diejenigen betrachten dürfen, bei denen die psychologischen Motive einer engeren Assoziation der Gegenstandsbegriffe mit ihren äußeren Beziehungen am stärksten wirken. Unter diesen Motiven steht dann jedenfalls die Geläufigkeit der Beziehungen und, was damit zusammenhängt, die Menge einzelner Vorstellungen, die irgendeiner anschaulichen Beziehungsform entsprechen, in erster Linie. Darum ist die Kasusbildung durch feste Affixe keineswegs ein Maß für die psychologische Mannigfaltigkeit der dem Bewußtsein zugänglichen äußeren Beziehungsformen überhaupt. Wohl aber ist sie ein Maß für diejenigen unter ihnen, die sich durch die Häufigkeit ihrer Bedingungen und die Fülle der sich mit ihnen assoziierenden konkreten Erscheinungen auszeichnen. Diese Gesichtspunkte machen es verständlich, daß solche Formen wie der „Prosekutiv“ (die Bewegung einem Gegenstande entlang), der „Terminalis“ (der Fortschritt bis ans Ende desselben), der „Illativ“ und „Inessiv“ (das ins Innere dringen und darin sein) und viele andere sporadisch vorkommen oder auch fehlen können, daß aber, wo überhaupt ein einigermaßen vollständiges System äußerer Kasus zur Ausbildung gelangt ist, ein Ablativ, Dativ, Lokativ niemals fehlen. Dieselben Kasusformen, die extensiv die verbreitetsten sind, treten uns aber zugleich zeitlich als diejenigen entgegen, die in der Periode des Untergangs äußerer Formen am längsten Widerstand leisten. Und hier hat es sich nun gefügt, daß das ursprüngliche indogermanische Kasussystem gerade jene Stufe der Entwicklung darstellt, auf der sich die Unterscheidung der äußeren Kasusformen auf den Ausdruck jener allgemeinen Bestimmungen von Raum, Zeit und Bedingung zurückgezogen

hat, die als die vier anschaulichen Grundformen dieser Kasus gelten können. Denn logisch geordnet gliedert sich das indogermanische Kasussystem in die folgenden vier Formen, deren jede eventuell einen lokalen, temporalen oder konditionalen Begriff einschließen kann:

	Raum	Zeit	Bedingung
Ablativ	woher	seit wann	warum
Lokativ	wo	wann	wie
Dativ	wohin	bis wann	wozu
Instrum.-Sozialis	wobei	womit zugleich	mit welchem Hilfsmittel

Freilich ist dieses System weder in dieser logischen Ordnung noch auch aus irgendwelchen wirklich im Bewußtsein vorhandenen logischen Motiven entstanden, sondern man kann es in dieser Beziehung nur mit jenen durchaus zweckmäßigen und doch keines Zwecks sich bewußten organischen Bildungen vergleichen, bei denen ein Zusammenfluß notwendig wirkender Bedingungen eben nur ein bestimmtes, diesen Bedingungen angepaßtes Gebilde hervorbringen konnte. Indem nach dem allgemeinen Gang ihrer Entwicklung die Kasusformen allmählich, unter fortwährendem Ersatz durch andere sprachliche Formen, vor allem durch Präpositionen, dem Untergang anheimfallen, müssen die seltener angewandten am frühesten verschwinden: sie sind die konkreteren, zahlreichere Nebenbestimmungen enthaltenden. Daneben macht sich aber von selbst die Fähigkeit der allgemeineren Formen geltend, in die leer gewordenen Stellen mit einzutreten. So entsteht jenes allgemeine System, nicht weil es das allgemeine ist oder subjektiv als solches erkannt wird, sondern weil es die Formen umfaßt, die dem allgemeinsten und häufigsten Gebrauch am meisten entsprechen.

Auch im Indogermanischen ist jedoch dieses Kasussystem, eben weil es an sich kein Erzeugnis logischer Systematik, sondern höchstens eine durch ihre mittlere Stellung ausgezeichnete Phase regressiver Entwicklung überhaupt ist, in fortwährendem Wandel begriffen, einem Wandel, der sich vornehmlich in den Erscheinungen des Ineinanderfließens der verschiedenen Kasusbedeutungen und der allmählich eintretenden weiteren Reduktion der Formen zu erkennen gibt. Von diesen Erscheinungen ist

die zweite wieder eine notwendige Wirkung der ersten. Indem die Anwendung der Kasus derart schwankend wird, daß für ein und dasselbe Verhältnis mehrere als gleich passende Ausdrucksmittel erscheinen, führt dies nach demselben Prinzip, das für die vorangegangenen Stufen bestimmend war, jedesmal zum Überleben derjenigen, die sich durch häufigen Gebrauch einen Vorrang erringen konnten. Wieder muß aber dieser Vorrang zunächst solchen Formen zukommen, denen jene Häufigkeit des Gebrauchs durch ihre größere Allgemeinheit gesichert ist. Demnach ist denn auch unter den obigen vier Kasusformen diejenige am frühesten geschwunden, die den konkreteren Bildungen früherer Stufen am nächsten steht: der Instrumentalis-Sozialis. Das *womit*, mag es nun als räumliches Zusammen oder als Gleichzeitigkeit oder als Koexistenz von Mittel und Zweck oder als eine Verbindung aller dieser Momente gedacht werden, ist stets zugleich ein *wo*, *wann* und *wie*, und von frühe an schiebt sich der für das mythologische Denken wichtigsten dieser Begriffsformen, dem Hilfsmittel, die wirkende Ursache unter. Denn ihr ordnet sich das in die Beziehung von Mittel und Zweck gebrachte Geschehen um so leichter ein, je mehr sich zwischen den einander folgenden Ereignissen regelmäßige Beziehungen herausstellen. Unter ähnlichen Bedingungen konnten dann aber auch die Begriffe des *woher* und *wohin* teils mit dem *wo* teils miteinander zusammenfließen.

Alle diese Beziehungsbegriffe haben nun die Eigenschaft, daß sie sich in ihren räumlichen Bedeutungen am schärfsten sondern. Ihre zeitlichen Bedeutungen kommen gerade für ursprüngliche Sprachstufen fast nur als Nebenbestimmungen des Räumlichen in Betracht, da der einzelne Satz mit seinen Kasusverbindungen in der Regel nur einer augenblicklichen Situation Ausdruck gibt, um der Satzfolge die Schilderung der Sukzession von Zuständen und Vorgängen zu überlassen. Dadurch fällt von selbst der Schwerpunkt der zeitlichen Bedeutungen der Beziehungsbegriffe späterhin auf diejenigen Gebilde, in denen sich die Funktion der Wortverbindung in die Satzverbindung herübererstreckt, auf die Konjunktionen, während sich die Kasussuffixe und Präpositionen, als Verbindungsformen der Begriffe im einzelnen Satze, beinahe ausschließlich auf den Ausdruck räumlicher und

konditionaler Beziehungen einschränken. Nur bei den Assoziationen, die sich zwischen diesen beiden Beziehungsformen ausbilden, wirken offenbar neben den räumlichen auch die an sie gebundenen zeitlichen Anschauungen als Hilfsmomente. Denn die Entstehung des engen Zusammenhangs zwischen dem *woher* und *warum*, dem *wohin* und *wozu* läßt sich nur im Anschluß an jene die räumliche Vorstellung begleitenden und sich in sie umsetzenden zeitlichen Assoziationen der Wahrnehmung denken, vermöge deren die Ursache das der Wirkung Vorausgehende, der Zweck das dem Mittel Nachfolgende ist. Wie sich aber im Fließen der Zeit das *woher* und *wohin* fortwährend vertauschen, indem das Zukünftige im nächsten Moment zum Vergangenen wird, so gewinnen auch die den Kasus zugrunde liegenden Begriffsbeziehungen erst in ihren konditionalen Formen jede Eigenschaft korrelater Begriffe, vermöge deren jeder Begriff nicht nur logisch seinen Gegensatzbegriff als Ergänzung fordert, sondern auch psychologisch, durch den Verlauf der Ereignisse in der sinnlichen Wahrnehmung und die sich an diese anschließenden Assoziationen ihn wachruft. An solche Assoziationen schließt sich dann aber leicht eine Verschiebung der Vorstellungen, derjenigen analog, die wir bei den Wortverschmelzungen kennen lernten, und die uns in noch ausgedehnterer Wirkung beim Bedeutungswandel begegnen wird[1]). Räumlich stehen sich das *wo*, *woher* und *wohin* streng geschieden gegenüber, da ein ursprünglicheres Denken weder geneigt noch fähig ist, jenen Ausgangspunkt aller Ortsbestimmungen zu verlassen, der das eigene Subjekt zum Mittelpunkt der Dinge macht. Und nicht bloß diese allgemeinsten Ortsbestimmungen, sondern auch die konkreteren, die das oben und unten, rückwärts und vorwärts oder die verschiedenen Arten der Hin- und Herbewegung ausdrücken, lassen in dem ursprünglichen Kasussystem ihre Niederschläge zurück. Vertauschungen zwischen diesen Formen sind aber um so weniger möglich, je mehr das Verhältnis als ein bloß räumliches gedacht, und je reicher es an unmittelbar sinnlich anschaulichen Bestimmungen ist. So sind denn auch, wenngleich von einer ausschließlichen Geltung lokaler Kasus niemals die Rede sein kann, in den Sprachen, die

[1]) Vgl. Kap. V, S. 664ff. und unten Kap. VIII, Nr. IV.

durch großen Reichtum an Kasusformen hervorragen, solche von rein räumlicher Bedeutung die vorwaltenden. Anders verhalten sich in dieser Hinsicht die konditionalen. Hier kann jede einzelne mindestens die sie ergänzende, leicht kann sie aber auch, wie bei der Beziehung des Hilfsmittels zur Art und Weise sowie zur Ursache und Wirkung, mehrere andere anregen; und es kommt daher weit mehr auf die subjektiven, durch Affekt und intensivere Apperzeption bevorzugten Elemente als auf die objektiven Verhältnisse selbst an, unter welcher Beziehungsform ein bestimmter Tatbestand apperzipiert wird. Haben sich aber solche Verbindungen einmal gebildet, so werden sie nun durch ihre Rückwirkung auf die bereits bestehenden Assoziationen der logischen mit den räumlich-zeitlichen Beziehungen und dieser wieder mit bestimmten sprachlichen Ausdrucksmitteln auf die äußeren Kasusformen übertragen, um so an allen jenen Erscheinungen mitzuwirken, die nach ihrem Enderfolg als eine Verschmelzung verschiedener Kasus und, was davon die weitere Folge ist, als eine Reduktion der Kasusformen erscheinen.

Diese psychologischen Ursachen wirken nun hier wie überall mit den Vorgängen des Lautwandels zusammen, die im selben Maße, in dem sich jene assoziative Verschiebung vollzieht, vielfach zugleich die Unterschiede der Kasussuffixe vermindern oder ganz zum Verschwinden bringen. Obwohl aber diese beiden Vorgänge, der Wandel der Bedeutungen und die Ausgleichung lautlicher Unterschiede, ursprünglich unabhängig bestehen, so kann es doch nicht fehlen, daß sie im weiteren Verlauf überall ineinander greifen, da einerseits kleinere Lautunterschiede unter dem Einfluß der Assoziation der Bedeutungen verschwinden, und anderseits die Entstehung ähnlicher oder übereinstimmender Lautformen Bedeutungsassoziationen weckt, sobald in den allgemeinen Eigenschaften der Beziehungsformen die Anlage dazu gegeben ist. Wenn daher frühe schon der indogermanische Instrumentalis mit dem Lokativ und Ablativ, und wenn dann weiterhin diese teils miteinander teils mit dem Dativ zusammengeflossen sind, so ist das im allgemeinen aus der Wirksamkeit dieser beiden Bedingungen, insbesondere aber daraus verständlich, daß bei dem nahen Verhältnis dieser Kasus zueinander hin-

reichende Anlässe zu solchen Assoziationen geboten waren. Auch ist nicht zu vergessen, daß wir einen Zustand, wo das indogermanische Kasussystem von allen diesen Einflüssen des Laut- und Bedeutungswandels unberührt war, nicht kennen, schon deshalb nicht, weil ein solcher Zustand wahrscheinlich nie existiert hat. Vielmehr ist dieses System, wie jede Phase einer stetigen Entwicklung, ein Übergangszustand, der ebenso gewisse Spuren einer älteren, kasusreicheren Periode, wie Eigenschaften, die ein Ineinanderfließen der noch vorhandenen Formen bereits vorbereiten, erkennen läßt. Besonders dieser letztere Umstand macht es erklärlich, daß jenes logische Begriffsschema, dem sich die äußeren Kasusformen der indogermanischen Sprachen einfügen, für keine dieser Sprachen vollständig zutrifft, und daß es daher zweifelhaft bleibt, ob es jemals für irgendeine Sprache genau zutreffend war. Höchstens kann man von ihm sagen, daß sich die Urbedeutungen der Kasus, soweit sie sich aus ihren Anwendungen ermitteln lassen, um die in diesem Schema angegebenen Begriffe wie um eine ideale Mitte bewegen, die zugleich dem häufigsten Gebrauch entspricht. Dabei kommen aber von Anfang an in den Einzelwendungen jeder Kasusform mannigfache Abweichungen in der Richtung anderer Kasusbegriffe vor, die teils durch Lautassoziationen teils durch Assoziationen der Bedeutung erzeugt werden. Unter den letzteren spielen die Assoziationen zwischen den Kasus der äußeren und der inneren Determination eine besonders wichtige Rolle, so daß sie eine nähere Betrachtung erheischen[1]).

8. Assoziationen der äußeren mit den inneren Kasusformen.

Indem Laut- und Begriffsassoziationen verschiedener Kasus besonders auch zwischen den äußeren und inneren Kasusformen sich einstellen, führt dies naturgemäß zur Entstehung zwiespältiger Gebilde, die gleichzeitig eine innere und eine äußere Deter-

[1]) Man vergleiche hierzu das über die Urbedeutung des Kasus auf Grund des Kasusgebrauchs und über den „Synkretismus" der Kasusformen Bemerkte bei Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen, I, S. 182ff., und Brugmann, Griech. Gramm.³, S. 373ff. Dazu hinsichtlich der lautgeschichtlichen Verhältnisse Brugmann, Kurze vergl. Grammatik, S. 375ff.

mination der Begriffe enthalten. Diese Entwicklung ist um so bemerkenswerter, weil sich bei ihr als primitiver Zustand regelmäßig ein solcher darbietet, der an der Scheidung der beiden Kasusarten strenger festhielt. Freilich beruht aber diese scheinbare Überlegenheit nicht etwa auf einer vollkommeneren logischen Unterscheidung. Denn nicht durch die bestimmte Erkenntnis ihrer Funktion, sondern durch die Reihenfolge, in der sie im Fluß der Rede in den Blickpunkt des Bewußtseins treten, und durch die so ihnen aufgedrängte Stellung im Satze scheiden sich ursprünglich die inneren Kasusformen; und diese ihnen durch den Mechanismus der Assoziationen und die Reihenfolge der Apperzeptionen angewiesene Stellung ist es zugleich, die lange Zeit besondere Ausdrucksmittel für sie nicht aufkommen läßt, ihnen aber eben damit eine Eigenschaft verleiht, die sie scharf von den äußeren Kasusformen trennt. Dazu kommt, daß die letzteren auch nach ihrem Bedeutungsinhalt jenen um so ferner stehen und daher um so weniger Motive einer assoziativen Beziehung zu ihnen enthalten, je mannigfaltiger sie noch sind, und je mehr jeder einzelne der Ausdruck eines ganz konkreten anschaulichen Verhältnisses ist. Dies wird erst anders, sobald in der Entwicklung der äußeren Kasus durch die Wirkung der obenerwähnten Laut- und Bedeutungsassoziationen die allgemeineren die Vorherrschaft erlangen, während gleichzeitig die inneren durch die Verschmelzung mit determinativen Elementen in ihrer lautlichen Gestaltung den äußeren näher gerückt werden. Durch das erste dieser Momente, die Reduktion und Verallgemeinerung der äußeren Kasusformen, werden begriffliche Assoziationen ausgelöst; durch das zweite, die gleichmäßige Ausbildung determinativer Elemente, werden Lautassoziationen von ausgleichender Wirkung hervorgerufen. Dabei sind aber in diesem Fall wohl die erstgenannten Bedingungen, die psychologischen, die hauptsächlich entscheidenden. Denn die Assoziationsmotive sind bei ihnen von wesentlich anderer und wirksamerer Beschaffenheit als bei den Verbindungen äußerer Kasusformen untereinander. Bestand hier die Haupttriebfeder der Ausgleichungsvorgänge in den korrelativen Beziehungen, welche die verschiedenen Kasusarten zunächst in ihrer konditionalen Form darboten, so liegt dort das

Assoziationsmotiv darin, daß es keine äußere Beziehungsform gibt, die nicht zugleich als eine innere vorgestellt werden kann und, wenn man sie ihrer anschaulichen Elemente entkleidet, von selbst in eine solche übergeht. Dies gilt an sich ebensogut für die speziellsten wie für die allgemeinsten äußeren Kasus; aber da die letzteren selbst schon bis zu einem gewissen Grade des besonderen Inhalts der wirklichen Anschauung entbehren, so werden die äußeren Kasus um so fähiger, solche Assoziationen mit inneren zu bilden, je weiter bei ihnen die Reduktion der Formen fortgeschritten ist. Der psychologischen Affinität zu bestimmten äußeren Kasus entzieht sich nur ein Begriff, der des Subjekts. Wohl denken wir uns den Gegenstand, der als Nominativ Träger einer Aussage ist, im allgemeinen zugleich irgendwie in Raum und Zeit. Aber diese äußeren Beziehungen sind zu unbestimmt, um die Assoziation mit irgendeiner speziellen äußeren Kasusform zu erwecken. Die Bildung solcher Mischformen erstreckt sich daher allein auf den Dativ und Akkusativ, die beiden ursprünglich adverbialen, und den Genitiv, den ursprünglich nominalen Kasus.

a. Assoziationen der beiden Objektskasus mit äußeren Kasusformen.

Von den beiden Objektskasus ist der Dativ einer äußeren, und zwar in erster Linie einer räumlich-zeitlichen Beziehung am nächsten verwandt. Die Person oder der Gegenstand, für die eine Handlung bestimmt ist, bilden zugleich die räumlichen und zeitlichen Beziehungspunkte, nach denen hin sie gerichtet ist. So fließt der Kasus des sogenannten entfernteren Objekts vermöge der hier sich aufdrängenden Assoziation des inneren Verhältnisses der Dinge mit ihren Relationen in Raum und Zeit zunächst mit dem äußeren Wohinkasus und dann infolge der weiteren Assoziation der lokalen und zeitlichen mit den konditionalen Formen mit dem Wozukasus zusammen. Diese Verbindung ist in der Tat, sobald einmal die begrifflichen Beziehungen der Vorstellungen auf die Assoziationen Einfluß gewinnen, eine so naheliegende, daß sich die Spuren einer einstigen Trennung beider Kasus nur in den primitiveren Sprachen auffinden lassen: sie bestehen bald in der

Übereinstimmung des rein objektiven Dativs mit den übrigen inneren Kasus hinsichtlich der ausschließlichen Kennzeichnung durch die Wortstellung, bald in der Existenz eines besonderen lokalen Dativs und seiner Unterformen (Allativ, Illativ u. dgl.)[1]. Kaum weniger naheliegend ist die analoge Assoziation beim Akkusativ, obgleich dieser Kasus häufiger seine Bedeutung als reiner Objektskasus, ohne Rücksicht auf die äußeren Beziehungen des vom Verbum affizierten Objekts, bewahrt hat. Indem aber in der Mehrzahl der Fälle das Verbum eine äußere Handlung ausdrückt, die als Nebenvorstellung eine Bewegung nach dem Gegenstand in sich schließt, assoziiert sich mit dem Objektskasus wiederum der Wohinkasus, analog wie bei dem Dativ, nur insofern mit einer Modifikation, als dabei mit der äußeren räumlichen oder zeitlichen Anschauung stets zugleich der Begriff des näheren Gegenstandes der Handlung verbunden ist. So werden in Redeformen wie *Romam ire* „nach Rom gehen", *aetatem vivere* „ein Zeitalter erleben" der zu erreichende Ort, die durchlebte Zeit nicht bloß als ein *wohin* und *bis wann*, sondern zugleich als unmittelbare Objekte der im Verbum ausgedrückten Handlung gedacht, im Gegensatze zu *appropinquare alicui* „einem nahekommen", *cedere alicui* „einem weichen", wo der Gegenstand der Handlung als ein entfernterer, nicht direkt von ihr betroffener erscheint. Noch deutlicher ist das in solchen Fällen, wo der Kasusgebrauch bei konstant bleibender äußerer Beziehungsform sichtlich deshalb schwankt, weil die hinzugedachte innere Beziehung im einen Fall dem näheren, im andern dem entfernteren Objekt entspricht, wie z. B. bei den beiden Konstruktionen *succedere alicui* und *aliquem*, wo die erstere eine beliebige Aufeinanderfolge, die keine unmittelbare zu sein braucht, die zweite einen direkten Ersatz des Vorgängers durch den Nachfolger ausdrückt.

Mit dem in diesem Beispiel hervortretenden Unterschied der entfernteren und der näheren Beziehung, die, aus der inneren Bedeutung der Kasus stammend, auf ihre äußeren Anwendungen übergeht, dürfte nun zugleich die wesentliche Abweichung zusammenhängen, die beide Kasus innerhalb der Kategorie der

[1]) Vgl. oben S. 112.

konditionalen Denkformen darbieten. Schon auf räumlichem und zeitlichem Gebiet übernimmt der Dativ leicht die Funktion eines „Terminalis“: er bezeichnet ein Ziel, das, eben weil bei ihm die Vorstellung des erst in der Entfernung zu erreichenden Gegenstandes obwaltet, nicht als unmittelbares Objekt der Handlung erscheint. Dem Ziel korrespondiert aber vermöge der natürlichen Assoziationen sinnlich-anschaulicher und logischer Verhältnisse konditional der Zweck. Obgleich daher die beiden Objektskasus im Ausdruck des *wohin* oft nur durch eine schmale Linie begrifflicher Nuance geschieden sind, als Kasus des *wozu* bewahrt der Dativ ausschließliche Geltung. Die Grammatiker haben für diese beiden Objektskasus eine Fülle einzelner Gebrauchsformen aufgestellt, zwischen denen nicht selten weder ein logisches noch ein psychologisches Band vorhanden zu sein scheint. So wenn der Akkusativ in einen Kasus der Richtung, des Inhalts, der Raum- und Zeiterstreckung, des Objekts und Resultats, der Beziehung usw., der Dativ nicht bloß in einen Kasus des Zieles, des Objekts, des Zweckes, sondern auch, je nach den hauptsächlichsten Verbalbegriffen, bei denen Ziel, Zweck, entfernteres Objekt als begleitende Vorstellungen vorkommen, in einen Dativ des Gebens, Sagens, Helfens, Glaubens, Gehorchens usw. geschieden wird[1]. Wie weit aber auch diese Spezialformen auseinandergehen mögen, einen Gesichtspunkt findet man durchgängig bewährt: dies ist der, daß jeder dieser Kasus in zwei begrifflich wohl zu unterscheidende Anwendungsgebiete zerfällt, von denen das erste eine unmittelbare Spezifikation der inneren Kasusform des direkten oder indirekten Objekts ist, das andere aus Assoziationen dieser Grundbedeutung mit äußeren Kasusformen verständlich wird, wobei die letzteren als spezielle Veranschaulichungen eine unmittelbare psychologische Affinität zu jenen inneren Beziehungen besitzen. Diese Affinität findet nun freilich auch darin ihren Ausdruck, daß schon bei den inneren Bedeutungen dieser Kasusformen äußere, namentlich räumliche und zeitliche Assoziationen nicht fehlen. Doch bleiben diese hier völlig unbestimmt, so daß sie nicht bloß in ihrem besonderen Inhalt, sondern auch in ihrer allgemeinen

[1]) Vgl. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen, I, S. 278, 360ff.

Beschaffenheit im einzelnen Fall variieren können. Ist dagegen eine bestimmte Assoziation mit einer äußeren Beziehungsform eingetreten, so ist nun jener schwankende Verlauf der Assoziationen durch eine einzelne von konkreterem Inhalt verdrängt, die vermöge der besonders gerichteten Affinität der Vorstellungen in den Vordergrund tritt. In diesem Sinne werden wir z. B. in der Redeform „jemandem etwas *glauben*“ den Dativ wie den Akkusativ zu den inneren Kasusbeziehungen zählen dürfen: stelle ich mir auch als Vorbedingung dieses Satzes irgendeinen räumlich-zeitlichen Vorgang, etwa eine Aussage vor, die ich höre, so bleiben doch diese Vorstellungen unbestimmt und schwankend. Bilde ich dagegen den Satz „jemandem etwas *geben*“, so tritt bei diesem eine ganz bestimmte Richtungsvorstellung zu dem Kasus des entfernteren Objekts hinzu, indes der Akkusativ, wie vorhin, seine Unbestimmtheit bewahrt. In der Verbindung „das Schiff *einholen*“ hat sich dagegen auch mit der Vorstellung des direkten Objekts eine bestimmtere Raum- und Zeitvorstellung assoziiert. Eben darin, daß diese Kasus schon als innere Beziehungsformen an irgendwelche unbestimmte räumliche und zeitliche Anschauungen geknüpft sind, liegt die Möglichkeit der Entstehung solcher bestimmterer Assoziationen, bei denen nun außerdem die bereits vorhandenen äußeren Kasusbeziehungen, mit denen jene inneren zusammenfließen, mitwirken können. Wenn die Grammatiker, um den Bereich einer Kasusform auszumessen, die verschiedenen Fälle ihrer Anwendung zu sammeln und diese dann jedesmal in eine unserem eigenen Denken geläufige Begriffsform zu übertragen pflegen, so gehen daher bei diesem Zwangsverfahren die Assoziationen, die in der Sprache selbst die einzelnen Anwendungen verknüpfen, leicht völlig verloren, und der Kasusbegriff erscheint nun als ein buntes Konglomerat der verschiedensten Verhältnisse, die scheinbar gar nichts miteinander zu tun haben. Statt auf diese Weise die psychologische Einheit des Kasusbegriffs zu zerstören, indem man ihn in eine ihm fremde Gedankenform überträgt, sollte vielmehr das Streben darauf gerichtet sein, den Motiven nachzugehen, die alle jene Anwendungen miteinander verbinden, und auf diese Weise die ihnen gemeinsame Grundanschauung zu ermitteln.

b. Assoziationen zwischen dem Genitiv und den äußeren Kasusformen.

Verschieden von den beiden Objektskasus verhält sich in vieler Beziehung die dritte der inneren Kasusformen, der Genitiv. Schon darin scheidet er sich von jenen, daß bereits auf den ursprünglichsten Sprachstufen zwei wesentlich abweichende Ausdrucksweisen nebeneinander hergehen: eine innere, die das Genitivverhältnis bloß durch die Wortstellung, und eine äußere, die es durch einen hinzugefügten, seinen Inhalt als Besitz oder Sache darstellenden Begriff (Substantiv oder Possessivpronomen) andeutet[1]). Ist auch die erste dieser Erscheinungen die verbreitetere, so tragen doch beide das Gepräge gleicher Ursprünglichkeit; und indem selbst da, wo determinierende Elemente fehlen, als der ursprüngliche Inhalt überall das Verhältnis des Besitzers zu seinem Besitz erkennbar ist, erscheint diese Kasusform von Anfang an als eine solche, in der sich innere und äußere Beziehung der Begriffe verbinden. Da alles Denken von der sinnlichen Anschauung ausgeht, so wird aber dieser Zusammenhang nur so gedacht werden können, daß die innere Beziehung überall zunächst zu dem konkreten Besitzverhältnis hinzugedacht wurde, und daß sie sich allmählich erst hiervon loslöste, indem das Besitzverhältnis mit andern in der Anschauung sich aufdrängenden Beziehungen, wie dem von Gegenstand und Eigenschaft, Ganzem und Teil, Form und Stoff usw., assoziiert wurde. So bildete sich allmählich, als der eigentliche Grundbegriff des Genitivs, der Begriff der „Zugehörigkeit“ im weitesten Sinne, der bei allem Wechsel der konkreten Formen durch ein übereinstimmendes Begriffsgefühl gekennzeichnet war. Doch ist das Verhältnis dieser dunkel gefühlten begleitenden Beziehung zu den einzelnen Vorstellungen hier natürlich kein anderes als bei den beiden Objektskasus, wo ebenfalls der einzelne Gegenstand nicht als abstraktes Objekt, sondern in jedem Fall eben nur als das konkrete einzelne Beziehungsobjekt der Handlung erscheint. Gerade so wie der Begriff des Objekts überhaupt, so ist daher jener allgemeine der „Zugehörig-

[1]) Vgl. oben S. 99ff.

keit“ nur ein logischer Ausdruck für eine Fülle einzelner, unter der unmittelbaren Wirkung der Anschauungsmotive assoziierter Vorstellungen, deren Verbindung von übereinstimmenden intellektuellen Gefühlen begleitet wird. Er ist kein wirklich im Bewußtsein vorhandener oder gar mit Absicht zur Erzeugung bestimmter sprachlicher Formen angewandter Begriff; sondern er macht sich, wie ursprünglich alle Begriffe, nur darin geltend, daß in einer Menge einzelner, sonst verschiedener Fälle die Beziehungen der Vorstellungen übereinstimmende Gefühlswirkungen auslösen, mit denen sich dann auch gelegentlich der Eindruck einer Übereinstimmung der Vorstellungsinhalte selbst verbindet. So kann sich mit der Beziehung von Besitz und Besitzer die von Eigenschaft und Gegenstand, mit dieser die von Teil und Ganzem, oder mit dem ersten dieser Verhältnisse das der besitzergreifenden Handlung zu dem Gegenstand und mit diesem wieder das irgendeiner das Objekt partiell alterierenden Tätigkeit assoziieren. Darum dürfen wir uns die Ausbreitung einer Kasusform nimmermehr als irgendeine Art von Deduktion aus einem von Anfang an vorhandenen Begriff oder überhaupt als einen logischen Vorgang denken, sondern nur als ein Netz von Assoziationen, die zumeist von einem einzelnen Punkt ausgegangen sind und sich dann von da aus über eine Reihe von Erscheinungen verbreitet haben. Die hier wirkenden Assoziationsmotive werden wir dabei freilich immer unter irgendeinen allgemeinen Begriff bringen können, da sich das solchen Assoziationen Gemeinsame in der Regel auch irgendwie logisch wird formulieren lassen. Doch darf dieser nachträglich gebildete Begriff niemals mit den Einzelvorgängen selbst, die nur in konkreten Vorstellungsverbindungen und den an sie geknüpften Gefühlen bestehen, verwechselt werden[1]).

---

[1]) Auf einer solchen Verwechslung eines nur in der Form übereinstimmender Gefühle und konkreter Vorstellungsbeziehungen vorhandenen Assoziationsmotivs mit einem ursprünglichen Allgemeinbegriff beruht, wie mir scheint, Delbrücks Polemik gegen einen „allgemeinen schattenhaften Begriff der Zugehörigkeit“ für den Genitiv, „aus dem dann die einzelnen Gebrauchsweisen zu deduzieren wären“ (a. a. O., S. 333). Irgendein psychologisches Motiv, das die einzelnen Gebrauchsweisen eines Kasus ursprünglich verband, wird doch stets vorausgesetzt werden müssen, da eine solche Übereinstimmung unmöglich eine zufällige sein kann.

Der Unterschied zwischen dem Verhalten der beiden Objektskasus und des Genitivs bei diesen Assoziationen bleibt demnach im wesentlichen nur der, daß sich bei jenen das Verhältnis von Anfang an auf die allerverschiedensten, in den mannigfachsten sonstigen Relationen zur Handlung stehenden Objekte erstreckt, während hier infolge des vorherrschenden Interesses, das den primitiven Menschen an seinen Besitz fesselt, unter den Beziehungen der gegenständlichen Begriffe zueinander eine einzige, die des Besitzers zu seinem Eigentum, im Vordergrunde steht. Notwendig müssen dann aber auch hier mit der Ausbreitung dieser Verbindung der Begriffe auf andere Verhältnisse der „Zugehörigkeit" mannigfache Assoziationen mit andern Kasus und infolge dieser unter geeigneten Bedingungen, namentlich wenn in gleicher Richtung Lautassoziationen hinzutreten, Vermischungen der Kasusformen entstehen[1]). Insbesondere war es eine der äußeren Kasusformen, die, wie es scheint, von frühe an und weit über das indogermanische Gebiet hinaus eine Affinität zum Genitivverhältnis betätigt hat: der Kasus des woher in seinen lokalen, temporalen und konditionalen Anwendungsformen, der Ablativ. Überall da, wo der in diesem Kasus latent ruhende allgemeine Begriff die Bedeutungen des Ausgehens, Loslösens, Befreiens von etwas und die hiermit zusammenhängenden weiteren Begriffsfärbungen annimmt, wird mit jeder solchen äußeren Beziehung die innere einer Zugehörigkeit mitgedacht[2]). Einmal in das Gebiet der äußeren Beziehungsformen eingedrungen, konnte sich aber auch hier das Netz der Assoziationen, namentlich vermittelst der die innere Zugehörigkeit am stärksten herausfordernden konditionalen Beziehungen, leicht über den ganzen Bereich des Ablativs und durch die Assoziationen, in die dieser mit andern Kasus getreten war, je nach Umständen noch über andere Kasus ausdehnen. Für diese eminente Assoziationsfähigkeit gerade des Genitivs legen

---

[1]) Über die beim Genitiv wirksamen Lautangleichungen auf indogermanischem Sprachgebiet vgl. Brugmann, Grundriß, II, 2, S. 566ff.

[2]) Man vergleiche mit Rücksicht hierauf die von Delbrück aufgezählten einzelnen Anwendungsformen des Ablativs (a. a. O. S. 200ff.) mit denen des Genitivs (ebenda S. 309, 335ff.), wobei freilich zu beachten ist, daß die Tafel der Genitivformen bereits die Produkte des Ineinanderfließens beider Kasus mit enthält.

manche Erscheinungen fern liegender Sprachen Zeugnis ab: so im Semitischen die (im Altarabischen und Assyrischen zum Teil noch erhaltene) Bildungsweise der lokalen Beziehungsformen aus ursprünglich selbständigen, mit dem Genitiv des Hauptnomens verbundenen Substantiven, eine Bildung, aus der dann die Verbindung lokaler Präpositionen mit dem des Genitivsuffixes verlustig gewordenen Wortstamm hervorging; und im Chinesischen die ganz analoge Erscheinung, daß in allen den Fällen, wo ein lokales Verhältnis durch ein selbständiges räumliches Substantiv ausgedrückt wird, dieses mit dem Genitiv des zugehörigen Nomens verbunden ist[1]). Als ein einzelner, in der Form verschiedener, aber in der Sache übereinstimmender Zug kann wohl auch erwähnt werden, daß in der Sprache der Awaren gewisse lokale Kasus (ein Adessiv „bei etwas“ und Allativ „zu etwas hin“) durch Abwandlungen des Genitivsuffixes gekennzeichnet sind[2]). In allen diesen Erscheinungen bewährt sich der Genitiv als ein Kasus, der vermöge seiner ursprünglichen Bedeutung überaus leicht Assoziationen mit äußeren Kasusformen eingeht.

9. Involution und Evolution der Kasusformen.

Indem durch die assoziativen Verschmelzungen äußerer Kasus untereinander und mit den inneren Kasus die Anzahl der durch eigentümliche Wortbildungen unterschiedenen Beziehungsformen fortschreitend vermindert wird, leisten diesem Prozeß naturgemäß diejenigen Beziehungen einen bleibenden Widerstand, die bestimmten, nicht aufzuhebenden und nicht durch andere zu ersetzenden Funktionen der Begriffsverbindung im Satze entsprechen: das sind die beiden Objektskasus als wesentliche Ergänzungen des prädizierenden Verbalbegriffs und der Kasus der Zugehörigkeit, der Genitiv. Sie bewahren in irgendeiner Weise, sei es auch nur durch ihre gesetzmäßige Stellung im Satze, äußere

[1]) G. v. d. Gabelentz, Chinesische Grammatik, S. 126.

[2]) Müller, Grundriß, III, 2, S. 70. Noch in andern nordkaukasischen Sprachen, z. B. in der an Kasusformen überaus reichen der Kasikumüken, scheinen ähnliche Verbindungen mit dem Genitiv vorzukommen (vgl. ebenda die Paradigmata S. 86f.). Auch an die Genitivflexion der Keshuasprache, bei welcher sich der Genitiv direkt mit äußeren Kasuselementen verbindet, kann hier wohl erinnert werden (vgl. oben S. 101, Anm. 1).

Merkmale, an denen ihr spezifischer Begriffswert zu erkennen ist. Anderseits aber können sie, nachdem sich die oben geschilderten Verschmelzungen mit äußeren Beziehungsformen gebildet haben, in weitestem Umfang für die lokalen, temporalen und konditionalen Ausdrucksmittel eintreten. Auf diese Bedingungen ist eine Erscheinung zurückzuführen, die nicht nur in der späteren Entwicklung des indogermanischen Kasussystems hervortritt, sondern offenbar eine allgemeinere Geltung hat und besonders in den semitischen Sprachen schon in einem viel früheren Stadium bemerkbar wird. Sie besteht in der schließlichen Einschränkung aller dem Subjektskasus gegenüberstehenden Kasusformen auf die drei Kasus der inneren Beziehung: Akkusativ, Dativ und Genitiv. Diese drei umfassen schließlich die Gesamtheit der ursprünglich in eine große Mannigfaltigkeit einzelner Bildungen auseinandergehenden Beziehungsformen, und sie umfassen dieselbe derart, daß jeder einer bestimmten inneren samt den in psychologischer Affinität zu ihr stehenden äußeren Beziehungen entspricht. Aus diesem Doppelverhältnis erklärt es sich leicht, daß der so reduzierte Kasusbestand, wie ihn unter den indogermanischen Sprachen am frühesten das Griechische aufweist, der von dieser Stufe der Entwicklung ausgehenden Sprachforschung ein zweideutiges Material darbot, das ebensogut im Sinne der sogenannten logischen wie in dem der lokalistischen Kasustheorie interpretiert werden konnte, weil in diesem Stadium in der Tat jeder Kasus in seinen verschiedenen Anwendungen beiderlei Bedeutungen in sich vereinigt. Nur übersah man dabei, daß jene Verbindung überall erst das Resultat einer langen vorausgegangenen Geschichte ist. Allerdings beruht dieses Resultat auf einer von frühe an vorhandenen psychologischen Affinität der in ihrem Bestand konstanteren inneren zu den nach Zahl und Bedeutung überaus wechselnden äußeren Kasus. Aber die Wirkungen dieser Affinität konnten sich doch erst infolge einer Reihe vermittelnder Vorgänge, auf dem Wege zahlloser einzelner assoziativer und apperzeptiver Verschmelzungsvorgänge geltend machen. Was die einseitige grammatische Theorie an den Anfang der Kasusbildung stellt, das erweist sich so als letztes, in zahlreichen Sprachen nie vollständig erreichtes Ergebnis der Ent-

wicklung; und was sie unter dem Gesichtspunkt ausschließlich innerer oder äußerer Beziehungen der Begriffe betrachtete, das stellt sich als eine Durchdringung beider Momente heraus, die eben, weil sie zu ihrer Wirkung auf die Sprache zahllose einzelne psychische Verbindungsakte voraussetzt, unmöglich etwas Ursprüngliches, sondern immer nur etwas langsam Gewordenes oder noch Werdendes sein kann. Allerdings weist aber dieser Schlußpunkt der Entwicklung insofern auf deren Anfang zurück, als die drei Kasus, in deren Formen allmählich die übrigen einmünden, die nämlichen sind, die sich von frühe an, aller Kasusbildung durch bestimmte Wortformen vorausgehend, durch die Stellung der Worte im Satze begrifflich differenziert haben. In diesem Rückgang des Endes auf den Anfang offenbart es sich zugleich, daß jene in dem Sinne die drei fundamentalen Kasus sind, als die Sprache auf keiner ihrer Stufen der entsprechenden Wortformen oder ihrer syntaktischen Äquivalente entbehren kann.

Mit der den Schlußpunkt der Kasusentwicklung bildenden Reduktion auf drei Kasus, die sämtliche Momente der inneren wie der äußeren Determination der Begriffe in sich vereinigen, verbindet sich nun noch ein weiterer Vorgang, der die Kasusbildung auch in ihrer äußeren Form wieder ihrem Ausgangspunkte nähert, und der sich abermals aus ineinander greifenden Laut- und Begriffswandlungen zusammensetzt. Auf der einen Seite beschränkt sich nämlich der Lautwandel in seinem Einfluß auf die Kasussuffixe nicht auf die lautliche Ausgleichung einzelner; sondern in dem Maße, als dadurch die Kasus ihre unterscheidenden Merkmale verlieren, gehen diese Merkmale selbst allmählich ganz oder bis auf geringfügige Reste verloren. Die Kasusformen des Wortes erleiden so, gegenüber der vorangegangenen Evolution, eine Involution: die drei inneren Kasus werden jetzt wiederum vorwiegend durch ihre Stellung im Satze gekennzeichnet; und auf die äußeren übertragen sich, indem sie mit den inneren Beziehungsformen verschmelzen, die für jene gültigen Stellungsgesetze. Daneben wiederholt sich aber auch ein Vorgang der Evolution in neuer Form. Die Motive zur Unterscheidung der mannigfachen Gestaltungen, in denen sich die äußeren Beziehungen der Begriffe bewegen, drängen fort und fort nach einem Ausdruck

in der Sprache; und diesem Drange folgt nun eine Schar von Partikeln, die, fortwährend durch den Bedeutungswandel solchem Gebrauche sich anpassend, in ihrer Verbindung mit einer bestimmten inneren Kasusform alle möglichen Nuancen zum Ausdruck bringen, in denen sich die äußeren Determinationen bewegen können. Am augenfälligsten zeigt dieses Doppelverhältnis die griechische Sprache, die für alle drei Grundformen der Kasusbildung noch die charakteristischen Kasussuffixe als Zeichen der inneren Beziehung bewahrt hat, die mit den inneren sich verbindenden äußeren Beziehungen aber durch eine Fülle von Präpositionen ausdrückt, die den verschiedensten äußeren Verhältnissen der Gedankeninhalte angepaßt sind, so daß, wenn man die psychologisch unterschiedenen Kasusbeziehungen nur danach bemißt, ob sie überhaupt sprachlich geschieden sind, diese Sprache jedenfalls eine der kasusreichsten ist. Freilich ist sie das in einem andern Sinn, als in dem dieser Begriff gewöhnlich verstanden wird: die einzelnen Kasus sind nicht mehr voneinander abgesonderte selbständige Denkformen, wie auf den früheren Entwicklungsstufen, sondern sie bilden, indem jeder einem der drei grammatischen Grundkasus zugeordnet ist, eine reich abgestufte Mannigfaltigkeit.

In der ferneren Entwicklung dieser Erscheinungen, wie sie in den neueren europäischen Kultursprachen zu bemerken ist, hat sich dieser Zustand dadurch noch weiter verschoben, daß einerseits durch fortschreitende Lautänderungen die Merkmale der inneren Kasus bis auf schwache Reste verschwanden, und daß daher nunmehr die Assoziationen mit den äußeren Beziehungsformen und ihren Ausdrucksmitteln in umgekehrter Richtung wirksam wurden, indem Präpositionen, die ursprünglich nur der äußeren Determination dienten, wie z. B. das englische *of*, *to*, das französische *de*, *à*, zugleich zu Elementen der inneren Kasus, des Genitivs der Zugehörigkeit und des Dativs des entfernteren Objekts, geworden sind. Es hieße wiederum den Standpunkt des nachträglich über die Dinge reflektierenden Grammatikers mit den Dingen selbst vertauschen, wollte man in diesem Wechsel der sprachlichen Erscheinungen Symptome allmählich entstandener logischer Bedürfnisse und ihrer mit bewußter Absicht erfolgten

Befriedigung erblicken. Eine solche Betrachtungsweise ist es aber, wenn man den *Lautverlust* der Kasusformen für den Beweggrund dieser Veränderungen hält und demnach annimmt: weil durch den Lautverlust die Kasus unkenntlich geworden, sei nach Ersatzmitteln ihrer Unterscheidung gesucht worden, die man dann in den bisher zu bloß äußeren, lokalen Bestimmungen gebrauchten Präpositionen gefunden habe. In solcher Weise vollzieht sich in Wahrheit kein sprachlicher Vorgang. Nie ist dieser ein Nacheinander von Laut- und Bedeutungswechsel, sondern ein fortwährendes Nebeneinander derselben; und nie ordnen sich die in diesem Nebeneinander verbundenen Vorgänge in ihrem eigenen Ablauf vollständig den Begriffen von Mittel und Zweck unter. Vielmehr ist das Zweckmäßige, hier wie in der organischen Natur, zumeist erst das Resultat, nicht das ursprüngliche Motiv der Vorgänge. Indem durch die Lautänderungen, die im Laufe der Zeit unter der Wirkung bestimmter psychologischer Bedingungen erfolgten, die Kasusmerkmale der Wörter schwanden, mußten von selbst die zuvor schon vorhandenen Assoziationen mit den äußeren Kasus ihre Wirkungen geltend machen. Die Ausdrucksmittel der letzteren Kasus sind abei in dieser späteren Periode der Entwicklung jedenfalls nicht anders entstanden als im Anfang: wie jede zureichend gefühlsstarke Vorstellung zum Ausdruck drängt, so auch diejenige, die nicht selbst als Gegenstand, sondern als die Beziehung eines Gegenstandes zu einer Handlung oder zu andern Gegenständen gedacht wird. Wenn die Wörter der Sprache überhaupt nicht willkürliche Erfindungen sind, so kann dies selbstverständlich auch von keiner einzelnen Klasse von Wörtern angenommen werden. Vielmehr gilt hier wieder der Satz, daß die nämlichen sprachbildenden Kräfte, die im Anfang der Sprachentwicklung wirksam waren, nach Maßgabe der veränderten inneren und äußeren Bedingungen fortwährend wirken, so daß in diesem Sinne die Schöpfung der Sprache niemals aufhört. Gerade die Präpositionen, in denen unsere neueren Sprachen mannigfache Ausdrucksmittel der Begriffsbeziehungen geschaffen haben und immer noch neu schaffen, bilden einen der wichtigsten Bestandteile dieser fortwährenden Sprachschöpfung.

10. Suffixe und Präpositionen als Kasusbezeichnungen.

Liegt in dieser Neuschöpfung an sich kein selbständiges, von der Frage der Sprachbildung überhaupt abzulösendes Problem, so verhält sich dies anders mit den näheren Bedingungen der hierher gehörigen Erscheinungen. So weit wir in der Entwicklung der verschiedenen Sprachen zurückgehen mögen, mit wenigen Ausnahmen begegnet uns als ursprüngliche Ausdrucksform für die Kasus der äußeren Begriffsbeziehung die Suffixbildung. In Sprachgebieten, in denen die Präfixe in dem Aufbau der Wortformen vorherrschen, wie in den Bantusprachen, fehlt daher noch eine eigentliche Kasusbildung. Teils tritt die Stellung des Wortes im Satze für dieselbe ein, teils kommen Präfixe von selbständiger nominaler Bedeutung zur Anwendung, die irgendeine räumliche Beziehung, wie „Mitte", „Erde", „Platz" u. dgl., bezeichnen. Dabei lassen sich jene syntaktischen Hilfsmittel wohl als Äquivalente der „grammatischen", die sogenannten „Lokalpräfixe" dagegen als solche der „lokalen" Kasus betrachten, und das Verhältnis überhaupt erscheint als eine Art Übergangsstufe zwischen einem völligen Mangel der Kasusbegriffe, wie ihn die Sudansprachen repräsentieren, und beginnender Kasusbildung mit festerer Konsolidierung äußerer Determinationsformen[1]). Dabei scheint jedoch schon die Stellung der determinierenden Elemente vor dem zugehörigen Wort auf die größere Selbständigkeit jener hinzuweisen. Denn wo immer die Kasuszeichen in Partikeln bestehen, die durch ihre wechselnde Verwendung eine größere Selbständigkeit gegenüber den Grundbestandteilen der Rede behaupten, da überwiegt die Präfixbildung: so in den durch ihren Reichtum an solchen selbständigen Partikeln ausgezeichneten ostasiatischen und malaio-polynesischen Sprachen, denen auf diese Weise unsere Präpositionen durchaus verwandt sind. Gleichwohl ist, wo in einer und derselben Sprache Suffixbildungen und Präpositionen als Ausdrucksmittel der Kasus vor-

[1]) C. Meinhof, Grundzüge einer vergl. Grammatik der Bantusprachen. 1906, S. 19ff. Über Sudansprachen vgl. Steinthal, Mande, S. 101ff. Westermann, Ewe, S. 52ff.

kommen, im allgemeinen das Suffix die ältere, die Präposition die später entwickelte Form. Gehen wir davon aus, daß die frühesten Ausdrucksmittel der Kasus selbständige dem Wort vorausgehende Nomina oder Partikeln sind, so scheint daher die Umwandlung eines solchen Gebildes in ein Kasuselement zugleich mit einer Stellungsänderung verbunden zu sein, bei der das Präfix oder das ihm entsprechende Wort in ein Suffix übergeht, um in einer späteren Periode, wenn das letztere verloren geht oder durch nähere Bestimmungen ergänzt wird, abermals einer Voranstellung der determinierenden Elemente sowie gleichzeitig ihrer Verselbständigung in der Form der Präposition Platz zu machen. Wie sind nun diese beiden offenbar nahe zusammenhängenden Erscheinungen, der Stellungswechsel der Kasuselemente und ihre dauernde Verselbständigung, psychologisch zu deuten?

Um der ursprünglichen Entstehung von Kasuselementen näher zu treten, wird man sich vor allem in den in der wirklichen Sprache immer nur annähernd zu erreichenden Zustand ihres völligen Mangels zurückversetzen müssen: die inneren Kasusformen empfangen dann ihre Bestimmung durch die Stellung des Wortes, die äußeren Beziehungsformen bleiben überhaupt unausgesprochen, sie werden von dem Redenden wie von dem Hörenden hinzugedacht. Wenn in einer solchen lückenhaften Rede, wie sie uns beim Kinde in der ersten Zeit der Aneignung der Sprache und einigermaßen dauernd in der Gebärdensprache begegnet, das Bedürfnis nach einer Vervollständigung der Aussage entsteht, so werden nun nach dem allgemeinen Prinzip, daß die natürliche Sprache die vorzugsweise gefühlsbetonten und intensiver apperzipierten Vorstellungen zuerst ausdrückt, regelmäßig solche sekundär entstandene nähere Bestimmungen den Hauptwörtern, zu denen sie gehören, *nachgestellt*, wie denn ja ursprünglich nicht selten erst, nachdem das Hauptwort ausgesprochen ist, das Bedürfnis der Hinzufügung näherer Bestimmungen sich regt. In der Gebärdensprache des Taubstummen können wir diesen Vorgang heute noch beobachten. Er begnügt sich meist mit dem Ausdruck der Hauptbestandteile des Gedankens. Liest er aber einmal in den Mienen des Zuhörers einen Zweifel über den Sinn des

Mitgeteilten, so fügt er bei der Wiederholung dieser oder jener Gebärde ein Hilfszeichen bei, durch das sie näher bestimmt wird. Um z. B. kenntlich zu machen, daß der Redende und ein anderer Anwesender irgend etwas zusammen vollbracht haben, macht er, nachdem er auf beide Personen hingewiesen, die symbolische Gebärde der Vereinigung durch Ineinanderlegen der Hände, eine Art „Sozialis“; oder um anzudeuten, daß der durch die Nachahmung der Gehbewegungen ausgedrückte Weg zugleich einen Weg woher oder wohin bezeichne, drückt er diese räumlichen Richtungen durch Handbewegungen aus, die der Hauptgebärde wiederum nachfolgen. Ist bis zu diesem Punkte die Analogie des Suffixes mit der ergänzenden Gebärde eine vollständige, so bringt aber nun die Lautsprache eigentümliche Bedingungen hinzu. Je mehr nämlich die suffigierten Lautelemente als bloße Modifikationen des vorangehenden Wortes empfunden werden, und je mehr sie sich als modifizierende Bestandteile von übereinstimmender Bedeutung im Anschluß an die verschiedensten Worte wiederholen, um so mehr schwindet bei ihnen das Bewußtsein ihrer selbständigen Bedeutung. Dieses Verblassen ihres Vorstellungsinhalts begünstigt zugleich die eintretenden Lautänderungen, die dann ihrerseits jene psychischen Wirkungen unterstützen. So erklärt es sich, daß der Ursprung der Suffixe außerordentlich frühe schon unerkennbar wird, und daß sie sich durch die eingeübte Assoziation in anscheinend gleichgültige Zeichen bestimmter Modifikationen der Hauptbegriffe umwandeln.

Unter wesentlich andern psychologischen Bedingungen steht dagegen die Sprache in jenem Stadium ihrer Entwicklung, in welchem, während die oben geschilderte Reduktion der Kasusformen eintritt, neben den fortan in den Suffixen angedeuteten Beziehungen selbständige Partikeln auftreten, um die mannigfaltigen äußeren Relationen wiederzugeben, in denen ein Begriff vorkommt. Hier, auf dieser entwickelteren Stufe, ruht, wie man wohl annehmen darf, im Entstehungsmoment eines solchen äußeren Beziehungsausdrucks auf ihm ein besonders starker Gefühlston. Deutlich zeigt dies der Kasusgebrauch im Lateinischen, wo z. B. in dem aus dem ursprünglichen Woherkasus mit dem Instrumentalis zusammengeflossenen Ablativ das bloße Suffix genügt,

wenn das Verhältnis als ein sachliches gedacht wird, wogegen eine Präposition hinzutritt, sobald sich die Handlung auf eine Person oder einen Inbegriff von Personen bezieht. So in Ausdrücken wie *navibus proficisci* und *cum legionibus proficisci* und ähnlichen[1]). Dehnt sich nun, wie im Griechischen, der doppelte Ausdruck mehr und mehr auf die Gesamtheit der Begriffe aus, so teilen sich beide Formen in dem Sinne in den Ausdruck der Kasusfunktion, daß das Suffix deren logische Grundbedeutung, die Präposition dagegen die zu dieser hinzutretenden näheren Bestimmungen enthält, derart daß auf dieser Stufe reichster und doch hinsichtlich der spezifischen Suffixbildung relativ sparsamer Kasusentwicklung einem und demselben Suffix eine große Mannigfaltigkeit solcher präpositionaler Ergänzungen zugeordnet ist. Damit ist die weitere Entwicklung beim allmählichen Schwinden der Suffixe, das Hinüberwandern auch des die innere Beziehung andeutenden Elementes in die am häufigsten gebrauchte Präposition, das oben geschildert wurde, von selbst gegeben. Daß aber den Präpositionen nicht das gleiche Schicksal begegnet, dem in früher Zeit die Suffixe anheimgefallen sind, daß sie also nicht zu fest verschmolzenen Präfixen werden, sondern relativ selbständige Bestandteile der Rede bleiben, dies beruht wohl auf einem Verhältnis, das wieder mit der verschiedenen Stufe, der beide Bildungen angehören, zusammenhängt, und das uns gerade in der griechischen Sprache, welche die Residuen beider Stufen in großer Vollständigkeit nebeneinander bewahrt hat, am deutlichsten entgegentritt. Sind in den Suffixen nur die wesentlichen Grundverhältnisse ausgedrückt, in denen die Nomina im Satze auftreten, so müssen diese Elemente um so häufiger in einem im allgemeinen übereinstimmenden, aber im einzelnen divergierenden Sinne gebraucht werden, je mehr sie in ihrer Zahl beschränkt sind, und um so mehr müssen sie zugleich mit dem einzelnen Nomen, mit dem sie sich verbinden, zu einem Ganzen verschmelzen. Unterstützt wird dann dieser Vorgang weiterhin durch das gleichzeitige Erlöschen ihrer selbständigen Bedeutung und ihre lautliche Assimilation an den Wortstamm. Anders die Präpositionen, die, wäh-

[1]) H. Werner, Neue Jahrbücher für das klass. Altertum, II. Abt., Bd. 16, 1910, S. 536f.

rend die Suffixe durch diese lautlichen und assoziativen Reduktionsprozesse an Zahl schwinden, in um so reicherer Fülle aus dem nie zu erschöpfenden Vorrat selbständiger Nomina entstehen. Je zahlreicher diese den Modifikationen der Kasusbedeutung entsprechenden Beziehungsformen werden, um so wechselnder und im allgemeinen relativ seltener wird aber der Gebrauch der einzelnen. Dabei stellt jedes durch Neubildung oder selteneres Vorkommen gegen die Verschmelzung gesicherte Wort eine Kraft dar, die auf die andern geläufigeren Wörter ähnlicher Art durch die allgemeinen Assoziationen der sprachlichen Formen erhaltend zurückwirkt. In der Tat beobachtet man bei allen Suffixbildungen, daß sie in Fällen, wo die Sprache durch übergroßen Reichtum an solchen sich auszeichnet, wie in gewissen ural-altaischen und kaukasischen Idiomen, meist weniger enge mit den Wortstämmen verbunden sind (S. 70).

Neben diesen allgemeinen Bedingungen der Entwicklung mögen übrigens in einzelnen Fällen auch noch andere mitwirken, die mit der Stellung der Wörter im Satze und mit der psychischen Attraktion, die einzelne Wortformen auf andere ausüben, zusammenhängen. Insbesondere ist dies da zu vermuten, wo entweder von Anfang an die Kasusbeziehungen durch ein System lose an den Nominalstamm angefügter Präfixe ausgedrückt werden, wie im Malaio-Polynesischen, oder wo die spärlichen und nur auf die grammatischen Verhältnisse beschränkten Suffixe frühe untergegangen sind, während sich ein alle äußeren Begriffsverhältnisse umfassendes System von Präpositionen ausgebildet hat, wie im Semitischen. In diesen beiden Sprachgebieten ist, bei aller sonstigen Verschiedenheit, eine Form der Rede vorherrschend, bei der das Verbum oder der das eigentliche Verbum vertretende Verbalausdruck an der Spitze des Satzes steht. Nun ist es, wie wir später (Kap. VII, Nr. VI) sehen werden, ein für den Aufbau des Satzes allgemein geltendes Gesetz, daß die sonstigen Bestandteile nach dem Verbalausdruck orientiert sind, daß also die in nächster Beziehung zur Handlung stehenden Begriffe jenem am nächsten, die entfernteren relativ ferner gerückt werden. Was für die selbständigen Bestandteile der Rede, das gilt aber im wesentlichen auch für die beschränkteren Gruppen, in die sich jene zer-

legen lassen, insbesondere also für das Nomen und seine Kasuselemente. Daß das Verbum eine solche attrahierende Kraft speziell auf die letzteren ausübt, ist bei dem adverbialen Charakter der meisten ohne weiteres verständlich. Wo ein Kasus, wie der Genitiv, von vorwiegend adnominaler Natur ist, da folgt er dann leicht, falls er überhaupt durch besondere äußere Kasuszeichen charakterisiert ist, der von den andern Formen auf ihn ausgeübten Assoziationswirkung. Von diesem Gesichtspunkt aus begreift es sich, daß der Ausdruck aller Kasusbeziehungen durch Suffixe in demjenigen Sprachgebiet am folgerichtigsten zur Ausbildung gelangt ist, in dem zugleich die Stellung des Verbums am Schluß des Satzes augenscheinlich von frühe an am strengsten die syntaktische Fügung beherrscht hat: in dem ural-altaischen; und daß dagegen die Kasusbezeichnung durch Präpositionen oder lose verbundene Präfixe da zur vorherrschenden geworden ist, wo der Verbalausdruck vermöge einer eigenartigen Richtung des Denkens vorzugsweise an den Anfang des Satzes gerückt wird: in den semitischen und in den malaio-polynesischen Sprachen. Die Kasuselemente, und zwar zunächst diejenigen unter ihnen, die zu dem Verbum eine Affinität besitzen, sind eben auch in ihrer äußeren Stellung durch das Verbum bestimmt: sie sind also gegen das Ende des Satzes gerichtet, wenn, wie in der Mehrzahl der Fälle, das Verbum den Schluß der Aussage bildet; sie sind gegen den Anfang gekehrt, wo es vermöge des intensiven Gefühlstons, der auf ihm ruht, den Satz eröffnet.

IV. Entwicklung der Verbalformen.

1. Allgemeine Eigenschaften der Verbalbegriffe.

Da der Begriff des Verbums seine eigenartige Bedeutung wesentlich unter dem Einfluß der uns geläufigen Kultursprachen empfangen hat, so kann auch die psychologische Untersuchung der Verbalformen nicht umhin, zunächst von diesem dem indogermanischen und allenfalls noch dem semitischen Sprachgebiet entnommenen Verbalbegriff auszugehen. Dies ist übrigens schon um deswillen geboten, weil sich in diesen Sprachen die Scheidung von Nomen und Verbum am schärfsten ausgeprägt hat, so daß

hier der Begriff des Verbums seine vom Standpunkt allgemeinster Sprachvergleichung aus vielleicht einseitigste, eben deshalb aber, wenn man jene Scheidung der Begriffe als den letzten für uns erkennbaren Endpunkt der Entwicklung ansieht, seine vollkommenste Ausbildung erreicht hat. Nur darf man freilich bei dieser Betrachtungsweise wiederum niemals vergessen, daß, was wir hier eine vorangegangene Stufe der Entwicklung nennen, nur in seltenen Fällen mit der als Norm angenommenen Bildungsweise wirklich genetisch zusammenhängt, sondern daß es in der Regel eine selbständige Entwicklungsform ist, die in ihrer Weise und an einem andern Maßstabe gemessen Vorzüge besitzen kann, die jenen auf der angenommenen Stufenleiter höher stehenden Formen fehlen.

Der so gegebene, relativ begrenzte, aber durch die schärfste Scheidung der Begriffe für eine bestimmte Definition günstigste Zustand legt nun für die Feststellung des Verbalbegriffs einen doppelten Gesichtspunkt nahe. Einmal nämlich kann man jenen aus der Mannigfaltigkeit seiner eigenen konkreten Gestaltungen zu gewinnen und sodann kann man ihn nach seinem Verhältnis zu dem Ganzen des Satzes und zu den andern Satzbestandteilen zu bestimmen suchen. Das erste ließe sich in der üblichen logischen Ausdrucksweise als die Ermittelung seines Inhalts, das zweite als die seines Umfangs bezeichnen.

Unter diesen beiden Aufgaben ist die erste die einfachste, wenngleich sie die Gefahr einer zu engen Begrenzung nahelegt, weil man sich dabei leicht von einzelnen, zunächst bloß durch ihr häufiges Vorkommen bevorzugten Beispielen leiten läßt. Dies geschieht z. B., wenn in den Ausdruck einer „Tätigkeit“ oder eines „Vorgangs“ der Inhalt des Verbalbegriffs verlegt wird. Schon die Aristotelische Kategorienlehre ist mit Recht über diese Begrenzung hinausgegangen, indem sie als Kategorien, die sichtlich verschiedenen Klassen des Verbums entsprechen, das „tun“, „leiden“, „haben“ und „liegen“ unterschied, womit freilich wiederum nur Beispiele gewisser Hauptrichtungen, aber kein diese Richtungen enthaltender Gesamtbegriff gegeben war. Will man einem solchen in allen Verbalbildungen in irgendeiner Weise wiederkehrenden Grundbegriff einen bestimmten Ausdruck geben, so dürfte das

Wort Zustand, vornehmlich nach der erweiterten Anwendung, die es in den exakten Wissenschaften gefunden hat, diesem Zweck am besten entsprechen. Danach umfaßt der Begriff des „Zustandes“ Ruhe wie Bewegung, leidendes wie tätiges Verhalten, Vorgänge, die sich in der Zeit verändern, und Wirkungen, die nach vorangegangenen Vorgängen zurückgeblieben sind. Er umfaßt endlich nicht bloß das Beharren, sondern auch die „Zustandsänderung“. Insofern jedoch diese von dem beharrenden Zustand unterscheidbar bleibt, gibt dies noch zu einer engeren Bedeutung des Begriffs Veranlassung. Hier bezeichnet der Zustand selbst das Verharren in irgendeinem Sein, dem nun die Zustandsänderung als ein „Vorgang“ gegenübergestellt wird. Im Hinblick auf diese Unterscheidung umfaßt der Verbalbegriff Zustände und Vorgänge als die ihm spezifisch eigentümlichen Inhalte. Was beide vereinigt und sie als Unterformen des allgemeineren Zustandsbegriffs erscheinen läßt, ist aber der als Hilfsbegriff niemals zu entbehrende Faktor der Zeit, der jedem Zustand wie jeder Zustandsänderung zukommt, und der daher auch in jede Verbalform entweder als ausdrücklich in ihr enthaltener oder stillschweigend hinzugedachter Bestandteil eingeht.

Von den verschiedenen Gestaltungen des Nominalbegriffs, den substantivischen Gegenstands- und den adjektivischen Eigenschaftsbegriffen, unterscheidet sich vermöge dieses seines spezifischen Inhalts der Verbalbegriff durch zwei Eigenschaften: erstens dadurch, daß er jene Begriffe als bereits gegeben voraussetzt, während sie ihrerseits unabhängig von ihm logisch gedacht werden können; und zweitens dadurch, daß bei Gegenstand und Eigenschaft von der Zeit abstrahiert wird, während Zustände und Vorgänge unter allen Umständen den Zeitbegriff fordern. Selbstverständlich dürfen übrigens diese logischen Unterschiede wiederum nicht mit den tatsächlichen Vorstellungen verwechselt werden. Bei Gegenstand und Eigenschaft wird nur deshalb von der Zeit abstrahiert, weil sie in Wirklichkeit einerseits als relativ dauernde Vorstellungsinhalte, also im Zusammenhang mit beharrenden Zuständen vorkommen, und weil sich anderseits beim Wechsel der Vorstellungen die einzelnen Gegenstände und Eigenschaften nur infolge von Zustandsänderungen voneinander son-

dern: weil also mit einem Wort in der wirklichen Anschauung Gegenstände, Eigenschaften und Zustände überhaupt niemals zu trennen sind. Damit ist eben nur gesagt, daß auch die Sonderung von Nomen und Verbum ein Akt begrifflicher Unterscheidung ist, den die wirkliche Anschauung zwar nahelegt, der aber doch selbst in keiner wirklichen Anschauung vorkommt.

Nach seinem Verhältnis zum Satze läßt sich schließlich das Verbum dem Nomen als der Inhalt der Meinungs- oder Willensäußerung gegenüberstellen, die im Satze enthalten ist oder gefordert wird, während die Gegenstände, auf die sich direkt oder indirekt die Äußerungen beziehen, in Nominalbegriffen ausgedrückt werden. Durch dieses Verhältnis wird zugleich die Funktion des Verbums auf die Aussage-, Befehls- und Fragesätze eingeschränkt, von denen die beiden ersteren solche Äußerungen selbst enthalten, die letzteren aber zu ihnen auffordern. Damit umfaßt der Funktionsbegriff des Verbums zwar weitaus die meisten und wichtigsten, aber doch keineswegs alle Formen wirklicher Sätze, da wir im nächsten Kapitel gewisse Gefühlsäußerungen kennen lernen werden, die ihrem allgemeinem Bau nach Sätze, dabei aber weder Meinungs- noch Willensäußerungen sind, und die in der Tat der verbalen Ausdrucksformen in der Regel entbehren[1]). Die Bedeutung des Verbums für jene Grundfunktionen des Satzes bewährt sich übrigens auch darin, daß, sobald vermöge der einer Sprache eigentümlichen Struktur der Wortformen Gegenstand und Inhalt der Aussage in eine Worteinheit verschmelzen, diese im allgemeinen den Charakter einer zusammengesetzten Verbalform besitzt. So in den einem vollständigen Satze äquivalenten Verbalformen unserer klassischen Sprachen, wie *bharâ-mi*, *bhara-si*, *bhara-ti*, φέρ-ω, φέρ-εις, φέρ-ει, *fer-o*, *fer-s*, *fer-t* usw., Wortbildungen, denen in andern Sprachgebieten noch verwickeltere entsprechen, bei denen auch das Objekt der Handlung oder attributive Bestimmungen mit dem Verbum verbunden werden.

Diese durch den eigenen Begriffsinhalt ihm zukommende Bedeutung für das Ganze des Satzes ist es, die man im Hinblick auf die wichtigste der obenerwähnten Satzformen, den Aussagesatz,

[1]) Vgl. hierzu Kap. VII, Nr. II und III.

auch die prädizierende Funktion des Verbums nennt. Da „prädizieren“ und „aussagen“ identische Begriffe sind, so bezeichnet dieser Ausdruck lediglich die Tatsache, daß der Inhalt der Aussage im Verbum ruht, während alle andern, unter Umständen ebenfalls in der Verbalform enthaltenen Bestandteile, wie Subjekt und Objekt der Handlung, für den Verbalbegriff als solchen unwesentliche, nur in das Verbum herübergenommene und von ihm assimilierte nominale Elemente sind. Wie sich auf solche Weise das Verbum mit nominalen Bestandteilen verbinden oder sogar mit ihnen verschmelzen kann, so kann es nun aber auch seine prädizierende Funktion Satzbestandteilen von ursprünglich nominaler Bedeutung mitteilen, wenn diese in eine verbale Wortform übergeführt werden, wie z. B. in unsern deutschen Verben *fischen*, *beglücken*, *verschönern* u. a., oder wenn die prädizierende Funktion formal durch ein Hilfszeitwort ausgedrückt wird, an das sich der reale Inhalt des Prädikats als eine Nominalbildung anlehnt, also in Sätzen wie *ich bin glücklich*, *er ist ein Mensch* u. dgl.[1]).

2. Nominalformen als ursprüngliche Ausdrucksmittel verbaler Begriffe.

Bieten schon die Sprachen, welche die Wortformen des Verbums in ihrer schärfsten Ausprägung gegenüber denen des Nomens entwickelt haben, mannigfache Spuren eines Ineinanderfließens der Begriffe, indem das Verbum bald nominale Elemente in sich aufnimmt, bald seine eigene prädizierende Funktion auf solche überträgt, so treten uns vollends überaus wechselnde Verhältnisse zwischen beiden Grundformen des Wortes in zahlreichen andern Sprachgebieten entgegen. Oft ist hier ein Verbum in unserem Sinn, als reiner Zustandsbegriff und als ausschließlich prädizierender Bestandteil des Satzes, entweder überhaupt nicht oder nur unvollständig zur Ausbildung gelangt, so daß jene Form der Aussage, die dem Aufbau unserer allgemeinen Grammatik und Logik zugrunde liegt, im Hinblick auf diese Sprachen keines-

[1]) Näheres über die Funktion des Verbums im Satze vgl. im folgenden Kapitel.

wegs auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen kann. Wird nun auch dieses Verhältnis teils durch die Verbreitung der Sprachen, in denen das verbale Prädikat herrschend ist, teils durch den Wert ihrer Literaturdenkmäler wesentlich kompensiert, so bleibt es doch für die allgemeine Entwicklung des Denkens eine um so bedeutsamere Tatsache, daß numerisch die weit überwiegende Mehrheit der auf der Erde existierenden Sprachen, und darunter immerhin auch solche, die nach anderer Richtung eine nicht zu unterschätzende Ausbildung besitzen, den Gegensatz von Nomen und Verbum nicht oder mindestens nicht in bestimmten Wortformen ausgeprägt hat. Dieses Ineinanderfließen von Nomen und Verbum ist aber zugleich seiner Art nach von den obenerwähnten Erscheinungen der Verbindung beider oder der Übertragung der prädizierenden Funktion auf nominale Bestandteile wesentlich verschieden. Denn es besteht vielmehr darin, daß von Anfang an das Nomen selbst die Funktion übernimmt, die in den indogermanischen und semitischen Sprachen dem prädizierenden Verbum zukommt, oder daß mit andern Worten der Grundbestandteil des Inhalts der Aussage, des Satzprädikats, kein Zustands-, sondern ein Gegenstandsbegriff ist, an den sich die zugehörigen zuständlichen Bestimmungen erst in sekundärer Weise anlehnen, ähnlich wie in unsern Sprachen umgekehrt die nominalen Ergänzungen des prädizierenden Verbums den Begriff des letzteren vervollständigen. Ganz auf der Stufe der reinen Nominalbildungen ist nun freilich wohl keine einzige Sprache stehen geblieben. Mindestens Annäherungen und Übergänge zur Ausbildung prädizierender Zustandswörter finden sich überall. Aber vielfach ist doch das Übergewicht des Nomens noch unverkennbar, und deutlich sondern sich in solchen Fällen die verbalen Bildungen von den in prädizierendem Sinne gebrauchten Nominalformen als spätere Erzeugnisse.

Die charakteristische Form eines Nominalausdrucks von verbaler Funktion oder, psychologisch betrachtet, eines zuständlichen Inhalts, der gegenständlich gedacht wird, ist vor allem das mit einem Possessivpronomen verbundene Nomen; und das unzweideutige Symptom des Ineinanderfließens beider Begriffe, des eigentlichen Nomens und des in verbalem Sinne ge-

brauchten, besteht darin, daß die Sprache in solchem Falle zwischen der Beugung des nominalen und des in unserem Sinne verbalen Ausdrucks keine oder nur ganz unerhebliche Unterschiede macht. So scheinen im Hottentottischen die Ausdrücke für *das Auge* und *er sieht*, *sie sieht* (*mũ-b*, *mũ-s*), für *die Augen* und *sie sehen* (*mũ-gu*) ursprünglich zusammenzufallen. Gleicherweise macht das Grönländische zwischen *sein Sohn* und *er hat ihn zum Sohne*, *sein Sitz* und *er sitzt darauf* keinen Unterschied; der identische Ausdruck beider Gedankeninhalte besteht aber in einem mit einem Pronominalsuffix versehenen Nomen. Analog dekliniert und konjugiert mit nur geringer Lautvariation des präfigierten Pronomens der Athapaske: *meine Träne*, *deine Träne*, *seine Träne* und: *ich weine*, *du weinst*, *er weint*[1]).

Nun möchte vielleicht, wenn man bloß solche einzelne Übereinstimmungen nominaler und verbaler Ausdrücke vor Augen hat, die Annahme naheliegen, diese Erscheinungen seien die Wirkungen eines Zustandes ursprünglicher Indifferenz des Sprachbewußtseins, bei welchem sich Nomen und Verbum deshalb noch nicht geschieden hätten, weil an ihrer Stelle nur eine Wortform existiere, die beides zugleich sei, also ebensowenig mit dem späteren Nomen wie Verbum zusammenfalle. Diese Vermutung erweist sich aber nicht als zutreffend. Schon der Umstand widerspricht ihr, daß, wo in einer Sprache neben der bleibenden Identität gewisser Formen für andere eine Differenzierung eintrat, überall sichtlich die ältere Form es ist, die sich eng an die Nominalbildungen anschließt, während die Verbalformen neuere Bildungen darstellen. Nicht minder die weitere Tatsache, daß sich in solchen Fällen, wo selbständige Personal- und Possessivpronomina entstanden sind, meist jene älteren Formen den possessiven Pronominalbildungen anschließen. Nicht aus einem zunächst indiffe-

[1]) Müller, I, 2, S. 12ff., II, 1, S. 173f., 188. Das zuletzt erwähnte Beispiel mag hier zugleich als ein solches stehen, das die auch sonst mannigfach vorkommenden Erscheinungen beginnender Differenzierung der Pronominalelemente veranschaulicht. Im Tchippeway lauten die beiden einander parallel gehenden Formen:

se tsag	meine Träne	*es-tsag*	ich weine
ne tsag	deine Träne	*ne-tsag*	du weinst
be tsag	seine Träne	*e-tsag*	er weint.

renten Nominal-Verbalstamm haben sich also Nomen und Verbum nebeneinander entwickelt, sondern überall da, wo eine klare Scheidung ursprünglich fehlt, ist das Nomen die ältere Form, zu der erst auf einer späteren Stufe das Verbum hinzutrat, oder von der es sich abgezweigt hat. Hierfür sprechen endlich überzeugend auch die Übergangserscheinungen, die uns als Zwischenstufen zwischen jenen Verbalausdrücken in nominaler Form und der vollen Ausbildung der reinen Verbalformen begegnen. Diese Übergänge, die sich als Reste oder Überlebnisse eines dereinst wahrscheinlich umfangreicheren Gebrauchs der Nominalformen in manchen Sprachen finden, in denen später eine reiche Entwicklung selbständiger Verba eingetreten ist, sind hauptsächlich deshalb von psychologischem Interesse, weil sie zugleich charakteristische Zeugnisse für die Eigenart des Denkens enthalten, auf der jene Vorherrschaft des Nomens beruht. Ein solches Hereinragen nominaler Bildungen in das Gebiet der Verbalformen zeigt sich nämlich stets unter Bedingungen, die psychologisch das Festhalten an einer gegenständlichen Weise des Denkens und damit an derjenigen sprachlichen Form motivieren, die in erster Linie den Gegenstandsbegriff ausdrückt, an dem Nomen. Im einzelnen lassen sich aber vier Klassen derartiger Erscheinungen nachweisen, die demnach zugleich die allgemeine Bedeutung von Entwicklungsstufen der Verbalbildung besitzen, ohne daß damit selbstverständlich gesagt sein soll, daß diese Stufen irgendwo in dieser Regelmäßigkeit wirklich durchlaufen worden seien.

3. Entwicklungsstufen der Verbalbildung.

a. Nominalausdrücke für transitive Verbalbegriffe.

Als die verbreitetste Übergangserscheinung zwischen Nominal- und Verbalbildung läßt sich wohl die betrachten, daß Verbalbegriffe, die entweder unmittelbar im Satze selbst auf ein Objekt bezogen werden, oder bei denen stillschweigend ein solches hinzugedacht werden kann, also Verba von transitiver Bedeutung, länger die nominale Form des Ausdrucks und, was damit zusammenhängt, die Konstruktion mit Possessivelementen beibehalten,

während die von solchen Objektbeziehungen freien intransitiven Verba mit dem Personalpronomen oder ihm gleichwertigen Elementen gebildet sind, in diesem Sinn also wahren Verbalformen entsprechen. Dieser Gegensatz in den Ausdrucksweisen beider Arten von Verben begegnet uns weit über die verschiedensten Sprachen verbreitet, vornehmlich aber und beinahe regelmäßig in solchen, in denen überhaupt der Ausdruck des Objekts einen stark hervortretenden Einfluß auf das Verbum gewonnen hat, sei es, daß das Objektsnomen oder ein auf dasselbe hinweisendes Pronomen direkt in den Verbalausdruck selbst inkorporiert, sei es, daß dem Objekt ein in den Kasusverhältnissen sich aussprechender Vorrang vor dem Subjekt eingeräumt wird. Es sind vorzugsweise die Sprachen der amerikanischen Ureinwohner, des Nordens wie Südens, sowie die der ural-altaischen und der ihnen verwandten Völker, in denen sich diese Erscheinungen finden. Namentlich kommen solche Possessivformen in der eben wegen dieser Aufnahme des Objektsbegriffs so genannten „objektiven" Konjugation der amerikanischen Sprachen vor. Dabei können entweder Subjekt wie Objekt durch übereinstimmende Kasusformen des Possessivums ausgedrückt sein, also: *sein mein Nachahmen* für „ich ahme ihn nach" (Athapaskisch). Oder es können beide durch abweichende Kasusformen, oder auch, falls sie Personenbegriffe sind, dadurch geschieden sein, daß für die eine der Personen das Personalpronomen eintritt. So in der Sprache der Peruaner (Keshua), wo die transitive Form in der zweiten Person lautet: *mein Tragen deiner* für „ich trage dich", in der dritten aber *mein Tragen ihn*, und analog, wenn das Objekt ein unpersönlicher Gegenstand ist, *mein Tragen den Stein*[1]).

Bei der Erhaltung solcher Possessivausdrücke mag wohl der Umstand mitgewirkt haben, daß sich überall in der Sprache einfache Befehls- oder Aussagesätze leicht zu verkürzten Nominalformen verdichten, eine Erscheinung, die wir auch in unserer Umgangssprache beobachten. So sagen wir etwa in befehlendem Tone *mein Essen* für „ich wünsche zu essen", oder mit einer hinweisenden Gebärde *mein Pferd* für „dies ist mein Pferd". Wie in

[1]) Müller, II, 1, S. 190 (Athapasken), 374 (Keshua). Vgl. dazu das Analoge im Samojedischen ebenda II, 2, S. 175, und Magyarischen S. 225.

der Gebärdensprache der Hinweis auf einen Gegenstand die Stelle eines ganzen Satzes vertreten kann, so zieht sich auch in der Lautsprache der auf seinen kleinsten Umfang reduzierte Ausdruck auf die Benennung des am stärksten betonten Objekts zurück, weil die Objektvorstellung immer diejenige bleibt, die zum Verständnis des Gedankens am wenigsten entbehrt werden kann. Darin sind nun auch schon die psychischen Ursachen jenes Verharrens der Nominalformen im Gebiet transitiver Verbalbegriffe und der eine besonders intensive Ausprägung des Transitiven enthaltenden objektiven Konjugation angedeutet. Im transitiven Verbum ist ja das Objekt, auf das sich die Handlung bezieht, unmittelbar im Bewußtsein gegeben: stets ist es also hier ein Nominalbegriff, der stellvertretend für den Inhalt des Satzes eintreten kann, und mit ihm kann sich der Ausdruck der Person naturgemäß nur in der possessiven Form verbinden. Damit ordnet sich diese Ausdrucksform jenem weit ausgedehnten Gebiet der Besitzverhältnisse unter, das uns bei der Entwicklung der Kasusform des Genitivs schon begegnet ist[1]). Alles, was den Redenden oder eine zweite und dritte Person näher angeht, ihre Eigenschaften, Zustände und Handlungen, ihr Verhältnis zu äußeren Gegenständen, wird hier als eine Art von Besitz aufgefaßt. Auch in unserm Gebrauch des Possessivpronomens wirkt dieser erweiterte Begriff des Besitzes nach, der keiner Sprache ganz fehlt. Die gegenständliche Form, die so der transitive Verbalinhalt durch das Objekt der Handlung gewinnt, wirkt dann aber durch das Mittelglied der Besitzvorstellung auf die Handlung selber zurück, die demzufolge nun ebenfalls entweder als eine dem handelnden Subjekt zukommende, von ihm besessene Eigenschaft oder als ein Gegenstand seines Besitzes gedacht und daher in der Sprache in nominaler Form ausgedrückt wird.

Die Apperzeption der Handlung in gegenständlicher Form läßt sich somit in diesem Fall auf ein Zusammenwirken zweier Assoziationen zurückführen: einerseits der Handlung mit der Gesamtheit der auf das Subjekt bezogenen Besitzverhältnisse, anderseits der gleichen Handlung mit ihrem Gegenstand. Die

[1]) Vgl. oben S. 99ff.

erste dieser Assoziationen macht die Auffassung jedes Verbalbegriffs in nominaler Form möglich, wie ja denn auch eine solche unbeschränkte Ausdehnung namentlich auf früheren Sprachstufen vorkommt. Weiterhin wirkt aber die zweite Assoziation erhaltend auf diese Anschauung durch die bei den Transitivbegriffen die Handlung regelmäßig begleitende Vorstellung eines bestimmten Objekts. Infolgedessen verbindet sich diese Objektvorstellung mit der Handlung selbst in analoger Weise zu einem einzigen gegenständlichen Begriff, wie das handelnde Subjekt mit seinen Eigenscha ten und Handlungen eine Einheit bildet. So besteht der Erfolg dieser Assoziationen in einer partiellen apperzeptiven Verschmelzung der Vorstellungen des handelnden Subjekts, der Handlung und des Objekts, in welcher Verbindung das Objekt den dominierenden Bestandteil bildet, so daß es auch in der Sprache für den Ausdruck des Ganzen bestimmend wird. Neben dem Objekt ist es dann noch die eigene, ebenfalls gegenständlich gedachte Person des Handelnden, die in den Blickpunkt des Bewußtseins tritt. Erst wenn das Objekt ein unbestimmteres wird, so daß der Verbalinhalt schon der Sphäre des Intransitiven sich nähert, tritt die Handlung stärker hervor und drängt das Objekt zurück. Wir können die hauptsächlichsten der so sich ergebenden Fälle demnach symbolisch durch die Formeln

$$O\ S(H) \qquad S\ O(H) \qquad S\ O\ H \qquad S\ H(O)$$

veranschaulichen, in denen H die Handlung, O deren Objekt und S das handelnde Subjekt bezeichnet, während die Verdunkelung irgendeines dieser Gedankenelemente durch eine umschließende Klammer, das stärkere Hervortreten eines solchen aber durch seine vorangehende Stellung angedeutet wird. Die erste oder zweite Formel entspricht solchen sprachlichen Erscheinungen wie *meine Träne* für „ich weine“. Die Handlung selbst tritt dabei so im Bewußtsein zurück, daß sie in der sprachlichen Form ganz hinwegfällt. Die dritte Form entspricht den gewöhnlichen Erscheinungen der „objektiven Konjugation“, z. B. *mein Tragen den Stein* für „ich trage den Stein“. Die vierte endlich repräsentiert eine Nominalbildung, bei der die Objektvorstellung so verdunkelt ist, daß sie nicht mehr zum Ausdruck kommt, während

sie gleichwohl immer noch auf die übrigen Bestandteile eine objektivierende Kraft ausübt. Erscheinungen, die sich hierher rechnen lassen, kommen wohl nur unter der Bedingung vor, daß das Objekt eine unbestimmte dritte Person oder ein unbestimmter Gegenstand ist. So konjugiert das Grönländische: *töten mein*, *töten dein*, *töten sein* für „ich töte ihn, du tötest ihn, er tötet ihn": das persönliche Objekt bleibt unausgesprochen; in der innigen Verbindung, die es mit der objektiv aufgefaßten Handlung eingeht, wird es zu dieser hinzugedacht, ohne die zum sprachlichen Ausdruck erforderliche Wirkung auszuüben. Hierdurch wird es verständlich, daß nun von hier aus durch rein sprachliche Assoziationen die Bildung solcher Nominalformen, wahrscheinlich in einer Art regressiver Entwicklung, auf intransitive Verbalbegriffe übertragen werden kann[1]).

b. Nominalausdrücke für das Passivum und Reflexivum.

Die zweite Verbalform, bei der verhältnismäßig lange Zeit Nominalbildungen erhalten bleiben, ist das Passivum. Es ist, wie wir unten sehen werden, an sich eine späte Bildung, die zahlreichen Sprachen ganz fehlt. Unter den sprachlichen Mitteln, durch die in solchen Fällen der begriffliche Inhalt des Passivums ausgedrückt wird, spielt aber die nominale Form des passiv gedachten Zustandsbegriffs eine Hauptrolle, und nicht selten besteht wesentlich hierin der formale Unterschied zwischen Aktivum und Passivum. Als Hilfselemente wirken dann bei der Erzeugung des passiven Begriffs bald unbestimmte Pronomina, wie *man*, *jemand*, mit: so in manchen amerikanischen Sprachen. Oder besondere substantivische Hilfsmittel von allgemeinerer lokaler oder instrumentaler Bedeutung, wie *Ort*, *Hilfsmittel*, *Werkzeug*, treten ein: so auf malaiischem Sprachgebiet, wo übrigens solche Umschreibungen auch noch in andern Fällen vorkommen. Der Ausdruck *dein verachten man* ist also dem Satze *du wirst verachtet*, oder *die Lehre dein Lernort* dem andern *die Lehre werde von dir gelernt* äquivalent[2]).

---

[1]) Müller, II, 1, S. 180.

[2]) Müller, II, 1, S. 189, 385, II, 2, S. 137, 142. Ich habe an diesen Stellen, ebenso wie anderwärts, die Sätze, um die obwaltende Gedanken-

Analog dem Passivum wird zuweilen das Reflexivum oder Medium gebildet, also *mein Erinnern* für „ich erinnere mich", eine Übereinstimmung, die an den Formzusammenhang des Passivum und Medium in den indogermanischen Sprachen erinnert. Dabei ist aber bemerkenswert, daß sich gerade diese Reflexbildungen in nominaler Form zugleich den wahren Verbalformen dadurch nähern können, daß von den beiden in ihnen enthaltenen Pronominalbegriffen der das Subjekt bezeichnende durch das Personalpronomen ausgedrückt wird, also *ich mein Anstrengen* für „ich strenge mich an"[1]).

Diese Erscheinung weist deutlich auf die Motive hin, die der Erhaltung der nominalen Form auch bei dem Passivum zugrunde liegen. Indem sich bei dem Übergang der aktiven in die passive Form das Subjekt in ein Objekt umwandelt, auf das sich die Handlung bezieht, wirkt diese Objektvorstellung, gerade so wie bei den transitiven Verbalbegriffen, auf die Vorstellung der Handlung selbst, mit der sie zu einer einzigen Vorstellungseinheit verbunden ist, objektivierend zurück: der Vorgang wird als etwas Gegenständliches aufgefaßt. Diese Verschiebung der Begriffe mag überdies noch dadurch begünstigt werden, daß das Leiden, die von der Handlung hervorgebrachte Wirkung, etwas Dauerndes, Beharrendes ist, im Gegensatze zu der rasch vorübergehenden Handlung selbst. Diese objektive Auffassung des Subjekts wird durch eine andere Erscheinung bestätigt, die sich weitverbreitet da vorfindet, wo sich das Passivum noch nicht zu einer selbständigen Form entwickelt hat. Sie besteht in der Überführung des Aktivums in eine passive Bedeutung, indem jenes mit dem Ausdruck der Person, sei es mit dem selbständigen Personalpronomen, sei es mit dem entsprechenden Suffix, im Objektskasus, dem Akkusativ, verbunden wird: *schlagen-ich* bezeichnet also hier die aktive Handlung „ich schlage", *schlagen-mich* das Passivum „ich

form möglichst treu wiederzugeben, zum Teil abweichend von Müller, Wort für Wort zu übersetzen gesucht, indem ich jedesmal, wo ein Possessivpronomen oder ein demselben ähnliches Pronominalelement vorliegt, auch im Deutschen die Possessivform gebrauche, den Wortstamm aber, sobald er keine Nomen und Verbum unterscheidende Form zeigt, durch die infinitive Form wiedergebe.

[1]) So im Mexikanischen, Müller, II, 1, S. 268f.

werde geschlagen"[1]). Augenscheinlich liegt in dieser Apperzeption der in dem Passivverhältnis stehenden Person als Objekt der Handlung zugleich der Grund dafür, daß das Passivum verhältnismäßig so selten zu einer selbständigen Verbalform geworden ist, und daß es in vielen Fällen, wie das Beispiel der indogermanischen Sprachen zeigt, bei der sekundär eintretenden Reduktion der Verbalformen wiederum Hilfskonstruktionen Platz macht, in denen die verbale Funktion auf abstrakte Hilfszeitwörter wie *sein*, *werden* übergeht, während der eigentliche Inhalt des Verbalbegriffs durch ein Verbalnomen (Partizipium) ausgedrückt wird: *amatus sum*, *ich werde geliebt* usw. In diesem Verbalnomen tritt die nämliche Neigung zur gegenständlichen Auffassung des leidenden Subjekts zutage, die auf einer früheren Stufe das Beharren der Passivbildungen bei der Nominalform bewirkt hat. Insofern auch diese Erscheinung auf der zuerst vorhandenen Vorherrschaft des Objektbegriffs und auf der assoziativen Übertragung desselben auf die Vorstellung der Handlung beruht, ordnet sie sich demnach der bei den Transitivbegriffen erörterten Verschiebung der Vorstellungen (S. 146) unter, abgesehen von dem einen Umstand, daß Subjekt und Objekt (S und O) zugleich in eine einzige Vorstellung verschmelzen. Hierin liegt außerdem die Übereinstimmung mit dem Reflexivum, mit dem zusammen das Passivum als eine „objektive Konjugationsform" betrachtet werden kann, bei der die sonst gesonderten Personenbegriffe in einen einzigen zusammengeflossen sind. Substituiert man demnach in den oben für jene Transitivformen gebrauchten Formeln den beiden Bezeichnungen für Subjekt und Objekt eine einzige, oder deutet man ihre Einheit durch ein zwischen beide gesetztes Gleichheitszeichen $S = O$ an, so lassen sich dieselben ohne weiteres auch auf diesen Fall übertragen.

---

[1]) Vgl. Müller, II, 1, S. 10 (Australier), II, 2, S. 385 (Khasia), III, 1, S. 84 (Somale). Verwandt ist die bei den Anwohnern der Encounter Bay in Australien vorkommende Unterscheidung des Aktivum und Passivum durch verschiedene Anwendung des Instrumentalis, zu der sich auch sonst noch Analogien vorfinden: *ich durch ihn durchbohren* = „ich durchbohre ihn", und *durch mich durchbohren ihn* = „er wird von mir durchbohrt". (Ebenda II, 1, S. 57.)

c. Nominalausdrücke für das Perfektum.

Als eine dritte Erscheinung reiht sich an die beiden vorigen die in vielen Sprachen teils wohl als ursprünglicher Zustand erhalten gebliebene, teils durch regressive Entwicklung entstandene Verwendung nominaler Formen zum Ausdruck der vollendeten Handlung und der vergangenen Zeit. Nachdem das Präsens und andere an seine Bildung sich anschließende Zeit- und Modusformen längst zu wahren, mit dem persönlichen Pronomen oder Personalsuffixen gebildeten Verbalformen differenziert sind, bleibt für das Perfektum vielfach noch ein Ausdruck bestehen, der sich in seiner Struktur als ein mit einem Possessivpronomen verbundenes Nomen ausweist. Besonders verbreitet ist diese Erscheinung im Gebiet der ural-altaischen Sprachen. So bildet, während in dem nahe verwandten Ostjakisch die Verwendung der Possessivsuffixe beim Verbum eine noch ausgebreitetere Rolle spielt, das Magyarische das Präsens und Futurum mit einem Personal-, das Perfektum aber mit einem Possessivsuffix, die beide von völlig abweichender Beschaffenheit sind, aber in gleicher Weise an den Wortstamm, der an sich sowohl von nominaler wie von verbaler Bedeutung sein kann, angehängt werden: *warten ich* bedeutet also „ich warte“, *warten mein* (mein Warten) „ich habe gewartet“. Doch haben sich hier diese spezifischen Possessivelemente nur in der Einzahl erhalten, im Plural fallen sie mit den persönlichen Suffixen zusammen, indes sie im Ostjakischen noch in beiden Numeris differenziert sind. Ein ähnliches Verhalten zeigen das Jakutische, Türkische und die ihnen verwandten Idiome[1]).

Analoge Erscheinungen finden sich aber auch noch in andern Sprachen namentlich insofern, als zwischen Perfektum und transitivem Verbum oder Passivum nähere Beziehungen stattfinden, durch die indirekt, da die letzteren Verbalformen eine Affinität zum Nominalausdruck besitzen, auch das erstere diesen näher gerückt wird. So hatte die Keshuasprache für das Passivum und das Perfektum („ich werden getragen“ und „ich habe ge-

[1]) Müller, II, 2, S. 227f., 242f. (Magyarisch), S. 276f., 288f. (Jakutisch).

tragen“) nur einen einzigen Ausdruck, und allein dadurch, daß bei hinzutretendem objektivem Nominalbegriff das Aktivum den Akkusativ, das Passivum aber den Genitiv zu sich nahm, schieden sich beide: *getragen ich den Vater* bedeutete also „ich habe den Vater getragen“, *getragen ich des Vaters* „ich wurde vom Vater getragen“[1]). Die Erscheinung endlich, daß das Partizip des Passivs, oder daß ein den Besitz anzeigendes Hilfswort zum Ausdruck des aktiven Perfektums verwendet wird, findet sich in den verschiedensten Sprachen[2]). Es ist die nämliche Erscheinung, die sich in den jüngeren Zweigen des Indogermanischen von neuem entwickelt hat. In den beiden Formen *ich werde geliebt* und *ich habe geliebt* ist es ein und dasselbe Verbalnomen, das den spezifischen Inhalt des Begriffs ausdrückt, während die besonderen Beziehungen von Zeit und Art der Handlung auf die Hilfsverba übergegangen sind. Besonders charakteristisch für die Verwandtschaft der in beiden Fällen obwaltenden psychischen Motive ist hier das Lateinische, das den Übergang zu einem ähnlichen Nominalausdruck nur da vollzog, wo die beiden zur Objektivierung anregenden Ursachen, die vollendete Handlung und der Zustand des Leidens, zusammenwirken: im Perfektum des Passivums *amatus sum*, einem in doppeltem Sinn, als Vollendetes und als Erlittenes, objektiver gewordenen Zustandsbegriff. Übrigens greifen in den neueren Sprachen analoge Ausdrucksweisen von Perfektum und Passivum zuweilen auch auf das aktive Futurum (*ich werde lesen*) oder auf das Präsens über, wie im englischen *I am going*, *I am reading* usw., dem im Deutschen das dialektisch vorkommende *ich tue lesen* entspricht. Ein Motiv solcher Bildungen kann natürlich schon in der äußeren Assoziation der Formen liegen. Immerhin dürften innere Assoziationsmotive mitwirken. Denn das Sprachgefühl hat den Gebrauch des Verbalnomens auch hier auf dauerndere Zustände eingeschränkt, wie solche bei einer in der Zukunft bevorstehenden Handlung (Futurum) oder einer

[1]) Müller, II, 1, S. 377. Aus der noch lebenden Sprache scheinen diese von den älteren Grammatikern angegebenen Formen verschwunden zu sein. (Middendorf, Das Runa-Simi, S. 88.)

[2]) Vgl. z. B. die Nubasprache, Müller, II, 1, S. 43f., das Baskische, ebenda III, 2, S. 23 u. a.

unmittelbar beabsichtigten (periphrastisches Präsens) in dem begleitenden Gefühl der Erwartung gegeben sind.

Hiernach sind die Bedingungen, die bei den Ausdrucksformen der vollendeten Handlung teils ein Festhalten an der nominalen Form, teils bei der Reduktion der Wortformen eine Rückkehr zu ihr bewirkt haben, von wesentlich übereinstimmender Art. Schon im Bewußtsein schließen sich vergangene Erlebnisse, im Unterschiede vom unmittelbar Wahrgenommenen, mehr zu einem simultanen Gesamteindruck zusammen. Vor allem aber ist es der Effekt der vollendeten Handlung, der namentlich in den Fällen, wo sie auf Objekte gerichtet ist (beim Transitivum), oder wo sie als Affektion eines Objekts aufgefaßt wird (beim Passivum), als ein Dauerndes und Gegenständliches erscheint. Die so erweckte objektive Vorstellung ihrer bleibenden Wirkung verschmilzt nun mit der Handlung selbst zu einem Ganzen, in welchem zunächst, bei noch vorwaltender Hingabe des Bewußtseins an den Inhalt der unmittelbaren Wahrnehmung, der als Objekt vorhandene Erfolg der dominierende Bestandteil ist, der die Namengebung bestimmt. Tritt dieser dann auch allmählich hinter der lebendiger sich einprägenden veränderlichen Handlung zurück, so wirkt doch jenes ursprüngliche Motiv noch längere Zeit nach; und wo etwa unter dem Einfluß von Sprachmischungen und andern die Stabilität der sprachlichen Bildungen erschütternden Kulturbedingungen die bisherigen Formen zerfallen und neue an ihre Stelle treten, da beginnt das gleiche psychische Motiv abermals wirksam zu werden.

d. Nominalausdrücke für Nebenbestimmungen des Satzes.

Anders geartet ist die vierte Gruppe von Erscheinungen, die als Symptome eines Übergangszustandes vorkommen. Sie besteht in der Erhaltung der Nominalbildungen in Nebenbestimmungen des Satzes, nachdem der Hauptinhalt des letzteren bereits echte verbale Form angenommen hat. Die in Partizipien und Kasusformen des Substantivs bestehenden Nominalbildungen erscheinen hier teils als Äquivalente unserer Nebensätze teils als Vorstufen derselben, da viele Sprachen, die diese Eigenschaften darbieten, zwar prädizierende Verba besitzen, mit denen sie ihre Hauptsätze bilden, aber der die Bildung der

Nebensätze vermittelnden Konjunktionen und Relativpronomina entbehren. (Vgl. Kap. VII, Nr. IV, 5.) Die nominale Konstruktion der Nebenbestimmungen ist hier offenbar ein Symptom, in welchem sich gleichzeitig der Trieb nach reicherer syntaktischer Formung und der nach enger Verbindung der zusammengehörigen Bestandteile des Satzes äußert. Zugleich läßt aber dieses Symptom die zunehmende Menge von Vorstellungen, die sich den Hauptbestandteilen der Aussage unterordnen, als das Grundmotiv jener Triebe erkennen. Wie bei den Hauptbestandteilen selbst die zuständlichen Elemente nur langsam gegenüber den gegenständlichen zur Geltung kommen, so werden nun auch jene allmählich hinzuwachsenden Teile zunächst durchaus in gegenständlicher Form gedacht, als weitere attributive Bestimmungen der in den einfachen Satz eingehenden Gegenstandsbegriffe oder als adverbiale Kasusbeziehungen zu der auf einer weiter fortgeschrittenen Stufe den Satz beherrschenden Verbalform. Auf diese Weise entstehen, namentlich wenn auch noch die Inkorporierung der Objektspronomina und anderer, Art und Modus der Handlung andeutender Beziehungselemente in das Verbum hinzukommt, Konstruktionen, die für unser Sprachgefühl außerordentlich schwerfällig und bei wörtlicher Übersetzung wegen der Häufung der Attribute oft schwer verständlich sind, die aber doch wieder durch die anschauliche Gegenständlichkeit des Denkens und die feste Verbindung der zusammengehörigen Begriffe ihre eigenartigen Vorzüge besitzen. Diese gehen dann natürlich verloren, wenn wir die Konstruktionen, um sie uns verständlich zu machen, in eine Menge von Nebensätzen auflösen. Denn mag auch hier bei einer solchen umschreibenden Übertragung der Sinn im allgemeinen getroffen sein, die Form des Denkens ist eine andere geworden. Diese empfängt hier ihre Eigenart gerade durch jene an den Hauptsatz und sein Verbum sich anlehnenden Nominalbildungen. Der große Reichtum an äußeren Kasusformen, der für diese Sprachen charakteristisch ist, hängt mit den nämlichen syntaktischen Eigenschaften zusammen: denn jede besondere Weise attributiver Bestimmung fordert, um in substantivischer Form ausgedrückt zu werden, eine ihr entsprechende und sie zureichend kennzeichnende Kasusform. Darum gehört

nun aber auch diese Art syntaktischer Struktur zu den Eigenschaften, die sich bei der Betrachtung der Sprache in der Regel zu allererst als fremdartig aufdrängen, und hinwiederum zu denen, die einer Menge sonst in ihrem Aufbau weit abweichender Sprachen ein verwandtes Gepräge verleihen. Die Gebiete, in denen jene Erscheinungen am augenfälligsten hervortreten, sind die malaio-polynesischen, die amerikanischen, manche nordafrikanische, wie z. B. die Nubasprachen, ferner unter den südindischen die Drāwidasprachen, in Europa das Baskische, und endlich aus dem weiten Gebiet der ural-altaischen Sprachen besonders die durch äußere Einflüsse weniger veränderten außereuropäischen Idiome. So findet sich z. B. in der Mandschuübersetzung des neuen Testaments wörtlich der folgende Satz: *sechsten Monat in Engel Gabriel Himmels Herrn des Befehls Galiläa Landes Nazareth selbigem Ort in niedergelassen David Königs Haus Joseph selbigen Mann zu verlobt Maria selbiger Jungfrau der Geschäft-zu gesandt war*. In der deutschen Übersetzung lautet er (Lukas I, 26—27): „Im sechsten Monat ward der Engel Gabriel gesandt von Gott in eine Stadt Galiläas mit Namen Nazareth[1]), zu einer Jungfrau, die verlobt war einem Manne mit Namen Joseph[2]) vom Hause David, und der Name der Jungfrau war Maria“. Der Mandschutext löst die sämtlichen Nebensätze in einen einzigen Satz auf, der durch das nahe dem Anfang stehende Subjekt und das den Schluß bildende verbale Prädikat zusammengehalten wird. Letzteres ist zugleich als einziges Verbum stehen geblieben, alle andern Verbalausdrücke sind in attributive Nominalformen umgewandelt. Analog heißt es in der Nubasprache: *Zeit dieser-in Jesus Nazareth-aus Galiläa-in kommend getauft wurde Johannes Jordan Fluß-in*, als Übersetzung der Stelle aus dem Evangelium Markus (I, 9): „Und es begab sich in jenen Tagen, daß Jesus aus Galiläa in Nazareth kam, und er ließ sich taufen im Jordan von Johannes“[3]). Eng mit dieser Ausdrucksform hängt noch das

---

[1]) Griechisch ᾗ ὄνομα Ναζαρέδ, ᾧ ὄνομα Ἰωρήφ, der der Name Nazareth (war), usw.

[2]) Müller, II, 2, S. 301.

[3]) Vgl. die Übersetzung des ganzen Kapitels bei Müller, III, 1, S. 51f. Dazu L. Reinisch, Die Nuba-Sprache, 1879, I, S. 142ff.

in diesen Sprachen vielfach vorkommende Überwuchern substantivischer Hilfsbegriffe zusammen, die bald zur gegenständlichen Umschreibung eines Verbalbegriffs dienen, bald aber nur ein anderes Substantivum ergänzen. Am ausgeprägtesten zeigt dies das Malaiische, nicht bloß, wie oben erwähnt, als Äquivalent des Passivums (S. 147), sondern noch in den mannigfaltigsten andern Ausdrucksformen. So z. B., wenn der Satz „suche das Buch mit dem Licht in der Kammer“ in den drei Formen wiedergegeben werden kann: *Buch Suchung-deine mit dem Licht in der Kammer*, oder: *Licht Suchungswerkzeug-dein des Buches in der Kammer*, oder: *Kammer Suchungsort-dein des Buches mit dem Licht*[1]). Redeformen wie diese machen den Eindruck, als ob der Sprechende den Inhalt der Rede noch gegenständlicher zu machen suche, indem er die Substantiva des Satzes mit weiteren gegenständlichen Vorstellungen umgibt, die den Ort oder das Werkzeug der Handlung enthalten. Natürlich darf man auch hier an keine absichtliche Verdeutlichung denken, sondern es ist die Intensität dieser begleitenden, in der konkreten Anschauung enthaltenen Nebenvorstellungen, die unwillkürlich zu ihrem Ausdruck in der Sprache drängt.

Nicht minder ist wohl die in den Sprachen dieses Typus verbreitete Erscheinung hierher zu rechnen, daß das Subjekt der Handlung in den mannigfaltigsten, je nach den besonderen Bedingungen der Anschauung wechselnden Kasusformen vorkommen kann, wobei, je nachdem das Verhältnis als ein solches des Besitzes, der räumlichen Beziehung oder des Werkzeugs gedacht wird, ein Genitiv, Dativ, Lokativ oder Instrumentalis für unsern Nominativ eintreten kann. Namentlich solche Sprachen zeigen diese Erscheinung, die dem Objekt der Handlung durch seine Aufnahme in den Verbalausdruck eine dem Subjekt gleichwertige oder es überragende Stellung anweisen, — im Vergleich mit unseren Denkformen eine Verschiebung der Begriffswerte, infolge deren dann auch Objekt und Subjekt leicht ihre Stellen wechseln, also jenes in den Subjekts-, dieses in einen Objektskasus tritt. Hiermit ist dann zugleich eine Verschiebung des aktiven in einen

---

[1]) Müller, II, 2, S. 137.

passiven Verbalbegriff gegeben, wie er in den oben schon berührten Fällen, wo das Passivum keine selbständige Verbalform ist, sondern in aktiven Redeweisen ausgedrückt wird, als ein nach einer andern Seite gerichtetes Symptom der gleichen Denkform erscheint. Die auf solche Weise zustande kommende mannigfaltige und wechselnde Verbindung des Verbums mit Kasusformen wird aber wieder daraus begreiflich, daß das Verhältnis attributiv, nicht prädikativ gedacht wird. Unserem „ich liebe" entspricht daher ein Verbalausdruck, den wir nach der Form des persönlichen Pronominalelements durch *mir ist Liebe* oder *mich trifft Liebe* übersetzen müßten[1]). Oder in transitiver Anwendung wird ein Satz „die Brüder haben ihre Pferde verkauft" unter Anwendung des Instrumentalis übersetzt durch: *Brüder-durch verkauft ihre Pferde*, worin das letztere Wort als Nominativ zu deuten ist[2]). Davon ist es nur grammatisch, nicht psychologisch verschieden, wenn das Baskische das Verbum selbst als eine Kasusform auffaßt, die je nach dem intransitiven oder transitiven Charakter die Bedeutung eines Lokativs oder Instrumentalis hat, so daß „ich gehe" eigentlich ausgedrückt wird durch *ich im Gehen*, „mich trägst du" durch *ich im Tragen durch dich*[3]).

Von hier aus führt endlich nur ein kleiner Schritt zu der völligen Assimilation der Kasusformen durch das Verbum, wie sie in den Drāwidasprachen herrschend ist, wo demnach ein beliebiger Verbalausdruck ganz wie ein Nomen dekliniert wird, so daß eine Form wie „ich trage" zunächst nominal gefaßt ist: *tragend-ich*, und dann durch Anfügung von Kasussuffixen übergeht in *tragendem mir*, *tragenden mich* usw.[4]). Gerade diese Mischformen, in denen doch das nominale Moment überwiegt, bilden dann auch eine wesentliche Hilfe bei dem Ausdruck von Redebestandteilen, die wir durch Nebensätze wiedergeben, mittels einheitlicher Nominalbildungen.

---

[1]) Müller, I, 2, S. 257 (Bantu-Sprachen).

[2]) Ebenda III, 2, S. 75 (Awaren).

[3]) Ebenda III, 2, S. 18. Vgl. hierzu auch die oben bei den Substitutionen des Passivums angeführten Erscheinungen, S. 147f.

[4]) Müller, III, 1, S. 198f.

Verrät sich uns in diesen Erscheinungen unzweideutig wieder das Nomen in seiner primären, substantivischen Bedeutung als diejenige sprachliche Form, die wahrscheinlich überall die ursprüngliche ist, und die sich erst unter besonderen Bedingungen, und in den einzelnen Sprachgebieten mit sehr verschiedener Vollständigkeit zu Nominal- und Verbalformen differenziert hat, so erhebt sich nun die weitere Frage: welches sind diese Bedingungen und in welcher Weise hat sich jener Vorgang der Differenzierung vollzogen? Auch hier werden wir freilich in der Sprache selbst nur gewisse äußere begleitende Merkmale erwarten dürfen, die als Symptome der tiefer liegenden psychischen Motive zu deuten sind. In diesem Sinne gibt es aber zwei Übergangserscheinungen, die uns überall wieder begegnen. Die eine besteht in der Verbindung von Pronominalformen mit dem Wortstamm; die zweite in der Beifügung und allmählich immer enger werdenden Verbindung von Hilfswörtern, die entweder selbständige Nomina oder aber auch von Anfang an unselbständige Elemente, Partikeln von irgendeiner den Begriff verändernden Wirkung sein können. Mag das eine oder andere dieser Momente mehr hervortreten, das Wesentliche des Vorgangs besteht überall in dem Zusammenwirken beider. Durch die Pronominalelemente empfängt die Verbalform ihre Beziehung auf ein Subjekt, das als Träger der Handlung oder des Zustandes gedacht wird, und zuweilen außerdem, bei den auf ein Objekt gerichteten Handlungen, auch die Beziehung auf dieses. Die Hilfswörter scheiden zunächst den Verbalbegriff nach seinem allgemeinen Charakter, als einen Zustand oder Vorgang, von dem gegenständlichen oder adjektivischen Begriffsinhalt des Nomens, das mit dem gleichen Wortstamm bezeichnet werden kann. Sodann drücken solche Hilfswörter die besonderen Modifikationen der Bedeutung aus, die je nach Art und Zeitverlauf des Zustandes ein bestimmter Verbalbegriff annehmen kann. Geht in dieser Hinsicht die Funktion der beiden Hilfselemente, der persönlichen und der, wie wir sie im Gegensatze dazu nennen können, sachlichen, wesentlich auseinander, so nähern sie sich nun aber in ihrem Verhalten darin, daß sie sichtlich in allen Sprachen allmählich jene Stadien der Agglutination und der apperzeptiven Verschmelzung durch-

laufen, die wir auch bei sprachlichen Neubildungen als die regelmäßigen Stufen des synthetischen Prozesses der Wortbildung beobachten[1]).

4. Pronomina als Elemente der Verbalbildung.

Unter den beiden Verbindungsprozessen, die als die wesentlichen Momente in der allgemeinen Entwicklung der Verbalformen erscheinen, liegt der erste, die Einwirkung der persönlichen Begriffselemente, verhältnismäßig am klarsten in seinen verschiedenen Stadien vor. Dabei tritt aber dieser Vorgang in zwei abweichenden Gestaltungen auf, von denen die eine aus der Entstehung eines selbständigen Personalpronomens, die andere aus der eines Possessivpronomens oder pronominaler Elemente von possessiver Bedeutung ihren Ursprung nimmt.

a. Das Personalpronomen als ursprüngliches Verbalelement.

Das Personalpronomen gehört in sehr vielen, wenngleich keineswegs in allen Sprachen (S. 41), zu den frühesten, und es gehört dann stets auch zu den in seinen lautlichen Grundelementen beharrlichsten Bestandteilen der Sprache. Dies wird vor allem durch die nahen Beziehungen erwiesen, die sich selbst da noch finden, wo im sonstigen Wortschatz die Übereinstimmungen verwandter Sprachen außerordentlich spärliche sind, wie die der semitischen und der hamitischen oder der uralischen und der altaischen Sprachengruppe, Gebiete, wo im übrigen oft nur noch die Struktur der Sprachen eine Verwandtschaft verrät[2]). Nichts deutet aber an, daß persönliche Wesen ursprünglich anders von der Sprache aufgefaßt werden als andere Gegenstände (S. 47f.). Darum steht diese frühe Entwicklung des Personalpronomens mit der weiten Verbreitung von Nominalformen an Stelle der

---

[1]) Vgl. Kap. V, S. 665.

[2]) Unter diesen Beziehungen ist übrigens die der uralischen zur altaischen Sprachengruppe zweifelhafter (vgl. die früher, Kap. III, S. 357 Anm. 1, angeführten Beispiele, sowie die Paradigmen bei Müller, II, 2, S. 214ff., 274ff.). Augenfälliger ist die Verwandtschaft zwischen den Pronominalbildungen der hamitischen und semitischen Sprachen (ebenda III, 2, S. 253ff., 353ff.).

späteren verbalen Bildungen durchaus nicht im Widerspruch. Charakteristisch ist in dieser Beziehung vor allem die Bildung der Verbalausdrücke in den malaio-polynesischen Sprachen, besonders in dem polynesischen Zweige derselben. Das Pronomen wird hier dem Wortstamm vorangestellt, ohne sich mit ihm zu einer Worteinheit zu verbinden. Die Person und ihre Handlung oder der von ihr prädizierte Begriff bleiben also im Bewußtsein gesonderte, gegenständlich gedachte Vorstellungen, und ob Begriffe wie *ich Mensch* = „ich bin ein Mensch" oder *ich liegen* = ich „liege" zu einer Aussage vereinigt werden, bleibt für die Auffassung des Verhältnisses gleichgültig, da dasselbe Wort, das wir als Präsensform des Verbums „liegen" deuten können, in andern Verbindungen auch in der substantivischen Bedeutung „Lage" vorkommt. Indem in diesen Sprachen das Possessivum durch den Genitiv des persönlichen Pronomens ausgedrückt wird (S. 56), ist dann freilich eine gewisse Unterscheidung zwischen Verbal- und Nominalausdruck vorhanden: *ich Diener* im Sinne von „ich diene" und *Diener meiner* im Sinne von „mein Diener" sind durch Kasusform und Wortstellung geschieden. Gleichwohl fällt diese Scheidung eigentlich ganz in das Gebiet der Kasusformen des Nomens, nicht in das der Wortklassen: im ersten Fall wird nur dem Subjektsnomen ein anderes ebenfalls im Subjektskasus prädikativ oder, wohl richtiger gesprochen, als Attribut zugeordnet, im zweiten Fall wird umgekehrt einem Objektsnomen ein Subjektsnomen im Besitzkasus attributiv beigefügt[1]).

b. Das Possessivpronomen als ursprüngliches Verbalelement.

Ungleich verbreiteter erscheint auf einer früheren Sprachstufe das Possessivpronomen als ursprüngliches Mittel der Umwandlung von Wortformen mit nominaler in solche von verbaler Bedeutung. Auf welchem Wege hierbei auch die Bildung des Possessivums selbst vor sich gegangen, ob es die ältere, dem Personale vorausgehende, oder umgekehrt eine irgendwie aus

[1]) Vgl. über die im einzelnen wieder etwas abweichenden und besonders im Melanesischen und Malaiischen einer engeren Verbindung der Pronominalbestandteile sich nähernden Verhältnisse Müller, II, 2, S. 24, 35, 72, 79, 119, 127ff.

diesem entwickelte Form sein mag (S. 41 ff.), in vielen Sprachen bildet es das einzige, in andern wenigstens ein mitwirkendes Mittel für jene Verbindung des Wortes mit dem Personenbegriff, die überall das wesentliche Moment in der Entwicklung der Verbalformen ist; und von frühe an sind es offenbar gerade die Possessivelemente, die vorzugsweise zur Erzeugung einheitlicher Wortformen von verbaler Bedeutung führen. Denn während dort, wo sich das Personalpronomen mit einem Wortstamm von prädikativem Inhalt verbindet, wie in den polynesischen Sprachen, die beiden Bestandteile des Verbalausdrucks nicht zu einem Wortganzen verschmelzen, ist umgekehrt das einmal entstandene Possessivum in hohem Grade zur Bildung solcher Verschmelzungen geneigt. Diese verschiedene Stellung beider Pronominalformen zum Verbum ist aber eine psychologisch begreifliche Folge ihrer eigentümlichen Begriffsinhalte. Die Person und das ihr beigelegte Prädikat sind eine Zweiheit, deren Glieder auch unabhängig voneinander vorgestellt werden können: jede solche Verbindung ist daher eine zweigliedrige Aussage, bei der das alle Satzfügung beherrschende Gesetz der dualen Zerlegung der Gesamtvorstellungen fortan seine Wirkung geltend macht[1]). Anders verhält sich der Gegenstand und seine attributive Beziehung zu der besitzenden Person. Sie bilden in der Vorstellung eine untrennbare Einheit. Während also in der Verbindung „ich Mensch“ (in der Bedeutung „ich bin ein Mensch“) die Vorstellungen des ich und des Menschen gesondert bleiben, weil sie im Denken einander gegenübergestellt werden, ist „mein Haus“ ebensogut wie „das Haus“ nur ein einziges Objekt. Der Umstand, daß ich es besitze, ändert zwar den Begriffswert dieser Vorstellung, aber er ändert nichts an ihrem in der Anschauung gegebenen Inhalt. Gerade bei dem dem Possessivum nahestehenden Genitivverhältnis äußert sich ja die nämliche Affinität zum zugehörigen Begriff darin, daß sich dieser Kasus enger als die andern und vielfach ohne besondere Beziehungselemente an jenen anschließt. (Vgl. oben S. 56.) Dieser inneren Affinität der Vorstellungen entspricht es durchaus, daß die aus Verbindungen mit dem Possessivum

---

[1]) Vgl. über dieses Gesetz Kap. V, S. 670 f., und Kap. VII, Nr. III.

bestehenden Redeformen leicht zu Worteinheiten werden, in denen die Pronominalelemente nicht mehr selbständige Begriffe, sondern bloße Begriffselemente ausdrücken, — ein Vorgang psychischer Verschmelzung, dem die allmähliche Kontraktion und Assimilation der Laute parallel gehen, wiederum mit der fördernden Rückwirkung, die solche Lautänderungen auf die psychischen Verbindungen ausüben. Die so entstandenen Possessivelemente können nun aber ursprünglich um so mehr mit Wortstämmen von nominalem wie von verbalem Begriffsinhalt verschmelzen, je weniger beide Begriffsformen deutlich geschieden sind. Hiermit hängt wohl eine Tatsache zusammen, die uns auf primitiveren Bildungsstufen der Sprache vielfach begegnet. Sie besteht darin, daß, wo überhaupt einmal Pronominalelemente vorkommen, die fester mit dem zugehörigen Wortstamm verwachsen sind, solche von possessiver Bedeutung die konstanteren sind, während personale Elemente, die sich lautlich differenziert haben, entweder ganz fehlen oder nur minimale Unterschiede darbieten[1]). Diese Tatsache legt die Annahme nahe, daß der Übergang vom selbständigen Pronomen zum Pronominalelement am frühesten und allgemeinsten beim Possessivum erfolgt ist, und daß sich vielfach

[1]) Es mag hier genügen, einige Beispiele afrikanischer und amerikanischer Sprachen anzuführen, in denen wegen der unausgebildeten Verbalformen einerseits und ihrer ausgesprochenen Neigung zur Wortverschmelzung anderseits die Erscheinungen am meisten hervortreten. Auf afrikanischem Gebiet findet sich in folgenden Sprachen bloß eine Form von Affixen, die ihrem Charakter nach als possessive aufzufassen sind: Hottentottisch (Müller, I, 2, S. 2, 9), Bari (64), Vei (149). Minimale Unterschiede der verbalen Affixe finden sich in der Ibo- und der Baghirmisprache (S. 119, 175); völlig abweichende Personal- und Possessivaffixe bei den Wolof (90), Tsullom (109f.), Ewe (Yoruba usw. 130), Efik (137), Mandingo (149), Logonē (163), Hausa (221). Auf amerikanischem Gebiet zeigen namentlich die nordamerikanischen Idiome ein fast ausschließliches Vorkommen von Possessivaffixen: so die der Eskimos, bei denen jedoch das intransitive Verbum mit dem vollen Personalpronomen zusammengesetzt ist (ebenda II, 1, S. 180), ferner der Athapasken (187), Algonkin (198), Irokesen (208), Dakota (207); auf süd- und mittelamerikanischem Gebiet die sonorischen Sprachen (273), die der Mixteken, Zapoteken und Inka (299, 303, 373). Im übrigen finden sich im Süden häufiger beide Affixformen: so im Aztekischen (263), bei den Otomi (279) und Totonaken (289). Diese Aufzählung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie dürfte aber ein ungefähres Bild der Verhältnisse geben.

erst sekundär daran die Entwicklung personaler Elemente angeschlossen hat.

Gleichwohl ist nur in seltenen Fällen eine Bildung der Verbalformen mit possessiven Pronominalelementen erhalten geblieben. Häufiger dagegen weisen gewisse Eigentümlichkeiten der Wortbildung auf einen solchen Ursprung zurück. So kommt es vor, daß die personalen von den possessiven Elementen weniger abweichen als von dem vollständigen Personalpronomen, oder daß das Personal- zwischen dem Possessivelement und dem selbständigen Pronomen die Mitte hält. In solchen Fällen wird man eine doppelte Attraktion voraussetzen dürfen: eine, die von den zuvor entstandenen Possessivelementen, und eine andere, die von den selbständigen Personalformen ausgeht[1]). Ferner können sich Possessiv- und Personalelemente in ihrer Lautgestalt völlig gleichen und nur in ihrer Stellung zu dem sie tragenden Wortstamm eine begriffliche Differenzierung erfahren, indem z. B. die Suffixstellung eine possessive, die Präfixstellung eine personale Bedeutung hat, so daß das Wort dort nominale, hier verbale Funktion besitzt. Doch ist dieses Verhältnis kein regelmäßiges, da zuweilen auch umgekehrt das Nomen die pronominalen Präfixe, das Verbum die Suffixe zu sich nehmen kann[2]). Der fließende

[1]) Man vergleiche z. B. die nachstehenden Pronominalformen der Ibosprache:

	Selbst. Form	Possessiv-	Personalaffix
1. Pers.	me	m	m
2. Pers.	ni, gi	ni, gi	ni, i
3. Pers.	ya	ya	ya, o.

Häufig zeigt sich in diesen Fällen noch die weitere Erscheinung, daß sich die Differenzierung der Elemente auf den Singular beschränkt. So fallen in der Ibosprache in den drei Personen des Plurals selbständiges Pronomen, Possessiv- und Personalaffix völlig zusammen. Ähnliches beobachtet man in manchen australischen Sprachen (Müller, II, 1, S. 9). Die Erscheinung weist mit vielen andern, ihr analogen wieder auf den Einfluß hin, den die Häufigkeit des Gebrauchs auf die Differenzierung der Formen ausübt. Je seltener eine Form in der Sprache vorkommt, um so mehr bewahrt sie ihren ursprünglichen Charakter. Das ich und du sind aber natürlich von weit häufigerem Gebrauch als das wir und ihr.

[2]) Das zuerst angeführte Stellungsverhältnis findet sich neben ganz geringen Lautdifferenzen in der Sprache der Logonē (Müller, I, 2, S. 163f.), das Umgekehrte, präfigierte Elemente mit possessiver und nominaler, suf-

Charakter aller dieser Erscheinungen gibt sich endlich darin zu erkennen, daß manche Sprachen, in denen sich deutlich geschiedene personale und possessive Ausdrücke gebildet haben, dennoch in einem Zustand des Schwankens verharren, indem sie nebeneinander beide Ausdrucksformen, die nominale und die verbale, anscheinend in der gleichen Bedeutung anwenden, so also, daß die Formen „ich nehme“ und „mein Nehmen“ in gleichem Sinne vorkommen. Dabei ist es wiederum für die Art dieses Übergangs bezeichnend, daß sich das personale Affix zunächst regelmäßig mit nominalen adjektivischen oder substantivischen Ausdrücken verbindet, während das possessive bei Wortstämmen von verbalem Begriffsinhalt erhalten bleibt: also *ich gut*, *ich Vater* für „ich bin gut“, „ich bin Vater“, aber *mein stehen*, *dein stehen* für „ich stehe“, „du stehst“ usw.[1]). Hier erklärt sich die größere Affinität des eigentlichen Nomens zu den personalen Elementen

figierte mit personaler und verbaler Bedeutung, in manchen amerikanischen Sprachen, z. B. bei den Moxos (II, 1, S. 347) und den Kiriri (ebenda S. 394). Erwägt man, daß in der Gruppe der Negersprachen, zu denen das Logonē gehört, die Suffix-, in den amerikanischen Sprachen dagegen die Präfixbildung vorherrscht, so ergibt sich jener Gegensatz ohne weiteres wieder als eine Folge der relativ späten Differenzierung der verbalen Form. Natürlich hat man aber auch hier diese Differenzierung nicht als eine absichtliche Wortveränderung zum Behuf der Unterscheidung von Nomen und Verbum oder von Personen und Besitz aufzufassen. Das hieße wieder Ursache und Wirkung verwechseln und dem Sprechenden die Fähigkeit zutrauen, daß er die zwei Wortarten begrifflich bereits klar unterschieden habe, ehe sie in seiner Sprache vorhanden waren. Vielmehr wird sich in jenem Stadium, in welchem sich der possessive in einen personalen Ausdruck umwandelte, zunächst der Begriff der handelnden Person derart in den Blickpunkt des Bewußtseins gedrängt haben, daß sich der ihm entsprechende Bestandteil des Wortes, das Possessivelement, aus seiner bisherigen Verbindung löste, um sich nun dem Wortstamm an der Stelle zu affigieren, wo dieser für die Anfügung selbständig gedachter Elemente überhaupt Raum bot. So wurde das Pronominalelement allmählich zu einem personalen, weil es unter dem Einfluß jener vorbereitenden psychischen Motive seine Stellung wechselte; es wechselte aber nicht seine Stellung, weil es bereits zu einem personalen geworden war. Der Stellungswechsel als solcher bezeichnet nur eine Verschiebung des Fokus der Aufmerksamkeit, die als bedingendes Moment wirkte. Auch wird man annehmen dürfen, daß, solange bloß der Stellungsunterschied die Bedeutung der Elemente scheidet, eine vollständige Abspaltung des Personal- aus dem Possessivbegriff überhaupt noch nicht eingetreten ist.

[1]) Vgl. Müller, II, 1, S. 115 f. (Jenissei-Ostjakisch).

psychologisch ohne weiteres aus jener Gegenüberstellung von Person und Gegenstand oder Eigenschaft, die wir oben (S. 47 ff.) als einen Ausgangspunkt für die Entwicklung eines selbständigen Personalpronomens kennen lernten. Die nämlichen Bedingungen, die diese begünstigten, müssen aber natürlich auch der Differenzierung personaler Affixe förderlich gewesen sein. Aus diesem Zwischenstadium, wo ohne Rücksicht auf temporale und modale Bedeutung Formen mit personalen und possessiven Elementen nebeneinander vorkommen können, begreift es sich auch, daß bei weiter fortschreitender Entwicklung und Ausbreitung der persönlichen Verbalformen die possessive Ausdrucksweise schließlich vorzugsweise bei solchen Verbalbegriffen zurückbleibt, bei denen der sonstige Bedeutungsinhalt eine gegenständliche Assoziation hervorruft[1]).

c. Bildung personaler unter assoziativer Einwirkung possessiver Pronominalelemente.

Nicht selten begegnen uns unter den Pronominalelementen des Verbums eigenartige Formen, die sich zwar an die Personalpronomina anzulehnen scheinen, bei denen aber außerdem ein assoziativer Einfluß der Possessivelemente wahrscheinlich ist. Diesen Fall kann man als einen dritten betrachten, der zwischen den zwei zuvor besprochenen, der Bildung aus dem Personale und der aus dem Possessivum, mitteninne steht. Für eine assoziative Wirkung der Possessivelemente spricht hierbei vor allem das Vorkommen von Bildungen, die gleichzeitig den Lautformen der persönlichen Pronomina und Possessivelemente ähnlich sind, während diese selbst erheblicher voneinander abweichen. Die Verschmelzung der Personalelemente mit dem Verbum läßt sich dann vielleicht als ein Prozeß betrachten, der von den persönlichen Pronominalformen ausging, dabei aber zugleich der Assoziationswirkung der mit dem Possessivpronomen zusammengesetzten Nominalbildungen ausgesetzt war. Das Nomen mit dem es determinierenden Possessivelement und der einen Verbalbegriff in sich schließende Wortstamm mit dem ihm zugeordneten Per-

[1]) S. oben S. 143 ff.

sonalpronomen wurden unmittelbar als gleichartige Verbindungen gefühlt, von denen sich die zweite durch Verdichtung und Verschmelzung ihrer Bestandteile um so mehr der ersten assoziativ anpaßte, je mehr in der Periode der Entstehung dieser Wortformen überhaupt beide noch ineinander flossen, so daß ein und derselbe Inhalt bald in der possessiven, bald in der personalen Form ausgedrückt werden konnte. Dem entspricht es, daß in den meisten Fällen die personalen den possessiven Elementen auch in ihrer äußeren Stellung gefolgt sind, indem sie als Suffixe mit dem Wortstamm verschmolzen, gemäß den bei der Nominalbildung erörterten Bedingungen, wonach die einen Begriff bloß determinierenden Elemente zunächst hinter dem Begriffsinhalte selbst, wie im Bewußtsein, so in den Ausdrucksmitteln der Sprache zurücktreten[1]). Von da an gehen nun aber die infolge der Wortverschmelzung eintretenden Lautänderungen beider Formen pronominaler Elemente verschiedene Wege. Dabei vollzieht sich meistens der Prozeß der Lautverschmelzung innerhalb der späteren Entwicklung bei den personalen Suffixen schneller, so daß sie in höherem Grad als die possessiven lautlich verkürzt werden. Diesen Unterschied wird man wohl darauf zurückführen können, daß die Verbindungen der Personalelemente, einmal entstanden, angesichts der großen Bedeutung des Verbums im Satze bald eine Vorherrschaft des Gebrauchs in der Sprache gewinnen, wogegen die Possessiva von dem Augenblick an zurückgehen, wo die Verdrängung der Nominalausdrücke von verbaler Bedeutung durch wahre Verbalformen ihnen das weiteste Gebiet ihrer früheren Anwendung entzieht. Mit der Häufigkeit des Gebrauchs werden aber nicht nur, nach einem bei allen Wortzusammensetzungen zu beobachtenden Gesetze, die Verbindungen inniger, sondern auch durch die fortschreitende Verschmelzung der Beziehungselemente in ihrer Lautgestalt einheitlicher; und zugleich werden ihre determinierenden Bestandteile stärker verändert[2]).

---

[1]) Vgl. oben S. 131ff.

[2]) Es ist bemerkenswert, daß hinsichtlich dieser Wirkungen des Gebrauchs Grundelemente und Beziehungselemente aus naheliegenden psychologischen Gründen ein diametral entgegengesetztes Verhalten darbieten. Die Grundelemente werden durch häufigen Gebrauch gegen assoziative

5. Die drei Personen des Verbums.

Auf welche Weise nun auch die Personalelemente des Verbums entstanden sein mögen, erst in dem Augenblick, wo sie sich begrifflich differenziert haben, ist das Verbum als eine dem Nomen selbständig gegenüberstehende Wortform vorhanden. Denn erst der mit dem Personalelement verschmolzene Wortstamm bringt jenen wesentlichen Inhalt des Verbalbegriffs zur Geltung, wonach dieser einen Zustand im weitesten Sinne dieses Wortes enthält, als ein Verhalten, das zunächst in Beziehung auf eine Person oder auf einen persönlich gedachten Gegenstand vorgestellt und dann von hier aus allmählich auf andere Gegenstände übertragen wird. Diese Beziehung als solche wird erst durch das vollständig von dem Possessivbegriff losgelöste Personalelement ausgedrückt. In dieser Bedeutung des Personenbegriffs liegt es zugleich psychologisch begründet, daß das Element der dritten Person in der Verbalform fehlen kann, sobald ein selbständiges Nomen vorhanden ist, auf das der Zustand bezogen wird. Dadurch, daß sich in den auf solche Art erweiterten Beziehungen zu Gegenständen verschiedenster Beschaffenheit, zu lebenden wie leblosen, zu im eigentlichen Sinne persönlichen und unpersönlichen, das Verbum in seiner Verbindung aus jenen Bestandteilen als Zustandsbegriff behauptet, erfährt aber das Personalelement gerade in der Sphäre der „dritten Person" jene Erweiterung seines Umfangs, infolge deren es nun die Bedeutung des Gegenstandes überhaupt annimmt.

Hierin zeigt sich zugleich, daß diese von der Grammatik als „dritte Person" bezeichnete Verbalform gegenüber der ersten und

Lautangleichungen geschützt: so erklären sich die gerade beim Pronomen vorkommenden, auf diesem konservativen Einflusse beruhenden „Suppletiverscheinungen" *ich mir, ego mihi* usw., vgl. oben S. 49. Die Beziehungselemente dagegen werden um so leichter im Fluß der Rede kontrahiert und verstümmelt, je mehr sie gebraucht werden. Auch leistet dem Vorgang in diesem Fall die assoziative Angleichung keinen Widerstand, weil eine solche um so weniger wirksam wird, je mehr sich die Wortform von andern Verschmelzungsprodukten der gleichen Beziehungselemente nach Laut und Begriff gesondert haben. Die Personalelemente des Verbums verhalten sich also in dieser Beziehung ähnlich wie die Kasuselemente des Personalpronomens (vgl. oben S. 162 Anm. 1).

zweiten eine wesentlich abweichende Stellung einnimmt. Nur diese letzteren sind im eigentlichen Sinne Personen. Nur für sie entwickelt die Sprache durchgängig selbständige Formen des Personalpronomens, während die dritte in das Gebiet des Demonstrativums hinüberreicht. Für die Ausbildung des Personenbegriffs selbst ist die erste Person von entscheidender Bedeutung. Wohl gilt auch im Gebiet der Sprache, daß das Ich und das Du nur im Verhältnis zueinander möglich sind, da es keine Sprache gibt, die nicht Ausdrücke für diese beiden Personen zugleich entwickelt hätte. Aber seinen Inhalt empfängt der Personenbegriff doch nur von der ersten Person, von dem, was das Ich an sich selbst wahrnimmt, und dieser Inhalt wird dann unmittelbar auf zweite und dritte Personen übertragen. Insbesondere gewinnt er aus dieser Selbstauffassung des Ich dasjenige Merkmal, das ihn zum Träger des Zustandsbegriffs macht, mit dem die Entwicklung des Verbums auf das engste zusammenhängt. Von dem beharrenden Selbstbewußtsein scheiden sich dessen wechselnde Zustände. Der adäquate Ausdruck dieses Verhältnisses ist daher in der Sprache von dem Moment an vorhanden, wo das den Personenbegriff repräsentierende Element mit dem die Zustandsvorstellung enthaltenden Wortstamm zu einer Einheit verschmilzt. Denn erst von da an wird eben der in dem Wortstamm enthaltene Begriff zu einem Zustand, der auf ein zugrunde liegendes Substrat bezogen ist. Als Substrate von Zuständen werden zunächst in unmittelbarer assoziativer Anlehnung an das Ich Personen gedacht. Unvermeidlich drängt dann aber die Wahrnehmung des dem Wechsel und Beharren des eigenen Selbst analogen Verhaltens der unpersönlichen Gegenstände zu einer Ausdehnung auf Objekte überhaupt. Damit ist dann auch jener Übergang der dritten Person zu der weiteren Bedeutung vermittelt, die ihr allmählich in der Anwendung der Verbalformen die überwiegende Bedeutung sichert. Nachdem die dritte Person durch die ihr immanente Entwicklung zum allgemeinen Gegenstandsbegriff geworden ist, der, im Unterschied von der ersten und zweiten, gleichzeitig Personen und Sachen umfaßt, ergibt es sich nun als eine notwendige weitere Folge, daß im Satze, im selben Maße, wie sich die Sprache reicher entwickelt und in den Dienst von

Zwecken tritt, die über das momentane Bedürfnis hinausreichen, eben diese „dritte“ Person des Verbums vorherrscht. Beschreibung, Erzählung, Erklärung bewegen sich in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle in Aussagen über sie, die aber selbst in der Regel nicht Person, sondern Sache ist.

So liegen schließlich die Motive zur Entwicklung des Verbalbegriffs in der gleichen Richtung mit jenen Bedingungen, die innerhalb der wissenschaftlichen Betätigung des Denkens zum Begriff der Substanz führen. Denn die Substanz in ihrer allgemeinsten logischen Bedeutung ist das als die Grundlage wechselnder Zustände Gedachte. Das beharrende Selbstbewußtsein mit seinen wechselnden Inhalten, die „erste Person“, ist hierzu die ursprüngliche Vorbedingung. Die Substanz ist, bildlich ausgedrückt, die Projektion dieses eigenen Seins auf die Welt der Objekte. In diesem Sinne sind die Objekte „dritte Personen“, wie die Grammatik mit unbewußtem, durch die Formen der Sprache wider Willen ihr aufgenötigtem Tiefsinn es ausdrückt. Es würde verfehlt sein, wollte man, wozu die Verführung ja naheliegt, in jener als Quelle aller Zustandsbegriffe vorauszusetzenden Apperzeption der Objekte in der Form der dem Subjekt selbst immanenten Eigenschaften einen Vorgang erblicken, der an und für sich schon als eine mythologische Belebung der Dinge aufzufassen wäre[1]). Vielmehr ist diese substantielle Apperzeption zwar die notwendige Vorbedingung jener belebenden Apperzeption, die uns als die ursprüngliche Quelle aller Mythologie begegnen wird[2]). Aber sie ist nicht diese selbst; und so leicht sie unter gewissen Bedingungen in sie übergeht, so geschieht dies auch auf primitiven Stufen des Denkens keineswegs durchgehends, sondern es bedarf zur Entstehung der mythologischen Denkformen immer noch weiterer hinzutretender Einflüsse. Ebensowenig darf man aber in diese natürliche Entwicklung des Denkens Begriffe hinübertragen, die einer späten philosophischen Stufe abstrakter Begriffsbildung angehören. Auch zu ihr ist in jener „substantiellen“ Apperzeption, bei der man darum noch

[1]) Vgl. hierzu Kap. VII, Nr. 1.

[2]) Vgl. den vierten Band dieses Werkes.

nicht im mindesten an den Substanzbegriff der Philosophie oder Naturwissenschaft denken darf, höchstens die allererste Bedingung gegeben. Diese Bedingung besteht eben darin, daß jedes Ding als ein Etwas aufgefaßt wird, das sich in jedem Moment der Wahrnehmung in einem bestimmten Zustande darbietet, der im nächsten Moment einem andern Platz machen kann.

In der Wirksamkeit der substantiellen Apperzeption lassen sich nun nach den Zeugnissen der Sprache, wie sie uns in erster Linie in der oben geschilderten Entwicklung der Verbalformen entgegentreten, zwei Hauptstadien unterscheiden: ein erstes, in welchem das Denken vorzugsweise den Gegenstand in seinem in einem gegebenen Augenblick vorhandenen und durch bestimmte, fest verbundene Eigenschaften charakterisierten Dasein auffaßt; und ein zweites, wo sich vorwiegend der Zusammenhang und der Wechsel aufeinander folgender Zustände zur Apperzeption drängt. Dort ist die Auffassung des Gegenstandes und seiner ihm ohne die Beziehung auf Zeit- und sonstige Bedingungen zukommenden Eigenschaften vorherrschend: es ist die Form des gegenständlichen Denkens. Hier ist es der Wechsel der Gegenstände, und sind es die Veränderungen ihrer Eigenschaften und ihrer Beziehungen zueinander, die eine stärker hervortretende Rolle im Bewußtsein spielen: es ist die Form des zuständlichen Denkens. Das gegenständliche Denken faßt Handlungen wie Eigenschaften als einen Besitz auf, der bald dem denkenden Subjekt, bald andern Personen oder Objekten zugehört. So nimmt selbst da, wo der Übergang zu Verbalformen am nächsten liegt, deren Stelle ein nominaler Ausdruck ein, zu dem das possessive Pronomen ergänzend hinzukommt. Das zuständliche Denken läßt an die Stelle dieser an dem Bilde des einzelnen Gegenstandes mit der Gesamtheit seiner Eigenschaften festhaftenden Vorstellung des Besitzes die allgemeinere einer Gebundenheit wechselnder Zustände und Vorgänge an einen sie tragenden Gegenstand treten. Es vollzieht aber diesen Übergang von jenem Zentrum aus, das überhaupt der Ausgangspunkt aller substantiellen Apperzeption ist, von dem eigenen Ich. So wird mit innerer Notwendigkeit das an den Gegenstand sich anlehnende Besitzpronomen durch das persönliche Pronomen und

die ihm begrifflich äquivalenten Elemente ersetzt. Indem die letzteren mit dem Wortstamm verschmelzen, stempeln sie diesen von selbst zum Zustandsbegriff, weil ja eben das persönliche Pronominalelement nicht mehr als attributive Bestimmung des Begriffsinhalts, sondern als das Subjekt gedacht ist, von dem dieser Inhalt prädiziert wird. So bezeichnet die Entstehung des Verbums eine der größten Revolutionen, welche die Geschichte des menschlichen Denkens überhaupt aufzuweisen hat. Aber auch diese vorhistorische Revolution hat sich nicht plötzlich, sondern allmählich vollzogen, wie uns jene Spuren von Übergangszuständen verraten, deren oben gedacht wurde. Mit der Verschmelzung des Wortstamms und des persönlichen Pronominalelements zur Worteinheit ist überdies, solange nicht weitere determinierende Elemente hinzukommen, nur eine *unbestimmte Verbalform* gegeben. Die Art der Handlung, ihre Zeitverhältnisse, ihre subjektiven Bedingungen bleiben dahingestellt. Eben wegen dieser Unbestimmtheit bleibt jedoch die so entstandene einfache Verbalform fortan als Ausdruck der *einfachen Wirklichkeit eines Zustandes oder Vorgangs* bestehen. Nachdem sich andere Formen aus ihr entwickelt haben, pflegt sie als „Indikativ des Präsens Aktivi" bezeichnet zu werden, — ein Name, der sich freilich gegenüber ihrer allgemeinen Bedeutung als viel zu eng erweist, weil ja diese Präsensform zugleich die *Urform des Verbums* überhaupt ist.

6. Hilfswörter als Elemente der Verbalbildung.

Jene besonderen Formen des Verbums, die wir als die Modifikationen des allgemeinen Verbalbegriffs oder nach der Sprache der Grammatik als die Genera, Modi und Tempora des Verbums unterscheiden, knüpfen an eine *zweite*, mit der Verschmelzung der Pronominalelemente zusammentreffende Entwicklung an, die von einer andern Seite her den im Verbum liegenden Zustandsbegriff gegen die substantivischen und adjektivischen Nominalbegriffe abzusondern beginnt. Sie besteht darin, daß zu einem Wort mit nominaler Bedeutung *Hilfswörter* hinzutreten, die durch ihren eigentümlichen Begriffsinhalt zuständlicher Natur sind, und die nun diese zuständliche Bedeutung auch auf den mit

ihnen verbundenen Hauptbegriff übertragen. Doch lassen sich solche Hilfswörter in den Anfängen dieser Entwicklung nicht als „Hilfsverba“ bezeichnen, da ein bestimmter Unterschied zwischen Nomen und Verbum überhaupt noch nicht besteht. Vielmehr ist es allein der Begriffsinhalt jenes Hilfsworts, der seine Affinität zu dem Verbalbegriff begründet. Diesen Begriffsinhalt überträgt dann das Hilfswort auf das Hauptwort, mit dem es allmählich verschmilzt. Es überträgt ihn aber, da sich infolge der Verbindung die Urbedeutung verdunkelt, in allgemeinerer und unbestimmterer Form, eine Veränderung, durch die zugleich der verbale Begriffswandel des Hauptworts wesentlich unterstützt wird. Dabei sind die Hilfswörter entweder selbst Wörter von unabhängigem Begriffsinhalt, oder sie sind Partikeln, die von vornherein bloß in Anlehnung an andere, selbständige Wörter vorkommen. Ferner können die letzteren, der unten (in Nr. VI) zu erörternden verschiedenen Bildungsweise der Partikeln entsprechend, entweder primäre oder sekundäre, d. h. aus ursprünglich selbständigen Begriffswörtern hervorgegangene Satzbestandteile sein. Infolgedessen ist es im einzelnen Fall nicht selten unmöglich zu entscheiden, ob eine bestimmte, eine verbale Modifikation des Begriffs erzeugende Partikel bei ihrer ersten Verbindung mit dem determinierenden Begriff bereits die Funktion einer Partikel besaß, oder ob sie erst infolge der Verbindung aus einem selbständigen Begriffsworte zu einer solchen geworden ist. Denn eben die fester werdende Verbindung mit dem Hauptbegriff ist es, die dem determinierenden Wort den Charakter eines bloßen Beziehungsbegriffs verleiht. Aus diesem Stadium geht endlich mit innerer Notwendigkeit noch ein weiteres hervor: auch die Partikeln verlieren allmählich ihre Bedeutung als besondere, von dem Hauptwort isolierbare Wörter, sie gehen in Wortelemente desselben in der Form von Präfixen, Suffixen oder Infixen über. Dieser Verlauf begleitet naturgemäß Stufe für Stufe die allmählich fester werdende Verbindung. Dabei bezeichnet insbesondere die aus der anfänglich loseren Agglutination entstehende Verschmelzung der Vorstellungen genau die Grenze, wo das ursprünglich selbständige Wort zu einem bloß sinnmodifizierenden Wortbestandteil geworden ist.

a. Selbständige Hilfswörter von zuständlicher Bedeutung.

In ihrer ursprünglichsten Form betätigt sich die verbalbildende Wirkung gewisser Hilfswörter offenbar da, wo diese selbständige Wörter sind, die, gerade so wie die persönlichen Pronomina, dem Wort nur ganz allgemein eine verbale Bedeutung geben, ohne diese irgendwie näher zu determinieren. Dies ist eine vom Zustandsbegriff selbst hervorgebrachte direkte Wirkung, die jener im Personalpronomen ausgedrückten indirekten, die vom handelnden Subjekt ausgeht, diametral gegenübersteht. Dementsprechend findet sie sich denn auch hauptsächlich in solchen Sprachen, bei denen die Differenzierung der pronominalen Elemente nicht oder nur mangelhaft eingetreten ist. Besonders die eigentlichen Negersprachen bieten hier charakteristische Beispiele. So verwenden die Sudansprachen Wörter, die „setzen, stellen, stehen, tun, geben“ und ähnliches bedeuten, als verbalbildende Elemente: *bawa* „Streit“ wird durch Hinzufügung von *sa* „setzen“ zu *bawa-sa* „streiten“, *sera* „Ware“ wird verbunden mit *so* „gehen“ zu *sera-so* „Handel treiben“, *kere* „Krieg“ mit *ke* „tun“ zu *kere-ke* „kriegen“ usw. Ähnliche Erscheinungen findet man in andern afrikanischen, in australischen, amerikanischen und hochasiatischen Sprachen, wenn sie sich auch in den letzteren durch die weiter fortgeschrittene Wortverschmelzung mehr verwischt haben[1]). Sicherlich wird man in diesen Fällen auch in der Sprache selbst den Verbalbegriff nicht als einen vollkommen einheitlichen zu denken haben, sondern mehr als eine zusammengesetzte Vorstellung, in welcher der verbale Bestandteil nur in Anlehnung an einen gegenständlichen Begriff existiert, so daß in den obigen Beispielen die wörtlichen Übersetzungen „Streit setzen“, „(mit) Ware gehen“, „Krieg tun“ jedesmal den Gedanken richtiger ausdrücken würden. Insofern nun die verbumbildenden

[1]) Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 104ff. Westermann, Grammatik der Ewe-Sprache, S. 65ff. Müller, I, 2, S. 171 (Wandala), 177 (Baghirmi) u. a. Ähnlich auf australischem Gebiet II, 1, S. 37 (Turrubul). Auf amerikanischem gehört zum Teil hierher die Sprache der Eskimos (II, 1, S. 174), auf asiatischem das Japanische (II, 2, S. 316). Doch kommt in den beiden letzteren Fällen zugleich die besondere, verschiedene Genus- und Modusbildungen erzeugende Natur der Hilfswörter zur Geltung.

Hilfswörter kaum für sich allein, sondern schon wegen ihres allgemeineren Charakters nur gebunden an einen konkreten sinnlichen Inhalt vorzukommen pflegen, der durch den gegenständlichen Hauptbegriff ausgedrückt ist, so bedeutet dies augenscheinlich, daß sich das Verbum hier nicht in seiner alleinstehenden begrifflichen Bedeutung entwickelt hat, sondern wesentlich als Modifikation eines gegenständlich gedachten Substrats gefühlt wird.

Zugleich führt aber hier schon die Verwendung einer Mannigfaltigkeit verschiedener Hilfswörter von abweichender Bedeutung von selbst über diese ursprüngliche Stufe hinaus. Indem nämlich solche Hilfswörter einen und denselben Grundbegriff verschiedentlich modifizieren, bilden sie die Anfänge von Art- und Zeitformen des Verbums. Dadurch wird das Stammwort allmählich um so mehr einer selbständigen Verbalbedeutung entgegengeführt je mehr sich das Hilfswort auf die bloße Modifikation einer den Gliedern einer Wortgruppe gemeinsamen Grundvorstellung zurückzieht. Jetzt geschieht es daher auch, daß sich mit einem und demselben Grundbegriff verschiedene Hilfswörter verbinden, die jenem namentlich eine wechselnde temporale und lokale Bedeutung verleihen. So wird „tun" im Mande im Sinn eines Durativs, „kommen" in dem eines Futurums verwendet, und ähnliche Erscheinungen finden sich vielfach noch in andern Sprachen[1]).

b. Partikeln als Hilfselemente des Verbums.

Vielgestaltiger werden diese Modifikationen des Verbalbegriffs dadurch, daß Hilfswörter, die von Anfang an nicht selbst eine verbale, sondern eine adverbiale Funktion besitzen, in die Verbindungen eintreten. Solche adverbiale Hilfswörter sind zuweilen wahrscheinlich nominalen Ursprungs. So verwendet das Mande ein Suffix *-nde*, von dem man annimmt, daß es aus *enda* „jemand" oder „etwas" verkürzt sei, um das Verbum in eine kausative

[1]) Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 115, 122. Im Bantu werden Präsens und Futurum beide durch ein zugefügtes „gehen" ausgedrückt; dabei erzeugt dieses die Präsensbedeutung, wenn es voransteht, die des Futurums, wenn es nachfolgt — eine Differenzierung durch Stellungs-

Bedeutung überzuführen. Im Dinka wird das Perfektum durch ein Suffix *tzi* bezeichnet, das aus *tsyen* „der letzte" verkürzt scheint[1]), usw. In diesen Fällen sind wohl nominale Hilfswörter zuerst zu Partikeln und dann aus diesen zu Suffixen geworden. Es ist daher überhaupt die Klasse der Partikeln, die das weitaus reichste Material zur Bildung näherer Bestimmungen des Verbalbegriffs bietet, zugleich aber dasjenige, das am meisten geneigt ist, durch den Übergang in Präfixe und Suffixe die Hilfsmittel zur Bildung einheitlicher spezifischer Verbalformen zu liefern. Es seien hier aus dem überreichen Stoff aus den verschiedensten Sprachgebieten nur die hauptsächlichsten Fälle an einigen Beispielen vorgeführt.

Am häufigsten wohl sind es Adverbien der Zeit und des Orts, zuweilen auch solche der Größenbestimmung, die den Verbalbegriff modifizieren, so daß ein „künftig, später, hierauf" das Futurum, ein „schon, bereits, damals" ein Perfektum oder Präteritum, ein „groß, viel, sehr" ein Intensivum (bei Hinzutritt der Reduplikation auch Iterativum) anzeigen. In ähnlicher Weise können dann der Ort und die räumliche Richtung der Handlung durch Ortsadverbien näher bestimmt werden[2]). Neben solchen direkt dem Verbum als dessen nähere Bestimmungen angepaßten Adverbialformen können aber auch Partikeln, die ursprünglich zur Determination der Kasusformen des Nomens oder zur Verbindung der Sätze dienen, Präpositionen und Konjunktionen, nachträglich von dem Verbum attrahiert werden und sich als

---

unterschiede, wie sie sonst auch mittels der prä- oder suffigierten Pronominalelemente zustande kommt (siehe unten). Unter den asiatischen Sprachen sind es namentlich die in das sogenannte monosyllabische Gebiet gehörenden, wie das Chinesische, Barmanische und Siamesische, die eine reiche Entwicklung von Genus- und Modusunterschieden durch die Verbindung mit Hilfswörtern darbieten (Müller, II, 2, S. 360, 374).

[1]) Steinthal a. a. O., S. 93; Müller, I, 2, S. 54, 56.

[2]) Vgl. Beispiele von Zeitadverbien aus der Sprache der Papuas Müller, I, 2, S. 37, der Barineger ebenda S. 67 usw., Quantitätsadverbien in den Mandesprachen Steinthal, S. 110, endlich verschiedene Adverbien, darunter besonders solche des Orts und der Richtung aus dem Polynesischen Müller, II, 2, S. 30ff. Partikeln der mannigfaltigsten Art bietet neben selbständigen, für sich in verbaler Bedeutung gebrauchten Hilfswörtern das Chinesische (G. v. d. Gabelentz, Chinesische Grammatik, S. 276ff.).

nähere Bestimmungselemente mit demselben verbinden. So besitzt das Mande eine Präposition *la* in der Bedeutung von „in, zu, damit“, mit dem Verbum verbunden verleiht sie diesem die Bedeutung der fortdauernden Handlung (Durativ)[1]. Die Sprache der Dinka besitzt eine Konjunktion *bi* im Sinne von „damit, um“: dieselbe Partikel mit dem Verbalstamm verbunden modifiziert diesen zum Futurum[2]. In der in das malaiische Gebiet gehörenden Dajaksprache bezeichnen die Präpositionen *akan*, *indu* „nach“ das Futurum, das aber auch durch ein gewöhnliches Adverbium „künftig“ oder durch ein Hilfsverb „wünschen“ ausgedrückt werden kann[3], — eine Hypertrophie der Ausdrucksformen, wie sie in dieser Wahl ganz verschiedener Mittel zum selben Zweck besonders noch dadurch charakteristisch ist, daß hier fast die sämtlichen bisher erwähnten Hilfsmittel der Verbalbestimmung, Hilfsverb, Adverb, Präposition, für einen und denselben Begriff Verwendung finden können.

Dazu kommt endlich, als eine letzte, nach ihrem psychologischen Charakter bereits in das Gebiet der direkt den Gefühlston des Wortes modifizierenden Lautmetaphern hinüberspielende Verbalbestimmung, die durch demonstrative und interjektionale Partikeln. Solche sind weitverbreitet als Ausdrucksmittel des Zurufs und Befehls, also zunächst der Imperativform. Gerade hier verbindet sich aber dieses Mittel der Betonung mit einer durch Lautsteigerung oder Lautwiederholung hervorgerufenen: so z. B. bei den Barinegern, wo eine angefügte Interjektion *é* die Form in einen einfachen Imperativ verwandelt, der dann noch durch Reduplikation der Stammsilbe des Verbums verstärkt werden kann: *molé-* „bitte“, *mol-e-mo* „bitte sehr“[4]. In manchen Sprachen greift aber der Gebrauch solcher emphatischer Partikeln sichtlich über dieses imperative Gebiet hinaus, indem namentlich die unmittelbare Gegenwart eines Gegenstandes oder Vorgangs oder auch die Abgeschlossenheit der Handlung durch ähnliche Elemente ausgedrückt werden kann. So gebrau-

[1] Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 113.
[2] Müller, I, 2, S. 54.
[3] Ebenda II, 2, S. 141.
[4] Ebenda I, 2, S. 68.

chen die Mandesprachen gewisse Partikeln (*wa*, *we*, *wi*, *i*), die auch sonst zur stärkeren Betonung irgendeines Bestandteils der Rede verwendet werden, beim Verbum zum Ausdruck der Gleichzeitigkeit oder der Vergangenheit[1]. Ähnlich drückt auf einem davon weit abliegenden Sprachgebiet der Guaraniindianer die Präsensform der ersten und zweiten Person durch Partikeln aus, die einen emphatischen Hinweis enthalten, und die man daher durch ein „siehe da!" wiederzugeben sucht[2].

7. Präfixe und Suffixe als Verbalelemente.

Alle die so durch Partikeln der verschiedensten Art ausgedrückten Modifikationen des Verbalbegriffs gehen im Laufe der Entwicklung der Sprache einem Ziel entgegen, bei dem angelangt ihr verschiedener Ursprung aufhört unterscheidbar zu sein, weil sie zu Bestandteilen des Verbalkörpers selber geworden sind, die höchstens daran noch ihre einstige Selbständigkeit erkennen lassen, daß sie dem Stamm als Präfixe oder Suffixe angefügt sind. In der großen Mehrzahl aller Sprachen ist dieses Ziel mehr oder weniger vollständig erreicht; und selbst in solchen, in denen losere Partikelverbindungen und andere Hilfswörter eine hervortretende Rolle spielen, pflegen daneben Elemente nicht zu fehlen, die bereits vollständig zu Affixen geworden sind. In allem dem erweist sich diese Reihe von Erscheinungen als zugehörig zu einem im wesentlichen übereinstimmend verlaufenden Verschmelzungsprozeß. Zugleich wird dadurch bei allen den mannigfaltigen Affixelementen unbekannter Herkunft die Frage nach ihrem Ursprung aus dereinst selbständig existierenden Wörtern und deren Bedeutung nahegelegt. An sich ist das eine historische, keine psychologische Frage. Abgesehen von allen im einzelnen unsicheren Hypothesen über die Entstehung der Flexionselemente darf jedoch schon auf Grund der Entwicklung, die sich in dem Nebeneinander der Sprachformen darbietet, immerhin wohl dies als gesichert gelten, daß alle sinnmodifizierenden Verbalelemente

[1] Steinthal a. a. O., S. 136. Man übersetzt sie in diesem Zusammenhang mit „jetzt" oder „damals". Es wäre aber wahrscheinlich richtiger zu sagen, daß sie an sich eigentlich unübersetzbare Gefühlslaute sind.

[2] Müller, II, 1, S. 385.

aus dereinst selbständigen Wortformen hervorgegangen sind, die, dem Wortstamm zuerst loser verbunden, immer fester mit ihm zu einer Worteinheit verschmolzen. Dieser Vorgang liegt freilich gerade bei der Bildung der einfachen Verbalformen in der Regel in so ferner Vergangenheit, daß die Sprachgeschichte hier entweder auf unsichere Hypothesen angewiesen ist oder die fertige Form als eine gegebene hinnehmen muß, ohne über die nähere Art ihrer Entstehung Rechenschaft zu geben[1]).

[1]) Im allgemeinen glaubte die der gegenwärtigen vorangehende Periode sprachgeschichtlicher Forschung unter dem frischen Eindruck der zahlreichen Spuren des Zusammenhangs der indogermanischen Sprachen untereinander die Rekonstruktion einer „indogermanischen Ursprache" noch in erreichbare Nähe gerückt. Sie war daher auch zu bestimmten Hypothesen über die ursprüngliche Zusammensetzung der Verbalformen mehr geneigt als die heutige. Hierher gehören vor allem die von Bopp in seiner „Vergleichenden Grammatik" gegebenen sinnreichen Deutungen der Verbalformen sowie die aus der Kritik oder der versuchten Weiterbildung derselben hervorgegangenen verwandten Etymologien von A. Schleicher, Benfey, G. Curtius u. a. So führte z. B. Bopp das den Optativ charakterisierende Element *i* (idg. **bhéro-i-m*, griech. φέροιμι „ich möchte tragen") auf die Verbalwurzel *i*, die zunächst „gehen", dann „wünschen" bedeute, ferner die Endung *-sio* des Futurums (griech. δείξω für *δεικ-σιω „ich werde zeigen") auf die beiden Verbalwurzeln *i* „gehen" und *as* „sein" zurück, wonach der Wunsch ursprünglich in anschaulicher Form als ein Gehen und Handeln, die zukünftige Handlung aber als eine gewünschte mit Hinzufügung des Seins ausgedrückt worden wäre. Ebenso betrachtete Bopp die Endung *-mai* des Mediums (idg. **és-mai*, griech. ἧμαι „ich sitze") als eine Kontraktion zweier ursprünglich identischer Pronominalelemente der ersten Person *ma-mi* usw. So unsicher diese und ähnliche Ableitungen geschichtlich betrachtet auch sein mögen, und so wenig es daher angebracht wäre, auf sie psychologische Schlüsse zu gründen, so muß man doch anerkennen, daß der geniale Begründer der vergleichenden Grammatik seine Konjekturen durchaus im Geiste des wirklichen Geschehens gedacht hat, wie uns dieses an zahlreichen Beispielen in solchen Sprachen, bei denen die Elemente des Wortes noch loser zusammenhängen, greifbar entgegentritt. Verwendung von Hilfswörtern findet sich in der von Bopp angenommenen Weise in der Tat weit verbreitet; und das Reflexivum wird nicht selten genau in der von ihm vorausgesetzten Weise durch einfache Wiederholung des Personalpronomens oder des ihm entsprechenden Affixes ausgedrückt. Nur die Annahme, daß ursprünglich ein Element, welches „sein" bedeutete, zur Futurbildung verwendet worden sei, ist psychologisch kaum wahrscheinlich: statt des „sein" müßte man eine konkretere Vorstellung, wie „sitzen, wohnen" u. dgl. vermuten. Zur Geschichte der oben berührten Kontroversen vgl. Benfey, Über die Entstehung und die Formen des indogermanischen Optativs (Potentialis). Abh. d. Ges. der Wiss. zu Göttingen, XVI, 1871.

Ein gewichtiges Zeugnis für diese allgemeine Entstehung der zu den Pronominalformen hinzutretenden Hilfselemente des Verbums bildet schließlich der eigentümliche Zusammenhang, der bei der Vergleichung verschiedener, zum Teil weit auseinander liegender Sprachgruppen zwischen dem Grade der Verschmelzung und der sonstigen Struktur der Sprache zu erkennen ist. Überall nämlich, wo der Satz bei seiner Gliederung größere, eine Menge einzelner Begriffselemente in sich schließender Wortgebilde zurückläßt, wie in den Sprachen der uralischen und altaischen sowie der amerikanischen Völker, da sind die Hilfswörter mit ganz verschwindenden Ausnahmen vollständig in Affixbildungen übergegangen. Wo dagegen der Satz in mehr isolierte kleinere Wortgebilde zerlegt wird, wie in den Sprachen der Negervölker, der Malaien und Polynesier sowie in dem monosyllabischen Sprachgebiet, da bleiben, wenn es auch an Affixbildungen nicht ganz fehlt, doch überall jene Hilfselemente selbständiger und demnach, wie wir annehmen dürfen, ihrem ursprünglichen Zustande näher. Dieser Unterschied ist um so bemerkenswerter, weil er im übrigen mit der mehr oder weniger vollkommenen Ausbildung einer Sprache durchaus nicht zusammenhängt. Die malaio-polynesischen Sprachen wird man z. B. in ihrer Ausbildung über die Mehrzahl der an Präfix- und Suffixbildungen reichen amerikanischen Sprachen stellen können, und doch spielen dort, neben dem selbständig gebliebenen Personalpronomen, isolierte Partikeln zum Ausdruck der mannigfachen Nuancen des Verbalbegriffs eine Rolle, die diesen Sprachen gelegentlich den Namen der „Partikelsprachen“ eingetragen hat. Namentlich aber ist das Chinesische, das den Beziehungselementen der Rede im besonderen Grade die Bedeutung selbständiger Wörter bewahrte, im Reichtum der Begriffe wie in der Klarheit und Sicherheit des Satzbaues den agglutinativen Sprachen Hochasiens überlegen. Der Übergang der Hilfswörter in unselbständige Wortelemente hat also mit allem dem, wonach man sonst die Vollkommenheit einer Sprache bemessen mag, gar nichts zu tun: er ist lediglich eine Folge und in gewissem Grade selbst ein Symptom der einer Sprache mehr oder minder eigenen Verschmelzung der Satzbestandteile zu größeren Worteinheiten. Insofern den Verschmel-

zungen und Zerlegungen der Wörter ähnliche Verbindungen und Zerlegungen der Begriffe entsprechen müssen, ist daher jener Übergang immer auch ein Symptom des psychologischen Charakters der Sprache. Doch die hierbei vorkommenden Unterschiede des Verschmelzungsgrades der Begriffe sind kein Maß für deren sonstige Ausbildung.

8. Rückbildung der äußeren Formelemente des Verbums.

Die Erscheinungen, die uns die in ihrer Geschichte bestbekannten, die indogermanischen Sprachen auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung darbieten, stimmen im allgemeinen mit den obigen Ergebnissen vergleichender Betrachtung überein. Der früheste Zustand, in dem sie uns zugänglich sind, zeigt aber bereits ein weit fortgeschrittenes Stadium der Verschmelzung. Die Pronominalelemente des Verbums lassen nur noch undeutlich ihren Zusammenhang mit dem selbständigen Pronomen erkennen, und alle sonstigen Hilfswörter sind zu Flexionselementen geworden, deren Ursprung wegen ihrer innigen Verschmelzung mit dem Wortstamm im allgemeinen unsicher ist. Außerdem unterscheiden sich die meisten dieser Sprachen von andern, nach einem ähnlichen agglutinierenden Typus gebauten durch die geringe Zahl der zu einer Worteinheit gehörenden Elemente. Dabei ist das zweite dieser Merkmale minder allgemein. Es scheint aber mit dem ersten insofern zusammenzuhängen, als, wie dies besonders das Sanskrit zeigt, reichere Wortzusammensetzung mit treuerer Bewahrung der Flexionselemente in einer ursprünglicheren Form in der Regel verbunden ist. Durch die weit vorgeschrittenen Vorgänge der Wortverschmelzung und Wortisolierung, die wahrscheinlich Produkte einer langen, unserer historischen Nachweisung entzogenen Entwicklung sind, finden wir nun die meisten der indogermanischen Sprachen von frühe an in einem Zustand, der eine allmähliche Annäherung an die Form des zweiten, des isolierenden Typus herbeiführte. Denn sobald die Verschmelzung der Flexionselemente über einen gewissen Grad hinausgeht, verlieren diese die ihnen dereinst eigene sinnmodifizierende Kraft, in der die Hilfswörter, denen sie ursprüng-

lich entstammen, immer noch nachwirkten. Dies hat in den einzelnen Sprachen in verschiedenen Stadien ihrer Ausbildung, aber es hat schließlich in den meisten neue Hilfswörter entstehen lassen, welche die ihrer Bedeutung verlustig gegangenen Flexionselemente ersetzen, während der gleiche Prozeß zum Ersatz der unkenntlich gewordenen Pronominalelemente durch die selbständigen Pronomina führte. Auf diese Weise sind die Verbalformen unserer neueren Sprachen in ihrer Zusammensetzung aus zahlreichen, voneinander isolierten und selbständig gebliebenen Wortgebilden in diesem Punkte wieder den primitiveren Formen der Sprache ähnlicher geworden. Auch darin trifft diese Annäherung zu, daß die Mannigfaltigkeit der Modifikationen des Verbalbegriffs in dem Maße eine reichere wurde, als wir, außer durch Hilfsverben, durch die verschiedensten Partikeln und adverbialen Umschreibungen dem Verbum seine für jeden besonderen Fall passenden Bestimmungen beifügen. In dieser Beziehung ist also der Zustand einem primitiven analog, nur daß in den in ihrer Bedeutung mannigfach abgetönten Partikelbildungen das Ursprüngliche auf einer höheren Stufe wiederkehrt. Man könnte sich vorstellen, diese Art des Rückgangs deute den Anfang einer Bewegung an, die zyklisch nach Art einer Schraubenlinie ins Unbegrenzte fortschreite, da ja an den eingetretenen Isolierungs- ein neuer Verschmelzungs-, an diesen wieder ein Isolierungsprozeß sich anschließen könnte, und so in infinitum[1]). Aber es kommt hier doch als ein wesentliches Moment in Betracht, daß die höhere Ausbildung der einzelnen Wortformen und die schärfere Ausprägung ihrer Bedeutungen zugleich Bedingungen sind, die einer künftigen Verschmelzung der Gebilde hemmend in den Weg treten oder diese nur in einzelnen für das Ganze unerheblichen Fällen möglich machen. Solche hemmende Bedingungen bilden namentlich die große Viel-

[1]) In der Tat ist G. v. d. Gabelentz durch Betrachtungen dieser Art zu einer Theorie des „Spirallaufs der Sprachgeschichte" geführt worden (Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben und ihre Methoden, 1891, S. 250ff.). Außer auf die oben angeführten stützt er sich dabei namentlich auch auf die früher (Kap. V, S. 562) erwähnten Erscheinungen beginnender Agglutination in der chinesischen Umgangssprache sowie auf analoge Vorgänge im malaio-polynesischen Sprachgebiet.

gestaltigkeit der Verbindungen der Beziehungswörter, die es zu einer regelmäßigen Wiederkehr der gleichen Verbindung, wie sie zu einer Verschmelzung erfordert wird, nicht leicht kommen läßt, sowie das außerordentlich variierende Vorkommen der sinnmodifizierenden Partikeln, das eine einseitige Affinität zu bestimmten Wortgebilden ausschließt. Auch für die Sprache gilt, daß in keiner geschichtlichen Entwicklung das gleiche zweimal wiederkehrt. Zu Verschmelzungsvorgängen solcher Art, wie sie der ursprünglichen Entstehung der Wortformen zugrunde lagen, gehört eine Stabilität der Gedankenbildung und eine Gleichförmigkeit der Begriffsverbindungen, wie sie einer fortgeschrittenen Kultur nicht mehr eigen sind.

Doch diesen fortwährend wechselnden geschichtlichen Entwicklungsformen steht allerdings die Gleichförmigkeit der psychologischen Gesetze auch im Gebiet der Sprache gegenüber. Sie bedingt es, daß, wo immer das Material zur Bildung eines komplexen Begriffs in gesonderten Wortvorstellungen gegeben ist, auch die Verbindung dieser Bestandteile zum Ganzen des Gedankens sich immer in der gleichen Weise wiederholen muß. Aus Hilfsverben, Partikeln und selbständigen Pronominibus setzt daher der moderne Romane, Engländer oder Deutsche, gerade so gut wie der Neger und Polynesier, die Verbalformen zusammen. In der Anwendung dieser Hilfsmittel bleibt die Sprache stets die nämliche, mögen sich auch die Hilfswörter selbst durch ihre reichere und zum Teil abstraktere Bedeutungsentwicklung den geänderten Bedürfnissen des Denkens angepaßt haben. Aber noch in einer andern, allgemeineren Beziehung gleichen sich die Vorgänge der syntaktischen Fügung auf so verschiedenen Stufen. Diese Vorgänge sind nirgends, oder sie sind doch nur in verschwindenden und deshalb für die Gesamtentwicklung kaum in Betracht kommenden Ausnahmefällen aus planmäßiger Überlegung hervorgegangene Handlungen; sondern sie sind natürliche, unter den gegebenen Bedingungen notwendige Erzeugnisse, nicht anders wie etwa die mimischen Bewegungen, die irgendeinen Affekt begleiten.

Die so durch assoziative Attraktion selbständig bleibender Hilfswörter gebildeten Verbalformen beschleunigen dann aber

ihrerseits den Verlust der einst bedeutsam gewesenen Flexionselemente. Dies geschieht freilich wiederum nicht etwa deshalb, weil das Überflüssige absichtlich abgeworfen wird, sondern weil sein Verschwinden eine notwendige Folge der veränderten Apperzeptionsbedingungen ist. Dem Lateiner waren einfache Verbalformen, wie *am-o*, *am-as*, *am-at*, die Träger zweier Vorstellungen, des Verbalbegriffs und der handelnden Person. Für den Franzosen hat sich der Verbalbegriff auf das selbständig bleibende Wort *aime* zurückgezogen, das in der zweiten Person (*aimes*) im allgemeinen nur noch in der Schrift, nicht mehr in der Sprache die charakterisierende Endung beibehalten hat. Das Wort ist demnach infolge der wechselseitigen Assoziation aller diese Vorstellung enthaltenden Formen schließlich ein der lateinischen Stammsilbe *am-* entsprechendes selbständiges Gebilde von konstanter Form geworden. Dabei wirkt aber, wie gerade das Romanische zeigt, dieser begrifflichen Assoziation eine andere, die von der vorhandenen Lautform ausgeht, entgegen; sie hat in dem angezogenen Beispiel in den Pluralformen *aim-ons*, *aim-ez*, *aim-ent* (aus *am-amus*, *am-atis*, *am-ant*), bei der letzten freilich in dem modernen Französisch wiederum nur in der Schrift, bis jetzt die Oberhand behalten, während das Englische, das hier durch fast alle Personen der Ein- und Mehrzahl hindurch das nämliche Begriffswort *love* gebraucht, der begrifflichen Assoziation schon stärker nachgegeben hat. Nur in der dritten Person Sing. (*loves*) ist in diesem Fall das demonstrative Suffix noch in der Schriftsprache erhalten geblieben. Natürlich ist es nun wieder ganz und gar eine notwendige Wirkung der im einzelnen Fall vorhandenen Bedingungen, welche der beiden Assoziationskomponenten, ob die begriffliche, die zur Gleichheit der Form führt, oder die lautliche, die das Beharren bei den bestehenden Unterschieden erzeugt, in einem gegebenen Moment die Oberhand behält. Dafür bildet besonders die in einer großen Zahl parallel laufender Erscheinungen wiederkehrende Tatsache, daß im allgemeinen die Pluralformen mehr der konservativ wirkenden Lautassoziation folgen, einen deutlichen Beleg. Sie sind durchweg die seltener gebrauchten. Die verändernden Assoziationswirkungen müssen aber nach den allgemeinen Übungsgesetzen

mehr bei den oft gebrauchten und demnach die erhaltenden umgekehrt bei den selteneren zur Geltung kommen[1]). Die in der Sprachwissenschaft immer noch umgehenden bildlichen Ausdrücke von „Verstümmelung“ oder „Verwitterung“ der Formen sind daher auch hier leicht geeignet, den wahren Sachverhalt zu verhüllen, weil das Bild selbst für eine Erklärung der Sache gehalten wird und dieses Bild noch dazu ungenau ist. Die Verstümmelung eines Organismus beeinträchtigt, indem sie ihn mehr oder minder wichtiger Organe beraubt, seine Lebensfunktionen. Die Verwitterung zerstört das Gestein, indem sie es allmählich in seine Moleküle auflöst. Jene Veränderung der Formen, bei der die Wortverschmelzungen einer älteren Sprachperiode durch Kompositionen mit relativ selbständig bleibenden Hilfswörtern ersetzt werden, ist aber gerade so gut wie die in einer früheren Periode eingetretene Verschmelzung selbst eine Entwicklung, und zwar eine unter den gegebenen psychischen Bedingungen notwendige. Man könnte also mit demselben Rechte die dereinstige Bildung von Flexionselementen aus selbständigen Hilfswörtern eine Verstümmelung oder Verwitterung nennen. Es gibt überhaupt keine Periode der Sprache, wo nicht Elemente verloren gehen, die der überwiegenden Macht entgegengerichteter Assoziations- und Apperzeptionsmotive unterliegen, und wo nicht umgekehrt andere entstehen, die durch positive Motive erweckt werden. In diesen fortwährenden Gegenwirkungen von Untergang und Neubildung besteht eben auf dem Gebiet der Sprache, gerade so wie auf dem des organischen Lebens, das was wir Entwicklung nennen.

9. Verbale Lautmetaphern.

Bilden auf diese Weise die aus der Zusammensetzung mit Hilfswörtern hervorgegangenen Verbalformen ein Gebiet fortwährender Wandlungen, so scheint sich verhältnismäßig stabiler eine zweite Klasse parallel gehender Laut- und Begriffsmodifikationen des Verbums zu verhalten, die wir unter dem Namen der „verbalen Lautmetaphern“ zusammenfassen können. Sie sind

[1]) Vgl. oben S. 165 Anm. 2.

eine spezielle Form der in anderm Zusammenhang bereits erörterten „natürlichen Lautmetaphern“ (Kap. III, S. 348 ff.), und zwar derjenigen Art, bei der Modifikationen einer und derselben Tätigkeit durch Lautvariationen von entsprechendem Gefühlston bezeichnet werden. Des Vorkommens solcher Lautvariationen in den semitischen Sprachen ist bereits gedacht worden (ebenda S. 362). Sie sind außerdem hauptsächlich noch in den hamitischen und manchen Negersprachen zu finden[1]). So wenn im Dinka die Lautdehnung der das Perfekt und das Futurum andeutenden Hilfselemente den Übergang aus der aktiven in die passive Form bezeichnet, oder wenn im Kanuri die nämlichen Verbalformen mit kürzeren Pronominalsuffixen eine auf das handelnde Subjekt beschränkte, intransitive oder mediale, in einer längeren Lautform dagegen eine nach außen gerichtete, transitive Bedeutung besitzen usw.[2]). Wie hier der intensivere Gefühlston, der dem Leiden oder der nach außen gerichteten Tätigkeit innewohnt, in der Lautverlängerung, so können ferner zuweilen Vertiefung und Erhöhung des Vokaltons analog wie im Semitischen, qualitative Variationen des Begriffs ausdrücken. So in den Mandesprachen, wo die drei Hilfspartikeln *nu*, *ni* und *wi* verschiedene Abstufungen des Präteritums bezeichnen, der tiefe Vokal die ferne, der höhere die nahe Zeit. Da in diesem Fall die gleichen Hilfswörter in anderer Verbindung auch als Ortspartikeln vorkommen, wo sie einem „dort“ und „hier“ entsprechen, so sieht man zugleich, wie eng diese Art der Variierung des Verbalbegriffs mit dem sonstigen Auftreten der Lautmetaphern zusammenhängt[3]).

Verwandte, nur in ihren äußeren Hilfsmitteln abweichende Modifikationen sind jene, die durch die Beifügung hinweisender Elemente, meist in der Form von Präfixen oder in dem Wechsel zwischen Präfigierung und Suffigierung bestehen, oder wo endlich die Reduplikation den Begriff verändert[4]). Hierbei sind unter

---

[1]) Vgl. Müller, II, 1, S. 14f.; III, 2, S. 240f.

[2]) Müller, I, 2, S. 54, 201f.

[3]) Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 117. Vgl. hierzu die Lautmetaphern für Ortsbegriffe in Kap. III, S. 355.

[4]) Vgl. Kap. III, S. 371.

den als Lautmetaphern zu deutenden Variationen der Stellung die der Pronominalelemente wohl die verbreitetsten. In jenem Stadium, wo sich die Verbalform eben erst von den Nominalformen zu differenzieren beginnt, ist es nicht selten die bloße Stellung der Pronominalaffixe, die den Verbalbegriff als solchen kennzeichnet. Wird das Besitzpronomen durch ein dem Wort angehängtes Suffix wiedergegeben, so drückt dann die bloße Umwandlung dieses Suffixes in ein Präfix den Übergang in das Verbum aus[1]). Es entspricht dies der auch sonst vorwaltenden Neigung, das Personalpronomen da, wo es noch von dem Verbalstamm gesondert ist, diesem voranzustellen. Bei solchen Sprachen, in denen, wie in den amerikanischen und malaiischen, in der Nominalbildung die Präfigierung der pronominalen Besitzelemente herrschend ist, kann sich aber die umgekehrte Differenzierung herausbilden: einer Nominalform wie „mein Schreiben“ tritt also dann eine Verbalform „schreiben ich“ gegenüber[2]). Geht man von der in den meisten dieser Fälle zweifellosen Priorität der Nominalbildung aus, so wird man in jeder dieser Stellungsänderungen eine stärkere Hervorhebung des Pronominalelementes erblicken dürfen, die dem bestimmteren Hervortreten der handelnden Personen entspricht: die ungewohnte Stellung führt eben an und für sich schon eine Betonung mit sich, die dann noch gesteigert wird, wenn jene zugleich den Wortanfang bildet. In dieser Beziehung schließen sich die ähnlichen Stellungsänderungen, wie sie sich bei den Verbalformen selbst zum Ausdruck bestimmter Begriffsunterschiede finden, eng an diese Erscheinungen an. Dahin gehört z. B. der charakteristische Ortsunterschied der Personalelemente in den beiden Zeitformen des semitischen Verbums, dem sogenannten Perfektum und Imperfektum, indem jene bei dem ersteren suffigiert, bei dem letzteren präfigiert werden. Man kann darin wohl einen Ausdruck

---

[1]) So namentlich durchgehends in afrikanischen Sprachen, so verschieden dieselben auch sonst in ihrer Struktur sein mögen, z. B. in vielen Sudansprachen (Müller, I, 2, S. 164, 189), ferner im Fulbe und Kumana (ebenda III, 1, S. 13, 54f.).

[2]) Müller, II, 1, S. 354 (Moxos), II, 2, S. 142 (Malaiisch). Vgl. oben S. 162 Anm. 2.

des durch den Gefühlston vermittelten verschiedenen Apperzeptionswerts der beiden in der Verbalform enthaltenen Hauptvorstellungen erblicken: bei der vollendeten Handlung steht die Handlung selbst, da die Aufmerksamkeit ganz auf den Effekt gerichtet ist, im Vordergrund des Bewußtseins; bei der noch unvollendeten wird zunächst das handelnde Subjekt apperzipiert, erst nach ihm die Handlung, die entweder überhaupt noch nicht wahrgenommen werden kann, oder doch, im Ablauf begriffen, der Anschauung nicht standhält. Begreiflich daher, daß ganz analoge Stellungsunterscheidungen auch da vorkommen, wo die gleichen Verbalbegriffe durch Hilfsverben charakterisiert werden. In der einfachsten Weise geschieht das, wenn in den Bantusprachen aus Hilfsverben entsprungene Suffixe das Perfektum, Präfixe das Präsens und Futurum ausdrücken[1]). Der Unterschied vom Semitischen ist hier bloß der, daß die charakterisierenden Elemente nicht Pronomina, sondern wechselndere, selbst schon zur Tempusbedeutung in Beziehung stehende Hilfswörter sind. Dabei mag übrigens in beiden Fällen zur Bildung der Perfektform auch noch jene engere Assoziation mit der Nominalform und dem Besitzverhältnis beigetragen haben, die in andern Sprachgebieten gerade hier eine fortdauernde Vermischung mit dem Nomen bewirkt hat, und die sich auch noch in der Verwendung unseres Hilfszeitworts „haben" mit dem zugehörigen Verbalnomen für das Perfektum findet. Da in jenen Sprachen, in denen der Unterschied zwischen Perfektum und „Infektum" durch die angegebenen Stellungsunterschiede ausgedrückt wird, das Possessivpronomen dem Nomen nachfolgt, so kann hier, infolge der sonstigen Beziehungen der Begriffe, leicht ein assoziativer Einfluß der einen auf die andere Form stattfinden. Übrigens sind diese Tempusunterschiede nicht die einzigen, die durch Variationen der Stellung ausgedrückt werden. So führen im Baskischen nur die intransitiven Verbalformen, also diejenigen, bei denen die Vorstellung des Handelnden am schärfsten apperzipiert wird, den Ausdruck des Subjekts in einer deutlich gesonderten und dem Verbalstamm präfigierten Form mit sich, während bei dem transitiven Verbum das subjektive und objektive Element

[1]) Müller, I, 2, S. 258f.

beide dem Verbum inkorporiert werden, wobei natürlich auf den dem eigentlichen Verbalbegriff entsprechenden Teil des Wortes wiederum das Hauptgewicht fällt[1]). Eine weitere Modifikation der gleichen Erscheinung ist in den polynesischen Sprachen die abweichende Bildung des Passivums durch suffigierte, der Kausativ-, Desiderativ- und Reflexivstämme durch präfigierte Partikeln[2]). Hier ist es das Leiden, das als eine hinter dem Verbalinhalt zurücktretende Modifikation des letzteren empfunden wird, wie es ja auch weite Sprachgebiete gibt, die das Aktivum und Passivum überhaupt nicht unterscheiden, sondern die entsprechenden Verhältnisse erst durch die zugehörige Kasusform des Nomens erkennen lassen (S. 148f.). Um so mehr gewinnen dann aber in diesen Fällen die Unterscheidungen der Formen der Handlung selbst eine Bedeutung, die, sobald sie in der Apperzeption dominiert, eine Voranstellung der entsprechenden Hilfselemente herbeiführen kann.

Eine letzte und wohl die verbreitetste Art verbaler Lautmetaphern ist endlich die Reduplikation. Ihrer Anwendung zur Bildung iterativer, kontinuativer und intensiver Formen ist bereits gedacht worden[3]). Wie sie die sinnlich anschaulichste unter allen ist, so hat sie sich auch in vielen Sprachen mit großer Beharrlichkeit behauptet. Dabei kann sie nicht nur in jenen volleren Formen vorkommen, in denen der Verbalstamm selbst ihr unterliegt, sondern auch in abgeschwächteren, wobei bloß gewisse sinnmodifizierende Elemente des Wortes verdoppelt werden und so eine engere Variation des Grundbegriffs hervorbringen. Dahin gehört es z. B., wenn im Bantu der Potentialis, der die bloße Möglichkeit eines Ereignisses angibt, in den Optativ, den Ausdruck, daß das mögliche Ereignis erwünscht sei, übergeht, wenn das präfigierte Pronomen verdoppelt wird (*dinga-tanda* „ich könnte lieben", *dinga-dinga-tanda* „ich wünsche zu lieben"), oder wenn im Irokesischen das Passivum durch die Reduplikation seines Präfixes in ein Reziprokum übergeht (*k-onis* „ich mache", *k-at-onis* „ich werde gemacht", *k-atat-onis* „ich mache mich

[1]) Müller, III, 2, S. 17.
[2]) Ebenda II, 2, S. 30ff.
[3]) Vgl. Kap. V, S. 638ff.

selbst"). Augenscheinlich wird hier das Leiden durch sich selbst als ein verstärktes Leiden aufgefaßt und sinnlich ausgedrückt[1]).

Gegenüber den durch ursprüngliche Hilfswörter hervorgebrachten Veränderungen des Verbalbegriffs erscheinen diese durch Lautmetaphern erzeugten im allgemeinen als die stabileren. Erhöhung und Vertiefung, Verschärfung und Milderung des Klanges, Voranstellung und Nachsetzung eines Wortelements, endlich der einfache Laut und seine Verdoppelung sind Vorgänge, die, sobald sie einmal vorhanden sind, wesentliche Umwandlungen ihrer Form nicht mehr zulassen, abgesehen von der bei der Reduplikation möglicherweise von Anfang an vorhandenen Abstufung zwischen vollständiger und teilweiser Wiederholung, die dann durch Abschwächung der letzteren allmählich auch ein völliges Verschwinden der Erscheinung herbeiführen kann. Welcher von jenen beiden bei der Entstehung der Verbalformen ineinander greifenden Vorgänge der ursprünglichere sei, läßt sich aber kaum sicher entscheiden. Nur so viel ist gewiß, daß überall da die Lautmetapher das Spätere sein muß, wo sie die Bildung von Hilfselementen bereits voraussetzt, wie bei der Reduplikation der letzteren. Auch die selbständigen Lautmetaphern scheinen jedoch gerade in den Sprachen, in denen sie eine ausgedehnte Verwendung finden, ursprünglich einförmiger und erheblich beschränkter in ihrer Bedeutung gewesen zu sein. Ihre reichere Differenzierung und die parallel gehende Mannigfaltigkeit ihrer Bedeutungen ist also in allen Fällen ein Produkt allmählicher Entwicklung[2]). Dazu kommt, daß gerade in solchen Sprachgebieten, in denen die Wortbildung auf einer primitiven Stufe verblieben ist, wie in den amerikanischen, australischen und einem großen Teil der afrikanischen, die Reduplikation zwar nicht ganz fehlt, aber doch nur in beschränktem Umfang, beim Verbum namentlich zur Bildung von Iterativ- und Intensivformen, vorkommt, und daß sie sich in manchen Fällen, besonders

[1]) Müller, I, 2, S. 260 (Bantu), II, 1, S. 209f. (Irokesisch).

[2]) Vgl. in bezug auf die Entwicklung des semitischen (und teilweise des hamitischen) Verbums Zimmern, Vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen, S. 81ff.

in ihrer erweiterten Verwendung für Durativ- und Präsensformen, als eine spätere Bildung erweist[1]).

Alles dies führt zu dem Schlusse, daß die Verbindung mit Hilfswörtern als die hauptsächlichste Form der Entstehung ursprünglicher Verbalformen anzusehen ist, zu der zunächst nur im beschränkteren Umfang und für einzelne, zu intensiverer Gefühlsbetonung besonders herausfordernde Fälle Lautmetaphern hinzutraten. Auch in der weiteren Entwicklung haben dann vorzugsweise die an den ersten dieser Prozesse sich anschließenden Verschmelzungen die Verbalbildung beherrscht.

V. Abwandlungsformen des Verbums.

1. Allgemeine Übersicht der verbalen Abwandlungsformen.

Unter „Abwandlungen" verstehen wir hier diejenigen Modifikationen, die ein in den Grundelementen eines Verbums ausgedrückter Begriff teils durch Variation der ursprünglichen Lautbestandteile, teils durch Verbindung mit andern Wortelementen erfahren kann. In den Eigentümlichkeiten, die das Verbum in der Bildung solcher Formen darbietet, offenbaren sich seine charakteristischen Unterschiede vom Nomen; zugleich zeigt es aber darin nicht minder gewisse Analogien zur Nominalbildung, so daß beides zusammen, Unterschiede wie Übereinstimmungen, das psychologische Verhältnis dieser Wortformen von verschiedenen Seiten beleuchten.

Drei Erscheinungen sind es, die sich bei der Bildung der verbalen Abwandlungsformen vereinigen: 1. die Verbindung mit Pronominalelementen, durch welche der im Verbum ruhende Zustandsbegriff auf bestimmte Subjekte, in manchen Sprachen auch auf Objekte und sogar vorzugsweise auf solche bezogen wird; 2. Verbindungen mit hinzugefügten (meist präfigierten oder suffigierten) Beziehungselementen, welche die Anzahl der Gegenstände ausdrücken, auf die sich der im Verbum ruhende Zustandsbegriff bezieht: die verbale Numerusbildung; und 3. Verbindungen mit Beziehungselementen oder Lautvariationen,

[1]) S. z. B. im Verbum der Barisprache, Müller, I, 2, S. 67.

durch welche der ursprüngliche Inhalt des Verbalbegriffs selbst näher bestimmt wird. Solche Bestimmungen sind z. B. Dauer des Vorgangs, Wiederholung der Handlung, ihre Verlegung in eine vergangene oder zukünftige Zeit usw. Wir wollen diese dritte Form von Abwandlungen, um, gegenüber der sie in der Regel begleitenden Personen- und Numerusbezeichnung, einen unterscheidenden Namen zu gebrauchen, die Determination des Verbalbegriffs nennen. Abwandlungen mit verschiedener Determination der Begriffe sind also solche wie *stehe* und *stand*, *amo* und *amor*, *stellen* und *aufstellen*, aber auch *stecken* und *stechen*.

Von diesen drei Abwandlungsformen beruht, wenn man auf sie die Sonderung in Grund- und Beziehungselemente anwendet, die erste, die Personenbezeichnung, auf der Verbindung mit weiteren, selbständigen Grundelementen. Denn auf solche ist der Personenausdruck auch dann zurückzuführen, wenn er zu bloßen Pronominalsuffixen verkürzt ist: liegt doch in diesen gerade so wie in dem vollen Pronomen der Begriff einer Person oder auch (bei der dritten Person) eines Gegenstandes. In dieser dem Verbum eigenen Verbindung zweier Wortbestandteile, die beide selbständige Vorstellungen sind, ist zugleich die dasselbe wesentlich von dem Nomen unterscheidende Eigenschaft begründet, in seinen ursprünglichen Formen Träger eines ganzen Gedankens, eines Satzes zu sein. Eben darum geht es aber in denjenigen Ableitungen, in denen ihm die Personalelemente abhanden kommen, Infinitiv-, Partizipal- und Gerundialformen, in eine nominale Bildung über; und anderseits kann das Nomen nur in solchen Verbindungen das Verbum ersetzen und ebenfalls Träger eines Satzinhalts werden, in denen es sich mit der ihm eigenen Pronominalform, dem Possessivum, verbindet, ein Vorgang, den wir auf früheren Entwicklungsstufen der Sprache als einen überaus verbreiteten vorfanden (S. 140 ff.).

Diesen das Verbum vorzugsweise charakterisierenden Verbindungen mit Personalelementen stehen nun die andern Abwandlungen als solche gegenüber, bei denen Verbindungen mit Beziehungselementen die entscheidende Rolle spielen. Hierzu sind auch jene Lautvariationen zu rechnen, die ursprüngliche

Grundelemente treffen, da eben hiermit immer zugleich, nach der früher (Kap. V, S. 594) hervorgehobenen fließenden Natur dieser Bestandteile, ein Übergang der einen in die andern verbunden ist. Von den beiden zu diesen verbalen Abwandlungen zweiter Art gehörigen Formen entspricht die eine, die Numerusbildung, durchaus der Numerusbildung des Nomens. In den gleichen Zahlbegriffen wie diese, Singular, Dual, Plural, sich bewegend, unterscheidet sie sich nur dadurch, daß sich die Numeruselemente, namentlich bei bereits entwickelter, die Wortformen strenger scheidender Verbalbildung, nicht mit dem den Verbalbegriff tragenden Wortstamm selbst, sondern mit den ihm angefügten Personalelementen verbinden. Dies hat seinen klar ersichtlichen Grund darin, daß es eben auch hier direkt der Personen-, nicht der Verbalbegriff ist, auf den sich die Zahl bezieht. Nur Gegenstände oder Personen sind an und für sich zählbar: der Numerus haftet daher ebenso an dem Nominal-, wie die Person an dem Verbalbegriff; zu dem letzteren gesellt sich jener nur mittels des mit ihm verbundenen Nominalbestandteils, des Pronominalelements. Darum ist dieser Zusammenhang am deutlichsten, wo sich die Verbindung des Verbums mit seinem Pronominalelement noch im Stadium der Agglutination befindet: er wird unkenntlich, wenn die Verschmelzung beider Bestandteile zu einer einheitlichen Form erfolgt, die sich dann weiterhin noch durch den Hinzutritt des selbständigen Pronomens ergänzt. Indem nun dieser neuen Pronominalform wieder die Numerusbestimmung anhaftet, bleibt bei dem eigentlichen Verbum schließlich nur noch ein bedeutungsloser Rest erhalten, der unter der Wirkung allgemeiner Lautveränderungen vollständig verloren gehen kann.

Wesentlich anders verhält es sich mit der dritten Abwandlungsform, die oben als Determination des Verbalbegriffs bezeichnet wurde. Für den Inhalt des Verbalbegriffs selbst ist sie die wichtigste: sie verleiht diesem jene mannigfachen Modifikationen der Bedeutung, durch die ein bestimmter Stammbegriff die verschiedensten, den wechselnden Motiven des Denkens folgenden Variationen erfahren kann, so daß von verhältnismäßig wenigen Mittelpunkten aus eine reiche Fülle neuer Zustandsbegriffe geschaffen wird, die meist zugleich durch die schon im

Laut erkennbare Beziehung zu bestimmten Grundformen ein System verwandter Formen bilden, in welchem die Variationen von Laut und Bedeutung einander parallel gehen. Mit den Nominalbildungen verglichen ist diese dritte Art der Abwandlungen am nächsten den Kasusformen verwandt. Um diese Beziehung anzudeuten, wurde oben der Ausdruck Determinationsformen gewählt, im Hinblick auf die früher betrachteten „Kasus der inneren und der äußeren Determination“, die als die analogen Abwandlungen des Nominalbegriffs angesehen werden können. Die Grammatik hat jedoch diese Determinationsformen des Verbums nicht, wie die des Nomens, unter einem einheitlichen Begriff zusammengefaßt, sondern in die drei Begriffe der Genera, Modi und Tempora auseinander gelegt. Ihre Zusammengehörigkeit gibt sich gleichwohl darin zu erkennen, daß, analog etwa wie die Kasus der äußeren und der inneren Determination vielfach ineinander fließen, so auch zwischen jenen drei Verbalbegriffen die Grenzen teils von vornherein unsicher sind, teils durch Bedeutungsübergänge unsicher werden können. Nicht minder findet dieser Zusammenhang seinen Ausdruck in der Beschaffenheit der sprachlichen Mittel, durch welche die Begriffsvariationen zustande kommen. Diese Mittel bestehen in seltenen Fällen, und mehr hervortretend nur in gewissen Sprachgebieten, in Lautmetaphern, vorzugsweise aber in Beziehungselementen, die aus ursprünglich selbständigen Hilfswörtern entstanden zu sein scheinen. Von den beiden Hauptmitteln der Verbalbildung, den Verbindungen mit Pronominalelementen und mit Hilfswörtern, ist es demnach vorzugsweise dieses zweite, aus welchem die verbalen Determinationsformen hervorgehen, während das erste den Verbalbegriff bloß nach seinem allgemeinen psychologischen Charakter gegenüber dem Nomen abgrenzt.

2. Genera, Modi und Tempora der Grammatik.

Auf welchem der oben bezeichneten Wege nun, ob durch Hilfselemente, durch Lautmetaphern oder durch beide zusammen die Determinationsform eines Verbums entstanden sein mag, stets bezeichnet sie irgendeine Variation eines in einem ursprüng-

lichen Verbalstamm ausgedrückten Zustandsbegriffs die entweder durch Eigenschaften des wahrgenommenen Vorgangs oder durch den subjektiven Zustand des Redenden oder endlich durch das Wechselverhältnis dieser beiden Momente verursacht wird. Natürlich können aber diese verschiedenen Faktoren ebensogut jeder getrennt von den andern wie zu zweien oder dreien verbunden den begrifflichen Inhalt einer Verbalform ausmachen. Denn hier wie überall ist unsere abstrahierende Zerlegung der Erscheinung später als diese selbst; und die Sprache folgt bei der Bildung der Formen in jedem einzelnen Fall konkreten Motiven, die an kein Schema gebunden sind, und in denen sich vielfach die verschiedenen Bedingungen durchkreuzen, die wir dann nachträglich durch unsere Unterscheidungen zu sondern suchen.

In diesem Sinn ist es denn auch eine künstliche Scheidung, wenn die Grammatik die Gesamtheit der einer Sprache verfügbaren Verbalformen in Genera, Modi und Tempora gesondert hat. Es ist überdies eine Einteilung, deren Bezeichnungen, abgesehen von dem unmittelbar empirisch fundierten Begriff des „Tempus", einer Region philosophischer Begriffsbildung entnommen wurden, die mit den Variationen des Verbalbegriffs selbst nur teilweise zusammentrifft. Gleichwohl ist diese Dreiteilung einer richtigen Beobachtung entnommen, die nur dann in Widerspruch mit der Erfahrung gerät, wenn man entweder die drei Formen als gegeneinander abgeschlossene Begriffssphären, oder wenn man den Modus als eine dem Genus und das Tempus wieder als eine dem Modus unterzuordnende Form ansieht. Eine solche Begriffsleiter bilden jene drei Gestaltungen des Verbalbegriffs nicht im mindesten. Vielmehr entspricht jede von ihnen lediglich einem der Faktoren, die bei der Bildung eines Verbalbegriffs in der Regel sämtlich zusammenwirken. Als solche Faktoren können aber selbstverständlich nur die psychischen Motive gelten, die zur Erzeugung der einzelnen den Inhalt eines Begriffs bestimmenden oder variierenden Determinationsformen geführt haben. In der Tat sind es offenbar, wenn auch unklar empfunden, solche psychische Motive, die zur Unterscheidung von Genus, Modus und Tempus Anlaß gaben. Denn die unter dem Genus zusammen-

gefaßten Formen stimmen darin überein, daß sie den objektiven Inhalt des Verbalbegriffs in der mannigfaltigsten Weise variieren. Solche objektive Unterschiede sind: die Wiederholung der Handlung (Iterativum), ihre Häufigkeit (Frequentativum), Steigerung (Intensivum), Dauer (Durativum), Begrenzung (Limitativum) usw. Außer diesen an dem Vorgang selbst zu beobachtenden Eigenschaften sind dann auch noch solche zu den objektiven Variationen des Verbalbegriffs zu rechnen und werden demnach zumeist dem „Genus" zugezählt, die sich aus der Verbindung zweier Vorgänge ergeben, und bei denen irgendeine zwischen diesen stattfindende Kausalbeziehung hinzugedacht wird: so die Veranlassung zu einer Handlung (Kausativum), die Gemeinsamkeit der Handlung (Kooperativum), ihr Wechselverhältnis zu den gleichen Handlungen Anderer (Reziprokum). Daran schließen sich aber weitere Verlaufsarten, die zugleich zu einem subjektiven Vorgang in Beziehung gebracht werden können, und die sonach psychologisch bereits auf der Grenze zu der folgenden Klasse stehen: so der erwartete Vorgang (Desiderativum), die Zurückbeziehung der Handlung auf den Handelnden (Reflexivum), das Erleiden einer Handlung (Passivum). Wie man sieht, bilden diese mannigfachen Arten objektiven Geschehens eine Stufenfolge, die von der Auffassung des einzelnen, in irgendeinem Zustand befindlichen oder einem Wechsel von Zuständen unterworfenen Gegenstandes zu der Wechselbeziehung zweier oder mehrerer objektiv gegebener Vorgänge und endlich von dieser aus zu der Vorstellung einer Wechselbeziehung des Subjekts zu dem objektiven Inhalt der Handlung oder zu den Handlungen anderer Subjekte führt.

Hiermit ist der Übergang zu der zweiten Art von Variationen des Verbalbegriffs erreicht: zu solchen, die ausschließlich die auf einen objektiven Vorgang bezogenen Zustände des wahrnehmenden Subjekts ausdrücken, Unterschiede, welche die Grammatik als solche des Modus bezeichnet. Schon mehrere der oben noch zur objektiven Reihe gezählten Formen, wie Kausativum, Kooperativum, Reziprokum, bereiten diesen Übergang vor. In einer weiteren Reihe von Übergangsformen wird die Beziehung auf das Subjekt zu einer noch festeren, indem es über-

haupt nur der begleitende subjektive Zustand ist, der einer bestimmten Verbalform ihren Charakter gibt. Der Unterschied vom „Modus“ liegt hier nur darin, daß immer noch der objektive Vorgang im Vordergrund des Bewußtseins steht, zu dem die Beziehung auf das Subjekt als eine sekundäre Bestimmung hinzukommt. Bei dem eigentlichen Modus drückt dagegen die Verbalform als solche nur den subjektiven Zustand aus, und der objektive Vorgang erscheint nunmehr bloß als die äußere Bedingung, mit der jener zusammenhängt. Das Verhältnis des „Desiderativum“ zu dem „Optativ“ veranschaulicht dies am klarsten. Das Desiderativ „ich will schreiben“ (lat. *scripturio*) schließt in sich, daß die Handlung bestimmt ausgeführt wird. Es wird daher zunächst die bevorstehende Handlung selbst vorausgesetzt, zu der dann erst die Nebenbestimmung hinzutritt, daß sie von mir gewollt sei. Die Verbalform ist also gewissermaßen eine mit einer modalen Nebenbestimmung behaftete „Genusform“. Dagegen der Optativ „ich möchte schreiben“ ist bloßer Ausdruck des Wunsches: er enthält an sich nur eine bestimmte Aussage über einen subjektiven Zustand, zu dem jetzt umgekehrt die Handlung des Schreibens die objektive Nebenbestimmung bildet, auf die sich jener Zustand bezieht. Ähnlich verhält es sich mit den übrigen Modusformen, dem Dubitativ, Kohortativ, Imperativ und dem in seinen Gebrauchsweisen schwankenden Konjunktiv, der ursprünglich wohl eine Voraussicht ausdrückt, dann aber, wenigstens im Indogermanischen, mannigfache Arten logischer Abhängigkeit bezeichnen kann[1]).

Ähnlich wie auf diese Weise aus dem reinen, mit dem vollkommen objektiv gedachten Zustandsbegriff sich deckenden „Genus“ durch Zwischenformen mit subjektiven Nebenbestimmungen der eigentliche „Modus“ hervorgeht, so führen nun andere subjektive Assoziationen, die sich mit der objektiven Vorstellung verbinden, von dem Genus sowohl wie von dem Modus zu der dritten Klasse der Verbalbegriffe, dem Tempus. Der

[1]) Über die wahrscheinliche Bedeutungsentwicklung des Konjunktivs und Optativs vgl. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen, II, S. 243, 367 ff., und Neue Jahrbücher für klass. Philologie, 1902, S. 326 ff.

reine Zeitbegriff in seiner Anwendung auf Zustände oder Handlungen ist an und für sich nur in den Formen der *drei Zeitstufen* Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft und ihrer wechselseitigen Komplikationen möglich. Solche Komplikationen können aber in rein zeitlicher Form wieder nur insofern stattfinden, als sich der Redende entweder auf eine frühere Zeitstufe zurück- oder in eine künftige vorausversetzt und nun *von diesen in Gegenwart verwandelt gedachten Zeitpunkten aus* in beiden Fällen eine vergangene Zeitstufe ausdrückt. Das würden im ganzen *fünf* Formen für den Ausdruck der Zeit sein, drei unmittelbare: Präsens, Präteritum und Futurum, und zwei mittelbare, die in dem Fließen der Zeit und der hierdurch bedingten beliebigen Verschiebbarkeit des Standpunkts der Gegenwart ihren Grund haben: Plusquamperfektum und Futurum exaktum. Doch diese drei oder fünf Zeitstufen haben kaum in einer einzigen Sprache zu einer klaren Ausbildung in Gestalt bestimmt abgegrenzter Temporalformen des Verbums geführt, sondern die Verhältnisse schwanken hier zwischen Mangel und Überfluß, zwischen einem Zustand, wo nicht einmal die drei fundamentalen Zeitstufen existieren, und einem andern, wo außerdem weitere Modifikationen des Zeitbegriffs unterschieden werden. Nun ist natürlich ein solcher Überfluß nur dadurch möglich, daß es auch hier Übergangsformen gibt, also Genera oder Modi, die nebenbei temporale Bestimmungen enthalten. In der Tat ist dies schon vermöge der verwickelteren Bedingungen zu erwarten, unter denen der Begriff des „Tempus" steht. Fassen wir nämlich diesen Begriff, unter Beiseitesetzung der in der Grammatik ihm zugezählten Übergangs- und Mischformen, als *reine Zeitstufe* auf, so enthält diese in ihrer Verbindung mit dem Grundbegriff des Verbums stets eine *Orientierung des objektiven Vorgangs nach der momentanen Bewußtseinslage des Subjekts*. Die Zeitstufe in diesem aller Nebenbestimmungen entkleideten Sinn ist also *reiner Relationsbegriff*. Sie enthält weder irgend etwas über den objektiven Inhalt der Handlung, noch reflektiert sich in ihr der subjektive Gemütszustand des Redenden oder irgendeine durch die Wechselbeziehung dieser beiden Faktoren entstehende Nebenbestimmung,

wie in jenen Verbalformen, die ein Wollen, Erstreben, Verursachen usw. ausdrücken. Darum sind die reinen Temporalformen des Verbums die abstraktesten von allen; darum bieten sie aber auch Beziehungen nach der Seite der Genera wie der Modi. Denn mit beiden verbinden sich leicht zeitliche Bestimmungen. So ist der Durativ an sich eine reine Genusform. Aber zu der Vorstellung der Dauer tritt naturgemäß leicht eine Rückbeziehung auf den momentanen Zustand des Objekts; der Durativ wird daher in vielen Sprachen gleichzeitig entweder Ausdruck des Präsens, wenn die Vorstellung des im gegenwärtigen Moment andauernden Vorgangs im Vordergrunde steht, oder des Perfektums, wenn sich mit der Dauer des Zustandes die Vorstellung der Vollendung der Handlung, aus der jener hervorging, verbindet. Das Desiderativum ist an sich eine modal gefärbte Genusform, der Optativ und der Kohortativ sind reine Modusformen. Aber die subjektiven Bestandteile dieser Begriffe sind so eng an die Vorstellung des zukünftigen Handelns gebunden, daß sich aus ihnen, unter Verdunkelung der übrigen Elemente, ein reines Futurum entwickeln kann. So sind in der Tat im Englischen sowohl das desiderative *I will* wie das kohortative *I shall* zu Hilfsverben des Futurums geworden. Noch häufiger aber kommt es vor, daß auch hier eine gegebene Form diese verschiedenen Modifikationen des Verbalbegriffs in sich vereinigt. Daher zahlreiche sogenannte Tempusformen in Wahrheit Mischformen sind, die bald mehr nach der Seite des Genus, bald mehr nach der des Modus hinüberreichen. Dieser komplexe Charakter der Formen macht sich begreiflicherweise im allgemeinen mehr bei dem Präteritum als bei dem Präsens oder Futurum geltend, weil bei der Erzählung vergangener Ereignisse die objektive Natur des Geschehens entschiedener und in wechselnderer Weise hervortritt. Auch ist dies der Grund, weshalb die Formen des Präteritums mehr in die Genus-, die des Futurums mehr in die Modusformen hinüberspielen. So ist das im Perfektum liegende Moment der abgeschlossenen Handlung an sich eine objektive Bestimmung, die dasselbe bald mehr einem Durativum, bald mehr einem Limitativum nähert. Dem gegenüber verbinden die „Aoriste“ mit der in ihrem erzählenden Gebrauch von selbst liegenden Beziehung

auf die Vergangenheit so bestimmt die Vorstellung des Eintritts einer Handlung, daß diese Formen eigentlich ebensosehr dem Bereich des Genus wie dem des Tempus zufallen[1]).

Die neuere Grammatik hat diesem Verhältnis dadurch Ausdruck gegeben, daß sie dem Begriff des eigentlichen Tempus den der „Aktionsart“ gegenüberstellte. Insofern die Aktionsart die zeitliche Beschaffenheit der Handlung ohne Rücksicht auf ihre Beziehung zum gegenwärtigen Moment angibt, ist sie nichts anderes als eine Genusform mit irgendeiner zeitlichen Nebenvorstellung: sie schildert die objektive Beschaffenheit des Vorgangs, aber den zeitlichen Verlauf nur insofern, als er einen Bestandteil des objektiven Vorgangs selbst ausmacht. Da nun dabei gleichwohl Beziehungen auf die drei Zeitstufen vorkommen, so ist die Aktionsart meist eine Übergangsform zwischen Genus und Tempus, bei der dann außerdem noch subjektive Momente mitwirken können. Hierauf scheint gerade bei den Aoristformen die eigentümliche Erweiterung der Bedeutung hinzuweisen, die sie im Konjunktiv und Optativ erfahren. Denn indem diese Erweiterung darin besteht, daß innerhalb dieser Modi der Aorist den Begriff der momentanen Handlung von der Zeitstufe der Vergangenheit auf die der Gegenwart und selbst der Zukunft ausdehnt, läßt sich dies aus der assoziativen Beziehung verstehen, die jenen Modis zum zukünftigen Geschehen innewohnt, einer Beziehung, deren Wirkungen nun mit denen der reinen Erzählung sich kreuzen und dieselben gelegentlich ganz kompensieren können.

Hiernach lassen sich alle diese Verhältnisse von Genus, Modus und Tempus in dem folgenden Schema zusammenfassen:

Genera des Verbums
(Objektive Zustandsbegriffe)

↙ ↘

Modi ⟶ Tempora
(Subjektive Zustandsbegriffe) (Relative Zustandsbegriffe).

Nach diesem Schema erscheint das Genus seiner psychologischen Grundbedeutung nach als die primäre, der Modus als

[1]) Vgl. hierzu die Erörterung der indogermanischen Tempusformen in Delbrücks Syntax, II, S. 119ff.

eine sekundäre, das Tempus aber als eine teils sekundäre, teils tertiäre Bildung, das erstere, insofern es sich direkt aus einem Genusbegriff, einer „Aktionsart", entwickelt, das letztere, insofern es aus einem Modus, einer subjektiven Zustandsbestimmung, wie Ermahnung, Wunsch, Voraussetzung, oder aus der Verbindung einer solchen mit einem Genusbegriff hervorgeht. Diese Entstehung führt dann natürlich von selbst zugleich jene Vermischung der Formen mit sich, vermöge deren die drei Begriffe Genus, Modus und Tempus in ihrer reinen Gestalt überhaupt nur Grenzfälle darstellen, die um so seltener vorkommen, je weiter sich die Entwicklung von ihrem Ausgangspunkt, dem reinen Genusbegriff, entfernt.

An sich hat demnach das obige Schema der Beziehungen zwischen den drei im Verbum sich begegnenden Begriffsfaktoren nur die Bedeutung einer Darlegung der bei der Bildung der Formen wirksamen psychischen Motive. Zahlreiche Beobachtungen machen es aber im höchsten Grade wahrscheinlich, daß dieser psychologischen auch eine historische Entwicklung entspricht, da die den einfachsten Motiven entsprungenen Formen im allgemeinen die frühesten, die aus einem Zusammenfluß verschiedener Motive hervorgegangenen die späteren sind. In die übliche Terminologie übersetzt will das also heißen: die Genera des Verbums sind im allgemeinen den Modis, diese den reinen Formen des Tempus vorausgegangen. Dabei kreuzt sich aber allerdings dieses Entwicklungsgesetz noch mit dem andern, daß auf den primitivsten Stufen sprachlicher Bildungen überhaupt zahlreiche Unterschiede der Begriffe unausgedrückt bleiben, weil sie teils nur dunkel und unbestimmt gedacht, teils stillschweigend hinzugedacht werden. Und hierzu kommt dann als ein weiteres Moment, das bei der Bildung der Kasusformen bereits hervorgehoben wurde: unsere Unterscheidung der Wortformen ist überhaupt kein Maß für die Unterscheidung der Begriffsformen, sondern, wenn irgendein komplexer Begriff in einer selbständigen Wortform ausgedrückt werden soll, so müssen der Existenz jenes Begriffs außerdem alle die Bedingungen zu Hilfe kommen, die bei der Verschmelzung der Wortelemente wirksam sind. So besitzen wir im Deutschen heute nur noch in den in der Lautform

erhalten gebliebenen Beziehungen gewisser Verbalstämme Reste selbständiger Genera des Verbums: wie z. B. in *legen* als dem Kausativum zu *liegen*, in *betteln* als dem Iterativum zu *bitten* usw. Ebenso haben sich die Modusformen unseres Verbums auf die allgemeine Abhängigkeitsform des Konjunktivs, die Temporalformen auf Präsens und Präteritum (Imperfektum) zurückgezogen. Im Begriff besitzen wir jedoch unzählige Genera, Modi und Tempora und die verschiedensten Mischformen zwischen ihnen, weil wir sie durch Hilfsverben und Adverbien mit einer Vollständigkeit ausdrücken können, die denjenigen Sprachen, in denen die Begriffe zu selbständigen Wortformen verdichtet sind, im allgemeinen abgeht. Auf der entgegengesetzten Seite dieser Entwicklungsreihe finden sich aber auch in solchen Sprachen, in denen sich die Verbalformen überhaupt erst unvollkommen differenziert haben, ebenfalls in den mannigfachen Hilfswörtern, die von dem Verbalstamm attrahiert werden, Ausdrucksmittel von Begriffsnuancen, die mindestens hinter dem auf einer späteren Stufe erreichten Vorrat selbständiger Verbalformen nicht zurückstehen. Da nun auch in den Sprachgebieten, wo ein verhältnismäßig großer Reichtum solcher Formen entstanden ist, immer noch andere Variationen des Verbalbegriffs durch hinzutretende Hilfswörter ausgedrückt werden können, so sind es schließlich überhaupt zwei Momente, von denen die Bildung von Verbalformen abhängt: erstens, bei der primären Entwicklung der Wortformen, die Häufigkeit des Gebrauchs, und zweitens, in der Periode der Rückbildung, alle jene früher besprochenen psychischen Motive, die eine Zerlegung der komplexen Verbalbegriffe in ihre Bestandteile veranlassen (S. 180). Die selbständigen Genera, Modi und Tempora nebst ihren Zwischenformen wird man so auf jeder Stufe als diejenigen Verbalbegriffe anzusehen haben, die durch die häufigste Assoziation ihrer Elemente zur einheitlichen Apperzeption des Gesamtbegriffs am meisten disponiert sind. Auch in der Periode der Wiederauflösung der Worteinheiten durch Apposition neuer Beziehungswörter spricht sich dies darin aus, daß einzelne unter diesen, namentlich die Präpositionen und die stabileren Hilfsverben, feste Verbindungen eingehen. So sind die Zusammensetzungen

mit Präpositionen, wie z. B. im Deutschen *aufstehen*, *abstehen*, *anstehen*, *widerstehen*, *zustehen*, eigentümliche Genera des Verbums, die unter Umständen verloren gegangene ersetzen mögen, in vielen Fällen aber auch neue liefern, die der Sprache ursprünglich gefehlt haben. So bilden wir ferner im Deutschen aus der gewöhnlich in einer einfachen Verbalform ausgedrückten durativen oder imperfektiven Aktionsart durch präpositionale Affixe eine perfektive: z. B. *wegtragen* aus *tragen*, *erschlagen* aus *schlagen*, *ersteigen* aus *steigen*, *aufstehen* aus *stehen* usw.[1]). Auch in dem Perfektum und Futurum der neueren romanischen und germanischen Sprachen werden die Verben mit ihren Hilfsverben im Fluß der Rede wiederum als Worteinheiten gefühlt. Beiderlei Zusammensetzungen unterscheiden sich von den ursprünglichen Verbalbildungen höchstens dadurch, daß das Hilfswort zwar ebenfalls seine selbständige Bedeutung verloren hat, daß aber die Begriffsmodifikation, die es ausdrückt, noch für sich apperzipiert wird. Wortverbindungen wie *ich bin gegangen*, *ich werde gehen* und ebenso die präpositionalen Zusammensetzungen gleichen daher vollständig jenen Agglutinationen nominaler Wortkomposita, wie *Tagewerk*, *Morgenstunde* u. ä., in denen neben der Einheit des Ganzen zugleich die Komponenten apperzipiert werden.

3. Innere und äußere Determination des Verbums.

Die mannigfachen Übergänge, die zwischen den als Genera, Modi und Tempora bezeichneten Formen stattfinden, bestätigen es, daß, so sicher es sich bei diesen drei Begriffen um verschiedene Motive der Formbildung handelt, doch die Formen selbst eine zusammengehörige Klasse von Begriffsvariationen darstellen, ähnlich den Kasusformen des Nomens. In der Tat ist eine gewisse Analogie dieser Determinationen des Verbums mit den Kasusbildungen auch darin zu erkennen, daß innere und äußere Determinationen vorkommen, wenn wir hier wieder unter inneren solche verstehen, die dem Begriff eigen sind, ohne

[1]) W. Streitberg, Perfektive und imperfektive Aktionsart im Germanischen, Paul und Braune, Beiträge, 1891, XV, S. 70 ff.

daß es besonderer äußerer Beziehungselemente bedarf, um die bestimmte Begriffsmodifikation auszudrücken; während wir als äußere diejenigen betrachten können, die den charakteristischen Begriff erst durch hinzugefügte Hilfselemente oder Lautvariationen erzeugen. Freilich zeigt sich auch in dieser Beziehung ein großer Unterschied von Nomen und Verbum, indem das Verhältnis der inneren und äußeren Determinationen hier ein wesentlich abweichendes ist. Das Verbum bewährt nämlich seine selbständige, satzbildende Natur darin, daß jede Form, mag sie eine innere oder äußere sein, einen für sich bestehenden Begriffsinhalt hat, und daß daher die innere Determination eine selbständige Stammform ist, die äußere aber nur in dem gesamten Wortsystem der Sprache, nicht in der einzelnen Satzbildung selbst, an eine Stammform sich anlehnt. So sind *liegen*, *gehen*, *halten*, *schütteln* innere Determinationen des Verbalbegriffs, insofern bei jedem dieser Verben die Zustandsvorstellung an und für sich, ohne daß es dazu noch besonderer Ausdrucksmittel bedarf, einer andern Begriffsklasse angehört: *liegen* bedeutet einen ruhenden Zustand, *gehen* eine dauernde, *schlagen* eine einmalige, *schütteln* eine sich wiederholende Tätigkeit. Dagegen sind *lebte*, *erleben*, *beleben*, *aufleben* äußere Determinationsformen zu dem in ihnen allen enthaltenen Verbum *leben*: *lebte* weist auf eine vergangene Zeit dieses Zustandes, *erleben* auf objektive Ereignisse, zu denen er in Beziehung steht, hin; *beleben* hat kausative, *aufleben* perfektive Bedeutung usw. Auch der Gegensatz der transitiven und intransitiven Formen ist hierher zu rechnen: indem zu jenen ein Objekt hinzugedacht wird, zu diesen nicht, bilden sie einander gegenüberstehende Begriffsklassen, deren unterscheidende Eigenschaften im allgemeinen der inneren, nicht der äußeren Determination angehören. Wie sehr sich aber diese beiden gleichberechtigt gegenüberstehen, erhellt namentlich daraus, daß manche Verba vermöge ihrer inneren Determination bereits einer bestimmten Begriffsklasse zufallen, in die viele andere erst durch die Herstellung einer äußeren Beziehungsform versetzt werden.

Nun liegt die Betrachtung der inneren Determination der Verbalbegriffe außerhalb des Gebiets der Formenbildung; sie fällt,

soweit sie psychologische Angriffspunkte bietet, der Psychologie der Begriffs- und Bedeutungsentwicklung anheim. Dagegen gehören die äußeren Determinationen des Verbalbegriffs der Bedeutungs- und Formentwicklung zugleich an. Indem dieses Gebiet im wesentlichen mit den grammatischen Kategorien von „Genus, Modus und Tempus“ zusammentrifft, erscheint es aber geboten, der Betrachtung nicht diese, selbst unter dem grammatischen Gesichtspunkt vielfach unzulänglichen Kategorien, sondern diejenige Unterscheidung zugrunde zu legen, zu der uns oben die psychologische Analyse geführt hat, und die von vornherein das Verhältnis der psychischen Motive deutlicher hervortreten läßt: das ist die Unterscheidung der objektiven, der subjektiven und der relativen Zustandsbegriffe. (Vgl. das Schema S. 198.)

4. Objektive und subjektive Zustandsbegriffe.

In der Ausbildung der Wortformen für objektive Zustandsbegriffe geht die Entwicklung des Verbums in vieler Beziehung den Kasus des Nomens, namentlich den Kasus der äußeren Determination, parallel. Auf einer ersten Stufe, zu der die Sprachen vieler Negervölker (Wolof, Ibo, Mande, Ewe u. a.), sowie die der Hottentotten, der Eskimos, ferner der Guaranis, Chiquitos in Südamerika, endlich das Polynesische und Melanesische Beispiele liefern, sind besondere Aktionsformen wenig oder gar nicht ausgebildet. Modifikationen dieser Art werden durch Hilfswörter, namentlich Partikeln, wiedergegeben. Dann folgt eine Stufe exzessiver Formenbildung, auf der immer noch vorzugsweise die Variationen der objektiven Vorgänge, neben ihnen aber auch schon gewisse subjektive Zustände, wie Erwartung, Zweifel, Frage und sehr häufig die Verneinung, durch besondere Formen ausgedrückt werden. Hierher gehören vor andern die ural-altaischen, die kaukasischen Sprachen und das Baskische. Doch fallen auch manche amerikanische Sprachen besonders wegen ihrer eigentümlichen Modusbildungen und auf afrikanischem Gebiet die Sprache der Nuba teilweise in die nämliche Klasse. Neben den auch sonst vorkommenden Formen eines In-

tensivum, Iterativum, Kausativum, Reflexivum findet sich also hier nicht selten ein Inchoativum („ich werde schläfrig“ zu „ich schlafe“), Reziprokum („wir kämpfen miteinander“), Kooperativum („ich esse mit dir“), Limitativum („ich gehe bis dahin“), Terminale („ich schreibe bis zu Ende“), Exhaustivum („ich schlage vollständig“). Das sind Formen, die, indem sie das Verhältnis des Subjekts zu andern Subjekten oder zu Objekten ausdrücken, eigentlich in die Begriffssphäre der Kasusformen herüberreichen, wie denn auch in den hierher gehörenden Sprachen Nomen und Verbum in ihren sonstigen formalen Eigenschaften nicht immer sicher geschieden sind. Bemerkenswert ist zugleich, daß in Fällen solch exzessiver Entwicklung gerade diejenige Form fehlt, die später alle andern zu überdauern pflegt, das Passivum, indem es hier noch meist durch die früher (S. 147) erwähnten aktiven Umschreibungen ersetzt wird. Das Passivum ist eben die abstrakteste objektive Form, weil das Erleiden einer Handlung überhaupt etwas Sekundäres ist gegenüber der Handlung selbst, weshalb denn auch durchweg noch auf dieser Stufe die objektiven Formen den Charakter reiner „Aktionsarten“ besitzen oder, wo sie diese Grenze überschreiten, nur zu einer Wechselbeziehung zwischen Aktion und Reaktion gelangen, wie im Reziprokum und Reflexivum. In der Tat scheint daher das Passivum, wie im Indogermanischen, so auch anderwärts aus dem Reflexivum durch eine einfache Verdunkelung des in diesem noch mit enthaltenen Aktionsbegriffs hervorgegangen zu sein[1]).

Mit der Entwicklung der objektiven Zustandsbegriffe hält die der subjektiven nicht gleichen Schritt; doch scheinen hier zwischen verschiedenen Sprachgebieten beträchtliche Unterschiede vorzukommen. Gehen auch die objektiven Begriffe im allgemeinen überall voraus, so sind doch unverkennbar viele Völker von frühe an in höherem Grad als andere zur Ausbildung

[1]) Vgl. hierzu z. B. die altaischen Sprachen (Müller, II, 2, S. 282, dazu Böthlingk, Sprache der Jakuten, S. 268 ff.), das Kolh (Müller, III, 1, S. 119). Ein analoger Übergang ist der in den Nubasprachen zuweilen vorkommende des Kausativums in das Passivum (Reinisch, Die Nuba-Sprachen I, S. 60 f.), eine Erscheinung, die zugleich psychologisch der Verwendung des Aktivums mit dem Instrumentalkasus an Stelle des Passivums entspricht (S. 149, Anm. 1).

zahlreicher subjektiver Zustandsbegriffe geneigt, — eine Eigentümlichkeit, die vielleicht ebensosehr mit psychologischen Rassencharakteren wie mit der Entwicklung der äußeren Kultur zusammenhängt. Wenigstens wird diese Vermutung durch die Tatsache nahegelegt, daß die Indianerstämme, die schon in den Nominalbildungen ihrer Sprachen das Vorwalten subjektiver Wertunterscheidungen erkennen lassen, und auf afrikanischem Boden die Nubavölker, die in dieser Beziehung mit den Amerikanern übereinstimmen, auch in jener Neigung zu mannigfaltigen subjektiven Stimmungsausdrücken auffallend zusammentreffen. Hier begegnet uns z. B., als eine abgeschwächte Form des Imperativs, zwischen ihm und dem Optativ mitteninne stehend, ein Kohortativ („ich ermahne dich das zu tun“), ferner ein Potentialis („dies kann geschehen“), Konditionalis („wenn dies geschieht“), ein Interrogativ, d. h. eine besondere Verbalform für die Frage, und, zwischen Aussage und Frage mitteninne stehend, ein Dubitativ („dies geschieht vielleicht“), der bei manchen Indianerstämmen zur stehenden Höflichkeitsform geworden ist, die den Indikativ in analogem Sinne verdrängt hat, wie bei andern Völkern in der Anrede die zweite durch die dritte Person ersetzt wurde (S. 45f.). Eine weitverbreitete subjektive Form ist endlich der Negativ, ein spezifisches Verbum der Verneinung. Dagegen pflegt gerade in solchen Fällen exzessiver Modusentwicklung diejenige Form zu fehlen, die später, neben dem allen Stufen gleichmäßig treu bleibenden Imperativ, meist als einzige zurückbleibt: der Konjunktiv. Er nimmt in der Entwicklung subjektiver Begriffsformen in der Reihe der Sprachen eine ähnliche Stellung ein wie das Passivum innerhalb der objektiven. Als die Form einer irgendwie zu denkenden Abhängigkeit überhaupt ist er die allgemeinste Ausdrucksweise subjektiver Bedingtheit, die eben deshalb als Ersatz für viele der ursprünglicheren, konkreteren Formen, wie den Dubitativ, Kohortativ, Optativ, eintritt, in gleichem Maß aber auch natürlich in ihren Anwendungen variiert[1]).

---

[1]) Als Beispiele reich entwickelter Modusformen sind zu nennen: auf amerikanischem Gebiet die Sprachen der Tscherokesen und Choktaw (Müller, II, 1, S. 228, 235ff.), auf afrikanischem das Nuba und Kumana

5. Relative Zustandsbegriffe.

Gegenüber dem Reichtum objektiver und subjektiver Determinationsformen des Verbums ist die relative, das „Tempus“, in ihrer reinen Ausprägung ein verhältnismäßig spätes Entwicklungsprodukt. Allerdings gewährt für diesen Schluß die Vergleichung der Sprachstufen, die uns in dem Nebeneinander verschiedener Sprachen gegeben sind, höchstens indirekte Anhaltspunkte, einerseits durch das Zurücktreten der Zeitbestimmungen in den primitivsten Sprachen, anderseits durch ihre Vermengung mit andern objektiven und subjektiven Momenten. Dem Naturmenschen sind Ereignisse, die er erzählt, unmittelbar erlebte. Eher noch scheidet er das Erwartete, Bevorstehende als das Vergangene vom Gegenwärtigen. In der Tat scheint zuweilen ein Futurum oder, vielleicht besser gesagt, irgendein Modus, der die Beziehung auf die Zukunft in sich schließt, schon nachweisbar zu sein, wo ein Präteritum noch vermißt wird[1]).

(ebenda III, 1, S. 44, 61 ff.). Auch mehrere Sprachen des Kaukasus zeichnen sich durch ihre Modusbildungen aus, z. B. die der Abchasen, Awaren, Kasikumüken (ebenda III, 2, S. 54 ff.). Eine den letzteren Sprachengruppen besonders eigentümliche Modusform ist ein „Imaginativ“ („ich stelle mir vor etwas zu tun“).

[1]) Speziell wird der Mangel aller Tempora mit Ausnahme des Futurums für verschiedene südamerikanische Sprachen angegeben, z. B. für die Guarani-Tupi (Müller, II, 1, S. 385), Chiquito (ebenda S. 405). In manchen Fällen ist das Futurum dadurch ausgezeichnet, daß es allein durch eine Form von verbalem Charakter ausgedrückt wird, analog dem Präsens, während für das Präteritum nominale Bildungen eintreten: so z. B. in der Keshuasprache, wo aber nur für die erste Person des Singulars und Plurals regelmäßig ein besonderes, das Futurum kennzeichnendes Suffix existiert, während bei den übrigen Personen das Futurum häufig mit dem Präsens zusammenfällt (Middendorf, Das Runa Simi, S. 84 f.). Bei allen Angaben über die Bildung der Tempora in den uns ferner liegenden Sprachen ist übrigens nicht zu übersehen, daß die Einordnung in die uns geläufigen grammatischen Kategorien an und für sich nur teilweise richtig sein kann. Sind doch schon auf das Griechische, wie besonders die vieldeutige Verwendung der „Aoriste“ zeigt, unsere Abgrenzungen der relativen Zeitstufen nicht mehr recht anwendbar, weil sich die Tempora mit Begriffselementen vermischen, die der „Aktionsart“ angehören. Man darf darum wohl vermuten, daß, wo in den Angaben über weiter zurückliegende Sprachstufen die verschiedenen „Tempora“ eine Rolle spielen, die Perfekta, Imperfekta und Aoriste immer zugleich oder vielleicht in erster Linie objektive Unter-

Entscheidender als diese Tatsachen der Sprachvergleichung sind aber hier die Ergebnisse der Sprachgeschichte, um so mehr, da innerhalb der einer geschichtlichen Betrachtung zugänglichen Sprachgebiete unsere Kenntnis der den Wortformen innewohnenden Begriffsformen eine vollkommenere ist. Hier weisen nun die Gebiete, die hauptsächlich in Frage kommen können, das semitische und indogermanische, beide auf einen ursprünglichen Zustand der Verbalbildung zurück, dem der Begriff des Tempus in unserem Sinn überhaupt fehlte, und wo der des Modus, abgesehen von der einfachen Aussage (dem Indikativ), noch auf die ursprünglichste subjektive Betonung der Handlung, auf die des Befehls (den Imperativ), beschränkt war, wogegen das, was man dem Genus zurechnet, die objektive Beschaffenheit des Vorgangs, zahlreiche Ausdrucksweisen fand. Neben diesem gemeinsamen Ausgangspunkt zeigen aber das Semitische und das Indogermanische die größte Verschiedenheit in der weiteren Differenzierung der verbalen Kategorien. Das Semitische ist augenscheinlich dem ursprünglichen Zustande näher geblieben. Innerhalb der Aktionsarten mag hier schon in vorhistorischer Zeit teils eine schärfere Begrenzung der Begriffe, teils eine Abstoßung luxuriierender Formen eingetreten sein. Der Sinn des Semiten blieb jedoch stets auf den objektiven Charakter der Handlung gerichtet. Er hat, außer dem keiner Sprache fehlenden Imperativ, im Gebiet der Modi höchstens abgeschwächte Formen des Befehls entwickelt, wie den arabischen Jussiv und Energetikus, den

schiede der Vorgänge, und daß wohl ebenso die verschiedenen Futura mindestens zugleich modale Bestimmungen (einen Potentialis oder Optativ) enthalten. Es scheint mir ein eigentümliches Mißgeschick zu sein, daß selbst die historische und genetische Sprachforschung hier immer noch nach dem Vorbild der alten Grammatik an die Spitze der Betrachtung des Verbums die Tempora zu stellen pflegt, denen sie dann erst die Modi und zuletzt die Genera folgen läßt, eine Anordnung, die derjenigen, in der sich die Formen wirklich entwickeln, genau entgegenläuft. Unter allen Verdeutschungen, die man für das „Verbum“ wählen konnte, ist darum auch das im 17. Jahrhundert in der deutschen Grammatik aufgekommene „Zeitwort“ eine der unpassendsten, weil es ein Merkmal bezeichnet, das dem Verbum ursprünglich überhaupt nicht und auch später eigentlich nur als ein sekundäres zukommt. „Aktionswort“ oder noch besser „Zustandswort“, falls man den Begriff des Zustandes in dem früher (S. 138) besprochenen allgemeinen Sinne versteht, würden passendere Benennungen sein.

hebräischen und assyrischen Kohortativ. Noch mehr ist die Zeit als reiner Relationsbegriff seinem Denken gleichgültig geblieben. Sogenanntes Perfektum und Imperfektum der semitischen Sprachen haben anerkanntermaßen eine wesentlich andere Bedeutung als unsere mit diesen Namen bezeichneten Tempora; oder die diesen Formen zukommenden Zeitbeziehungen sind mindestens dort nur Nebenbestimmungen der Aktionsart. So bedeutet das semitische Perfektum nicht sowohl die vergangene Zeit als die abgeschlossene Handlung, das Imperfektum im Gegensatze dazu den Vollzug der Handlung. Das Semitische liefert auf diese Weise das Beispiel eines Sprachgebiets, das bei allem sonstigen Reichtum seiner Entwicklung doch hinsichtlich der Auffassung des Geschehens, der Zustände und ihrer Veränderungen durchaus auf der objektiven Stufe der Anschauung stehen geblieben ist, ein Beweis, wie so viele andere, daß der Grad der Entwicklung der Sprache kein einheitlicher Begriff ist, sondern sich in den verschiedensten und nicht selten entgegengesetzten Richtungen betätigen kann. Im Semitischen ist eben der Schwerpunkt der Entwicklung von frühe an in die scharfe Ausprägung und Gegenüberstellung der objektiven Inhalte der Zustandsbegriffe verlegt worden, und diese Ausbildung hat wahrscheinlich die Entwicklung der subjektiven Faktoren des gleichen Begriffsgebiets gehemmt. Denn die Gestaltung, welche die Aktionsarten im Semitischen fanden, ist sehr verschieden von jenen exzessiven Genusbildungen primitiverer Sprachen. Vor allem in der Entstehung von Formen mit gegensätzlichem Begriffsinhalt, die unserem Aktivum und Passivum analog sind, wie Piël und Pual, Poël und Poal, Hiphil und Hophal usw., Gegensätzen, denen sich nach der zeitlichen Richtung der Aktionsart dann auch die des Perfektums und Imperfektums anschließen, scheint sich diese reifere logische Durchbildung der objektiven Zustandsbegriffe kundzugeben.

Ganz anders verhält sich die Entwicklung der Verbalformen innerhalb der indogermanischen Sprachen. Hier sind die ursprünglichen, dereinst ebenfalls weit überwiegenden objektiven Zustandsbegriffe in dem Maße zurückgetreten, als zunächst die Ausdrucksformen der subjektiven Teilnahme an den Vorgängen,

neben dem Imperativ also die Wunsch- und Bedingungsausdrücke, überwogen, worauf dann endlich, vielleicht infolge der so eingetretenen assoziativen Wechselbeziehungen des objektiven Geschehens und der begleitenden subjektiven Zustände, aus den Aktionsarten die reinen Relationsformen der Zeit allmählich hervorgingen[1]). Die Mannigfaltigkeit der Entwicklung ist so schon deshalb eine sehr viel größere, weil sie sich nicht innerhalb einer und derselben Anschauungsweise vollzieht, sondern gewissermaßen aus einer Denkform stetig in eine andere hinüberführt, ein Vorgang, der neben der Entstehung neuer Formen auch den Schwund anderer mit sich bringt. Deshalb dürfte die Geschichte des Indogermanischen in höherem Grade typisch sein für die allgemeine Entwicklung der Verbalformen und für den psychologischen Wandel der Begriffe, der im Hintergrunde dieser sprachgeschichtlichen Vorgänge steht. Das Semitische scheint hier mehr eine für sich bestehende, durch relativ frühe und reiche begriffliche Durchbildung abgeschlossene Entwicklung zu bilden. Der allgemeinere Wandel der Begriffe ist aber wohl dahin gerichtet, daß die ausschließliche Auffassung des objektiven Inhalts der Zustände und Vorgänge den Ausgangspunkt für die Entstehung der Verbalbegriffe überhaupt bildet. Neben jenen bringt nur der Imperativ, als ein der Interjektion nahe verwandter Gefühlsausdruck, von frühe an bei bestimmten Gelegenheiten auch die subjektive Gemütslage zur Geltung. An ihn schließen sich dann wahrscheinlich zunächst die ihm psychologisch verwandten Formen der Ermahnung, des Wunsches, des Wollens, der Bedingung; und auf diese folgt endlich die Ausbildung der Zeitbegriffe als reiner Relationsbegriffe, bei denen das Subjekt der Beziehungspunkt der Handlung bleibt, die Art der Beziehung aber durch den objektiven Inhalt der Vorgänge bestimmt wird[2]).

[1]) Vgl. hierzu speziell mit Rücksicht auf die Entwicklung der Zeitformen der Vergangenheit im Indogermanischen W. Streitberg in Paul und Braune, Beiträge XV, S. 70ff.

[2]) Den obigen Folgerungen, in denen, soweit ich sehen kann, die Ergebnisse der indogermanischen Sprachgeschichte und der allgemeineren Sprachvergleichung in weitem Umfange übereinstimmen, widerspricht Michel Bréal in einem Aufsatz über die Anfänge der Verbalbildung, in dem er zu

6. Rückblick auf die Entwicklung der Verbalformen.

In der Entwicklung der Verbalformen setzt sich eine andere Entwicklung fort, die uns bei der allmählichen Abzweigung des Verbums aus dem Nomen entgegentrat (S. 140ff.). Bezeichnete dieser erste Übergang die Fortbildung der ursprünglich gegenständlichen Form des Denkens zu der des zuständlichen, so erkennen wir hier, innerhalb einer zweiten, mit der eigentlichen Verbalform beginnenden Stufenreihe den Übergang von objektiven zuerst zu subjektiven und dann zu relativen Zustandsbestimmungen. Dabei durchläuft aber auch diese zweite Reihe verschiedene Stadien, die derart übereinander greifen, daß sich nur Anfang und Ende deutlich kontrastierend abheben: der Anfang als eine Form des Denkens, die den Zustand nur in seinem objektiven Verhalten erfaßt, das Ende als eine solche, die ihn in seinem Verlauf und seiner Dauer nach seinem Verhältnis zum

einer diametral entgegengesetzten Ansicht gelangt (Mémoires de la Société de linguistique de Paris, 1900, XI). Diese Ansicht ist um so bemerkenswerter, weil sie der Hauptsache nach auf rein psychologische Erwägungen gestützt ist. Bréal geht von dem Wort des Lucrez aus, das Bedürfnis habe den Dingen ihre Namen gegeben. Das nächste Bedürfnis für den primitiven Menschen sei aber der einem andern mitgeteilte Wunsch und Befehl und dann die Antwort auf einen solchen Befehl. Demnach seien Imperativ Optativ, Subjunktiv die primären Verbalformen, denen zunächst der Indikativ, hierauf weit später die übrigen „Aktionsarten" und die Tempora folgten. Wenn jemand ein gewohnheitsmäßiger Trinker sei, so sei dem nächsten Bedürfnis genügt, wenn man sage „er trinkt", die Versicherung, daß er oft trinke, der Iterativ, sei also ein überflüssiges späteres Ornament (S. 14, Anm.). Diese Bemerkungen sind, wie mir scheint, lehrreich, nicht weil sie die aufgestellte These beweisen, sondern weil sie zeigen, daß bei der Sprache wie anderwärts eine deduktive Psychologie, die aus den Anschauungen des Autors heraus zu demonstrieren sucht, was früher und was später gewesen sein müsse, nicht der richtige Weg ist. Da gerade solche Sprachen, die im ganzen auf einer primitiveren Entwicklungsstufe stehen blieben, einen Iterativ, Kontinuativ, Terminalis, Konkomitativ usw. besitzen, so wird man in der Tat annehmen müssen, daß das wirkliche Verhalten der Dinge nahezu das umgekehrte von dem ist, das Bréal annimmt. Richtig ist allein, daß der Imperativ überall als eine sehr frühe Bildung auftritt. Aber auch er scheint ursprünglich keine besondere Wortform zu sein, sondern nur durch die Betonung in einzelnen seiner Formen von dem Indikativ unterschieden zu werden. So altind. *stṓta* „preiset" (Indik. *stutá*) u. ä. Vgl. Brugmann, Griech. Grammatik,[3] S. 270, Anm. 1.

subjektiven Zeitbewußtsein bestimmt. Die erste dieser Stufen steht dem gegenständlichen Denken noch nahe. Sie hat sich zwar von diesem gelöst, indem das bald wechselnde, bald beharrende Verhalten der Gegenstände neben ihnen selbst sich mehr und mehr der Anschauung aufdrängt und so auch in der Sprache ausprägt. Aber noch wird dieses Verhalten ohne unmittelbare Beziehung auf das denkende Subjekt aufgefaßt. Dies ändert sich allmählich, indem die objektiven Zustände und Ereignisse Bestandteile reproduktiver Assoziation werden und als solche Affekte und Willensregungen erwecken, die an die Beziehungen der objektiven Vorgänge zu dem Denkenden selbst oder zu ihm ähnlichen Subjekten geknüpft sind. So entstehen besondere Verbalformen, wie Imperativ, Jussiv, Optativ und andere, die in dem Eingreifen des Subjekts mit seinen Befehlen, Ermahnungen und Wünschen in den Lauf der Ereignisse ihre Quelle haben. Diese intensivere Beteiligung des Subjekts wirkt dann aber wieder auf die Auffassung der Vorgänge zurück: zu der objektiven Verlaufsform tritt nun ihr Verhältnis zur momentanen Bewußtseinslage des Subjekts, und diese Relation verdrängt schließlich die rein objektive Bestimmung, indem sie diese durch das verschiedene Verhältnis der einzelnen Momente des Vorgangs zum Redenden ersetzt. Nicht minder werden dadurch die rein subjektiven Ausdrucksformen verdrängt, so daß von ihnen nur die allgemeinsten und unentbehrlichsten, die des Befehls und der Bedingung, zurückbleiben.

Diese Entwicklung schließt noch eine weitere, für die Ausbildung des Denkens überaus wichtige Veränderung ein. Je mehr der Verbalbegriff in den objektiven Zustandsbestimmungen aufgeht, um so mehr enthält er eine Mannigfaltigkeit konkreter Inhalte, die eine Vereinigung verschiedener Zustände unter dem gleichen Begriff selten möglich macht. Daher die enorme Zahl verschieden gearteter Verbalformen, die auf dieser Stufe ganz der exzessiven Bildung der äußeren Kasusformen für den Ausdruck der einzelnen Beziehungen der Gegenstände zueinander entspricht. Schon bei den subjektiven, den Modusbestimmungen des Verbums, beschränkt sich diese Mannigfaltigkeit wegen des gleichförmigeren Verhaltens der subjektiven Zustände selbst.

Sobald aber alle andern Momente hinter der allgemeinen Beziehung zur augenblicklichen Apperzeption zurücktreten, so teilt nun diese ihren formalen Charakter, der das Ergebnis der übereinstimmenden Gefühlselemente des Apperzeptionsprozesses ist, auch den objektiven Ausdrucksformen der Zustandsbegriffe mit. Es bleiben so im wesentlichen nur noch diejenigen Stoffelemente zurück, die dem Grundbegriff des einzelnen Verbums an und für sich zukommen. Unter den Modifikationen dieses Begriffs treten aber jene, die in den formalen Zeitbestimmungen bestehen, die reinen Relations- oder Temporalformen, in den Vordergrund. Die andern erhalten sich allein in einigen für den Ausdruck subjektiver Stimmungen unentbehrlichen modalen Kategorien. Im übrigen wandern sie in wechselnd adverbiale Bestimmungen hinüber, in denen dem Verbum fortan auch hier ein Ersatz zufließt für alle aus der eigentlichen Verbalform verschwundenen Nebenbestandteile. Auf diese Weise führt dieser Übergang von der Herrschaft der objektiven und subjektiven zu derjenigen der Relationsformen zugleich zu einer abstrakteren Gestaltung der Beziehungselemente des Verbalbegriffs; und infolge der vielseitigen Verwendbarkeit dieser Elemente ergibt sich hieraus eine fortschreitende Vereinfachung der Wortformen.

VI. Partikelbildungen.

1. Primäre Partikeln.

In der Klasse der Partikeln pflegt die Grammatik alle die Wörter unterzubringen, die sich durch die Unveränderlichkeit ihrer Laut- und Begriffsform von den nach Laut- und Bedeutung veränderlichen Bildungen des Nomens und Verbums unterscheiden. Natürlich werden durch diese Stabilität von Laut und Begriff diejenigen Veränderungen nicht ausgeschlossen, die jedes Wort im Laufe seiner Entwicklung durch die Vorgänge des Laut- und Bedeutungswandels erfahren kann, und die bei den Partikeln sehr bedeutende sein können. Teils diese letztere Eigenschaft, teils der vielfach zu erkennende genetische Zusammenhang mit Nomen und Verbum trennt die Partikeln von den Interjektionen,

die gleich ihnen unveränderlich, aber in ihren primären Formen überhaupt keine Wortbildungen, sondern in die Sprache übergegangene Naturlaute sind, die sich nur durch die Häufigkeit ihres Gebrauchs zu wortähnlichen Gebilden fixiert haben. Gleichwohl stimmen beide darin überein, daß die Partikeln, wie die Interjektionen, in zwei Klassen zerfallen, die wir, auch hier, als primäre und sekundäre Formen bezeichnen können. Die primären Partikeln sind solche, die ursprünglich schon als unveränderliche Lautgebilde von bestimmter Bedeutung auftreten, die sekundären sind aus andern Wortformen, Nominal- oder Verbalbildungen, hervorgegangen. Zu dieser äußeren Analogie kommt noch als ein inneres Moment des Zusammenhangs aller dieser stabilen Gebilde, daß in solchen Sprachen, in denen eine große Zahl primärer Partikeln auf einer allem Anscheine nach ursprünglicheren Entwicklungsstufe anzutreffen ist, eine sichere Grenze zwischen ihnen und den Interjektionen oft nicht gezogen werden kann. So gibt es in den polynesischen Sprachen namentlich Interjektionen der Verwunderung, des Zurufs zur Erweckung der Aufmerksamkeit (unserem *he da*, *siehe da* entsprechend), welche lautlich vollständig mit Partikeln übereinstimmen, die ein *dort* oder *dann* oder selbst ein *sondern*, einen Gegensatz, ausdrücken[1]). In den Sudansprachen finden sich gewisse emphatische Partikeln, die einem Worte beigefügt diesem den verbalen Charakter verleihen, oder auch bloß die in jenem ausgedrückte Vorstellung verstärken können[2]).

Im allgemeinen scheinen die ursprünglichen Bedeutungen der primären Partikeln zwischen einer solchen interjektionsartigen Betonung des Wortes oder Satzteils, zu dem sie als nähere Bestimmungen hinzutreten, und dem Hinweis auf einen Gegenstand zu wechseln. Man kann in diesem Sinne wohl alle primären Partikeln in emphatische (interjektionale) und demonstrative scheiden. Da der Hinweis eigentlich nur in einer spezifisch gerichteten Betonung besteht und demnach die hinweisende als eine Unterform der allgemeineren und unbestimmteren empha-

[1]) Vgl. Humboldt, Kawi-Sprache, III, S. 630 und 981.
[2]) Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 106, 135f.

tischen Partikel erscheint, so muß es dahingestellt bleiben, ob nicht beide auf einer noch ursprünglicheren Stufe zusammenfallen und demnach die emphatischen Elemente die Ausgangspunkte der Entstehung primärer Partikeln gebildet haben. In der späteren Entwicklung verschwinden aber jene gänzlich, so daß alle primären Partikeln nur noch demonstrativer Art sind. Nun ist alle Hinweisung in der Laut- so gut wie in der Gebärdensprache ursprünglich eine räumliche. Diese räumliche Grundbedeutung prägt sich im vorliegenden Falle darin aus, daß es vorzugsweise primäre Partikeln sind, die in die zunächst die Raumverhältnisse der Gegenstände ausdrückende Wortklasse, in die Präpositionen, übergehen. Die räumliche assoziiert sich dann in vielen Fällen unmittelbar mit der entsprechenden zeitlichen Vorstellung, und in dieser Verbindung können sich weiterhin auch konditionale Bedeutungen entwickeln. So in den lateinischen, von frühe an präpositional gebrauchten primären Partikeln *ab*, *ad*, *de*, *e* (*ex*), *in*, *ob* (gr. ἐπί), *sub* (ὑπό), oder in den deutschen *in*, *von*, *zu*, *ab*, *auf*, *aus*. Natürlich läßt sich nicht sicher entscheiden, ob solche Partikeln, die uns in einer Sprache als primäre entgegentreten, nicht doch ursprünglich aus andern Wortformen hervorgegangen, in diesem Sinne also nur sehr früh entstandene sekundäre Partikelbildungen sind. Da in unsern Kultursprachen die große Mehrzahl der Partikeln nachweisbar sekundären Ursprungs ist, so ist man in der Sprachwissenschaft im allgemeinen geneigt, einen solchen auch für die primären zu vermuten. Nachgewiesen ist jedoch dieser jedenfalls für manche Partikeln nicht; und da uns schon in den primitivsten Sprachen Partikeln begegnen, bei denen eine Entstehung aus andern Wortformen sehr unwahrscheinlich ist, und die, wie bemerkt, nicht selten mit primären Interjektionen übereinstimmen, so ist wohl zu vermuten, daß es in jeder Sprache primäre Partikeln gegeben hat, die teils untergegangen sein mögen, teils in noch vorhandenen sprachlichen Bildungen erhalten sind[1]).

[1]) Vgl. hierzu die lehrreiche Zusammenstellung der griechischen Partikeln nach ihren geschichtlichen Verhältnissen bei Brugmann, Griechische Grammatik,[3] S. 525 ff.

2. Sekundäre Partikeln.

Den primären Partikeln stehen die sekundären als solche gegenüber, die aus andern Wortformen hervorgegangen sind. In diesen Fällen besitzt die Partikel den Charakter einer Kasusbildung, eines Verbalnomens oder einer Wortzusammensetzung. In allem dem verraten sich die sekundären Partikeln als spätere Erzeugnisse. Während aber einzelne von ihnen immerhin in eine sehr frühe Zeit zurückreichen, so daß sie den primären gleichwertig geworden sind, gehören andere erst der jüngsten Vergangenheit an. Auf diese Weise ist dieser Übergang anderer Wortformen in Partikeln eine fruchtbare Quelle neuer Wortbildungen, und durch den Zufluß von neuen Partikeln, besonders von Adverbien, werden die Ausdrucksmittel der Sprache für die mannigfachen Variationen der Begriffe fortwährend vermehrt. So sind im Deutschen Wörter wie *demgemäß*, *demnach*, *nachdem*, *trotzdem*, *überdies*, *überhaupt*, *ungeachtet*, *zudem*, *zuweilen* und viele andere verhältnismäßig neuen Ursprungs. Gleichwohl bilden sie bereits kaum mehr entbehrliche Bestandteile der Sprache.

In den Anfängen ihrer Bildung scheinen die sekundären Partikeln vielfach im unmittelbaren Anschluß an jene Hilfswörter zu entstehen, die wir oben als früheste Ausdrucksmittel entweder des Verbalbegriffs überhaupt oder bestimmter Modifikationen desselben kennen lernten (S. 172 ff.). Sobald ein solches Hilfswort wiederholt verschiedenen Grundwörtern beigefügt wird, um eine bestimmte Begriffsänderung hervorzubringen, ist damit schon der Übergang zu einer Partikel gegeben; und dieser Ursprungsweise entsprechend treten denn auch die sekundären Partikeln durchweg zuerst als Adverbien, das heißt als Ausdrucksmittel für bestimmte Abänderungen und Zusatzbestimmungen des Verbalbegriffs, auf, während die primären als präpositionale (oder in gewissen Sprachen als postpositionale) Ergänzungen sowohl des Nomens wie des Verbums beginnen. So erstarren jene Hilfswörter, welche die Aktionsart oder Zukunft und Vergangenheit ausdrücken, nicht selten zu Partikeln, und zuweilen kann ihre Scheidung von dem in seiner selbständigen Bedeutung fortbestehenden Hilfswort dadurch erfolgen, daß die Partikel in ihrer

Lautform verkürzt wird[1]). Schon hier pflegen sich dann aber weitere, zusammengesetzte Partikelbildungen anzuschließen, indem die so entstandenen sekundären mit primären emphatischen oder demonstrativen, oder auch indem mehrere primäre Partikeln miteinander verbunden werden. Dabei entspricht die begriffliche Bedeutung aller dieser Gebilde zunächst noch ganz der der Suffixbildungen anderer Sprachen, von denen sie sich eben nur durch diese ihre Isolierung von dem Sach- oder Tätigkeitswort, dem sie angefügt werden, unterscheiden. Dies bedingt dann freilich auch eine freiere und wechselndere Anwendung, ebenso wie durch diese wiederum die Ausbildung regelmäßiger Kasus- und Verbalformen hintangehalten wird. Hiermit hängt sichtlich zusammen, daß solche Sprachen, in denen der Wortbildungsprozeß zurückgeblieben ist, wie die polynesischen und viele afrikanische, überaus zahlreiche Partikeln besitzen, während andere, die eine reiche Wortbildung durch mannigfache dem Wortkörper eingefügte Beziehungselemente zeigen, wie die altaischen und amerikanischen, an solchen arm sind[2]). Dieses Verhältnis spricht dafür, daß jene mannigfachen Partikeln, die der durch Affixe vermittelten vollkommeneren Wortbildung vorausgehen, nichts anderes als Vorstufen dieser Bildungselemente des Wortes selbst sind. Sie sind die künftigen Suffixe, Präfixe oder Infixe vor ihrer Aufnahme in den Wortkörper, abgesehen vielleicht von wenigen Fällen, bei denen es sich um Vorstufen blei-

[1]) Beispiele vgl. bei Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 115.

[2]) Man vergleiche z. B. das Partikelverzeichnis der polynesischen Sprachen bei Humboldt (Kawi-Sprache, III, S. 618ff.) mit den Partikeln im Jakutischen (Türkischen) bei Böthlingk (Sprache der Jakuten, S. 216, 294ff.), sowie mit den gleichen Wortformen in der Sprache der Dakotaindianer bei Riggs (Dakota-Grammar, S. 74ff.), wobei freilich zu bemerken ist, daß der letztere Autor die Benennungen „Adverbia, Präpositionen, Konjunktionen" eigentlich nicht auf die Verhältnisse der Dakotasprache, sondern auf deren englische Übertragungen gründet. Hält man sich an die Wortformen selbst, so erweisen sich die meisten der angeführten Partikeln als Suffixe oder Infixe, nicht als selbständige Wörter. Anderseits ist aber zu beachten, daß im Jakutisch-Türkischen die Gerundia flexionslose Wortformen sind, die in vielen Fällen in ihrer Bedeutung ganz unsern Adverbien entsprechen, also mit Fug und Recht zu den Partikeln gerechnet werden können, obgleich dies wegen ihrer Zugehörigkeit zu dem Verbum von den Grammatikern nicht zu geschehen pflegt. (Vgl. Böthlingk a. a. O., S. 288ff.)

bender Partikelbildungen handeln mag. Dem entspricht insbesondere auch das Verhalten der monosyllabischen Sprachen, in denen die äußeren Kasusformen ebenfalls nur durch Partikeln ausgedrückt werden[1]).

Eine wesentlich andere Bedeutung haben diejenigen sekundären Partikeln, die auf einer höheren, bereits über eine reiche Wortbildung verfügenden Stufe der Sprachentwicklung entstehen. Sie sind Gebilde, die sich aus dem vorhandenen Wortvorrat gewissermaßen als bleibende Niederschläge aussondern. Sie gehören daher im allgemeinen jener regressiven Entwicklungsperiode an, deren Bedeutung für die reichere Ausbildung der syntaktischen Beziehungen der Wörter gerade in den nun immer vielgestaltiger werdenden sekundären Partikeln auffällig hervortritt. Denn in Wahrheit sind es eben diese, die jetzt den Nominal- und Verbalbegriffen jene unerschöpflichen Nuancierungen der Bedeutung verleihen, denen gegenüber selbst so reiche Formen der Wortbildung, wie sie uns in den Kasus der kaukasischen oder in der Verbalflexion der altaischen Sprachen begegnen, verhältnismäßig arme Hilfsmittel des Ausdrucks bleiben, schon deshalb, weil diesen die Beweglichkeit und fortwährende Kraft der Neubildung fehlt, die jenen freieren Ausdrucksmitteln zukommt. Eine weitere Folge dieser Stufe, auf welcher der synthetische bereits einem analytischen Prozeß der Wortbildung Platz gemacht hat, ist es, daß sich von nun an erst die Partikeln in ihre endgültigen Formen differenzieren, während zugleich bestimmte Prozesse psychologischen Begriffswandels, die nicht selten mit Umbildungen der Wortform verbunden sind, den Übergang einer bestimmten Partikelklasse in eine andere zu einer regelmäßigen Erscheinung machen. Es ist ja an und für sich klar, daß Kategorien, wie wir sie unter den Namen des Adverbiums, der Präposition, der Konjunktion zusammenfassen, erst möglich sind, nachdem sich überhaupt Nomen und Verbum deutlich geschieden und nachdem sich einfache in zusammengesetzte Sätze gegliedert haben. Auf Sprachstufen, die dieser Begriffsscheidungen entbehren, sind daher solche Bezeichnungen, wenn man sie anwen-

[2]) G. v. d. Gabelentz, Chinesische Grammatik, S. 279 ff.

det, eigentlich nur der einzelnen zufälligen Verbindung entnommen: das Wort selbst gehört keiner jener Kategorien oder es gehört in verschiedenen Fällen mehreren an.

Die Bildungsweise der sekundären Partikeln auf den einzelnen Stufen der Sprachentwicklung legt übrigens die Vermutung nahe, daß die primären Partikeln gewissermaßen die Kristallisationspunkte abgegeben haben, von denen aus sich die sekundären entweder durch direkte Apposition oder auch durch assoziative Wirkungen, welche die anfänglich vorhandenen Gebilde auf neu entstehende ausübten, entwickelt haben. Solche Wirkungen bestehen hier in den formalen und begrifflichen Assoziationen, die von den vorhandenen Wortbildungen ausgehen. So ist das lateinische *inter* wahrscheinlich durch Apposition eines adjektivischen Nominativsuffixes *-ter* an die primäre Partikel *in* entstanden, und als eine analoge Zusammensetzung zweiter Stufe hat sich dann *propter* aus dem selbst wohl schon als sekundäre Partikel zu deutenden *prope* und dem gleichen Suffix *-ter* gebildet[1]). Ebenso enthält aber die lateinische Sprache eine große Zahl anderer sekundärer Partikeln, die sich ohne weiteres als Kasusformen des Substantivs oder Adjektivs oder auch als erstarrte Partizipialformen ausweisen. So ist *circum* „herum“ der Akk. Sing. zu *circus* „Ring“, *secundum* „gemäß“ der Akk. zu *secundus* „der folgende“. Analog sind *ceterum*, *verum*, *tantum*, *plerum-que* oder *facile*, *difficile* usw. lauter Akkusative Sing. Neutr. des Adjektivs. In einigen Fällen, wie bei *ceterum*, *verum*, kann dann diese adverbiale noch in eine konjunktionale Bedeutung übergehen. Auch in andern Kasus kann aber das Adjektiv oder Substantiv zu adverbialen Formen erstarren: so sind *deinceps* „nachher“, *adversus* „gegen“, *rursus* „wieder“ Nominative, *extra* „außer“, *supra* „darüber“ Ablative usw. Schon im Lateinischen sind endlich außer solchen einfachen Wortformen vielfach ganze Wortgruppen zu Adverbien erstarrt, wie *ad-modum*, *qua-re*, *quam-ob-rem*, *de-nuo* (für *de novo*), *im-primis*, *dum-taxat* (Konj. Präs. zu **taxo* = *tango*), in welchen Fällen immer zugleich ein Bedeu-

[1]) Unsicher und umstritten sind folgende Zusammensetzungen: *apud* aus *apo* (*ab*) und *de*, *post* aus *apo* (*po*) und einem Suffix *-ti* u. a., bei denen *ab* und *de* mutmaßlich als primäre Partikeln gelten können.

tungswandel mit entsprechender Verdichtung der Begriffe den Erstarrungsprozeß begleitet hat, während die Verdunkelung der ursprünglichen Vorstellungen eine Verzweigung der Bedeutungen möglich machte[1]).

Die ähnlichen Erscheinungen kehren nun in wesentlich denselben Formen überall wieder, wo Partikeln aus andern Wortformen hervorgehen. Dabei spielt sichtlich zugleich die Lautassoziation insofern eine Rolle, als besonders die Adverbialbildung einer immer größeren Gleichförmigkeit zustrebt, indem eine einzelne Form, die durch die Häufigkeit des Gebrauchs vor andern begünstigt ist, allmählich diese verdrängt. So ist in den romanischen Sprachen die im Lateinischen noch nicht als eigentliche Adverbialform vorkommende Umschreibung mit *mente*, z. B. *severa mente*, wörtl. „mit strengem Geiste", das gewöhnliche Hilfsmittel der Adverbialbildung geworden, wie im franz. *sévèrement*, *clairement*, *évidemment* usw. Im Deutschen, wo sich die Adverbien mit konkreterem Bedeutungsinhalt formal nicht von dem Adjektivum unterscheiden, haben Adjektivsuffixe wie *-bar* (ahd. selbständiges Adjekt. *bari* tragend) und *-lich* (wahrscheinlich zusammenhängend mit altgerm. *lîka* Körper und danach mit *gleîch* = mhd. *gelich* übereinstimmend), *-weise* (urspr. mit dem gleichlautenden Substantiv identisch) eine ähnliche Vorherrschaft gewonnen. Alle diese Erscheinungen einer zunehmenden Uniformierung der Wortbildung machen sich vorzugsweise bei derjenigen Form der Partikeln geltend, auf deren Gebiet die Neubildungen am reichlichsten vorkommen, und von der aus sie meist erst den übrigen Arten übermittelt werden, bei den Adverbien.

Gegenüber diesen und den Präpositionen, die ihrem Ursprung nach beide in eine sehr frühe Zeit der Sprachentwicklung zurückreichen, nehmen die Konjunktionen in doppelter Beziehung eine etwas abgesonderte Stellung ein. Erstens sind sie relativ späteren Ursprungs: primitivere Sprachen entbehren ihrer gänzlich; insoweit ein Bewußtsein des durch sie auszudrückenden Zusammenhangs angenommen werden kann, verbindet sich dasselbe unmittelbar mit der syntaktischen Fügung der Worte oder

[1]) Zahlreiche weitere, aber wohl nicht immer einwandfreie Beispiele lateinischer Partikelbildungen bei Lindsay, Die lateinische Sprache, S. 629 ff.

beschränkt sich auf gewisse die zeitliche Aufeinanderfolge des Erzählten andeutende Partikeln, die zuweilen auch noch die Bedeutung selbständiger Nomina besitzen können, also zur Gattung der oben (S. 173 f.) gekennzeichneten „Hilfswörter“ gehören[1]. Zweitens scheinen die ursprünglichen Formen der Konjunktionen in der Regel aus dem Pronomen, und zwar teils aus dem Demonstrativ-, teils und vorzugsweise aus dem Relativ- und dem ihm verwandten Fragepronomen hervorzugehen[2]. So entstammen die deutschen Konjunktionen *wann*, *wenn*, *weder*, *wie*, *wo* dem Fragepronomen *wer*, *daß* dem zugleich als Artikel gebrauchten Demonstrativum *das*. An diese Ausgangspunkte haben sich dann aber wieder reichliche Ergänzungen aus ursprünglichen Adverbialbildungen angesetzt, die teils durch Verbindungen mit pronominalen Konjunktionen, teils auf dem Wege der gewöhnlichen Adverbialbildung aus andern Wortformen entstanden: so *nachdem*, *weil* (mhd. *wîle*, eigtl. Akk. zu *Weile*), *darum*, *warum* (beides Zusammensetzungen der Präposition *um* mit den Ortsadverbien *da* und *wo*) usw.[3].

[1]) Nach den Angaben Fr. Müllers und nach den von ihm mitgeteilten Sprachproben scheinen es besonders die Sprachen einiger Negerstämme (Dinka, Bari usw.) zu sein, in denen die Konjunktionen entweder ganz fehlen oder im Sinne der Hervorhebung der zeitlichen Aufeinanderfolge durch partikelartig gebrauchte Hilfswörter vertreten sind (Müller, Grundriß, I, 2, S. 56, 74 ff.). Die von Steinthal (S. 173 f.) im Gebiete der Mandesprachen erwähnten konjunktionalen Hilfswörter scheinen teils einfache Aufeinanderfolge, teils Gegensatz auszudrücken, manchmal aber auch nur emphatische Bekräftigungen des Erzählten zu sein („es war, es da, da“). Auch die Sprachen der Eingeborenen Australiens (Kamilaroi, Encounter-Bay) entbehren der Konjunktionen entweder ganz oder fast ganz (Müller, II, 1, S. 31, 59), und bei den Angehörigen der sogenannten Hyperboreer-Rasse (Jukagiren, Tschuktschen), sowie in den meisten amerikanischen Sprachen kommen nur einfache Verbindungspartikeln zwischen zusammengehörigen Wörtern und Sätzen vor. Weiteres über diese Entwicklung vgl. im folgenden Kapitel.

[2]) Vgl. über diese Beziehungen der Pronominalformen das folgende Kapitel.

[3]) Deutlich weisen auch die lateinischen Konjunktionen, wie *que*, *quum*, *quam*, *quod*, *quia*, und ihre weiteren Ableitungen (*itaque*, *quoniam*, *denique*, *quomodo* usw.) auf diesen ursprünglichen Zusammenhang mit dem Pronomen hin. Doch sind überall zugleich, namentlich in den zusammengesetzten Formen, wie ja auch in den obigen deutschen Beispielen, andere Elemente, namentlich Orts- und Zeitadverbien, eingedrungen.

Nach allem dem bilden die Präpositionen, Adverbien und Konjunktionen Wortklassen, die nicht bloß durch die Unveränderlichkeit der Wortform, sondern auch durch die mannigfachen Übergänge, die aus der einen in die andere stattfinden, und durch die mehrfältige, bald adverbiale und präpositionale, bald adverbiale und konjunktionale Funktion, die manchen zukommt, ein zusammengehöriges Gebiet ausmachen. In ihrer Bildungsweise folgen sie aber durchaus den allgemeinen, im vorigen Kapitel erörterten Gesetzen der Wortbildung. Besonders da, wo diese Formen durch Zusammensetzung entstehen, bieten sie die nämlichen Stadien sukzessiver Agglutination und Verschmelzung, wie wir sie bei der Bildung sonstiger Wortkomposita oder bei der Entstehung der Nominal- und Verbalformen beobachten. Dabei sind sie wegen der fortwährenden Neubildungen, die besonders im Gebiet der Adverbien vorkommen, sowie wegen ihrer vielgestaltigen Entstehungsweisen, von der Stabilisierung einer einfachen Nominal- oder Verbalform an bis zu der einer ganzen Satzfügung, besonders günstige Objekte für die Beobachtung jener apperzeptiven Verbindungsprozesse, während überdies bei ihnen mehr als bei andern Wortzusammensetzungen die eigentümlichen Entwicklungsbedingungen der verschiedenen Sprachformen ihren charakteristischen Ausdruck finden[1]). Daneben macht sich jedoch gerade bei den Partikeln noch ein weiterer Einfluß geltend, der zwar überall die Entstehung der Wortformen beherrscht, hier aber in besonderem Maße hervortritt: das ist der Einfluß des Satzganzen auf die Gliederung seiner Teile. Denn dieser ist es, der vor allem die Bedeutung der Partikeln, als der hauptsächlichsten Bindemittel der Worte und Satzteile, bestimmt, und von dem daher auch die Übergänge der verschiedenen Formen ineinander abhängen.

---

[1]) Vgl. das in dieser Beziehung Kap. V, S. 675 über gewisse Partikelbildungen der romanischen Sprachen Bemerkte.

Siebentes Kapitel.

Die Satzfügung.

I. Der Satz als allgemeine Form der Sprache.

1. Negative Syntax.

Die Fragen, was der Satz sei, in welchem Verhältnis er zum Wort, zu den psychischen Vorgängen der Verbindung der Vorstellungen und zu den logischen Urteilsakten stehe, — diese Fragen gehören zu den meistumstrittenen oder gelegentlich wohl auch zu den mit Vorliebe vermiedenen in der neueren Sprachwissenschaft. In diesem zweifelhaften Zustand des Problems spiegelt sich seine Geschichte. In der Lehre vom Satze hatte dereinst jene deduktive Richtung der alten Grammatik, welche die Grundverhältnisse des logischen Denkens als Normen des sprachlichen Denkens betrachtete, ihre größten Triumphe gefeiert. In der Anwendung der logischen Kategorien von Subjekt, Prädikat, Kopula auf den Satz sah man die unmittelbare Bestätigung dieser Auffassung, die, aus der Beschäftigung mit den beiden klassischen Sprachen hervorgegangen, eine gewisse geschichtliche Rechtfertigung in der Tatsache finden mochte, daß dem Aufbau des Systems der Aristotelischen Logik sichtlich die Sprache als Grundlage gedient hatte. Als sich nun aber bei der Ausdehnung der syntaktischen Beobachtungen über einen weiteren Kreis von Sprachen und deren Geschichte diese Gesichtspunkte mehr und mehr als unhaltbar erwiesen, bestrebte man sich zunächst nicht, aus der Sprache selbst eine der Sache adäquatere Auffassung zu gewinnen, sondern man half sich entweder mit allerlei Kompromissen zwischen der alten deduktiv-logischen Behandlung und den sich erhebenden neuen Anforderungen, oder

man ließ die syntaktischen Fragen ganz auf sich beruhen, als Dinge, die eigentlich mehr die Logik als die Grammatik angingen[1]).

War auch diese ablehnende Haltung jedenfalls zum Teil dadurch äußerlich motiviert, daß in der naturgemäßen Reihenfolge der sprachgeschichtlichen Studien die Laut- und Formprobleme die nächsten waren, so ergab sich doch gerade aus der Vertiefung in die Zusammenhänge der Wortformen ein weiteres, inneres Motiv, das die Lücke, die an der Stelle der alten Syntax blieb, weniger als solche empfinden ließ. Dieses Motiv bestand in der Wahrnehmung des engen Zusammenhangs der Wortform mit der Beziehung des Wortes zum Ganzen des Satzes. Eine erschöpfende Untersuchung der Wortformen mußte also immerhin einen großen Teil der syntaktischen Fragen mit erledigen. Dieser Zustand, der allenfalls als ein provisorischer gelten mochte, wurde nun als der endgültige sanktioniert, indem man die Syntax einfach als „Lehre von den Wortklassen und Wortformen" definierte. Insofern in dieser, in ihrer geflissentlichen Ablehnung der alten Syntax hauptsächlich von Miklosich vertretenen Begriffsbestimmung gerade das, was der Hauptinhalt jener gewesen war, der Satz, ganz verschwand, läßt sich der so gewonnene Standpunkt angemessen als der einer negativen Syntax bezeichnen.

Diese negative Syntax war nun aber ihrerseits nicht ohne den Miteinfluß logischer Reflexionen entstanden; und dadurch trat sie in eine merkwürdige Gedankenverwandtschaft zu ihrer den Satz gewaltsam den Formen des Urteils unterwerfenden Vorläuferin, zur logischen Richtung der Grammatik. Verlegte Miklosich den Schwerpunkt der Sprachfunktion in das einzelne Wort, so stützte er sich dabei nicht weniger auf eine in der Philosophie hervorgetretene logisch-psychologische Theorie, wie es die alte Grammatik getan hatte, die von der überlieferten Aristotelischen Logik ausgegangen war. Diese neue Theorie bestand darin, daß man das Urteil nicht mehr als ein aus Vorstellungen

[1]) Vgl. zur Geschichte dieser ganzen Frage John Ries, Was ist Syntax? Ein kritischer Versuch, 1894, und in bezug auf die ältere Zeit Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen, 1893, I, S. 2ff.

oder Begriffen zusammengesetztes Gebilde, sondern als ein logisches „Elementarphänomen" definierte, das jede Empfindung und Vorstellung, und demnach auch jede Wortvorstellung, als ein „Akt der Anerkennung ihrer Existenz" begleite[1]). Wendet man diese Anschauung auf den sprachlichen Ausdruck an, so ergibt sich aus ihr, daß jedes einzelne Wort, das irgendeinen Wahrnehmungs- oder Vorstellungsinhalt bezeichnet, auch schon ein diesen Inhalt „anerkennendes Urteil" in sich schließen muß. Da nun aber das Zusammengesetzte erst aus dem Einfachen hervorgehen kann, so verbindet sich damit von selbst die Annahme, der Satz mit nur einem als Existentialurteil gedachten Wort, der „subjektlose Satz", sei die ursprüngliche Form, aus der die gewöhnlichen mehrgliedrigen Sätze durch Apposition weiterer Begriffe entstünden. Damit ist diese neue logisch-psychologische Theorie der Urteilsfunktion genau wieder bei demselben Punkt angelangt, von dem dereinst die alte Lehre, die den Satz mit dem logischen Urteil identifizierte, ausgegangen war. Wie Trendelenburg, von den Anschauungen K. F. Beckers geleitet, die „sub-

---

[1]) Brentano, Empirische Psychologie, 1874, I, S. 266ff., und besonders 277ff. Die Ansicht ist weiter ausgeführt von der Brentanoschen Schule, Marty, Hillebrand u. a. Zur Kritik im einzelnen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, vgl. die Ausführungen von W. Jerusalem, Die Urteilsfunktion, 1895, S. 66ff. Brentano selbst bezeichnet mit Bezug auf die Existentialsätze Herbart und im weiteren Sinne Aristoteles als diejenigen, die seiner Auffassung schon nahegekommen seien (a. a. O., S. 181). In der logisch-psychologischen Gesamtauffassung findet die Theorie außerdem in der Scholastik ihre näheren Anknüpfungspunkte. Denn ihre Grundtendenz liegt darin, bei jedem psychologischen Problem den im Bewußtsein gegebenen Tatbestand vollständig in die Urteile aufzulösen, zu denen er dem über ihn Reflektierenden Anlaß gibt. Dieses Verfahren ist die scholastische Methode in neuer Form, und sie steht zu der wahren Aufgabe der Psychologie, bei der es vor allem darauf ankommt, die Tatsachen so, wie sie sind, unvermengt mit nachträglichen Reflexionen und Subreptionen, aufzufassen, im schärfsten Gegensatz. Daß dieser Neoscholastizismus gelegentlich bei Vertretern der Geisteswissenschaften, insbesondere auch der Sprachwissenschaft, Beifall findet, ist übrigens angesichts seiner früher berührten Affinität zur Vulgärpsychologie, begreiflich (vgl. Band I, Einleitung, S. 27f.). Auch hat hier wohl die einseitig intellektualistische, leicht von selbst in das Reflexionsmäßige umschlagende Richtung der Herbartschen Psychologie, von der die neuere Sprachpsychologie ausgegangen ist, nicht unerheblich mitgewirkt.

jektlosen Sätze“ für die rudimentären Anfänge des Urteils überhaupt erklärt hatte, so betrachteten Miklosich und die neoscholastische Psychologie dieselben deshalb als einfachste Sätze, weil mit einem einzelnen Wort auch bereits ein Urteil verbunden sei[1]). Dieses Zusammentreffen ist natürlich kein zufälliges. Die neue Theorie beruht so wenig wie die alte auf einer psychologischen Betrachtung des Satzes, sondern jedesmal ist es die logische Reflexion, nur von einer andern Seite herkommend, die sich die Tatsachen zurechtlegt. Die alte Theorie geht von dem Schematismus der überkommenen Urteilslehre aus, den sie auf den Satz überträgt. Die neue stützt sich auf jene in letzter Instanz gleichfalls bis zu Aristoteles zurückgehende, mit besonderer Virtuosität aber von der Scholastik geübte Betrachtungsweise, die das Verständnis irgendeines Erfahrungsinhalts dadurch zu gewinnen glaubt, daß sie die subjektive logische Reflexion über die Tatsachen und die so gewonnenen Begriffe in die Tatsachen selber hineinträgt. In diesem Sinne werden namentlich die Gefühle unmittelbar als „Werturteile“ bezeichnet, und da die Gefühle im allgemeinen unzerlegbare psychische Zustände sind, die als solche gelegentlich auch unsere logischen Denkakte begleiten können, so wird daraus dann wieder rückwärts auf die Einfachheit jenes „Aktes der Anerkennung“ geschlossen, der in jedem Urteil enthalten sein soll. Mit Vorliebe bedient sich außerdem diese Reflexionspsychologie der Interpretation der Namen. Wenn wir irgend etwas eine „Empfindung“ oder „Wahrnehmung“ nennen, so bedeutet dies, daß wir etwas „in uns finden“, etwas als „wirklich annehmen“. Wie können wir aber etwas finden und annehmen, ohne daß wir es zugleich irgendwie „anerkennen“ oder als existierend beurteilen? Daß die Benennungen der Sprache und vor allem der wissenschaftlichen Terminologie aus Motiven hervorgegangen sind, unter denen die unbefangene Beobachtung eine sehr geringe, die subjektive Reflexion aber eine sehr wesentliche Rolle spielt, bleibt dabei außer Frage.

[1]) Miklosich, Subjektlose Sätze,[2] 1883, S. 19. M. selbst beruft sich an dieser Stelle auf Trendelenburg (Logische Untersuchungen,[2] II, 1862, S. 211 ff.).

2. Impersonalien.

Eine willkommene Bestätigung glaubte die der negativen Syntax der Grammatiker zu Hilfe kommende Psychologie, wie schon bemerkt, in den „subjektlosen Sätzen" oder, wie sie unverfänglicher genannt werden, in den „Impersonalien" zu finden. Wenn man von solchen Sätzen absieht, bei denen das Demonstrativpronomen auf einen bestimmten Gegenstand oder Vorgang hinweist, und die daher nur fälschlich hierher gezählt werden, wie „es ist Karl", „es ist vollendet" u. dgl., so bleiben als echte Impersonalien hauptsächlich die „meteorologischen" Sätze, wie „es blitzt", „es regnet", „es ist warm", „es ist kalt", „es ist Tag", „es ist Nacht" usw. Da hier anscheinend bloß eine einzige Vorstellung, die des Donnerns, des Blitzens usw., in dem Satz ausgedrückt ist, so glaubte man vor allem für diese Impersonalien annehmen zu dürfen, sie seien einfache, die Bejahung einer einzigen Vorstellung ausdrückende „Existentialurteile". War in diesem besonderen Fall die einzelne Vorstellung als Äquivalent eines einfachen Urteils anerkannt, so war aber auch der weitere Schritt nahe gelegt, den gewöhnlichen, aus mehreren Gliedern gebildeten Satz als eine Verbindung vieler solcher einfacher Urteile zu betrachten.

Gegen diese Auffassung ist eingewandt worden, das Demonstrativum in den Impersonalien unserer neueren Sprachen vertrete allerdings eine Vorstellung, diese sei aber als „unbenannt" oder als „unbekannt" vorauszusetzen. Das Impersonale sei also in Wahrheit zweigliedrig, und zwar habe es die Funktion einer Benennung, oder auch, es drücke eine Kausalität aus, deren Träger unbekannt sei. Solche „Benennungs-" oder gar „Kausalitätsurteile" sind aber in Wahrheit gerade die echten Impersonalien nach ihrem wirklichen Vorkommen durchaus nicht. Wenn ich sage „es regnet", so habe ich nicht im entferntesten die Absicht mitzuteilen, daß die wahrgenommene Erscheinung Regen genannt werde, oder daß sie Wirkung irgendeiner unbekannten Ursache sei. Ihrem unmittelbaren Inhalte nach sind die Impersonalien vielmehr einfache erzählende Aussagen, denen die Absicht einer Benennung oder einer kausalen Auffassung des

Erzählten ebenso ferne liegt wie die einer besonderen Anerkennung seiner Wirklichkeit. Zu der letzteren kann immer erst dann Anlaß gegeben sein, wenn ein anderer, oder wenn der Urteilende selbst etwa auf Grund einer neuen Wahrnehmung eine vorangegangene Aussage bezweifelt. Diesem Widerspruch gegenüber mag er dann die Existenz des Behaupteten anerkennen oder negieren. Eine solche Bejahung oder Verneinung setzt aber stets voraus, daß der Inhalt der Aussage als ein tatsächlicher bereits gegeben ist und in einem Satze ausgesprochen werden kann. Ein die Realität des Wahrgenommenen anerkennendes Urteil kann daher die Wahrnehmung ebensowenig von Anfang an begleiten, wie es möglich ist, daß negative Sätze früher sind als positive. Da das ursprüngliche positive Urteil nicht nötig hat, sich gegen Widerspruch zu behaupten, so ist es auch unmöglich, daß es neben seinem wirklichen Inhalt noch einen weiteren besitzt, der ihm diese Wirklichkeit erst bescheinigt. Werden die Impersonalien durch die Annahme einer solchen Anerkennung um einen Inhalt bereichert, der ihnen nicht gebührt, so kommen sie nun aber anderseits nicht zu ihrem vollen Rechte, wenn behauptet wird, ihr Inhalt sei bloß eine einzige Vorstellung. Vielmehr können sie zwar je nach den sprachlichen Ausdrucksformen in einfachen Fällen nur aus einem einzigen Wort bestehen, wie das lateinische *pluit*, *tonat*, das griechische ὕει, βροντᾷ usw. Doch diese Wörter sind ebensowenig einzelne Vorstellungen, wie es die Verbalformen der ersten und zweiten Person *lego*, *donas*, φέρω u. dgl. sind. Der Unterschied von einem gewöhnlichen Aussagesatz ist bei ihnen nur der, daß der Gegenstand, der zu dem im Verbum enthaltenen Vorgang hinzukommt, von unbestimmter Beschaffenheit ist. Er ist unbestimmt, aber weder fehlt er, noch besteht er in einem durch nachträgliche Reflexion entstandenen Begriff. In der Endung des Verbums, *pluit*, *tonat*, oder in unseren neueren Sprachen in dem unbestimmten Pronomen *es*, in *es regnet*, *es donnert*, ist er unzweideutig ausgedrückt. Es würde kaum denkbar sein, daß die Sprache diesen Bestandteil des Impersonale dauernd gebildet oder an Stelle der verloren gegangenen hinweisenden Endung neu erzeugt haben würde (franz. *il pluit* aus lat. *pluit* usw.), wenn nicht der Vorstellungsinhalt des Satzes dazu gedrängt hätte.

So ist denn das Impersonale logisch betrachtet nichts anderes als ein „unbestimmtes Urteil“, wenn wir diesen Ausdruck „unbestimmt“ auf das Subjekt desselben beziehen. Das Unbestimmte ist aber logisch so wenig wie psychologisch ein Unwirkliches. Logisch bezeichnet es in diesem Fall einen zwar vorhandenen, aber wegen seines schwankenden Inhalts nicht näher zu definierenden Gegenstandsbegriff. Psychologisch bezeichnet es den ganzen Komplex der konstanteren Wahrnehmungsinhalte, die gleichzeitig mit dem im Verbum enthaltenen Vorgang oder Zustand gegeben sind. Unter ihnen können bald diese, bald jene mehr in den Vordergrund des Bewußtseins treten; und aus dieser schwankenden psychologischen Natur der Vorstellung geht eben zugleich die Unmöglichkeit eines bestimmteren logischen Ausdrucks hervor. Daß diese dem Subjektsinhalte nach unbestimmten Sätze nicht die primitiven Formen des urteilenden Denkens sind, ergibt sich schließlich auch aus der Sprachgeschichte. Denn wo es überhaupt möglich ist, den Bestand eines Sprachgebiets an Impersonalien im Verlauf einer längeren Zeit zu verfolgen, wie im Indogermanischen, da nimmt deren Menge nicht ab, sondern zu. Schon die alten Grammatiker haben daher gemeint, Sätze wie *pluit*, *tonat*, *fulgurat*, ὕει, βροντᾷ seien zu ergänzen zu *Juppiter tonat*, ὁ Ζεὺς ὕει usw. In der Tat entspricht es dem konkreteren, sinnlich anschaulichen Denken des Menschen einer primitiveren Kultur, daß er sich den wahrgenommenen Vorgang bestimmter in seinen Beziehungen zu den gleichzeitigen Gegenständen vergegenwärtigt oder, wo sich solche nicht finden, sie mythologisch verkörpert. So finden sich noch bei Homer keine eigentlichen Impersonalien: Zeus ist es, der als der regnende, donnernde, Blitze schleudernde genannt wird; und die Grundbedeutung dieser Wörter weist schon auf ein Nomen agens hin. So bedeutet ὕει eigentlich *er macht naß*, *er läßt regnen*, und es scheint die unpersönliche Bedeutung erst angenommen zu haben, als das Subjekt allmählich wegblieb. So sind ferner bei *fulminare*, *fulgurare* die Nomina *fulmen* und *fulgur*, von denen die Verba abgeleitet werden, nicht als Subjekte, sondern im Objektskasus gedacht: nicht „Blitze sein“, sondern „Blitze schleudern“ müssen sie übersetzt werden, wenn wir den Hauptbegriff wieder

in die nominale Form umwandeln wollen. Das eigentliche Impersonale scheint demnach viel eher ein Stück Abbreviatursprache zu sein, das unter der Wirkung häufigen Gebrauchs aus einer einst vollständigeren Satzform hervorging, als daß es einer erst im Werden begriffenen Satzbildung entspräche[1]).

3. Satzdefinitionen.

a. Die Definitionen der alten Grammatik.

Die Begriffsbestimmungen, in denen die Grammatiker das Wesen des Satzes festzustellen suchten, bewegen sich zwischen zwei Polen: sie sind entweder vorwiegend grammatischer, oder sie sind vorwiegend logischer Art, oder sie suchen beide Momente, das grammatische und das logische, so gut es geht, zu verbinden. Grammatisch definiert man den Satz nach dem Vorbilde des alten Dionysius Thrax[2]) als „eine Verbindung von

---

[1]) Vgl. über die logische Seite der Lehre von den Impersonalien meine Logik,[3] I, S. 167ff. Die verschiedenen grammatischen Fälle wirklicher und scheinbarer Impersonalien sind eingehend erörtert und voneinander gesondert von Sigwart in seiner Schrift: Die Impersonalien, 1888. Vgl. besonders die Zusammenstellung der Hauptfälle S. 75ff. Daß ich Sigwarts allgemeiner Auffassung der Impersonalien als „Benennungsurteile“ nicht zustimme, ist oben bemerkt worden. Dagegen kann ich den kritischen Ausführungen W. Jerusalems gegen die Auffassung der Impersonalien als Existentialurteile in allem Wesentlichen beipflichten (W. Jerusalem, Die Urteilsfunktion, S. 123ff.). Wenn er allerdings mit Lotze (Logik, 1874, S. 70f.) und Schuppe (Zeitschrift für Völkerpsychologie, XVI, 1886, S. 249ff.) als das eigentliche Subjekt der Impersonalien den umgebenden Raum betrachtet, so scheint mir das nicht gerechtfertigt. Damit würde wohl das Subjekt ein relativ unbestimmtes bleiben, aber doch eine Konstanz annehmen, die, wie ich glaube, dem tatsächlich wechselnden Inhalt dieser Urteile nicht entspricht. Auch scheint mir diese Auffassung mit der oben geltend gemachten sekundären Natur gerade der am häufigsten gebrauchten meteorologischen Impersonalien nicht in Einklang zu stehen. Delbrück bemerkt mit Bezug auf diese (Syntax, III, S. 25), auf Grund der sprachgeschichtlichen Zeugnisse lasse sich nicht entscheiden, ob die Impersonalien mit und ohne Subjekt gleich ursprünglich, oder ob die letzteren erst aus den ersteren entstanden seien. Aber auch D. erkennt an, daß, wie schon Jak. Grimm hervorgehoben, die älteren Sprachdenkmäler ungleich mehr solche Sätze mit Subjekten aufweisen als die jüngeren.

[2]) Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern,[2] II, 1891, S. 209ff.

Wörtern, welche einen vollen Gedanken darstellt", oder auch, mit noch strengerer Beschränkung auf das Grammatische, als „eine Gruppe von Wörtern, die in einer gesprochenen Sprache als Ganzes erscheint". Logisch erklärt man den Satz für den „sprachlichen Ausdruck eines Gedankens". Unter diesen Definitionen wird die erste oder grammatische zuweilen auch durch eine bloße Einteilung der Satzarten verdrängt und gleichzeitig der logischen angenähert, indem man den Satz als den „Ausdruck einer Aussage, Frage, Bitte, eines Befehls oder Zurufs" bezeichnet; die logische dagegen sucht man nicht selten durch ein äußeres Merkmal zu ergänzen, indem man auf die „Mitteilung der Gedanken an andere" Gewicht legt.

Die wechselnde Gunst, deren sich die beiden Hauptdefinitionen zu erfreuen hatten, ist für die Entwicklung der syntaktischen Anschauungen bezeichnend. Die alte grammatische, die in dem Satze bloß eine Verbindung von Wörtern sieht, ist bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Grammatiken die vorherrschende. Dann kommt unter dem Einflusse Gottfr. Hermanns in der klassischen, K. Ferd. Beckers in der deutschen Philologie die logische Auffassung zur Herrschaft. In den beiden klassischen Sprachen geht die Anlehnung an die Aristotelische Logik so weit, daß bei Gottfr. Hermann und in den seiner Autorität folgenden Schulgrammatiken sogar die Kopula als ein allgemeingültiger, wirklicher oder latenter Bestandteil des Satzes aufgeführt und dieser demnach als ein dreigliedriges Ganzes definiert wird, welches aus einem „Gegenstand", einer Beschaffenheit" und einer „Verbindung beider" bestehe und mittels dieser Verbindung erst „Darstellung eines Gedankens durch Worte" sei[1]). So weit sind Becker und seine Schule dem Einfluß der überkommenen Logik doch nicht gefolgt. Der „in Worten ausgedrückte Gedanke" ist ihnen vielmehr immer nur aus zwei Gliedern zusammengesetzt: aus einem Sein (dem Subjekt) und aus einer Tätigkeit (dem Prädikat), während beide durch den Ausdruck dieser Tätigkeit selbst, das Verbum finitum, zu einer

---

[1]) Vgl. z. B. Rost, Griechische Schulgrammatik, 1844, S. 339f. Kritz und Beyer, Lateinische Schulgrammatik, 1848, S. 221f.

Einheit verbunden seien[1]). Diese Auffassung Beckers hat dann auch auf die klassische Philologie herübergewirkt, so daß in ihr jene unnatürliche Auflösung des Prädikats in die Kopula und ein zugehöriges Nomen wenigstens keine bleibende Stätte fand[2]). Um die Mitte des 19. Jahrhunderts vollzieht sich aber das bemerkenswerte Schauspiel, daß die Satzdefinitionen allmählich aus den Grammatiken ganz verschwinden: man definiert wohl die Syntax als eine Lehre von der Verbindung von Wörtern zu Sätzen; was der Satz selbst sei, bleibt unausgesprochen[3]). Wo jemals das Bedürfnis nach einer Begriffsbestimmung von neuem sich regen sollte, da kehrt man, die Periode der logischen Definitionen überschlagend, zur alten grammatischen Formulierung zurück: der Satz ist eine Verbindung von Wörtern[4]).

Nun ist die skeptische Stimmung, die sich der neueren Grammatik den alten Satzdefinitionen gegenüber bemächtigt hat, im allgemeinen wohl begreiflich. Die Unzulänglichkeit dieser Definitionen springt in die Augen. Die grammatische ist offenbar gleichzeitig zu eng und zu weit. Sie ist zu eng: denn es gibt Sätze, die keine Verbindungen von Wörtern sind, sondern aus einem einzigen Wort bestehen, wie z. B. lat. *scribo*, *amo*, oder auch unsere Imperative *komm*, *kommt*, die mit gutem Recht als Sätze zu deuten sind. Hier muß man sich also mit der Ausrede helfen, daß in diesen Fällen das Personalpronomen von der Verbalform absorbiert worden sei, eine Ausrede, welche die Begriffsbestim-

---

[1]) K. Ferd. Becker, Ausführliche deutsche Grammatik, II, 1837, S. 1 ff. Von dem Verbum „sein" bemerkt B. ausdrücklich, es dürfe ebensowenig wie ein Hilfsverbum, eine Präposition oder der Artikel als ein besonderer Bestandteil des Satzes gelten (S. 11).

[2]) Vgl. z. B. Raphael Kühner, Ausführliche griechische Grammatik,[1] II, 1835, S. 1 ff.

[3]) Hierher gehören schon die Schulgrammatiken der jetzt lebenden älteren Generation, Buttmann, Curtius, Zumpt usw., und dann ihre Nachfolger bis zum heutigen Tage.

[4]) So definiert z. B. Meyer-Lübke den Satz „als ein Wort oder eine Gruppe von Wörtern, die in der gesprochenen Sprache als Ganzes erscheinen, die sich als eine Mitteilung eines Sprechenden an einen andern darstellen" (Gramm. der romanischen Sprachen, III, S. 307). Daß auch ein einzelnes Wort in dieser Definition als eventueller Satzinhalt erscheint, ist zugleich eine Konzession an die negative Syntax.

mung sofort von dem grammatischen auf das logische Gebiet hinüberspielt; denn daß in solchen Verbalformen der Personalbegriff eingeschlossen liegt, gehört zu ihrem logischen Inhalt und ist nicht immer an ihrer grammatischen Form zu erkennen. Die Definition ist aber auch zu weit: denn es gibt Verbindungen von Wörtern zu einem Ganzen, die, wie z. B. die Aufzählung der zwölf Zeichen des Tierkreises, keine Sätze sind. Es müßte also hinzugefügt werden, wie das Ganze beschaffen sein muß, um als Satz zu gelten. Sobald man das aufzuführen sucht, begibt man sich aber in der Regel wieder auf das Gebiet der logischen Definition.

Gleichwohl ist auch diese unbefriedigend. Indem sie den Satz als den „in Worten ausgedrückten Gedanken" bezeichnet, wälzt sie eigentlich nur die Last der Begriffsbestimmung von sich ab, um sie der Logik aufzubürden. „Gedanke" ist zunächst ein ganz unbestimmter Begriff, der noch in der Psychologie des 18. Jahrhunderts alle möglichen psychischen Tatsachen umfaßte: Empfindungen, Vorstellungen so gut wie Urteile, so daß er ungefähr mit dem identisch war, was wir jetzt einen „Bewußtseinsinhalt" nennen[1]). Wenn heute der Begriff ein engerer geworden ist, so ist das wesentlich unter dem Einflusse der Logik geschehen. Der Begriff des „logischen Denkens" hat hier den allgemeineren des Denkens überhaupt allmählich in sich aufgenommen. Damit hat dann aber auch jene Begriffsbestimmung des Satzes eine so einseitig logische Färbung gewonnen, daß sie von vornherein auf die für die Logik ausschließlich in Betracht kommende Satzart, auf das Urteil, bezogen wird. Hierdurch ist dann jener Vermengung von Grammatik und Logik, welche jeden sprachlichen Ausdruck, der kein logisches Urteil ist, entweder überhaupt unter keinen Umständen als Satz gelten läßt, oder aber ihn gewaltsam in ein logisches Urteil uminterpretiert, Tor und Tür geöffnet.

Daß diese Auffassung der Sprache Gewalt antut, indem sie diese einseitig in den Dienst des logischen Denkens, ja zum Teil sogar in den der zufälligen geschichtlichen Form stellt, die es in

[1]) Vgl. z. B. Christian Wolff, Vern. Gedanken von Gott, der Welt, der Seele des Menschen usw., 6. Aufl., 1726, I, S. 138 ff.

der traditionellen Logik angenommen hat, ist offenkundig und heute allseitig anerkannt. Dennoch hat man zuweilen geglaubt, durch eine etwas weitere, mehr psychologische Auffassung des Begriffs „Gedanke“ oder durch die Hinzufügung grammatischer Nebenbestimmungen die alte logische Definition noch retten zu können, indem der Satz als „ein mit Hilfe eines finiten Verbums ausgedrückter Gedanke“ definiert wurde[1]). Nun werden aber erstens bei dieser Definition von vornherein nur die indogermanischen Sprachen beachtet. Auf das Chinesische und viele andere, die ein Verbum finitum in unserem Sinne gar nicht besitzen, paßt sie überhaupt nicht. Sie paßt ferner nicht einmal auf diejenigen Sätze unserer eigenen Sprache, deren Prädikat aus der Kopula und einem Nomen besteht: denn die Kopula, als bloßes Zeichen der Prädizierung, das als solches hinwegbleiben kann, ohne den Inhalt des Satzes irgendwie zu verkürzen, ist kein eigentliches Verbum finitum. Endlich ist man genötigt, zahlreiche in geordneten Wortgruppen und Wortfügungen ausgedrückte sprachliche Äußerungen, nämlich die ganze Klasse der unten (Nr. II, 1) zu besprechenden „Gefühlssätze“, aus der Kategorie der Sätze zu streichen. Dadurch mündet schließlich auch diese Begriffsbestimmung, trotz der Versicherung, es sei dabei dem Ausdruck „Gedanke“ der weiteste Umfang zu geben, „so daß darunter nicht bloß Urteile, sondern auch Willensakte verstanden werden“, schließlich in die Bahnen der logischen Theorie: in jedem Satze soll, wie schon K. F. Becker sagt, von einem Sein eine Tätigkeit ausgesprochen werden. Als Tätigkeitswort gilt aber das Verbum finitum. Als solches ist es vor allem Träger einer Aussage, die sich dann allenfalls auch in die Frage und in die Befehlsform als deren Voraussetzung hineindeuten läßt. Damit ist man aber wieder, da jede Aussage ein Urteil ist, auf dem Boden der Urteilstheorie angelangt.

Der Fehler der logischen Definition, der auf diese Abwege geführt hat, liegt also schließlich in der Unbestimmtheit des Ausdrucks „Gedanke“. Da die Klärung dieses Begriffs eine psychologische und keine grammatische Aufgabe ist, so konnte es den Grammatikern im Grunde nicht allzusehr verdacht werden, wenn

[1]) Franz Kern, Die deutsche Satzlehre, 1883, S. 24.

sie auf eine Begriffsbestimmung des Satzes gänzlich verzichteten. Diese Ungewißheit über seine eigentliche Bedeutung legte aber auch die Frage nahe, ob diese sprachliche Form überhaupt eine selbständige Existenz besitze. Damit war man bei dem Standpunkt der negativen Syntax angelangt.

b. Definitionen im Sinne der negativen Syntax.

Indem sich schon in der alten Grammatik die Auffassung des Satzes als einer „Äußerung eines Gedankens in Worten" gelegentlich zu dem unbestimmten Begriff einer „Mitteilung" verflüchtigt hatte, lag eine völlige Aufhebung der begrifflichen Begrenzung zwischen Wort und Satz nicht mehr allzu fern. Die Richtung der „negativen Syntax", die, auf die oben (S. 223 ff.) erwähnten sprachlichen und logischen Gründe gestützt, diese Auffassung prinzipiell zur Geltung brachte, mußte demnach, wenn sie sich überhaupt auf eine Definition des Satzes einließ, notwendig diese so weit fassen, daß sie auch noch auf das einzelne Wort, ja eventuell auf eine einzelne Gefühlsäußerung anwendbar war, sofern nur in die letztere ebenfalls irgendeine „Anerkennung", sei es eines objektiven Erlebnisses, sei es vielleicht auch nur eines subjektiven Gemütszustandes, hineingedeutet werden konnte. Beispiele solcher Satzdefinitionen vom Standpunkte der negativen Syntax aus finden sich daher mehrfach in der neueren grammatischen Literatur. Der Satz wird dann etwa definiert als „der in gegliederter Lautgebung erfolgende Ausdruck einer Vorstellung, einer Vorstellungsmasse, oder auch der Verbindung zweier Vorstellungen oder zweier Vorstellungsmassen, der dem Sprechenden und dem Hörenden als ein zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganzes erscheint". Und als Beispiele von Sätzen, die dieser Definition entsprechen, werden dann angeführt: „Ei!" „Karl!" „Das Kind schläft" usw.[1]).

Nun darf man allerdings zweifeln, ob nicht diese Beispiele

[1]) L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart, 1900, S. 306. In ähnlichem Sinne charakterisiert H. Wunderlich (Der deutsche Satzbau, 1862, S. 2 ff.) den Standpunkt der neueren Grammatik, ihr sei der Satz „die Urform sprachlichen Ausdrucks, die sich von der einfachen Interjektion O bis zum vielumfassenden Satzgebilde eines Philosophen erstrecken kann".

sogar über die weiten Grenzen, die die vorangestellte Definition dem Satze zieht, noch hinausgehen. Denn die Interjektion „Ei" wird man kaum den Ausdruck einer Vorstellung nennen können; und wenn Äußerungen wie „O" oder „Karl" als Sätze interpretiert werden, so geschieht das in Wahrheit nicht deshalb, weil sie als ein abgeschlossenes Ganzes erscheinen, sondern weil man sich für berechtigt hält, zu ihnen das hinzuzufügen, was der Redende dabei gedacht haben kann, aber nicht ausgesprochen hat, z. B. bei dem Ausruf „Karl" etwa „Karl komm hierher" oder „Karl nimm dich in acht" oder ähnliches. Ist ein solcher Nebengedanke nicht vorhanden, durch den das gesprochene Wort stillschweigend zu einem Satz ergänzt wird, hat z. B. jemand auf einer Tafel das Wort „Karl" gelesen, ohne sich irgend etwas Weiteres hinzuzudenken, so ist nicht einzusehen, warum man sich nicht damit begnügen sollte, ein so gelesenes Wort eben ein Wort zu nennen, ihm aber den Charakter eines Satzes abzusprechen. Damit führt diese Definition mit Notwendigkeit über sich selber hinaus. Sie muß, wenn sie solche absolut zusammenhanglose und sinnlose Wortgebilde vom Begriff des Satzes ausschließen will, anerkennen, daß sich dieser Begriff überhaupt nur auf psychologischem Wege, durch Rücksichtnahme auf die begleitenden Bewußtseinsvorgänge, gewinnen lasse. Damit ist dann der Übergang zu einer dritten Begriffsbestimmung gegeben, mit der sich in der Tat diese den Standpunkt der negativen Syntax vertretende nicht selten verbindet.

c. Definition nach den begleitenden Vorstellungen.

Verlangt man nämlich nach bestimmten psychologischen Merkmalen, die einem Wort oder einer Wortverbindung den Charakter eines Satzes verleihen sollen, so ist damit von vornherein das Kriterium für die Entscheidung der Frage, was ein Satz sei und was nicht, in das Bewußtsein des Redenden verlegt. Unter diesem Gesichtspunkte läßt es daher der sprachliche Ausdruck völlig unsicher, ob irgendeine Äußerung als Satz gemeint sei. Das einzelne Wort ist ein Satz, wenn es von dem Redenden und eventuell auch von dem Hörenden in Gedanken zu einem solchen ergänzt wird. Im Sinne dieser Auffassung de-

finiert daher Herm. Paul den Satz als „das Symbol dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat, und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen“[1]). Nach dieser Begriffsbestimmung sind also Wörter wie „Ei“ oder „Karl“ an sich noch keine Sätze; aber sie können dazu werden, wenn in der Seele des Redenden Vorstellungen hinzukommen, die auch von dem Hörenden leicht ergänzt werden, z. B. „Ei wie seltsam ist dies“ oder „Karl komm hierher“ usw.

Insoweit sich diese Auffassung unmittelbar mit der Stellung der Gefühlslaute und ihrem Verhältnis zu den Worten berührt, ist ihrer schon an einer früheren Stelle gedacht worden[2]). Eine primäre Interjektion wie „O“ oder „Ei“ ist als reiner Gefühlslaut nicht einmal Ausdruck einer Vorstellung. Ebenso haben Ausrufe wie „Karl“ nicht selten nur die Bedeutung eines Gefühlsausdrucks, bloß mit dem Unterschiede, daß dieser auf ein bestimmtes Objekt bezogen, also von einer bestimmten Vorstellung begleitet wird. Wie sich aber die möglicherweise im Bewußtsein des Redenden stattfindende Ergänzung des Wortes „Karl“ allenfalls in Worte kleiden läßt, so ist dies, wenn man sich gestattet, die Gefühle des Redenden zu interpretieren, bei der eigentlichen Interjektion ebenfalls möglich. Statt „Ei“ könnte er, wenn er nur über seinen eigenen Zustand reflektiert hätte, gesagt haben: „wie wunderbar“ oder vielleicht sogar „dies ist wunderbar“, wo im ersten Fall ein Ausrufungssatz, im zweiten sogar eine echte Aussage, ein Urteil, zum Vorschein käme. Das eigentliche Wesen dieses die Definition des Satzes ganz auf die psychische Seite verlegenden Verfahrens besteht also, wie man sieht, darin, daß zuerst dem Satze selbst der ihn begleitende Bewußtseinsvorgang, und daß dann diesem wieder die Interpretation untergeschoben wird, die sich von ihm geben läßt, wenn man ihn intellektuali-

[1]) H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, S. 121. Die Grundlage dieser das Wesen des Satzes in die Vorstellungen und ihre Verbindungen verlegenden Ansicht ist wohl bei Steinthal zu finden; doch hat sie dieser, soviel ich sehen kann, nirgends in eine bestimmte Definition gefaßt. Vgl. dessen Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, S. 440ff.

[2]) Vgl. Kap. III, S. 322ff.

siert, in Vorstellungen und ihre Verbindungen übertragen denkt. Der erste dieser Schritte zieht den zweiten beinahe unvermeidlich nach sich. Davon, was ein Mensch zu dem was er spricht hinzudenkt, wissen wir ja im allgemeinen nichts: wenn wir seine Worte ergänzen wollen, müssen wir das also mittels unserer eigenen Reflexion tun. Nun kann aber erstens eine solche Interpretation falsch sein, und dies ist um so wahrscheinlicher, je unvollständiger das Gehörte ist. Mag es vorkommen, daß sich im einzelnen Fall einmal die Umdeutung eines Rufes wie „Karl", „Feuer", „Diebe" ziemlich sicher aus der Situation ergibt, ganz ist das niemals der Fall. Wenn man den Ruf „Feuer" in „löscht das Feuer" oder „seht das Feuer" übersetzt, so ist vielleicht beides falsch: der Rufende hat bloß mit der Vorstellung „Feuer" einen lebhaften Affekt, der den Ruf zugleich zum Gefühlslaut macht, verbunden. Sieht man von dieser Gefühlsseite ab und berücksichtigt bloß den Vorstellungsinhalt des Rufes, so bezeichnet also dieser offenbar nur eine einzelne Vorstellung, und er soll auch nach der Absicht des Redenden nichts weiter bezeichnen. Erblickt man mit Paul das Wesen des Satzes in einer „Verbindung mehrerer Vorstellungen", so hat man daher kein Recht, das Wort in diesem Fall als Ausdruck eines Satzes aufzufassen.

Sodann aber besteht unter allen Umständen ein Unterschied zwischen dem, was die Sprache ausdrückt, und dem, was etwa als verschwiegener Gedanke diesen Ausdruck begleiten kann. Der Satz ist in erster Linie ein sprachliches Gebilde, ein psychologischer Vorstellungsverlauf nur insofern, als dieser wirklich im Satze ausgedrückt wird, und vollends ein logisches Urteil nur unter der Bedingung, daß er direkt eine Aussage enthält. Wenn man nach dem Wesen des Satzes fragt, so kann es sich daher nur um die sprachliche Natur desselben handeln. Ich kann möglicherweise einen Satz laut aussprechen oder leise denken: immer aber muß ich ihn in Worten sprechen oder denken. Einen Satz, der bloß aus Vorstellungen besteht, ohne daß diese Vorstellungen in irgendwelche sprachliche Zeichen umgesetzt wären, gibt es nicht. Will man bestimmen, was der Satz der gesprochenen Rede sei, so läßt sich das also nur nach dem bestimmen, was wirklich gesprochen wird, nicht nach dem, was vermuteterweise hinzu-

gedacht, oder gar nach dem, was in das Gesprochene nachträglich logisch hineininterpretiert wird.

Vergleicht man die Definition Pauls mit den Definitionen der alten Grammatik, so springt in die Augen, daß sie die älteste derselben, die in dem Satze lediglich eine Verbindung von Worten sieht, wieder aufnimmt, um dem Sprachlichen das Psychologische, dem Wort die Vorstellung zu substituieren und so jene Definition gewissermaßen zu versinnlichen. Gewiß beruht diese Übertragung ins Psychische auf dem berechtigten Bedenken, daß es eine allzu äußerliche Auffassung ist, wenn man den Satz auf eine bloße Aneinanderreihung von Wörtern zurückführt. Anderseits erhebt sich aber doch die Frage, ob viel gewonnen sei, wenn man an die Stelle der Wortverbindung die Vorstellungsverbindung setzt. Ob ich die zwölf Zeichen des Tierkreises in Worten ausspreche oder in Vorstellungen denke: sie sind beidemal Verbindungen zu einem Ganzen, aber sie sind hier so wenig wie dort ein Satz. Pauls Definition würde auf jede beliebige rein mechanische Vorstellungsassoziation auch passen. Ja in einer Beziehung muß man sogar anerkennen, daß die alte grammatische Formulierung der neuen, psychologischen überlegen ist: darin nämlich, daß jene, eben weil sie eine bloß äußerliche ist, doch auch wenigstens keine falsche Annahme über das, was in der Seele des Redenden vor sich geht, in sich schließt. Dies tut nun die psychologische Definition, wenn sie den Satz als eine „Verbindung von Vorstellungen“ bezeichnet und damit notwendig die Meinung erweckt, daß die Vorstellungen, die der Satz verbinde, vorher selbständig existiert haben. Definiere ich den Satz „das Gras ist grün“ als eine Verbindung von Wörtern, so geht diese Begriffsbestimmung zwar nicht in die Tiefe der Sache, aber sie ist wenigstens nicht falsch. Definiere ich ihn dagegen als eine Verbindung von Vorstellungen, so ist diese Definition positiv falsch. Denn die Vorstellungen Gras und grün haben nicht zuerst unabhängig voneinander existiert, um dann nachträglich von mir zu einem Ganzen verbunden zu werden, sondern sie sind beide zugleich da: die Vorstellung des Grases ist mit der Eigenschaft grün in der unmittelbaren Wahrnehmung gegeben; um die Verbindung herzustellen, bedarf es des Satzes gar nicht.

4. Vollständige und unvollständige Sätze.

Bei den Begriffsbestimmungen der negativen Syntax sowohl wie bei den Bestrebungen, die alte grammatische Definition durch die Substitution der Vorstellungen für die Wörter psychologisch zu vertiefen, hat unverkennbar das verbreitete Vorkommen unvollständiger Sätze eine wichtige Rolle gespielt. Indem man die Satzdefinition mit einem gewissen Recht auch auf diese Fälle auszudehnen bemüht war, wurde man dazu gedrängt, nicht den normalen, vollständigen, sondern den unvollständigen, also den mehr oder minder abnormen Satz zur Grundlage der Begriffsbestimmungen zu nehmen.

Wenn jemand ein Wort oder auch einige Wörter eines Satzes in der Rede unterdrückt, so stehen wir in der Tat nicht an, das Gehörte trotzdem als Satz anzuerkennen. Es gibt also verstümmelte Sätze, die wir im weiteren Sinne dem Begriff des Satzes unterordnen. Da sich nun aber eine bestimmte Grenze nicht angeben läßt, bis zu welcher eine solche Verstümmelung erlaubt oder möglich ist, so kann es scheinen, als sei damit von selbst das einzelne Wort als diejenige Grenze bestimmt, über die man jedenfalls nicht weiter zurückgehen kann, da eben das Wort der letzte möglicherweise einem Satz äquivalente Bestandteil der Rede ist. Aber erstens ist hier doch zwischen dem bloß Möglichen und dem Wirklichen ein wesentlicher Unterschied. Ein unvollständiger Satz bleibt immer nur da anzuerkennen, wo die Bedeutung fehlender Wörter unzweideutig aus dem Inhalt des Gesprochenen ersehen wird, nicht da, wo ich die allerverschiedensten Gedanken zu dem Gesprochenen hinzudenken könnte. Wenn jemand ausruft „hier ein Feuer“, so habe ich guten Grund, dies als einen Ausrufungssatz anzusehen: das hinweisende „hier“ macht unzweifelhaft, in welchem Sinne der Ruf gemeint sei, gleichgültig, ob die Verbalform „ist“ noch hinzukommt oder nicht. Das einzelne Wort „Feuer“ hat aber einen solch unzweideutigen Sinn nicht: es ist eine einzelne Vorstellung, die in den allerverschiedensten Gedankenzusammenhängen vorkommen kann. Zweitens ist der unvollständige Satz jedenfalls kein typisches Beispiel eines Satzes. Er kann eben nur inso-

fern zu den Sätzen gerechnet werden, als er dem vollständigen noch hinreichend nahe kommt, um diesen auch im Ausdruck vertreten zu können. Dazu ist aber erforderlich, daß keine wesentlichen Bestandteile fehlen. Wir können diesen Unterschied unvollständiger Sätze und solcher Wortverbindungen, die als Sätze gemeint und die dennoch in ihrem sprachlichen Ausdruck bloß Worte und keine Sätze sind, sehr deutlich an der Sprache der Kinder in der Zeit, wo sie zusammenhängend zu reden beginnen, beobachten. Da wird z. B. der Ausdruck „Vater Garten gehen" als ein Satz, wenngleich als ein unvollständiger, anzuerkennen sein. Läßt sich auch nicht ersehen, ob er als ein Wunsch oder als eine Erzählung gemeint sei, so kann man immerhin die zu dieser näheren Bestimmung erforderlichen Bestandteile als unwesentlichere ansehen, die fehlen können, ohne dem Ganzen den allgemeinen Charakter des Satzes zu rauben. Auch eine Wortverbindung wie „Vater Garten" ist zwar in der Verstümmelung schon weiter fortgeschritten; sie kann aber immer noch als unvollständiger Satz gelten, insofern die beiden Wörter in eine Beziehung gesetzt sind, der offenbar die Bedeutung einer Aussage oder eines Wunsches zukommt. Doch das einzelne Wort „Vater" ist kein Satz mehr, auch kein unvollständiger, weil diesem zwar Teile fehlen können, die zum vollständigen Satze gehören, weil ihm aber unmöglich alle Merkmale fehlen dürfen, die überhaupt den Satz vom Wort unterscheiden. Daß das Wort „Vater" in irgendeinem Zusammenhang von Rede und Gegenrede einmal einen Satz vertreten kann, ist hierfür nicht entscheidend. Dadurch, daß wir einem Gegenstand irgendein Symbol substituieren, werden Symbol und Gegenstand noch nicht identisch. So gut wie ein einzelnes Wort kann auch ein Winken mit der Hand, ein Nicken mit dem Kopf, ein Blick des Auges, ja irgendeine Handlung, die jemand ausführt, z. B. die Befolgung eines ihm gegebenen Befehls, tatsächlich einem ausgesprochenen Satz äquivalent sein. Man würde aber solche einzelne Bewegungen oder Handlungen doch unmöglich Sätze nennen können, falls dieser Begriff überhaupt noch eine sprachliche Bedeutung besitzen soll. Sowenig wir uns bei der Definition des Satzes außerhalb des Gebiets der Sprache be-

geben dürfen, ebensowenig ist es nun zulässig, innerhalb der Sprache für diesen Begriff Merkmale zu wählen, die von den sprachlichen Ausdrucksformen ganz und gar unabhängig sind. Diese Rücksicht scheidet daher auch noch den unvollständigen Satz von dem bloßen Satzfragment.

Neben der Existenz der unvollständigen Sätze hat jedoch sichtlich noch ein anderer Umstand die Auffassung des Satzes und seine begriffliche Begrenzung gegenüber dem einzelnen Wort unsicher gemacht: das ist die wichtige Tatsache, daß jeder sprachliche Ausdruck, das einzelne Wort so gut wie der Satzteil oder der ganze Satz, Stellvertretungen zuläßt, die bald ganz außerhalb der Sprache selbst liegen, bald aber auch dieser angehören können. Solche Stellvertretungen sind für die praktischen Zwecke des Sprechens Äquivalente der sprachlichen Funktionen, sie können aber natürlich niemals diesen Funktionen selbst gleich gesetzt werden. So kommen einzelne Gebärden als Wortäquivalente fortwährend vor: statt einen Gegenstand zu bennenen, weisen wir auf ihn hin. Bei den zusammengesetzten Sprachgebilden, den Sätzen, kann es nun begreiflicherweise vorkommen, daß sie auch nicht bloß durch Gebärden, sondern durch einzelne Wörter oder durch ein einziges Wort, einen Gefühlsausdruck, die in dem gegebenen Zusammenhang von Rede und Gegenrede eine unzweifelhafte Bedeutung annehmen, vertreten sind. Nichtsdestoweniger werden wir hier diese Vertretungen wiederum nicht Sätze, sondern nur Satzäquivalente nennen dürfen. Solche Satzäquivalente können vielfach nicht bloß Begriffswörter, sondern auch Interjektionen sein; besonders aber gehören zu ihnen die Antwortspartikeln „ja“ und „nein“. Ob jemand auf die Frage „willst du dies tun?“ „ja“ oder „ich will es“ antwortet, ist natürlich praktisch vollkommen gleichwertig. Deshalb bleibt aber doch nur der letzte Ausdruck ein wirklicher Satz, „ja“ dagegen ist ein bloßes Satzäquivalent. Hier erkennt man nun zugleich deutlich die Quelle der Verwirrungen, die diese Verwechslung von Sätzen und Satzäquivalenten in der Auffassung des Satzes angerichtet hat. Niemand wird ein Wortäquivalent, z. B. eine hinweisende Gebärde, noch ein Wort nennen, weil eben hier das Äquivalent außerhalb

der Sprache selbst liegt. In dem Satzäquivalent ist man geneigt den Satz selbst zu sehen, weil eines der häufigsten Satzäquivalente das einzelne Wort ist. Der Umstand, daß Wort und Satz beide sprachliche Ausdrucksformen sind, rechtfertigt nun offenbar noch nicht im mindesten, beide in allen den Fällen identisch zu setzen, wo je einmal das Wort als Satzäquivalent auftritt. Dagegen erhebt sich hier die Frage, welche psychologischen Bedingungen vorhanden sein müssen, damit ein einzelnes Wort oder eine andere Ausdrucksform, z. B. eine Gebärde, zum Satzäquivalente werden könne. Diese Frage wird sich jedoch erst auf Grund einer genaueren Begriffsbestimmung des Satzes erledigen lassen.

5. Der Satz als Gliederung einer Gesamtvorstellung.

a. Vorstellungsbestandteile des Satzes.

So weit auch die Definitionen auseinandergehen mögen, in denen Grammatiker, Logiker und Psychologen die allgemeinen Eigenschaften des Satzes festzustellen bemüht waren, so gibt es doch einen Punkt, in dem sie übereinstimmen. Dies ist die Voraussetzung, daß der Satz irgendeine Art von Verbindung sei, die durch eine Sukzession von Wörtern oder von Vorstellungen zustande komme. Gerade diese gemeinsame Grundlage der grammatischen wie psychologischen Begriffsbestimmungen kann nun aber einer genaueren Prüfung nicht standhalten. Das Bedenkliche einer solchen Annahme tritt wieder bei der psychologischen Auffassung mehr hervor als bei der grammatischen. Eine Verbindung von Wörtern läßt sich allenfalls der Satz nennen. Ob auch eine Verbindung von Vorstellungen, das erscheint, abgesehen von der schon betonten Unmöglichkeit, die einzelnen Bestandteile als selbständige Vorstellungen nachzuweisen, selbst nach den rein formalen Eigenschaften des Vorstellungsverlaufs höchst bestreitbar. Denn wenn ich einen Satz bilde, so kommt die einzelne Vorstellung keineswegs erst in dem Moment in mein Bewußtsein, wo ich das zugehörige Wort ausspreche. Daß dem nicht so sein kann, lehren die Erscheinungen der Lautinduktion, nach denen sich eine kommende Lautvorstellung bereits zur Artikulation drängt, während eine gegenwärtige

ausgesprochen wird, und nicht minder eine vorangegangene noch im Bewußtsein nachwirkt, wenn ein neuer Laut artikuliert wird. Ob die regressive oder die progressive Wirkung überwiegt, das ist Sache besonderer Nebenbedingungen, an sich sind aber beide Wirkungen fortwährend zugleich vorhanden[1]). Was nun von den einzelnen Teilen eines Wortes gilt, das gilt notwendig in gewissem Grad auch von der Sukzession der Wörter im Satze. Auch der Satz ist kein punktuell durch unser Bewußtsein laufendes Gebilde, von dem immer nur ein einzelnes Wort oder gar ein einzelner Laut in diesem momentan existiert, während Vorangegangenes und Nachfolgendes in Nacht versinken; sondern, solang er gesprochen wird, steht er als Ganzes im Bewußtsein. Wo das einmal nicht der Fall sein sollte, da verlieren wir daher unrettbar den Faden der Rede. Natürlich ist das jeweils gesprochene Wort in der Regel auch dasjenige, das im Blickpunkt des Bewußtseins steht; aber in dem weiteren Umfang des letzteren sind zugleich die andern Wortvorstellungen oder mindestens die von ihnen enthalten, die für den Zusammenhang des Ganzen wesentlich sind. Darum hängt die Fähigkeit des Menschen, in Sätzen zu denken, eng mit dem Umfang seines Bewußtseins zusammen; und eine unmittelbare Folge dieser Verhältnisse ist es, daß die Hauptbestandteile eines Satzes in dem Augenblick schon bewußt sein können, wo man diesen eben erst auszusprechen beginnt.

Pyschologisch betrachtet ist demnach der Satz beides zugleich, ein simultanes und ein sukzessives Gebilde: ein simultanes, weil er in jedem Moment in seinem ganzen Umfang im Bewußtsein ist, wenn auch einzelne Nebenelemente gelegentlich aus diesem verschwinden mögen; ein sukzessives, weil sich das Ganze von Moment zu Moment in seinem Bewußtseinszustand verändert, indem nacheinander bestimmte Vorstellungen in den Blickpunkt treten und andere dunkler werden. Daraus geht hervor, daß der Ausdruck, der Satz sei eine „Verbindung von Vorstellungen", ebenso wie der andere, er sei eine „Verbindung von Wörtern", psychologisch unhaltbar ist. Vielmehr ist er die Zerlegung eines im Bewußtsein vorhandenen Ganzen

[1]) Vgl. Bd. I, Kap. IV, S. 431.

in seine Teile. Wenn man ihn auf einen Verbindungsvorgang zurückführt, so wird dabei die äußere grammatische Form in das Bewußtsein verlegt und angenommen, jene äußere Form sei von Moment zu Moment ein treues Abbild der zugrunde liegenden psychischen Vorgänge. Das ist sie natürlich nicht, sondern nur eine Wirkung derselben. Aber sie ist zugleich eine Wirkung, die in ihrer ganzen Beschaffenheit deutlich erkennen läßt, daß die den sprachlichen Ausdruck bestimmenden psychischen Motive selbst von diesem Ausdruck verschieden sind, indem der Satz als inneres psychisches Gebilde neben seiner Sukzession jene simultane Natur besitzen muß, ohne die er ein zusammenhängendes Ganzes nicht sein könnte.

Vergegenwärtigen wir uns demnach einerseits die psychologischen Bedingungen, welche die Bildung eines jeden Satzes begleiten, anderseits die Beziehungen, die im Satze zwischen den einzelnen Wortvorstellungen und ihren realen Bedeutungsinhalten stattfinden, so ergibt sich aus der Konstitution des Satzes dessen psychische Doppelnatur: sein simultanes Dasein verrät sich in dem Satzganzen, sein sukzessiver Ablauf in dem wechselnden Hervortreten der einzelnen Bestandteile in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit. Die Satzbildung ist in diesem Sinne beides zugleich, eine analytische und eine synthetische Funktion. In erster Linie ist sie aber ein analytischer Vorgang. Denn das Ganze des Satzes steht zunächst in allen einzelnen Teilen, wenn auch noch relativ dunkel bewußt, als eine Gesamtvorstellung vor uns, und diese Gesamtvorstellung gliedert sich in ihre Teile, indem einer dieser Teile nach dem andern apperzipiert wird. Der analytische Vorgang besteht jedoch, ganz im Sinne der Bedeutung, die wir auch im wissenschaftlichen Gebrauch dem Begriff der Analyse geben, zugleich darin, daß die einzelnen Teile in dem Augenblick, wo sie sich aus dem Ganzen loslösen, zueinander in bestimmte Beziehungen gesetzt werden, durch die sie näher als die übrigen aneinander gebunden erscheinen. Eben weil bei der Zerlegung der Gesamtvorstellung immer solche Beziehungen der Teile hervortreten, nennen wir diesen analytischen Prozeß mit einem der organischen Natur entnommenen Ausdruck Gliederung, nicht einfach Teilung.

Und die synthetische Seite des Vorgangs nennen wir, weil dabei die Vorstellungen in einer qualitativ bestimmten Weise aneinander gebunden werden, Beziehung der Glieder, nicht bloß Verbindung. Die Beziehungen selbst ändern sich von Fall zu Fall. Sie sind von dem spezifischen Inhalt sowohl der Einzelvorstellungen wie der Gesamtvorstellung abhängig. Doch gibt es gewisse Klassenbegriffe, unter die wir sie ordnen können, und zwar erweisen sich als solche die nämlichen Begriffe, die für die Sonderung der allgemeinen Wortklassen entscheidend sind, — ein allerdings selbstverständliches Resultat, da ja der Satz, nicht das Wort das Ursprüngliche in der Sprache ist und demnach die Wortformen als die notwendigen Erzeugnisse dieser bei der Gliederung der Gesamtvorstellungen eintretenden Beziehungen der Teile entstehen. Zunächst sind es so die drei Grundkategorien der Gegenstands-, der Eigenschafts- und der Zustandsbegriffe, die sich als die Produkte der Gliederungen und Beziehungen darstellen. Dabei sind diese Begriffsformen durchgängig in Korrelation zueinander entstanden, derart, daß die erste Klasse, die der Gegenstandsbegriffe, in doppelte Beziehungen treten kann: in solche zu Eigenschafts-, und in solche zu Zustandsbegriffen. Die ersteren sind die Ausgangspunkte der Bildung von attributiven, die letzteren die von prädikativen Satzverhältnissen. Neben ihnen haben die speziell so genannten Beziehungsbegriffe nur eine ergänzende Bedeutung. Sie entstehen, sobald das Bedürfnis sich regt, gewisse Arten der attributiven oder der prädikativen Beziehung näher zu bestimmen und in der Sprache auszudrücken. Alle die so aus der Gliederung des Satzes hervorgehenden analytischen Beziehungen nennen wir aber mit einem einzigen zusammenfassenden Ausdruck logische Beziehungen, um sie von andern zu unterscheiden, die aus irgendwelchen, dem sprachlichen Denken an sich fremden Assoziationsmotiven hervorgehen. Der Ausdruck „logisch" darf dabei nicht die Vorstellung erwecken, als wenn es sich hier um Verhältnisse handle, die jenseits der Grenzen der psychologischen Entwicklungsgesetze des Denkens liegen. Naturgemäß muß ja der gesamte Inhalt der Denkformen und Denknormen, mit dem sich die Logik beschäftigt, psychologisch vor-

gebildet sein. Als psychischer Tatbestand tritt er uns zunächst entgegen; und der Logik wird dieser Tatbestand von der Psychologie nur in dem Sinne überantwortet, daß jene ihren realen Erkenntniswert prüfe und auf seine allgemeingültigen Normen zurückführe. Darum bleibt der Betrachtung der logischen Vorgänge innerhalb der Psychologie nicht nur vieles, ja das meiste entzogen, was die spezielle Aufgabe der Logik ausmacht, sondern es muß sich auch umgekehrt die Psychologie der Satzbildung mit wichtigen Erscheinungs- und Ausdrucksweisen von Beziehungen beschäftigen, die außerhalb der Logik liegen. Dies tritt vor allem darin hervor, daß von den in der Sprache und im Denken vorkommenden Satzformen die Logik nur eine vor ihr Forum zieht: den Aussagesatz, während die andern, der Gefühls-, Wunsch-, Fragesatz, für die Psychologie des Denkens und der Sprache nicht minder wichtig sind. Auch diese Sätze enthalten aber jene allgemeinen attributiven und prädikativen Verbindungen, die einerseits als die charakteristischen Ausdrucksformen logischer Beziehungen erscheinen, und in denen sich anderseits die analytische Funktion der Gliederung der Gesamtvorstellungen betätigt. Dadurch unterscheiden sich solche außerhalb der Logik stehende Sätze ebensogut wie die logischen Aussagen von sonstigen Verbindungen unserer Vorstellungen[1]).

b. Gefühlselemente der Satzbildung.

In den erörterten Eigenschaften sind die wesentlichen Merkmale des Satzes enthalten, sofern man diese nach den objektiven, in dem sprachlichen Ausdruck und in den begleitenden Vorstellungen hervortretenden Erscheinungen zu bestimmen sucht. Der

[1]) Um die oben berührten Verwechslungen des Logischen im psychologischen und im erkenntnistheoretischen Sinne von vornherein abzuwehren, habe ich anderwärts die psychologisch-logischen Gedankenverbindungen allgemein als „Apperzeptionsverbindungen" bezeichnet. (Vgl. Grundriß der Psychol.,[14] S. 307ff.) Gerade für die Zwecke der Sprachpsychologie scheint mir jedoch hier, ebenso wie schon bei der Betrachtung der Wortformen (Kap. VI, Nr. III, 2), der Ausdruck „logisch" deshalb der angemessene zu sein, weil er unmittelbar auf die Beziehungen zu dem logischen Denken im engeren Sinne des Wortes hinweist. Damit erledigen sich die auf einer Verwechslung der beiden Bedeutungen des Logischen beruhenden Einwände von Delbrück (Grundfragen der Sprachforschung, S. 133ff., vgl. dazu meine Gegenbemerkungen, Sprachgeschichte und Sprachpsychologie, S. 70f.).

Satz als Bewußtseinsvorgang hat aber nicht bloß objektive, sondern auch subjektive, in Gefühlselementen und ihren mehr oder minder komplexen Verbindungen bestehende Merkmale. Mit Rücksicht auf sie ist vor allem ein wesentlicher Unterschied zu machen zwischen der ursprünglichen Produktion eines Satzes und seiner beliebigen Reproduktion. Der letzteren werden zwar nach der Vorstellungsseite alle die Eigenschaften zukommen, die auch der ursprüngliche Satz besaß. Anders kann sich, ja wird sich das in der Regel mit den subjektiven Merkmalen verhalten. Hier macht sich bei der Sprache naturgemäß die nämliche auf den allgemeinen Gesetzen der Funktionsübung beruhende Tendenz zum Übergang in automatische Bewegungen oder in rein äußere Assoziationen geltend wie bei allen andern menschlichen Handlungen. Nur bei der eigentlichen Produktion eines Satzes, bei der die Sprache Ausdruck einer Gesamtvorstellung ist, die aus den dem individuellen Bewußtsein eigentümlichen Bedingungen heraus entstand, dürfen wir also die der wirklichen Satzbildung zukommenden subjektiven Merkmale erwarten. Hier erweist sich nun nach den Eigenschaften des Gefühlsverlaufs jede Satzbildung als eine willkürliche Handlung. Schon die äußeren Umstände, welche die Auslösung der Sprachbewegungen begleiten, zeigen dies unwiderleglich. Ein Ruf gewinnt die Bedeutung eines Satzes überall erst da, wo er willkürlich einem Gefühl, einem Wunsch, einer Warnung u. dgl. Ausdruck gibt. Als unwillkürlicher Gefühlsausdruck bleibt der Ruf eine Interjektion, wenn wir von den bloß assoziativ angeeigneten sekundären Interjektionen in Satzform absehen, die ja eben aus den angegebenen Gründen keinen Maßstab für die subjektiven Eigenschaften des eigentlichen Satzes abgeben. Vollends der Frage- und Aussagesatz sind Sprachäußerungen, die schon äußerlich die Merkmale willkürlicher Handlungen an sich tragen, und die auch für die genauere subjektive Beobachtung den spezifischen, die Willkürbewegung vorbereitenden und abschließenden Gefühlsverlauf deutlich erkennen lassen[1]). Natürlich gilt aber von diesen wie von allen Willkürhandlungen, daß nicht jeder einzelne Akt, also in diesem Falle jedes einzelne Wort Gegen-

[1]) Grundriß der Psychologie,[14] S. 226ff.

stand einer besonderen Auswahl ist; sondern auch hier löst der Willensakt sofort Hilfsassoziationen aus, die, nachdem der erste Impuls geschehen, den weiteren Vorgang zum Teil automatisch ablaufen lassen. Die erforderlichen Wortbildungen strömen uns, sobald dem Gedanken die Richtung gegeben ist, „von selbst“ zu, d. h. sie werden von den zuerst angeregten Wortvorstellungen unter dem Einflusse der vorhandenen Gesamtvorstellung assoziativ erweckt, ohne daß es, außer an einzelnen Stellen, wo der Vorstellungsverlauf stockt, eines neuen willkürlichen Eingriffs bedarf.

c. Allgemeiner Begriff des Satzes.

Hiernach können wir den Satz nach seinen objektiven wie subjektiven Merkmalen definieren als den sprachlichen Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zueinander gesetzten Bestandteile. Dazu ist noch ausdrücklich zu bemerken, daß das Wort zwar aus dem Prozeß dieser Gliederung entsteht, daß es aber in Anbetracht der verschiedenen Ausbildung, welche die Wortsonderung in der Sprache zeigt, noch mehrere in logische Beziehungen gesetzte Bestandteile in sich enthalten kann. In diesem Fall, der in den meisten Sprachen die Regel bildet, setzt sich demnach der Prozeß von dem Ganzen des Satzes auf dessen einzelne Wortbestandteile fort: auch das Wort ist dann noch einmal ein dem Satze untergeordnetes gegliedertes Ganzes. Hieraus ergibt sich zugleich, daß in gewissen Grenzfällen Wort und Satz zusammenfallen können[1]).

[1]) O. Dittrich hat die obige Satzdefinition dadurch teils enger begrenzt, teils weiter gefaßt, daß er sie auf die Lautsprache einschränkt, anderseits aber die Bedingung des Hörens und Verstehens in sie aufnimmt. Er sagt daher: „Ein Satz ist eine modulatorisch abgeschlossene Lautung, wodurch der Hörende veranlaßt wird, eine vom Sprechenden als richtig anerkennbare, relativ abgeschlossene apperzeptive (beziehende) Gliederung eines Bedeutungstatbestandes zu versuchen.“ (O. Dittrich, Phil. Stud., Bd. 19, S. 93 ff. Grundzüge der Sprachpsychologie, I, S. 87 ff.) Ich verkenne nicht die praktischen Motive, die dieser näheren Determination der obigen Definition zugrunde liegen. Dennoch glaube ich, daß es vom psychologischen Standpunkt aus nicht zulässig ist, die allgemeine Definition des Satzes auf die Lautsprache zu beschränken, da doch auch in der Gebärdensprache vollgültige Sätze im psychologischen Sinne möglich sind. Unter dem gleichen

Jene auf das Wort sich fortsetzende Gliederung ist es nun, welche gerade so die Wortform bestimmt, wie durch die Art der Verbindung der Wörter im Satze die Satzform erzeugt wird. Diese Verhältnisse bestätigen wiederum, daß zwischen Satz und Wort eine absolute Grenze nicht zu ziehen ist. Es hängt überall von besonderen Bedingungen ab, wie die Gliederung des den primären Ausdruck der Gesamtvorstellung und daher auch den primären Bestandteil der Sprache ausmachenden Satzes vor sich geht. Das Wort grenzt in dem Ganzen des Satzes nur diejenigen Teile gegeneinander ab, zwischen deren eigenen Bestandteilen ein relativ stabileres Verhältnis obwaltet, so daß sie in der gleichen Lautform auch regelmäßige Bestandteile anderer Sätze bilden können. Zugleich ergibt sich hieraus ein Verhältnis von Wortform und Satzform, das indirekt wieder ein Kriterium für die Unterscheidung von Wort und Satz werden kann. Der Satz kann sich unter Umständen in verschiedener Weise in die gleichen Worte gliedern, indem dabei nur jedesmal dem einzelnen Wort eine andere Stellung angewiesen wird. In dem einzelnen Wort bleibt dagegen das Verhältnis der Teile zueinander unveränderlich. Der Wortbau ist daher im allgemeinen eine konstantere, der Satzbau eine variablere Eigenschaft der Sprache. Doch ist dieses Verhältnis außerdem von den besonderen Bedingungen der sprachlichen Entwicklung abhängig; und es bewährt sich hier die nur relative Begrenzung zwischen Wort und Satz auch darin, daß in manchen Sprachen der Satz die gleiche feste und unveränderliche Fügung gewinnen kann, die sonst nur das Wort darbietet. Für die Bedingungen der Gliederung von Satz und Wort

Gesichtspunkt halte ich aber auch die Aufnahme des Hörenden wie die der Anerkennung einer „richtigen“ Bedeutung für unzulässige Verengerungen des Begriffs. Mag immerhin zur ersten Entstehung von Sätzen der Lautsprache das Zusammenwirken von Sprechendem und Hörendem psychologisch unerläßlich sein, nachdem einmal das sprechende Denken da ist, bleibt es nicht an diese Bedingung gebunden; und eine allgemeine Satzdefinition muß auf den im einsamen Denken gebildeten Satz ebenso wie auf den in der Unterredung entstehenden anwendbar sein. Nicht minder scheint mir in der „Anerkennung der Richtigkeit“ eine erkenntnistheoretische Bedingung zu liegen, die für den Satz als psychologisches Gebilde unzulässig ist. Vgl. hierzu die Bemerkungen über das Verhältnis der Sprache zu den Ausdrucksbewegungen, Bd. I, Kap. I, S. 43.

ist es aber bezeichnend, daß diese Stabilisierung des Satzes in zwei entgegengesetzten Grenzfällen auftritt: auf der einen Seite bei den isolierenden Sprachen, in denen die Gliederung des die Gesamtvorstellung repräsentierenden Satzes bis zur Sonderung von Wortgebilden fortgeschritten ist, die ihrerseits nicht weiter gegliedert werden können, so daß mit der Zerlegung in Worte der ganze analytische Prozeß abgeschlossen ist; auf der andern Seite bei den in hohem Grad agglutinierenden Sprachen, in denen Wort und Satz entweder ganz zusammenfallen, oder das den Hauptinhalt des Satzes tragende Wort nur unbedeutende Ergänzungen durch angefügte Wörter erfährt. Beide Grenzfälle stehen also einander hinsichtlich der Struktur des Satzes sehr nahe. Ihr wesentlicher Unterschied liegt aber darin, daß die Teile, in die sich das Ganze gliedert, dort scharf geschieden einander gegenübertreten, während sie hier fest miteinander verbunden bleiben.

d. Psychologische Eigenschaften der unvollständigen Sätze und der Satzäquivalente.

Bei dem vollständigen Satze vollzieht sich die Gliederung der Gesamtvorstellung im allgemeinen in der Weise, daß jede aus dieser sich ablösende Einzelvorstellung wieder mindestens aus den zwei Hauptbestandteilen einer regelmäßigen Wortkomplikation zusammengesetzt ist, nämlich aus der Sachvorstellung und der Wortvorstellung selbst, zu denen dann beim Sprechen noch die Artikulationsempfindungen als begleitende und verstärkende Elemente hinzukommen (Kap. V, S. 568 ff.). Dies wird nun beim unvollständigen Satze (S. 239 f.) insofern anders, als bei ihm einzelne Wortvorstellungen und Artikulationsempfindungen hinwegbleiben, während die zugehörigen Realvorstellungen namentlich in der ursprünglichen Gesamtvorstellung vollständig mit enthalten sind. Doch pflegt die Gliederung dieser nicht ebenso wie bei der vollständigen Satzbildung zu erfolgen. Vielmehr kommt mindestens die verstärkende assoziative Wechselwirkung, welche die verschiedenen Bestandteile der Wortkomplikationen aufeinander ausüben, teilweise in Wegfall. Die Sachvorstellungen, die der Komplikation mit

Worten entbehren, pflegen daher auch in ihren Bedeutungselementen dunkler und undeutlicher zu sein; es mangelt ihnen eben jene die Vorstellung momentan in den Blickpunkt des Bewußtseins hebende Kraft, die dem gesprochenen Wort zukommt. Das Unausgesprochene bleibt so meist in dem unbestimmten, simultanen Zusammenhang der Gesamtvorstellung eingeschlossen, ohne sich deutlicher aus dieser abzuheben. Dies kann höchstens dann geschehen, wenn, wie in Zuständen partieller Amnesie, die ganze Gesamtvorstellung nach ihren Realbestandteilen deutlich gegliedert wird, aber zu irgendeinem dieser letzteren die zugehörige Wortkomplikation versagt. Doch sind dies Fälle, die den gewöhnlichen Formen unvollständiger Sätze eigentlich nur äußerlich gleichen.

In erhöhtem Grade bieten sich die ähnlichen Erscheinungen bei den oben (S. 241 ff.) besprochenen Satzäquivalenten, mögen nun einzelne Wörter oder Gebärden als solche Äquivalente eintreten. Wenn auf die Frage „willst du es tun?“ die Antwort „ja“ und die andere „ich will es tun“ praktisch gleichwertig sind, so sind sie es doch keineswegs psychologisch. Bei dem vollständigen Antwortsatz treten die Absicht der Handlung und ihre Ausführung in ihrer Sukzession deutlicher in den inneren Blickpunkt. Bei dem einfachen „ja“ bleiben alle diese Elemente in einer Gesamtvorstellung vereinigt, die eben in diesem „ja“ auch einen einheitlichen, ungegliederten Ausdruck findet. Immerhin können solche Satzäquivalente so lange für wirkliche Sätze praktisch eintreten, als in dem Sprechenden das äquivalent gebrauchte Wort oder sonstige Zeichen eine Gesamtvorstellung vollwertig repräsentiert und als dasselbe geeignet ist, in dem Hörenden die gleiche Gesamtvorstellung zu erwecken. Damit letzteres zutreffe, muß also hier neben der für die Sprache überhaupt geltenden Forderung, daß ihre Wortbestandteile geläufige Komplikationen realer Vorstellungen seien, noch die andere erfüllt sein, daß die allgemeine Situation, in der sich Sprechender und Hörender befinden, dazu angelegt ist, zu dem einzelnen als Satzäquivalent gebrauchten Zeichen die übrigen Bestandteile der Gesamtvorstellung leicht durch Assoziation zu erwecken.

6. Entwicklung der Gesamtvorstellungen und Motive ihrer Gliederung.

Noch bleiben zwei psychologische Fragen zurück, welche die obige Definition des Satzes anregt. Erstens: worin liegt die Entstehung von Gesamtvorstellungen begründet, wie wir solche als Anfang der Satzbildung voraussetzen mußten; und zweitens: welche psychischen Motive lassen sich für jenen eigentümlichen Teilungsprozeß dieser Gesamtvorstellungen nacnweisen, der nicht bloß Sonderung, sondern zugleich Beziehung und Verbindung des Gesonderten, also, wie wir das mit dem einen Wort auszudrücken suchten, Gliederung ist?

Die Antwort auf die erste dieser Fragen sieht sich naturgemäß zunächst auf jene nie rastenden simultanen und sukzessiven Assoziationsprozesse hingewiesen, ohne die es überhaupt keine Bildung von Vorstellungen gibt. Eine Gesamtvorstellung ist, ehe der Prozeß ihrer Gliederung eintrat, und vor allem solange es sich, wie das für die einfachsten Sprachäußerungen stets vorauszusetzen ist, lediglich um sinnliche Wahrnehmungsvorstellungen handelt, nichts anderes als eine zusammengesetzte Einzelvorstellung: ihr Inhalt ist ein einzelner Gegenstand oder Vorgang, der aus Teilen besteht. Diese Vorstellung sondert sich als solche von andern Inhalten des Bewußtseins durch zwei unmittelbar sich aneinander schließende Prozesse: durch Assoziationen und durch einen Akt zusammenfassender Apperzeption. Durch Assoziationen werden die Empfindungselemente, die in die Wahrnehmung des Gegenstandes eingehen, aneinander gebunden. Indem durch die nebenher gehenden Assoziationen mit andern Objekten bei der Bewegung des Gegenstandes oder bei dessen sonstigen Veränderungen weitere, variablere Bestandteile der Wahrnehmungsbilder um so mehr zurückgedrängt werden, je mehr sich jene konstanteren Verbindungen durch Einübung befestigen, hat so die Assoziation bereits alle Vorbedingungen zur Bildung der einen zusammengesetzten Wahrnehmungsinhalt umfassenden Vorstellung geschaffen. Zur wirklichen Gesamtvorstellung kann jedoch auf Grund dieser Vorgänge der Wahrnehmungsinhalt erst werden, wenn die von ihrer Umgebung assoziativ gesonderten Elemente nun auch als ein

Ganzes, in den einfachsten Fällen als ein einzelnes Ding, aufgefaßt werden. Diese Einheitsvorstellung ist an und für sich in der Assoziation der Elemente noch nicht enthalten. Sie ist nur so weit durch sie vorbereitet, daß sich hier der hinzutretende und entscheidende Akt als eine unmittelbare Folge ergibt, sobald noch die Voraussetzung hinzutritt, daß das Bewußtsein die Auffassung des gegebenen Inhalts als seine eigene Handlung von den passiven Erlebnissen der Eindrücke und ihrer Assoziationen unterscheidet. Solche eigene Handlungen sind aber fortwährend in jenen Formen des Gefühlsverlaufs gegeben, die in äußeren Willensakten endigen. Die Willenshandlungen greifen einerseits ein in den Zusammenhang der umgebenden Objekte und befestigen so die durch die Wahrnehmung entstandenen konstanteren Assoziationen. Anderseits richten sie sich auf den Inhalt der Wahrnehmung: der einzelne wahrgenommene Gegenstand wird zu einem Objekt, dessen Wahrnehmung gewollt wird. Das ist der Vorgang, den wir in seiner auf das Objekt gehenden Richtung Apperzeption, in seinem subjektiven Gefühlsverlauf Aufmerksamkeit nennen, — ein Vorgang, den man nur zu beschreiben braucht, um unmittelbar zu bemerken, daß er seinem ganzen Wesen nach ein Willensvorgang ist, von den primitiveren, in äußere Bewegungen übergehenden Willenshandlungen bloß dadurch unterschieden, daß bei ihm nicht der Gegenstand selbst, sondern seine Wahrnehmung gewollt wird. Damit ist eine Reihe von Vorgängen beendet, die wir in ihrem allgemeinen Ablauf bei der Bildung der Wortvorstellungen bereits kennen lernten. In beiden Fällen stehen sich natürlich nicht Assoziation und Apperzeption als getrennte Kräfte gegenüber, sondern sie entwickeln sich von Anfang an miteinander; und infolge der unmittelbaren Verbindung der psychischen Funktionen im Einzelbewußtsein geht die Assoziation der Elemente der Wahrnehmung unmittelbar zur Apperzeption eines aus verschiedenen Wahrnehmungsinhalten zusammengesetzten einheitlichen Ganzen über[1]).

Hierin ist nun auch schon die Antwort auf die zweite der obigen Fragen, auf die nach den Motiven der eintretenden Glie-

[1]) Vgl. Kap. V, S. 593f.

derung der Gesamtvorstellung, angedeutet. Die Vorstellung, mit deren Apperzeption als der eines einheitlichen Gegenstandes der Prozeß ihrer Bildung abschloß, wird selbst erst in dem Moment zur Gesamtvorstellung, wo der hier folgende analytische Vorgang beginnt. Wir dürfen annehmen, daß gerade dieser Übergang es ist, der die Grenze zwischen dem Bewußtsein des Menschen und dem im wesentlichen auf der Stufe der Einzelvorstellung verbleibenden Bewußtsein der Tiere bildet: alles andere, vor allem die Befähigung zur eigentlichen Sprache, ist dem gegenüber sekundär, eine an die Existenz dieser Vorbedingung geknüpfte Wirkung. Freilich ist auch diese Grenze, wie die meisten Grenzbestimmungen in der lebenden Natur, bis zu einem gewissen Grad eine fließende, da, wie manche Äußerungen der Tiere zeigen, rudimentäre Anfänge solcher Gesamtvorstellungen wenigstens bei unseren intelligenteren Haustieren vorkommen (Kap. II S. 231). Das Wesen der Gesamtvorstellung besteht aber darin, daß sie aus einer Mehrheit beziehungsfähiger Teile zusammengesetzt ist. Auf das Wort „beziehungsfähig" ist hier der Nachdruck zu legen. Denn nicht dies macht die Gesamtvorstellung aus, daß sie überhaupt zusammengesetzt ist, sondern daß die Teile Beziehungen zueinander darbieten, die zwar im ersten Moment, wo jene im Bewußtsein auftritt, noch nicht klar entwickelt sind, die jedoch von Anfang an die Tendenz hierzu in sich tragen. Es verwirklicht sich dann diese Beziehbarkeit der Teile eben dadurch, daß sich die Gesamtvorstellung tatsächlich gliedert, welcher Prozeß nun in der Formung des Satzes seinen sprachlichen Ausdruck findet. Die Gesamtvorstellung ist also ein rein psychisches Gebilde, zu einem psychisch-sprachlichen wird erst der Prozeß ihrer Zerlegung. Dabei setzt aber dieser Prozeß jenes psychische Gebilde voraus.

Der Prozeß der Gliederung selbst hat dann wieder zwei spezielle Momente: das erste ist die Unterscheidung der Teile, das zweite ihre beziehungsweise Verbindung. Der erste dieser Akte, die Unterscheidung, ist seinem ganzen Wesen nach nur eine Fortsetzung und Übertragung des Aktes der Apperzeption von der ganzen Vorstellung auf ihre Teile. Dies wird natürlich, wie vorhin, durch bestimmte Assoziationen vorbe-

reitet, die eine engere Verbindung einzelner Teile gegenüber andern vermitteln. Vollendet wird aber auch hier der Unterscheidungsakt durch den Willensakt der Aufmerksamkeit, der aus dem Ganzen das einzelne Glied heraushebt. Nun erst schließt sich das für den Vorgang des sprechenden Denkens Wesentliche an: die Teile werden nicht bloß unterschieden, sondern gleichzeitig zueinander in logische Beziehungen gesetzt. Dies würde, wenn man die Beziehungen nach bereits vorhandenen Normen vor sich gehend dächte, selbstverständlich die Präexistenz der fundamentalen logischen Kategorien, der Gegenstands-, Eigenschafts-, Zustandsbegriffe und ihrer Beziehungsformen, fordern. Eine solche Voraussetzung ist, wie kaum gesagt zu werden braucht, unhaltbar. Denn es ist widersprechend in sich, daß Begriffe als gegeben angenommen werden bei einer Funktion, die überhaupt die Quelle aller Begriffsbildung ist. Die einzig mögliche Annahme bleibt also die, daß alle jene Beziehungen, die sich nachher in die allgemeinen logischen Kategorien ordnen lassen, zunächst als *konkrete*, *tatsächliche* in einzelnen Fällen gefunden werden, weil die Funktion der Apperzeption von Anfang an so geartet ist, daß sie nicht bloß das Einzelne zur isolierten Auffassung bringt, sondern dieses auch sofort wieder, geleitet durch die Assoziationen, so verbindet, daß die Teile noch in ihrer gesonderten Beschaffenheit, zugleich aber als zugehörig zu einem Ganzen und in ihrer sie in dieser Zugehörigkeit unterscheidenden Beschaffenheit aufgefaßt werden.

Diese gleichzeitig unterscheidende und beziehende, dabei das Verhältnis des einen Teiles zum andern und zum Ganzen durch speziellere Sonderung erfassende Funktion ist eben der elementare Vorgang, der sich in der Gliederung des Satzes, ausgedehnt auf irgendein Ganzes der Anschauung oder des Begriffs, abspielt. Denn kaum bedarf es nach allem dem noch der Bemerkung, daß naturgemäß zwar relativ sinnliche Wahrnehmungsinhalte die ersten Anlässe sind, die solche Prozesse des sprachlichen Denkens auslösen, daß aber, nachdem einmal dieser Anfang gegeben ist, nun die Übertragung auf beliebig verwickeltere und allmählich auch auf abstraktere Gedankengebilde keine weiteren Schwierigkeiten mehr bietet. Sind es dabei doch immer nur die Produkte

der bereits ausgeführten Prozesse, die zu neuen Gesamtvorstellungen und damit zu neuen Beziehungen zwischen den verschiedenen Gedankeninhalten Anlaß geben. Die Art, wie aus diesen Vorgängen zunächst konkrete und dann abstraktere Begriffe entstehen, wird uns erst später beschäftigen können, wenn wir die an den Bedeutungswandel der Wörter eng sich anschließenden Vorgänge der allgemeinen Begriffsentwicklung kennen gelernt haben[1]). Schon jetzt ist aber ersichtlich, daß, sobald nur einmal erst Begriffe irgendwelcher Art entstanden sind, sie nun genau nach denselben Gesetzen und Beziehungen gegliedert werden können wie die unmittelbaren Gebilde der sinnlichen Anschauung.

Faßt man die Momente zusammen, die sich so für diese ursprüngliche Form des Denkens in der Sprache, den Satz, aus dem sich Wortfügung und Einzelwort erst abgelöst haben, als die entscheidenden psychischen Motive ergeben, so kann man wohl in dem menschlichen Selbstbewußtsein die alle jene einzelnen Momente umfassende Bedingung sehen. Sein eigenes Selbst erfaßt der Mensch in seinem eigenen Wollen. Jede Apperzeption eines äußeren Objekts steht daher als ein Akt eines solchen Wollens auch in unmittelbarer Beziehung zu dem eigenen Selbst. Aber diese allgemeine Beziehung ist doch zu unbestimmt, als daß man in ihr eine eigentliche Motivierung der hier vorliegenden psychischen Vorgänge erblicken könnte. Dazu bedarf es vielmehr einer näheren Analyse der sprachlichen Gebilde selbst und ihrer psychischen Voraussetzungen, wie eine solche oben versucht wurde[2]).

---

[1]) Vgl. Kap. VIII, Nr. III.

[2]) In seinem vieles Treffliche enthaltenden Werk: Die Urteilsfunktion, eine psychologische und erkenntniskritische Untersuchung, 1895, sieht W. Jerusalem, indem er mit Recht das Willensmoment im Urteil hervorhebt (S. 91 ff.), diese Beziehung zum Selbstbewußtsein darin, daß alles Urteilen ursprünglich auf einem naiven Anthropomorphismus beruhe, bei dem das Subjekt des Urteils, der äußere Gegenstand, selbst als ein wollendes Wesen betrachtet werde, dem darum der Mensch in dem primitivsten Urteil, dem „Benennungsurteil", einen Namen gebe. Alle weitere Entwicklung der Urteilsfunktion beruhe dann darauf, daß allmählich infolge des Verblassens anthropomorpher Vorstellungen das Subjekt nicht mehr als wollendes Wesen, sondern als „Kraftzentrum", als Träger der ihm zugeschriebenen Eigenschaften und Zustände aufgefaßt werde (a. a. O., S. 107 ff., 264 f.). Nun zweifle ich nicht, daß es unter den frühesten sprachlichen Äußerungen des

II. Arten der Sätze.

1. Die drei Hauptarten der Sätze.

Die Lehre von den Satzarten bildet in der Grammatik in der Regel ein buntes Gemisch von Gesichtspunkten logischer, grammatischer und psychologischer Art, indem z. B. einfache und zusammengesetzte, daneben Frage- und Aussage-, Bedingungs- und Absichts-, Temporal- und Modalsätze, Relativsätze usw. unterschieden werden. Gegenüber dieser zersplitternden Betrachtungsweise ist schon in den auf die Unterscheidung der grammatischen Satzformen von den logischen Urteilen gerichteten Bestrebungen der Frühscholastik gelegentlich die richtige Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß eine solche Unterscheidung den psychischen Grundfunktionen entnommen werden müsse, die sich im Satz zu erkennen geben. In diesem Sinne stellte man den im Urteil zum Ausdruck kommenden Funktionen der Bejahung und Verneinung namentlich die Frage, den Befehl, die Bitte als Satzarten gegenüber, die nur der Grammatik, nicht der Logik angehörten[1]). Vereinigt man nun die zum Gebiet des Urteils gehörenden grammatischen Satzformen in dem allgemeinen Begriff der Aussage und erwägt man, daß Befehl und Bitte im

---

Menschen viele gibt, die von solchen anthropomorphen mythologischen Vorstellungen getragen sind. Gleichwohl glaube ich, daß das mythologische Denken als solches die Sprache voraussetzt, und es scheint mir daher nicht möglich, umgekehrt jenes zur Quelle des Urteils oder, was ja damit gleichbedeutend ist, des Satzes und der Sprache zu machen. (Vgl. oben Kap. VI, S. 168f.) Jerusalem betont bei seiner Besprechung meiner früheren Ausführungen über den Gegenstand ausschließlich die Auffassung des Urteils als einer analytischen Funktion (S. 74f.). Ich habe aber stets darauf hingewiesen, daß sich diese Analyse mit der Ausführung von Beziehungen zwischen den aus der Zerlegung hervorgehenden Gliedern verbindet, eine Verbindung, die, wie ich meine, der Begriff der „Analyse" — man erinnere sich nur seiner Anwendungen in der mathematischen Analysis oder bei der kritischen Analyse — eigentlich schon in sich schließt (Logik I[4], S. 147ff., System der Philosophie,[4] S. 36).

[1]) So namentlich Alcuin, der den drei von Boëthius aufgestellten Arten des Urteils, der affirmatio, negatio und contradictio, die species interrogativa, imperativa, deprecativa und vocativa als „non ad dialecticos, sed ad grammaticos pertinentes" gegenüberstellt (Prantl, Geschichte der Logik, II, 1861, S. 17, Anm. 68).

Grunde nur Modifikationen einer und derselben Ausdrucksform sind, so führt jene scholastische Unterscheidung zu den drei Arten der Aussage-, der Ausrufungs- und der Fragesätze, auf die vielfach auch von neueren Grammatikern wieder zurückgegangen wird[1]). Ihnen entsprechen unter unsern Interpunktionszeichen die drei, die zur Abgrenzung der Sätze gegeneinander dienen und die Haupteinschnitte im Fluß der Rede andeuten: der Punkt, das Ausrufungszeichen und das Fragezeichen. Aussage-, Ausrufungs- und Fragesatz sind in der Tat die drei Satzarten, die keiner Sprache mangeln, während die meisten sonst unterschiedenen Formen, wie zusammengesetzte Sätze, Relativsätze, Modal- und Temporalsätze, unter Umständen ganz fehlen können. Die angemessene genetische Reihenfolge ist aber wohl Ausrufungs-, Aussage-, Fragesatz. Der erste ist im allgemeinen der einfachste. Er kann selbst in den ausgebildeten Sprachen in vielen Fällen eine Struktur bewahren, die an die Satzbildungen der primitivsten Sprachformen erinnert. Der Aussagesatz, die wichtigste Satzart, steht in der Mitte. Er fordert im allgemeinen alle die Hilfsmittel, über welche die Sprache überhaupt verfügt, nur je nach seinem Inhalt in verschiedenem Maße; daher er sich in eine Fülle bald einfacher, bald höchst verwickelter Unterformen spalten kann. Die Frage endlich setzt die Möglichkeit einer Aussage voraus. Demnach beruht sie auf den gleichen sprachlichen Hilfsmitteln wie diese; sie verwendet sie nur in anderer Anordnung und mit abweichender Betonung.

---

[1]) Vgl. z. B. O. Behaghel, Die Syntax des Heliand, 1897, S. 237. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart, 1900, S. 307. Wenn in den meisten sprachwissenschaftlichen Werken die Notwendigkeit, diese drei Satzarten allen andern überzuordnen, minder deutlich zur Geltung kommt, so sind dabei wohl teils logische Vorurteile, teils aber auch Gewohnheiten der grammatischen Didaktik maßgebend. Zu den logischen Vorurteilen gehört die Meinung, die aus der Logik überkommenen negativen Urteile und die Impersonalien seien Hauptarten der Sätze. Auf grammatischer Seite spielt die Gewohnheit, von den Wortgruppen aus allmählich zu dem Satzganzen aufzusteigen, eine gewisse Rolle. Sie gewöhnt daran, den Satz von Anfang an als ein zusammengesetztes Ganzes zu betrachten, für das die Art der Zusammensetzung, nicht die psychische Grundfunktion die Hauptsache sei. Ob nicht das umgekehrte Verfahren, vom einfachen Satz auszugehen und von ihm aus erst zu den Wortgruppen fortzuschreiten, auch für den Grammatiker seine Vorteile böte?

2. Ausrufungssätze.

Der Ausrufungssatz ist als solcher Ausdruck eines Affekts in sprachlicher Form. Er berührt sich daher auf das nächste mit einer an sich vorsprachlichen Lautbildung, die aber noch in das Gebiet der Sprache hineinreicht, mit der Interjektion. Eben diese nahe Beziehung ist es, die gelegentlich den Anlaß bot, daß man die Interjektionen überhaupt oder wenigstens die sekundären, von einer Vorstellung begleiteten und so zu einem Wort umgestalteten mit zu den Sätzen rechnete (S. 234). Halten wir an der oben gegebenen Definition des Satzes fest, so ist nun zwar gerade bei den Ausrufungssätzen der Schritt von der Interjektion zum einfachen Satz ein sehr kleiner, aber er bleibt immerhin ein Schritt: auch in diesem Fall muß der sprachliche Ausdruck, wenn er ein Satz, kein bloßes Satzäquivalent in dem oben (S. 241) erläuterten Sinne sein soll, eine Gesamtvorstellung enthalten, die sich in zwei aufeinander bezogene Bestandteile gliedert.

Nach ihrem psychischen Inhalt und infolgedessen meist auch nach den bei ihnen angewandten sprachlichen Mitteln lassen sich die Ausrufungssätze wieder in zwei Unterarten scheiden: in die Gefühlssätze und in die Wunschsätze. Unter den Gefühlssätzen wollen wir solche verstehen, die irgendeiner Gemütsstimmung Ausdruck geben, ohne daß sich aber damit eine Willensregung verbindet. Insofern das Gefühl der relativ einfachere Seelenzustand ist, sind daher die Gefühlssätze wohl als die primäre Form zu betrachten. Ein Wunschsatz ist immer zugleich ein Gefühlsausdruck: nur ist bei ihm der Gefühlsverlauf in einen Willensvorgang übergegangen. Der Gefühlssatz dagegen bleibt an und für sich bloß Ausdruck des Gefühls. Solche Ausrufungen wie z. B. *welch ein Mann!* — *herrliche Landschaft!* — oder Kaiser Wilhelms I. berühmtes Wort *welch eine Wendung durch Gottes Fügung!* sind reine Gefühlssätze. Sie sind zugleich, wie man an diesen Beispielen erkennt, ganz vorzugsweise Sätze, die auch in unseren an Verbalformen reichen Sprachen des Verbums entbehren. Reine Nominalbildungen oder Nomina mit Demonstrativ- und Relativpronominibus, eventuell unter Zuziehung der erforderlichen Partikeln, bilden den ganzen Satz. Wo Verba vor-

kommen, da geschieht es, wenn es sich nicht um eine der unten zu erwähnenden Übertragungen in einen Aussage- oder Fragesatz handelt, ausschließlich in der Form eines Verbalnomens, meist des Infinitivs, z. B. *welche Lust zu leben! — diesen Tag zu sehen!* —

Anders bei der zweiten Form des Ausrufungssatzes, bei dem Wunsch- oder Befehlssatz. Die ihm adäquate Form ist der Imperativ des Verbums, unter Umständen für sich allein oder ergänzt durch adverbiale und nominale Bestimmungen, wobei aber stets jener der Träger des Satzes bleibt. Wo er je einmal fehlt, da ist er durch eine Partikel ersetzt, die durch häufige Verbindung mit einem bestimmten verbalen Imperativ dessen Bedeutung assoziativ übernommen hat. Hier ergeben sich daher hauptsächlich jene schon früher angedeuteten Fälle, wo ein einzelnes Wort eigentlich nicht durch das, was es selbst bedeutet, sondern durch den Vorstellungsinhalt, den es durch Assoziation aufnahm, den Wert eines Satzes gewinnt. So sind *komm! — kommt! — gib her! — weicht zurück!* — teils einfache, teils durch Partikeln ergänzte Imperative und in beiden Fällen zugleich vollständige, in der Singular- oder Pluralform des Imperativs auf die Person oder auf eine Mehrheit von Personen hinweisende Sätze. Dabei enthält schon ein einzelnes Wort wie *komm* oder *kommt* durch die klar ausgedrückte Singular- oder Pluralform den sprachlichen Ausdruck zweier Vorstellungen: der Handlung und der Person oder der mehrerer Personen, an welche die Aufforderung gerichtet ist. Wörter wie *hinaus! — hierher! — zurück!* sind dagegen an sich keine Sätze, sie sind aber Satzäquivalente, indem sie durch die Assoziation mit den hinzuzudenkenden Imperativformen die Funktion von Sätzen übernehmen können.

3. Aussagesätze.

Die am reichsten entwickelte Satzart ist der Aussagesatz. Während Gefühl und Wunsch im allgemeinen einfache Seelenzustände sind, die daher auch zu einfachen Ausdrucksformen drängen, gehört der Aussage die ganze, bald auf den engsten Umfang sich zurückziehende, bald weite Gebiete umfassende und zahlreiche Einzelheiten verbindende Anschauungswelt des Menschen an. Der Aussagesatz ist es daher ganz besonders, der all-

mählich zur Entwicklung reich gegliederter zusammengesetzter Satzformen führt, während die Frage, insofern sie eine Aufforderung zur Antwort in sich schließt, in diesem Sinn also zugleich dem Wunsche verwandt ist, wieder zu knapperem Ausdruck zwingt. Der Fragesatz begnügt sich meist mit einer Frage. Der Aussagesatz kann viele Aussagen in sich schließen, und er strebt mit zunehmender Entwicklung der Sprache dies in dem Sinne zu tun, daß er Wahrnehmungs- oder Begriffsinhalte, die in engerem Zusammenhange miteinander stehen, auch zu einer Satzeinheit vereinigt.

Seinem psychischen Inhalte nach ist der Aussagesatz auf das Tatsächliche und Objektive gerichtet. Es kann zwar dieses Tatsächliche möglicherweise einmal ein bloß Gedachtes sein. Ausgangspunkt der Aussage bleibt aber immer die objektive sinnliche Anschauung, und fortan kommen daher dem Aussagesatz seiner psychologischen Beschaffenheit nach Vorstellungen als dominierende Inhalte zu. Dies ist sein spezifischer Unterschied gegenüber dem Ausrufungssatz, dessen Sphäre Gefühl und Wille ist, und in dem, wenngleich auch hier jedes Wort im allgemeinen Ausdruck einer Vorstellung bleibt, doch diese nur als Erreger jener subjektiven Gemütsbewegungen wirkt. Ist demnach der Inhalt des Aussagesatzes ein tatsächlicher Zusammenhang von Vorstellungen, der zunächst zu einer Gesamtvorstellung vereinigt und dann in seine Bestandteile gegliedert wird, so scheiden sich nun diese Sätze je nach der besonderen Beschaffenheit des Vorstellungsinhalts wieder nach zwei Richtungen. Auf der einen Seite kann der Satz dem Zusammenhang des Gegenstandes mit den an ihm wahrgenommenen Eigenschaften Ausdruck geben. Da solche Attribute, ähnlich wie der Gegenstand selbst, durch Nominalformen, sei es durch Adjektiva, sei es durch Substantiva und deren Kasusformen, ausgedrückt werden, so können wir diese Sätze nach ihrer sprachlichen Natur als solche bezeichnen, die nach nominalem Typus gebaut sind. Ihr logischer Charakter besteht darin, daß sie, als Urteile betrachtet, entweder beschreibender oder erklärender Art sind, wobei für die logische Funktion der Beschreibung der dem substantivischen Gegenstandsbegriff gegenübergestellte abhängige Begriff vorzugsweise die adjektivische, wenn dagegen die Erklärung vor-

waltet, die substantivische Form annimmt. Doch so wichtig diese Unterschiede für die logische Funktion der Urteile sein mögen, psychologisch sind sie, wie ja auch das nahe Verhältnis der beiden Kategorien des Nomens dies mit sich bringt, nicht von wesentlicher Bedeutung, und es fließen daher nicht selten in den natürlich vorkommenden Sätzen der Sprache jene beiden logischen Funktionen ineinander. Dabei kann der Inhalt ein Gegenstand sein, der Eigenschaften darbietet, die sich der Wahrnehmung aufdrängen, oder eine Mehrheit von Gegenständen, die in irgendwelchen Verhältnissen zueinander stehen. Findet die erste dieser Tatsachen Ausdruck im Satze, so liegt in einer solchen Aussage der Keim eines beschreibenden Urteils. Kommt die zweite zur Geltung, so ist dies der Ausgangspunkt der erklärenden Urteile.

Die zweite Richtung, die der Aussagesatz nehmen kann, geht nicht von den Eigenschaften und Verhältnissen der Gegenstände, sondern von der Wahrnehmung der veränderlichen Zustände eines Gegenstandes oder auch mehrerer Gegenstände in ihrer Relation zueinander aus. Das adäquate Ausdrucksmittel für eine solche Beziehung ist der natürliche Träger der Zustandsbegriffe in der Sprache, das Verbum. Der so entstehende Aussagesatz hat dann, wie der vorige, einen gegenständlichen Hauptbegriff, meist in der Form eines substantivischen Nomens, von dem sich aber bei der Gliederung des Satzes nun nicht ein anderes Nomen, sondern eine verbale Ausdrucksform loslöst. Die so entstehenden Sätze können wir demnach als gebaut nach dem verbalen Typus bezeichnen. Es sind Sätze, die wir nach ihrem logischen Charakter erzählende nennen. Natürlich gilt aber auch hier, daß der ursprüngliche Inhalt solcher Sätze, welcher der Ausbildung des wissenschaftlichen Denkens vorausgeht, von den logischen Absichten eines erzählenden Urteils nichts weiß, sondern daß er in der natürlichen Wiedergabe angeschauter Ereignisse oder der Vorgänge besteht, die von dem Sprechenden erwartet werden. Der Begriff „Erzählung“ darf daher bei dieser Anwendung nicht auf den Bericht über Vergangenes eingeschränkt werden[1]).

[1]) Rücksichtlich der logischen Verhältnisse dieser Satzformen verweise ich hier auf meine Logik,[4] I, S. 163 ff.

4. Fragesätze.

An den Aussagesatz schließt sich der Fragesatz enge an, denn man könnte sich zwar in abstracto vielleicht Aussagen ohne Fragen, nie aber Fragen ohne Aussagen denken. Der Fragende wünscht eine Aussage über etwas: insofern enthält die Frage zugleich einen Wunsch. Freilich darf man nun jene abstrakte logische Möglichkeit von Aussagen ohne Fragen nicht in eine wirkliche, irgendwie nachweisbare Präexistenz umdeuten. Auch von der Aussage läßt sich behaupten, daß sie wenigstens in vielen Fällen eine Antwort auf eine Frage sei, die sich der Redende selbst stellt, — nicht ausdrücklich und in Worten, sondern latent, unbestimmt enthalten in den Gefühlen der Neugierde oder des Staunens, womit er das Wahrgenommene betrachtet. Von allen diesen Grundfunktionen der Sprache gilt also, daß sie wahrscheinlich in dem Augenblick da sind, wo die Sprache überhaupt da ist. Kommen doch schon in der bei ihrer natürlichen Entstehungsweise primitivsten Form, der Gebärdensprache, Äußerungen, die Gefühle oder Wünsche, und solche, die Aussagen, oder die Fragen ausdrücken, nebeneinander vor. Auch der Fragesatz scheidet sich aber wieder nach seiner psychologischen Natur in zwei Unterarten: die eine enthält den Inhalt einer möglichen, jedoch vorläufig noch bezweifelten Aussage, nur in einer Form, welche diese zur Frage umwandelt. Einen Fragesatz solcher Art kann man nach dem psychischen Zustand, den er voraussetzt, eine Zweifelsfrage nennen. Sie erwartet ja oder nein als Antwort; alles, was etwa noch beigefügt wird, ist vom Standpunkt der reinen Zweifelsfrage aus eine überflüssige Zugabe. *Hat die Uhr geschlagen? — Ist der Feind besiegt?* Auf solche Fragen ist nur dann das einfache ja oder nein nicht ausreichend, wenn der Befragte keine sichere Auskunft zu geben weiß und nun eben diesen Zustand des eigenen Zweifels zum Inhalt einer Aussage macht: „ich weiß es nicht“, „ich halte es für wahrscheinlich“ u. dgl. Die Partikeln *ja* und *nein* selbst haben so in der echten Zweifelsfrage ihre Quelle. Wo sie sonst noch vorkommen, ist ihr Gebrauch ein übertragener.

Die zweite Art des Fragesatzes ist auf einen Inhalt gerichtet,

der dem Fragenden ganz unbekannt ist, und den er daher von der Antwort erwartet. Diese Art der Frage können wir die Tatsachenfrage nennen. Sie setzt bestimmte Tatsachen als gegeben voraus. Aber in deren Kenntnis finden sich Lücken, die der Antwortende ausfüllen soll. Das kann nur durch eine Aussage mit einem bestimmten, in der Frage noch offen gelassenen Inhalte geschehen. Die Antwort auf die Tatsachenfrage besteht daher nicht in ja oder nein, sondern in einer vollständigen, aber von der Frage abhängigen und diese Abhängigkeit in der Regel in der Unvollständigkeit der Form verratenden Aussage. *Wann starb Karl der Große? — 814.* Hier erläßt sich die Antwort die Wiederholung aller der Bestandteile, die schon in der Frage enthalten waren, und wird so zu einem bloßen „Satzäquivalent", ebenso wie das ja oder nein als Antwort auf die Zweifelsfrage ein solches ist. In beiden Fällen bilden eben Frage und Antwort ein psychologisch zusammengehöriges Ganzes[1]).

5. Wechselbeziehungen der drei Satzarten.

Die Beziehungen der drei Satzarten lassen sich durch das folgende Schema verdeutlichen:



Nach diesem Schema erscheinen die Fragesätze den andern gegenüber als sekundäre Bildungen. Das sind sie psychologisch betrachtet auch jedenfalls insofern, als sie die beiden ersteren

[1]) So einig im allgemeinen die Grammatiker über die Unterscheidung dieser beiden Formen der Frage sind, so wenig hat man sich über ihre Beziehungsweise geeinigt. Am besten dürften noch die von Wegener (Grundfragen des Sprachlebens, 1885, S. 76) vorgeschlagenen Ausdrücke Bestätigungs- und Ergänzungsfragen oder die von Sütterlin (Deutsche Sprache der Gegenwart, S. 307) gebrauchten Entscheidungs- und Bestimmungsfragen einigermaßen dem objektiven Tatbestand entsprechen.

voraussetzen. Denn jede Frage setzt eine Aussage voraus, die in der Antwort verwirklicht wird, während die Ausrufungssätze nicht als solche, wohl aber in den sie treibenden Gefühls- und Wunschmotiven im Hintergrund einer jeden Frage stehen. Die letztere Beziehung gibt sich denn auch darin nicht selten kund, daß sich die Frage viel häufiger als die Aussage mit Interjektionen oder selbst mit Ausrufungen in Satzform verbindet. Übrigens weisen die sprachlichen Hilfsmittel der Fragesätze ebenfalls auf eine solche nach zwei Seiten gerichtete Abhängigkeit hin. Für die Zweifelsfragen treten häufig besondere Partikeln ein, die selbst schon einen interjektionalen Charakter besitzen, wie das lateinische *ne*, das griechische ἆρα, ἦ. Für die Tatsachenfragen bilden sich besondere Interrogativpronomina, *wer*, *welcher*, *quis*, τις ποῖος, die dann auch in die Aussagesätze direkt oder in modifizierter Form (*qui*, ὅρτις, ὁποῖος) in der Bedeutung von Relativpronominibus übergehen. Ebenso werden umgekehrt aus dem zusammengesetzten Aussagesatz die der Bezeichnung von Orts-, Zeit- und Bedingungsverhältnissen dienenden Konjunktionen *wo*, *wann*, *wie*, *warum*, *ubi*, *quomodo*, ὡς, πῶς usw. in die Tatsachenfrage hinübergenommen. Die gleichen Frage- und Relativpronomina und Konjunktionen bilden aber auch ganz gewöhnliche Bestandteile des Gefühlssatzes: *welches Schicksal!* — *wie herrlich!* — u. dgl.

Wie diese sprachlichen Mittel Beziehungen zwischen den verschiedenen Satzarten verraten, die schließlich in den zugrunde liegenden psychischen Stimmungen ihre Quelle haben, so kann nun auch namentlich in der entwickelteren Sprache vielfach die eine Satzart vollständig in die andere umgeformt werden, ohne daß hierbei die Grundabsicht des Satzes eine wesentliche Änderung erfährt. Am häufigsten geht auf diese Weise der Wunsch oder Befehl in die Frage über: *komm zu mir* und *willst du zu mir kommen?* Die Zweifelsfrage mildert den Befehl, indem sie, wenn auch nur in der Form, die Befolgung, das ja oder nein, dem Angeredeten zu überlassen scheint. Ähnlich kann aber auch die Frage wieder gemildert werden, indem die Zweifelsfrage die Form des Aussagesatzes annimmt und nur in dem Tonfall den Charakter der Frage bewahrt: *hat die Uhr geschlagen?* und *die Uhr*

hat geschlagen? Die direkte Frage heischt Antwort und ist darum immer noch einigermaßen mit dem Gefühlston des Befehls behaftet. In der Form der Aussage überläßt sie es dem, an den sie gerichtet ist, ob er etwas aussagen will. Das sind Umwandlungen, wie sie in allen Gebieten des sprachlichen Ausdrucks vorkommen und, obgleich sie von bloß formaler Natur zu sein scheinen, doch von bestimmten Gefühlsmotiven getragen sind, unter deren Wirkung sie sich unwillkürlich einstellen.

III. Bestandteile des Satzes.

1. Subjekt und Prädikat im Aussagesatz.

Unter den unerfreulichen Folgen, welche die Vermengung logischer, grammatischer und psychologischer Gesichtspunkte mit sich führt, gibt es kaum eine, die auf die Auffassung der wirklichen Tatsachen der Sprache verwirrender gewirkt hat, als die Übertragung der logischen Bestandteile des Urteils auf die Unterscheidung der sprachlichen Bestandteile des Satzes. Daß das Urteil aus Subjekt und Prädikat besteht, ist ein Ergebnis der Analyse desselben, welches aus der Aristotelischen Logik, so sehr unser heutiges wissenschaftliches Denken dieser im übrigen entwachsen ist, mit Recht unerschüttert in die neuere Logik überging. Das Subjekt ist der Gegenstand der Aussage, das „Zugrundeliegende“, ὑποκείμενον; das Prädikat ist der Inhalt der Aussage, das κατηγόρημα, wie es Aristoteles nannte. Dagegen ist die „Kopula“ schon in der Logik ein völlig unnützes Überlebnis, nicht nur weil es zahlreiche Urteile gibt, in denen von Rechts wegen, falls man sie nicht in völlig sinnloser und zweckwidriger Weise umgestaltet, überhaupt keine Kopula vorkommt, wie in allen erzählenden Urteilen, sondern weil selbst da, wo sich in unsern sprachlichen Ausdrucksformen die Kopula findet, sie ein zum Prädikat gehöriges Element, kein selbständiger, dritter Bestandteil des Urteils ist. Darum ist es auch gewissermaßen eine sprachliche Zufälligkeit, wenn sich in unsern Kultursprachen das Verbum substantivum „sein“ in der Weise in seiner Bedeutung entwickelt hat, daß es, wo das Prädikat irgendein nominaler Eigenschafts- oder Gegenstandsbegriff ist,

die prädizierende Funktion der Form nach übernimmt. Daß es diese Entwicklung erfuhr, ist gewiß ein Vorteil für unser wissenschaftliches Denken. Es ist aber kein notwendiges und allgemeingültiges Erfordernis für das menschliche Denken überhaupt; und selbst bei den Urteilen, deren Prädikat ein Substantivum ist, würde unser Denken nichts Wesentliches entbehren, wenn die Kopula hinwegfiele, da sie nur auf irgendein Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat hinweist, aber für sich allein nicht zureicht, dieses Verhältnis näher zu bestimmen. Denn sie läßt dahingestellt, ob es die Verbindung einer Eigenschaft mit ihrem Gegenstand, oder ob es eine Gleichheit, eine totale oder partielle Subsumtion eines Begriffs unter einen andern ist, die sie andeutet.

Anders verhält es sich mit den Grundbestandteilen des Urteils, Subjekt und Prädikat. Sie fehlen keinem Urteil, nicht einmal dem sogenannten Impersonale, da in diesem eben das „Zugrundeliegende" nur als ein Unbestimmtes vorausgesetzt wird. Da nun jeder Aussagesatz logisch als ein Urteil betrachtet werden kann, so lassen sich die Begriffe Subjekt und Prädikat ohne weiteres auf den Aussagesatz übertragen. Man kann sie dann in ihrer Korrelation zueinander als den Ausdruck für das fundamentale Prinzip der Gliederung der dem Satz zugrunde liegenden Gesamtvorstellung ansehen. Da diese Gliederung eine zweiteilige ist, so bezeichnen dann Subjekt und Prädikat die Hauptglieder, in welche die Aussage sich sondert, diejenigen zugleich, die bei einem einfachen Satze die einzigen bleiben.

Wie verhält es sich aber damit bei den Sätzen, die nicht Aussagesätze sind, bei den Ausrufungs-, den Fragesätzen? Und wie verhalten sich ferner jene Hauptglieder der Aussage dann zueinander, wenn der Satz irgendwelche sprachliche Umformungen erleidet, die gleichwohl seinen Sinn unangetastet lassen? Falls ich den Satz *Cäsar überschritt den Rubico* in die Form umwandle *der Rubico wurde von Cäsar überschritten*, ist damit das Subjekt Cäsar zum entfernteren Objekt und umgekehrt das vorherige Objekt, der Rubico, zum Subjekt geworden? Oder hat sich endlich, wenn ich sage *dem Cäsar gelang die Überschreitung des Rubico*, das anfängliche Prädikat nun zum Subjekt umgewandelt?

2. Dominierende Vorstellungen im Satze.

Fragen dieser Art sind es gewesen, die in der neueren Sprachwissenschaft zu einer Unterscheidung führten, die eine ziemlich weite Verbreitung gefunden hat, von der ich aber nicht umhin kann zu glauben, daß sie die durch die Vermengung von Logik, Grammatik und Psychologie entstandenen Verwirrungen nicht gelöst, sondern vermehrt habe. Man unterscheidet nämlich nach dem Vorgange von G. von der Gabelentz zwischen logischem oder grammatischem und psychologischem Subjekt und Prädikat. Dem logischen Subjekt und Prädikat läßt man seine aus der Logik überkommene Bedeutung. Als das psychologische Subjekt dagegen bezeichnet man „die zuerst in dem Bewußtsein des Denkenden und Sprechenden auftretende Vorstellungsmasse“, als das psychologische Prädikat „den Inhalt, der sich an diese zuerst gedachte Vorstellung anschließt“, oder, wie es v. d. Gabelentz von seinem teleologischen Standpunkt aus formuliert: das psychologische Subjekt ist „das, worüber der Sprechende den Hörenden denken lassen, worauf er seine Aufmerksamkeit hinleiten will, das psychologische Prädikat dasjenige, was er darüber denken soll“[1]).

Logisches Subjekt und Prädikat sind somit nach dieser Ansicht unabhängig von der Wortstellung, durch die grammatische Form des Satzes gegeben: jenes steht im „Subjektskasus“, im

[1]) G. v. d. Gabelentz, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, VI, 1869, S. 378; Techmers Internationale Zeitschrift für Sprachwissenschaft, III, 1887, S. 102ff.; Die Sprachwissenschaft, 1891, S. 348ff. Von andern Autoren hat den Gegenstand im gleichen Sinne namentlich Paul (Prinzipien,[4] S. 121ff.) behandelt, und teilweise ist auch die Unterscheidung in die Grammatiken übergegangen. (Vgl. z. B. Sütterlin, Deutsche Sprache der Gegenwart, S. 317ff.) Bei Wegener (Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, S. 29) sind die Bezeichnungen derart gegeneinander verschoben, daß er das sogenannte psychologische Subjekt und Prädikat als das logische bezeichnet, um dagegen dem gewöhnlich so genannten logischen und von ihm mit dem grammatischen identisch angenommenen Subjekt und Prädikat ausschließlich die Namen grammatischer Kategorien vorzubehalten. Schon diese Konfusion der Benennungen spricht dafür, wie nützlich es sein würde, wenn man sich mit eindeutigen Definitionen für Subjekt und Prädikat begnügte und, wo man es mit andern Begriffen zu tun hat, lieber auch andere Namen wählte.

Nominativ, dieses ist ein Verbum oder eine durch die Kopula dem Subjekt zugesprochene und dadurch in die prädikative Form gebrachte nominale Bestimmung. Psychologisches Subjekt und Prädikat werden dagegen durch die Wortstellung angezeigt; denn das, worauf der Redende zuerst die Aufmerksamkeit zu lenken wünscht, steht naturgemäß im Satze voran, das, was er darüber denkt, folgt nach. In den zwei Sätzen: *heute ist mein Geburtstag* und: *mein Geburtstag ist heute* soll also im ersten das *heute*, im zweiten der *Geburtstag* das psychologische Subjekt sein[1]).

Dem gegenüber ist vor allem hervorzuheben, daß Subjekt und Prädikat an sich logische, also ursprünglich nicht einmal grammatische, noch viel weniger psychologische Begriffe sind. Man wird darum sicherlich gut tun, sie aus diesem ihrem eigentlichen Gebiet nicht auf ein anderes zu übertragen, solange dazu nicht gewichtige Gründe in der Verwandtschaft der Begriffe zu finden sind. In der Tat ist das ja auch der Grund, weshalb man gelegentlich, und nicht ganz mit Unrecht, Bedenken getragen hat, grammatisches und logisches Prädikat schlechthin einander gleichzusetzen. Dennoch dürften diese Bedenken für den Aussagesatz, auf den wir uns bei dieser Frage beschränken müssen, weil er der einzige Ursprungsort jener logischen Begriffskategorien ist, kaum gerechtfertigt sein. Wenn man behauptet, in den zwei Sätzen *Cäsar überschritt den Rubico* und *der Rubico wurde von Cäsar überschritten* sei das logische Subjekt dasselbe, während das grammatische wechsle, so hat man dabei ganz gewiß das Subjekt im Aristotelischen Sinne, als das der Aussage Zugrundeliegende, schon aus dem Auge verloren und ihm einen psychologischen Gesichtspunkt, nämlich den, daß das Subjekt ein handelndes sein müsse, untergeschoben. Handelnde Persönlichkeit ist natürlich in beiden Fällen Cäsar. Aber die Grundlage der Aussage ist er nur im ersten und nicht im zweiten Satze. Jener enthält eine Aussage über Cäsar, dieser eine solche über den Rubico. Dies ist ein wesentlicher logischer Unterschied, der in dem Gedankenzusammenhang der Rede seinen guten Grund hat, falls die abweichende Satzform überhaupt nach zureichenden lo-

[1]) G. v. d. Gabelentz, Techmers Zeitschrift, III, S. 103.

gischen Motiven gewählt ist; und dies muß natürlich stets angenommen werden, wenn man ihre formale Bedeutung bestimmen will. Dann fallen aber auch im Aussagesatz logisches und grammatisches Subjekt, logisches und grammatisches Prädikat immer zusammen. Unter den mannigfachen Motiven, unter denen der Aufbau des Satzes steht, sind für diese eine Seite desselben, für die Ausprägung seiner Hauptglieder in besonderen Wortformen, sichtlich die logischen die ausschlaggebenden gewesen. Das grammatische Subjekt des Satzes ist immer auch im logischen Sinne „Grundlage der Aussage"; und wenn der Redende je einmal grammatisch ein anderes Subjekt wählt, als was er logisch zum Subjekt machen möchte, so hat er seinem Gedanken eine inadäquate Form gegeben, wobei ja immerhin andere Motive als die rein logischen, wie Wohlklang und Rhythmus der Rede, solche Abweichungen gelegentlich entschuldigen mögen.

Fallen auf diese Weise logisches und grammatisches Subjekt, logisches und grammatisches Prädikat notwendig zusammen, weil eben das Grammatische in dieser einen Beziehung ausschließlich der sprachliche Ausdruck der logischen Eigenschaften des Aussagesatzes ist, so verhält es sich nun aber wesentlich anders mit dem sogenannten psychologischen Subjekt und Prädikat. Das logische Subjekt braucht durchaus nicht diejenige Vorstellung zu sein, auf die der Redende hauptsächlich Wert legt, auf die er vor allem die Aufmerksamkeit lenken möchte; sondern das kann ebensowohl das logische Prädikat oder kann auch irgendeine attributive oder adverbiale Nebenbestimmung im Satze sein. Doch auf diesen psychologisch betonten Satzteil den Namen des Subjekts zu übertragen, dazu liegt nicht der geringste Grund vor. Vielmehr kann durch eine solche Übertragung nur eine falsche Auffassung von dem erweckt werden, was ein derart psychologisch betonter Satzteil eigentlich bedeutet. In der Tat hat hier die Analogie mit dem logischen Subjekt und Prädikat sichtlich schon herübergewirkt, wenn gesagt wird, das psychologische Subjekt sei das, „worüber der Redende den Hörer denken lassen wolle, das Prädikat das, was dieser darüber denken solle". Wenn ich sage „heute ist mein Geburtstag", so will ich über das heute den Hörer nicht denken lassen; das der Aussage

Zugrundeliegende kann hier auch im psychologischen Sinne nur dasselbe sein, was es im logischen ist, der Geburtstag. Logisches und Psychologisches bilden eben kein Nebeneinander, dessen Bestandteile sich trennen ließen, sondern die logischen Verhältnisse der Satzglieder sind zunächst psychologische: die Logik hat sie nur aus dem psychologischen Verlauf der Gedanken abstrahiert, um sie in ihrer besonderen und auf eine möglichst vollkommene Form zurückgeführten Gesetzmäßigkeit zu untersuchen. Im wirklichen Denken sind sie aber mit sonstigen psychischen Motiven, namentlich mit jenen wechselnden Gefühlsbetonungen, die sich den allerverschiedensten Bestandteilen der Aussage zuwenden können, auf das engste verbunden. Das logische Subjekt des Satzes, das wegen dieser Untrennbarkeit der logischen von den psychologischen Motiven immer auch das psychologische Subjekt ist, kann am stärksten, es kann aber auch verhältnismäßig schwächer gehoben sein: das sind Unterschiede, die man eben deshalb, weil sie sich mit den logischen des Denkens immer verbinden und nicht selten durchkreuzen, unbedingt auch mit andern Namen belegen muß, wenn nicht eine Verwirrung der Begriffe entstehen soll.

Demnach werden wir am zweckmäßigsten und konform der sonst üblichen psychologischen Ausdrucksweise diejenige Wortvorstellung des Satzes, die beim Sprechen desselben im Blickpunkt der Aufmerksamkeit steht, die dominierende Vorstellung nennen. Sie zeigt schon darin einen wichtigen Unterschied von den logischen Kategorien Subjekt und Prädikat, daß nach der größeren oder geringeren Herrschaft der Vorstellungen im Bewußtsein die Satzteile nicht bloß in zwei Bestandteile zerfallen, einen dominierenden und einen gegen diesen zurücktretenden, sondern daß hier mehrere Abstufungen gar nicht selten sind. Insbesondere pflegen drei sehr häufig vorzukommen. Dies kann beispielsweise schon bei dem einfachen Satze „heute ist mein Geburtstag“ zutreffen. Es ist möglich, daß er bloß in ein stärker und in ein schwächer gehobenes Glied (*heute* und *mein Geburtstag*) zerfällt. Es kann aber auch sein, daß sich von dem zweiten dieser Teile wieder das *mein* oder aber umgekehrt der *Geburtstag* als relativ stärker gehobener Teil scheidet.

Damit hängt noch ein anderer Punkt zusammen. Die Lehre vom sogenannten psychologischen Subjekt betrachtet in einseitiger Weise die Wortfolge als das Produkt dieser Abstufung der Gefühlsbetonung. Nun strebt allerdings der Satzteil, der im Blickpunkt der Aufmerksamkeit steht, immer auch in der Reihenfolge der Satzglieder den Vorrang zu behaupten. Sehr häufig folgen sich daher, wo nur eine Abstufung dieser Art zu bemerken ist, dominierende und zurücktretende Vorstellung. Schon in der Reihenfolge der Zeichen der Gebärdensprache ist uns diese Regelmäßigkeit entgegengetreten (Kap. II, S. 216ff.). Aber gerade bei der Lautsprache können andere, den Satzbau beherrschende Motive, namentlich die hier weit mehr als bei der Gebärde sich einstellende feste Einübung bestimmter Stellungsgesetze sowie die logischen Motive der Satzverbindung, dem entgegenwirken. Auch besitzt die Sprache in Akzent und Tonmodulation noch andere Ausdrucksformen, durch welche sie eine stärkere oder geringere Hebung der Satzteile bewirken kann. Sie vor allem sind imstande, die psychische Betonung der Satzglieder auch da zu ihrem Rechte kommen zu lassen, wo sie aus logischen oder sogenannten rein grammatischen Gründen, d. h. vermöge jener Stellungsverhältnisse, die sich assoziativ befestigt haben, auf die Wortstellung keinen Einfluß gewinnen kann. Dies geschieht schon im Aussagesatz; noch in viel höherem Grade aber im Ausrufungs- und Fragesatz, weil für diese das allgemeine Gesetz, daß die dominierende Vorstellung dem Anfang der Rede zustrebt, überhaupt nicht mehr gilt (vgl. unten Nr. VI, 5).

3. Satzteile im Ausrufungssatze.

a. Der Gefühlssatz als attributive Satzform.

Da die Begriffe Subjekt und Prädikat aus dem logischen Urteil in die Lehre vom Satz übergegangen sind, so nimmt dieses Begriffspaar zunächst nur im Aussagesatz eine ihm nicht streitig zu machende Stellung ein, insofern dieser zugleich ein logisches Urteil ist. Anderseits sahen wir jedoch, daß, solange wir überhaupt an zureichenden Kriterien zwischen Satz und Wort festhalten wollen, jenes Prinzip der Gliederung, das den Aussagesatz

beherrscht, auch für die Ausrufungs- und Fragesätze zutrifft. Beim Fragesatz ist dies begreiflich, da er im allgemeinen nur eine in ihrer Form umgewandelte Aussage ist. Aber es gilt auch für den eine selbständigere Stellung einnehmenden Ausrufungssatz in seinen beiden Formen des Gefühls- und des Befehlssatzes. Von diesen erscheint dann wieder der erste in seinem Aufbau als der abweichendste.

Wenn für den allgemeinen Begriff des Satzes daran festgehalten werden muß, daß das Verbum kein notwendiger, jedem Satze zukommender Bestandteil sei, so sind es hauptsächlich die Gefühlssätze, die dem als Stütze dienen, weil in ihnen in der Tat eigentliche Verbalausdrücke häufiger fehlen als vorkommen. In den Ausrufungen *wie freue ich mich*, *wie bin ich betrübt* und ähnlichen hat zwar unsere der verbalen Form zugeneigte Sprache auch in diese Satzform reichliche Verbalausdrücke eingeführt. Aber im Unterschiede von dem Aussagesatz, wo die Umwandlung des Verbum finitum in substantivische Formen unter Zuhilfenahme abstrakter Hilfszeitwörter eben wegen dieser abstrakteren Formen als eine Abschwächung der Frische des Ausdrucks empfunden wird, erscheint uns vielmehr der Gefühlsausruf in Formen wie *welche Freude! welcher Schmerz!* als der gefühlsbetontere, ursprünglichere, wie ja denn auch hier die abstrakten Hilfsverben ganz hinwegfallen und der Satz in einen reinen Nominalsatz übergeht. Die völlig zweckwidrige Vermengung von Logik und Grammatik, die in ihren Nachwirkungen immer noch fortdauert, hat es zwar fertig gebracht, auch in diese Sätze ein Verbum in Gestalt der für solche Künste immer zur Verfügung stehenden Kopula hineinzudeuten. Ein Ausruf wie *welch eine Wendung durch Gottes Fügung!* soll eine „Ellipse" sein, da ja in diesem Fall das Wörtlein *ist* ergänzt werden kann, ohne daß der logische Sinn des Satzes verändert wird. Daß er freilich in der ganzen ihm innewohnenden Gefühlsbetonung durch eine solche Einschiebung unrettbar Schiffbruch leidet, ist augenfällig. Doch davon abgesehen, auch wenn man die Sache bloß vom logischen Gesichtspunkte betrachtet: wer nicht die gekünstelten Formeln der scholastischen Logik mit dem Denken selber verwechselt, für den ist zweierlei klar: erstens, daß der Redende

an die verbale Form nicht gedacht hat, und zweitens, daß sie auch dem Denken des Hörenden ferne liegt, da ihm in dem nominalen Ausdruck vollkommen abgeschlossen der Sinn des Ganzen vor der Seele steht, ohne daß dazu in Gedanke wie Ausdruck etwas fehlte. Es ist also zweifellos: der Gefühlssatz kommt in unzähligen Fällen als reiner Nominalsatz vor, und alle Merkmale sprechen dafür, daß dies seine ursprüngliche Form sei. Der dichterische Ausdruck greift mit Vorliebe zu ihm und verschmäht den gleichbedeutenden Verbalsatz, auch wenn er leicht zu Gebote steht. Darum ist zwar die Tatsache, daß auch die älteste Dichtung vorzugsweise nominale Gefühlssätze enthält, kein direkter Beweis für deren größere Ursprünglichkeit. Doch liegt in dem poetischen Gebrauch an sich ein gewisser Beweis. Denn die Poesie bevorzugt eben diesen Ausdruck als den gefühlsstärkeren. Wo aber zwei verschieden abgestufte Ausdrucksformen für den gleichen Inhalt vorkommen, da ist im allgemeinen der energischere auch der ursprünglichere.

Ist der Gefühlssatz in den ihm eigentümlichen Gestaltungen mindestens in der Mehrzahl der Fälle eine unmittelbare Verbindung nominaler Begriffe, so kann nun auf diese typische Form der Ausdruck, daß er ein prädikatives Verhältnis enthalte, nicht angewandt werden. Im Grunde spielt ja in diesen Ausdruck immer noch die Vorstellung der logischen Ergänzung durch die Kopula hinein, durch die er in einen gewöhnlichen Aussagesatz umgewandelt wird. Von welchem der in dem obigen Ausdruck enthaltenen Begriffe soll denn aber etwas prädiziert, und was soll von ihm prädiziert werden? Gewiß war es nicht die Absicht des Redenden, auszusagen, daß die Wendung durch Gottes Fügung eingetreten sei. Der bloße Ausruf *welch eine Wendung!* würde nötigenfalls genügen, um das gleiche Gefühl auszudrücken. Die Worte *durch Gottes Fügung* sind also kein Prädikat, sie sind eine attributive Ergänzung, ähnlich wie in dem Satz *unsere tapferen Krieger haben die Schlacht gewonnen* das Wort *tapfer* nicht das Prädikat des Satzes, oder in dem andern *unsere Krieger haben mit Gottes Hilfe die Schlacht gewonnen* die Worte *mit Gottes Hilfe* nicht Prädikat, sondern eine attributive Bestimmung sind, die, ob wir sie nun nach gram-

matischem Gebrauch im einen Fall als eigentliches Attribut oder im andern als Adverbiale bezeichnen, im wesentlichen überall die gleiche Funktion der Ergänzung eines bereits vorhandenen Begriffs hat. Der Satz *welch eine Wendung durch Gottes Fügung!* gliedert sich demnach, genau wie ein prädizierender Aussagesatz, in zwei Teile: wir können aber diese Teile, wenn wir ihre wirkliche logische Funktion übereinstimmend mit der sonstigen begrifflichen Bedeutung der Ausdrücke andeuten wollen, nicht Subjekt und Prädikat, sondern nur Subjekt und Attribut nennen. Auch die Funktion des Satzes selbst werden wir daher als eine attributive, nicht prädikative bezeichnen müssen. Ein Subjekt hat ein solcher attributiver Satz offenbar ebensogut wie ein prädikativer: die Vorstellung, die hier die Grundlage des Ausdrucks bildet, ist das, worauf sich das Attribut bezieht. Statt eines Prädikats hat er aber ein Attribut, d. h. er enthält keinen zweiten Begriff, der von dem ersten ausgesagt werden soll, sondern statt dessen eine nähere Bestimmung, die zu jenem hinzugefügt wird.

Die gleichen Verhältnisse ergeben sich, wo immer wir Gefühlssätze mit rein nominalen Ausdrucksformen in ihre Bestandteile zerlegen, mögen jene nun von einfacher oder zusammengesetzter Beschaffenheit sein. In der Tat ist schon der obige Satz nicht von ganz einfacher Struktur. Sein Subjekt *welch eine Wendung* würde für sich allein einen vollkommen zureichenden Gefühlssatz bilden. In diesem Fall würden wir aber die *Wendung* als den tragenden Subjektsbegriff, das zum Ausruf verwendete und durch den Artikel mit dem Subjekt verbundene Pronomen *welch eine* als das Attribut zu betrachten haben: diese Pronominalverbindung fügt dem Subjekt einen stark gefühlsbetonten Hinweis hinzu, der logisch wieder nur als Attribut, als eine dem Hauptbegriff beigegebene nähere Bestimmung, nicht als eine prädizierende Aussage über ihn aufgefaßt werden kann. Die dominierende Vorstellung ist aber in diesem einfacheren Satze das Attribut *welch eine*, während sie in dem zusammengesetzteren das ganze logische Subjekt *welch eine Wendung* war.

Noch eine andere Eigenschaft, durch die sich solche attributive von prädikativen Sätzen unterscheiden, tritt bei der Ver-

gleichung dieser Beispiele hervor: es ist die, daß, wo sich mehrere Attribute um ein Subjekt gruppieren, die Hauptglieder des Satzes bei gleichbleibender Konstruktion wechseln können, je nachdem die logischen Verbindungen näher oder ferner gedacht werden und die Gefühlsbetonungen verschieden sind, wobei aber dieser Wechsel nur in dem abweichenden Akzent und in der veränderten Verteilung der Wortpausen seinen Ausdruck findet. Statt *welch eine Wendung — durch Gottes Fügung* ließe sich auch gliedern *welch eine — Wendung durch Gottes Fügung*, wo dann der zweite Teil als das Subjekt und die Worte *durch Gottes Fügung* als ein diesem angehöriges engeres Attribut zu denken wären, indes der die dominierende Vorstellung bildende Hinweis *welch eine* das Hauptattribut ist. Die Möglichkeit solcher Transformationen des Gedankens beruht auf der logischen Koordination der Attribute, die überall da stattfindet, wo diese nicht etwa selbst erst Attribute zu einem Attribut sind. In dem obigen Satze bleibt stets der Begriff *Wendung* der logische Mittelpunkt des Ganzen, der darum unter allen Umständen auch Subjekt ist. Er ist aber von zwei Attributen umgeben, von denen je nach der Richtung des Gedankens entweder das eine oder das andere das Satzattribut sein kann, worauf sich dann von selbst das zweite in ein näheres Subjektsattribut umwandelt. Das würde in einem prädizierenden Satze niemals möglich sein, weil hier der prädizierende Begriff durch seine verbale Form von allen attributiven Bestimmungen adnominaler und adverbialer Art scharf sich sondert und damit zugleich diesen ihre Stellung im Ganzen anweist.

b. Der Wunschsatz als prädikative Satzform.

Ein Gegenstück zu den Gefühlssätzen bilden, so eng sie ihnen durch den Charakter der Gefühlsbetonung verwandt sind, in ihrem logischen und darum auch in ihrem sprachlichen Aufbau die Wunschsätze. Sind jene vorwiegend nominal, so sind diese ausschließlich verbal, wie denn die einfachsten Befehlssätze, die Imperative, reine Verbalformen sind, in denen der pronominale Bestandteil höchstens durch die Endung, in vielen Fällen aber sprachlich überhaupt nicht ausgedrückt wird, son-

dern nur durch konstante assoziative Beziehungen in der Imperativform mit enthalten ist. Subjekt der Wunschsätze ist gleichwohl dieser im Wort direkt angedeutete oder zu ihm assoziierte Pronominalbegriff, der in den ausgeführten Wunschsätzen eine attributive Bestimmung in der Form des Vokativs zu sich nehmen kann. Prädikat ist dann der Verbalbegriff selbst, der seinerseits durch adverbiale Bestimmungen ergänzt werden kann und in den zusammengesetzteren Wunschsätzen regelmäßig ergänzt wird. Gegenüber dem einfachen *komm* zeigt so z. B. der ausgeführtere Wunschsatz *Karl komm hierher* eine doppelte attributive Ergänzung: den Namensanruf als eine solche des im Imperativ ruhenden Pronominalbegriffs, das *hierher* als eine solche des Verbalbegriffs.

4. Attributive und prädikative Aussagesätze.

Gegenüber den so in dem Verhältnis zu den sie tragenden Wortformen einander entgegengesetzten Arten der Ausrufungssätze nehmen die Aussagesätze eine eigentümliche Mittelstellung ein. Bilden die ersteren nach ihrem Gefühlston zusammengehörige Gruppen, nach ihren logischen Eigenschaften aber Kontraste, so stellt sich der Aussagesatz durch die wenigstens in der äußeren Form gewahrte Zurückhaltung des Gefühls beiden gegenüber. Nach seinem logischen Charakter vereinigt er jedoch zwei Formen, von denen sich die eine an den attributiven Gefühlssatz, die andere an den prädikativen Wunschsatz anschließt. Einen vorwaltend attributiven Charakter werden wir nämlich allen den Aussagesätzen zuschreiben müssen, in denen das gewöhnlich so genannte Prädikat eine Eigenschaft oder irgendein durch substantivische Formen ausgedrücktes Verhältnis von Gegenständen ist, welches durch die Kopula zu dem Subjekte formal in Beziehung gesetzt wird, kurz alle die Sätze, welche die Logik zu den beschreibenden und erklärenden rechnet. Hierher gehören also Sätze wie *Gott ist gerecht, die Tugend ist das höchste Gut, die Walfische sind Säugetiere* usw. Hingegen besitzen einen rein prädikativen Charakter die Aussagesätze mit echtem verbalem Prädikate, bei denen dieses einen Zustand oder eine

Handlung oder aber eine Aktionsart ausdrückt, die von dem Subjekt ausgesagt wird. Dahin gehören also Sätze wie: *der Blitz leuchtet, die Schlacht wurde gewonnen, die Sonne wird aufgehen* usw., kurz alle Sätze mit erzählendem Inhalt im weiteren Sinne dieses Wortes. Subjekt ist demnach in der Regel in beiden Fällen ein Gegenstandsbegriff, mag nun ein wirklicher Gegenstand oder ein durch Begriffsumwandlungen zum Gegenstand gemachter Gedankeninhalt, wie die Tugend, Inhalt dieses Begriffs sein. Der Gegensatz beider Arten der Aussage liegt aber im Prädikat: dieses ist bei den Sätzen erster Art in Wahrheit ein dem Subjekte beigelegtes Attribut, bei den Sätzen zweiter Art ein echtes verbales Prädikat.

Die Logik pflegt in diesen beiden Fällen den dem Subjekte beigelegten Begriff das Prädikat des Satzes zu nennen. Dazu hat sie zweifelsohne ein gutes Recht. Denn ihr ist es ja nicht darum zu tun, die Sätze in ihrem natürlichen Vorkommen in der Sprache zu untersuchen, sondern sie betrachtet sie stets in derjenigen in der Sprache möglichen Form, in der nicht nur jede Satzform für sich, sondern auch die verschiedenen Satzformen in ihrem wechselseitigen Verhältnis einer vergleichenden Betrachtung am zugänglichsten sind. Die Logik überschreitet dieses ihr zustehende Recht der Transformation nur dann, wenn sie mittels solcher Kunstgriffe Sätze hervorbringt, die auch logisch nicht mehr dasselbe ausdrücken, was die ursprünglichen Sätze enthalten hatten. Das geschieht z. B., wenn dem echten Verbum überall durch die Anwendung partizipialer Konstruktionen die Kopula substituiert wird, also: „der Blitz ist etwas Leuchtendes“, „die Schlacht ist eine gewonnene Schlacht“ usw., kurz wenn sie erzählende Aussagen so behandelt, als wenn sie beschreibende oder erklärende Definitionen wären. Ist aber innerhalb der angegebenen Grenzen die Auffassung, daß infolge des verbalen Charakters der Kopula alle Aussagesätze prädizierende Sätze seien, für die Logik erlaubt, so ist der gleiche Standpunkt schon für die Grammatik von zweifelhafter Berechtigung. Da sie nicht, gleich der Logik, die Gefühlssätze ignorieren kann, so muß sie wenigstens in ihnen Sätze anerkennen, in denen meist kein prädizierendes Verbum und nicht einmal

eine dieses vertretende Kopula vorkommt. Noch weiter verschiebt sich endlich der Standpunkt für die vergleichende Grammatik im weiteren Sinne dieses Wortes und für die Psychologie der Sprache. Beide können unmöglich an der Tatsache vorübergehen, daß eben jene Verbalform, mit deren Hilfe wir einer großen Zahl von Aussagesätzen überhaupt erst den prädizierenden Charakter verleihen, die Kopula, in der Mehrzahl der Sprachen überhaupt nicht existiert, und daß es, in Anbetracht der abstrakten Bedeutung, die hier das Verbum „sein" angenommen hat, auch in der Entwicklung unserer Sprachen eine Zeit gegeben haben muß, wo eine Kopula nicht vorhanden war. Was wird in dieser Zeit ihre Stelle im Aussagesatz eingenommen haben? Hierauf läßt sich im Hinblick auf die noch heute der Kopula entbehrenden Sprachen mit großer Wahrscheinlichkeit antworten: wo bei uns die Kopula in Sätze eingedrungen ist, in denen ein erzählender Charakter vorwaltet, da wird statt ihrer im allgemeinen ein Verbum finitum von konkreterem Begriffsinhalt gestanden haben; da aber, wo wir heute ein rein attributives Prädikat mit dem Subjekte verbinden, muß die alte Sprache attributive Sätze ohne Verbum gebildet haben, ganz so wie in vielen Fällen unsere Gefühlssätze es noch heute sind. Das konnte um so leichter geschehen, da hier eine unmittelbare attributive Verbindung vollkommen genügt, um den Gedankeninhalt des Satzes auszudrücken. Die Kopula fügt in Wahrheit nicht den geringsten realen Inhalt zu dem Satze hinzu: sie hat ganz ausschließlich eine formale Funktion, das ist eben die, den ursprünglich attributiven Ausdruck in einen prädikativen umzuwandeln. Dabei kann aber dieser doch immer nur in seiner äußeren Form prädikativ werden; seinem Gehalte nach bleibt er attributiv. Nichtsdestoweniger hat diese Formumwandlung, wie wir unten (in Nr. V) sehen werden, eine wichtige Folge für die Struktur des Satzes, weil durch jene erst das bei den im eigentlichen Sinne prädikativen Aussageformen entstandene, für die logische Ordnung der Satzglieder eminent wichtige Prinzip der dualen Gliederung durchgängig auch auf die attributiven Sätze übergegangen ist.

Es ist eine alte Gewohnheit der Grammatiker, in solchen

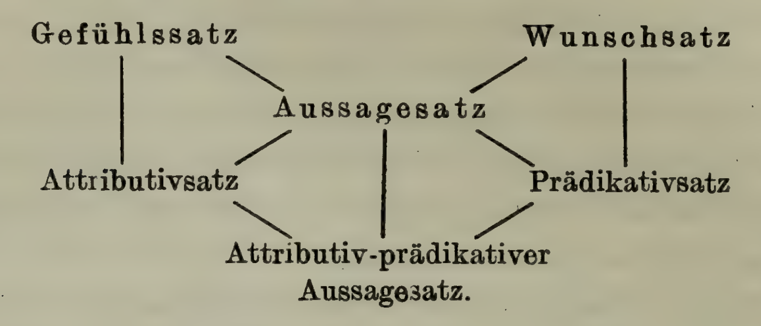
Fällen, wo je einmal in einem Aussagesatz von attributivem Charakter eine Kopula fehlt, dies als eine Auslassung anzusehen, die dem normalen, vollständigen Satze gegenüber ein Fehler, wenn auch unter Umständen ein aus rhetorischen Gründen zulässiger Fehler sei. Wieder hilft hier die Figur der „Ellipse" aus, so fern auch dem Redenden selbst der Gedanke einer Auslassung liegen mochte. In Wahrheit ist aber wohl die umgekehrte Betrachtungsweise die zutreffende: attributive Aussagesätze, die durch die unmittelbare Verbindung des Attributs mit dem Subjekte noch unsern Gefühlssätzen verwandt sind, stehen an sich der Ursprungsform näher. Demnach werden wir überhaupt zwei Grundformen des Aussagesatzes annehmen dürfen, die noch heute in zahlreichen Sprachen in dieser ihrer ursprünglichen Gestalt nebeneinander vorkommen: den attributiven, in welchem ein Attribut, und den prädikativen, in welchem ein prädizierendes Verbum mit dem Subjekt verbunden wird. Es war ein für die Entwicklung des Denkens überaus wichtiges Ereignis, daß in unsern Kultursprachen die prädizierende Satzform über die attributive obsiegte. Diesen Sieg hat auch hier der Gedanke zunächst ohne Zweifel durch jene fortwährend wirksamen angleichenden Assoziationen errungen, vermöge deren im Gebiet der Sprachlaute wie der Wort- und Satzbildung die am häufigsten gebrauchten Formen, also in diesem Fall diejenigen, die von reicherer Verwendung waren, die andern verdrängten. Jene assoziativen Motive mußten sich überdies, sobald ihre Wirkungen einmal fühlbar wurden, notwendig mit logischen Motiven verbinden. Aber auch hier ist das Logische nicht das Primäre: die logisch wirksameren Mittel der Sprache mußten erst vorhanden sein, ehe ihre den Zwecken besser genügende Beschaffenheit zu einem Motiv ihrer verbreiteteren Anwendung werden konnte. So ist diese Entwicklung wiederum ein Beispiel für das überall im Gebiet der Sprache sich bewährende Prinzip der „psychischen Resultanten" oder der „Heterogonie der Zwecke". Nur in dem Gefühlssatz blieb, da hier die logischen gegen die stärker wirkenden Gefühlsmomente nicht überall aufkommen konnten, ein ehrwürdiger Rest einst weiter verbreiteter, namentlich auch über das Gebiet der Aussagesätze sich er-

streckender Ausdrucksformen zurück. Ob dieser Rest standhalten wird, ist eine Frage der Zeit. Bei manchen Schwankungen, die in dieser Beziehung der sprachliche Ausdruck in seiner geschichtlichen Entwicklung zeigt, scheint es doch, als wenn im ganzen genommen die verbale Ausdrucksform mehr und mehr auch in die Gefühlssätze einzudringen strebe, indes auf der andern Seite in den prädizierenden Aussagen das Verbum vielfach der abgeblaßteren Form der Kopula und ihrer Verbindung mit einem nominalen Attribut weichen muß.

Nachdem die Kopula zum formalen Symbol des Prädizierens in attributiven Sätzen geworden ist, hat jedoch das Verbum „sein“, dem sie entstammt, seine inhaltliche Bedeutung noch nicht ganz verloren. Vor allem in den Temporalformen der Vergangenheit und Zukunft, die damit stets dem abstrakten Begriff des Seins selbst wieder eine konkretere Bestimmtheit mitteilen, dauert jene fort. Auf diese Weise bilden sich Formen von Aussagesätzen, die gleichzeitig einen attributiven, nominalen und einen prädikativen, verbalen Charakter besitzen. So zeigt von den drei Sätzen *Kyros ist König*, *Kyros herrschte* und *Kyros war König* oder griech.: Κῦρος βασιλεύς ἐρτι, Κῦρος ἐβασιλευε und Κῦρος βασιλεὺς ἦν der erste einen rein attributiven, der zweite einen prädikativen, der dritte aber einen attributiv-prädikativen Charakter. Auch die zwei einander nahe stehenden Ausdrucksformen Κῦρος ἐβασίλευε und Κῦρος βασιλεὺς ἦν sind in Wahrheit in ihrer Bedeutung so wenig identisch wie in ihrer Form: die erste ist rein erzählend, die zweite erzählt gewissermaßen von dem Attribut, das dem Subjekte zukam. Fixieren sich also solche Attribute in prädikativer Verwendung, so können sie dann allerdings auch in reine Prädikate übergehen: das geschieht z. B. vielfach mit den Partizipialformen, die, nachdem sie zuerst substantiviert worden, wieder im Verein mit Hilfsverben prädizierend verwendet werden: so in Beispielen wie *er ist gefangen worden*, *er ist fortgegangen*, *er war abwesend* usw., Fälle, in denen bereits der Bedeutungswandel der Wortformen eine wesentliche Rolle spielt.

Sehen wir von solchen wegen dieses Bedeutungswandels in ihrer logischen Stellung schwankenden Formen ab, so läßt sich

hiernach der Zusammenhang der verschiedenen Aussagearten untereinander und mit den beiden Gruppen der Ausrufungssätze in folgendem Schema festhalten:



IV. Scheidung der Redeteile.

1. Nomen und Verbum.

Wort und Satz stehen, wie bereits früher (Kap. V, S. 609 ff.) erörtert wurde, in Wirklichkeit nicht in dem uns durch die grammatische Betrachtung der Sprache nahegelegten Verhältnis zueinander, daß das Wort das an sich ursprünglichere, der Satz das spätere wäre; sondern der Entstehungsort des Wortes ist der Satz. Darum ist die Bildung der Wortformen, die das vorige Kapitel nach ihren psychologischen Bedingungen zu schildern suchte, ein Vorgang, der auf das engste an die Satzbildung gebunden ist. Erst innerhalb der Satzbildungen und fortwährend beeinflußt durch sie können alle jene psychischen Kräfte entstehen, die bei der Erzeugung der einzelnen Wortformen wirksam werden. In dieser Beziehung bedarf daher auch die Betrachtung der Wortformen hier einer Ergänzung, die, von dem Ganzen des Satzes ausgehend, diese Formen als die aus der Gliederung des Satzes hervorgegangenen Spaltungsprodukte nachzuweisen sucht. Diesen im Hinblick auf die Satzbildung betrachteten Prozeß der Entwicklung der Wortformen nennen wir die Scheidung der Redeteile. Während jedoch die Grammatik unter diesem Ausdruck hauptsächlich die Merkmale versteht, durch die sich die im Satze vorkommenden Wortformen nach Struktur und Funktion unterscheiden, ist er hier, unter dem psychologischen Gesichtspunkt, vielmehr als die Reihe der Vorgänge aufzufassen, durch die der Satz bei seiner Gliede-

rung die einzelnen Wortformen entstehen läßt. Dabei wird es sich wiederum empfehlen, zunächst von den in unserer eigenen und den ihr verwandten Sprachen vorliegenden Formen der Satzbildung, als den bekannteren, auszugehen.

Für unsern Aufbau des Satzes bilden aber Nomen und Verbum die grundlegenden Satzteile. Beide haben diese herrschende Stellung durch die Bedeutung gewonnen, die sie im Aussagesatz besitzen. Indem jede Aussage durch die Ausbildung und Anwendung der Kopula in ihrer Form prädikativ geworden ist, fallen für uns Nomen und Verbum im wesentlichen mit den beiden Hauptgliedern des Satzes zusammen. Unter ihnen ist es das Verbum, auf dem der Schwerpunkt der Satzbildung ruht. Denn indem auf den älteren Sprachstufen die einfachsten, dem Redenden nächststehenden Subjekte, die Personen der Unterredung oder die Gegenstände, auf die, ohne sie besonders zu nennen, unmittelbar hingewiesen werden kann, direkt in die Verbalformen eingehen, ist das Verbum für den Aussagesatz die einzige eventuell für sich allein schon satzbildende Wortform. Darum erscheint nun auch da, wo ein besonderes nominales Subjekt im Satze vorkommt, oder wo das Prädikat bestimmte Objektbegriffe fordert, jedesmal der nominale Ausdruck als eine nähere Ergänzung des Verbums, auf dessen Bau fortan Art und Form der Aussage ruht. Diese herrschende Stellung scheint sich das Verbum auf dem indogermanischen Sprachgebiet schon in sehr früher Zeit errungen zu haben. Denn gewisse Hilfsmittel, die zum Ausdruck von Modifikationen des Verbalbegriffs dienen, wie die Reduplikation, vielleicht auch das Augment, jenes zum Ausdruck sich wiederholender oder gesteigerter Tätigkeiten, dieses zur Bezeichnung der Vergangenheit, sind wahrscheinlich älter als die spezifischen Kasusunterscheidungen[1]). Dies will natürlich nicht sagen, daß Kasusbeziehungen in der Zeit, in der gewisse Aktionsarten und Temporalbestimmungen bereits ausgedrückt wurden, nicht ebenfalls unterschieden worden wären. Aber diese Unterscheidung blieb eben mutmaßlich noch an die Beziehungen gebunden, die unmittelbar von dem Verbalbegriff den ihn ergänzenden Nominalbegriffen mitgeteilt wurden. Hier-

[1]) Brugmann, Grundriß II, S. 845ff.

aus erklärt es sich zugleich, daß, auch nachdem die Kasusflexion eingetreten war, die Schwankungen und namentlich die Mehrdeutigkeiten der Beziehungsbegriffe auf diesem Gebiet fortan größer blieben als bei den einer langsameren und stetigeren Bedeutungsentwicklung unterworfenen Verbalformen. So ist die Sprachform, innerhalb deren unser gegenwärtiges Denken und Sprechen erwachsen ist, von frühe an ausgezeichnet durch die Vorherrschaft des Verbum finitum oder, vom Gesichtspunkt der Satzbildung aus betrachtet, durch die des rein prädikativen Aussagesatzes.

Doch müssen wir uns hüten, diesen Zustand, den uns unsere eigene Sprache als Ausgangspunkt bei der Betrachtung der Scheidung der Redeteile nahelegt, nun deshalb als den Urzustand der Sprache überhaupt oder als eine bleibende und unwandelbare Gesetzmäßigkeit anzusehen. Vielmehr eröffnet sich uns auf der einen Seite die Perspektive auf eine wesentlich abweichende, sicherlich ursprünglichere Denkform, von der wir in manchen, im übrigen hoch ausgebildeten Sprachen noch Spuren vorfinden, und die wir in vielen minder entwickelten sogar noch jetzt als die vorherrschende treffen. Auf der andern Seite darf man sich aber auch der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Vorherrschaft des Verbums über das Nomen durch einen Prozeß, der teilweise schon in den klassischen Sprachen begann und sich in wachsender Ausbreitung in die neueren fortsetzte, wesentliche Stücke ihres früheren Umfangs eingebüßt hat.

Wenn viele der ural-altaischen Sprachen echte Verbalformen des Indogermanischen, und speziell solche, die hier, wie die Verwendung der Reduplikation erkennen läßt, zu den ältesten gehören, nicht anders als durch echte Nominalbildungen ausdrücken, also Formen wie griech. βέβηκα durch „mein Gehen“, so blicken wir hier in eine Form des Denkens, die gerade diejenige Gestaltung des Verbalbegriffs, die sich auf indogermanischem Gebiet am frühesten durch besondere Ausdrucksmittel schied, umgekehrt am längsten in gegenständlicher Bedeutung bewahrt hat. Dabei erweist sich dieser nominale Ausdruck für das Perfektum mit größter Wahrscheinlichkeit, gerade so wie im Indogermanischen die Reduplikation, als der altertümliche Rest einer

einst weiter verbreiteten Erscheinung, von der uns teils in der Existenz indifferenter Nominalverbalstämme, teils in dem Ursprung der persönlichen Flexionselemente des Verbums aus dem Possessivpronomen, teils endlich in dem Überwiegen attributiver Nominalbestimmungen für die untergeordneten Glieder eines Satzes an Stelle unserer Nebensätze in zahlreichen Sprachen der Erde Zeugnisse erhalten sind[1]. So ergibt sich in diesen Fällen eine Form des sprechenden Denkens, bei welcher der Nominalbegriff noch heute als der dominierende gelten kann, und diese Form hebt sich allem Anscheine nach von einem vorgeschichtlichen Zustand ab, in dem überhaupt Verbalformen im eigentlichen Sinne nicht entwickelt waren. Es sind dies diejenigen Unterschiede, die oben schon als die des gegenständlichen und des zuständlichen Denkens bezeichnet wurden (S. 169). Niemand kann mit Sicherheit sagen, und schwerlich wird es jemals historisch nachzuweisen sein, ob auch die Indogermanen, ehe sie in die uns überlieferte Entwicklung der Sprache eintraten, bereits eine Stufe hinter sich hatten, die jenen Sprachformen näher stand, in denen wir heute noch ein gegenständliches Denken herrschend finden. Die Wahrscheinlichkeit wird sich aber angesichts der Verbreitung dieser Denkform bei den primitiveren Völkern und in sonst weit voneinander abliegenden Sprachgebieten nicht bestreiten lassen, abgesehen von den psychologischen Gründen, die sich aus den später zu erörternden allgemeinen Gesetzen der Begriffsentwicklung ergeben[2].

Ist so die Vorherrschaft des Verbums im Satze aller Wahrscheinlichkeit nach das Produkt einer Entwicklung, die eine vorangegangene und teilweise noch heute bestehende Vorherrschaft des Nomens voraussetzt, so steht aber weiterhin dieser ersten eine zweite Entwicklung gegenüber, die bei dem Punkte beginnt, wo der Verbalbegriff seine den Satz dominierende Stellung erreicht hat, um nun allmählich wieder in eine gegenständlichere Form des Denkens überzuführen. Im Hinblick auf diese Stellung des Verbums könnte man diese Entwicklung eine rückläufige nennen. An sich betrachtet ist sie es aber keineswegs, da

[1] Vgl. oben Kap. VI, S. 143 ff.
[2] Vgl. Kap. VIII, Nr. III.

hinter jenen Ähnlichkeiten der äußeren Wortform, die die spätere mit den früheren Stufen gemein hat, tief greifende Unterschiede verborgen sind. Sie ergeben sich am klarsten aus den Bedingungen, die dieser Neubelebung der Herrschaft der Gegenstandsbegriffe im Satze zugrunde liegen. Diese bestehen in erster Linie in der Bildung der abstrakten Hilfszeitwörter oder vielmehr in der Überführung von Verben von ursprünglich konkreter Bedeutung in eine abstraktere Sphäre; in zweiter in der Entstehung abstrakter Begriffe überhaupt, bei welcher Entstehung die Umwandlung von Verbal- in Nominalformen eine besonders wichtige Rolle spielt[1]). Beide Vorgänge sind auf diese Weise Bestandteile der unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung des abstrakten Denkens. Indem sich die abstrakten Begriffe des *seins*, *habens*, *werdens* bilden, sondern diese Verben den prädizierenden Verbalbegriff samt den ihm etwa anhaftenden allgemeinsten Zeitbestimmungen von dem inhaltlichen Bestandteil des ursprünglichen Verbums und hinterlassen so diesen Inhalt selbst in einer gegenständlicheren Form. Die Partizipal- und Infinitivbildungen, ursprünglich als nominale Ableitungen des Verbums entstanden, wandern so in das ursprüngliche Verbum zurück, indem bestimmte Formen desselben in einen nominalen und einen verbalen Bestandteil zerlegt werden. Durch diese Zerlegung wird eine doppelte Wirkung hervorgebracht: einerseits wird die prädizierende Funktion des Verbums, die ganz auf das Hilfsverbum übergegangen ist, in eine abstraktere Sphäre versetzt. In Wörtern wie *dedi*, *feci*, *amavi* ist die Temporalbestimmung mit dem Begriff so innig verschmolzen, daß nur die nebenhergehende, aber im Augenblick der Rede doch zurücktretende Assoziation mit andern Flexionsformen des gleichen Verbums die Sonderung der Zeitbeziehung und die Scheidung der Person von der Handlung dunkel empfinden läßt. In *ego habeo amatum*, *j'ai aimé* hat die Temporalbestimmung einen besonderen Ausdruck in dem Hilfsverb gefunden; die Innigkeit der Verbindung mit dem Hauptbegriff ist daher bei der Entstehung dieser Form jedenfalls eine losere gewesen, so daß beide Bestand-

[1]) Über die hierbei stattfindenden Begriffsmetamorphosen vgl. unten Kap. VIII.

teile auch in der Vorstellung deutlicher unterschieden wurden. Indem sich überdies das Personalpronomen von dem Verbalausdruck löste, hat sich dieser in ein zu dem abstrakten, die Vergangenheit als solche andeutenden Verbum *haben* hinzugedachtes Objekt umgewandelt. Freilich ist nun aber das franz. *j'ai aimé* und das lat. *ego habeo amatum* nicht dasselbe: unverkennbar ist dort wieder eine Kontraktion der einzelnen Wortgebilde eingetreten, die sie abermals einer Worteinheit nahebringt. Doch die volle Verschmelzung zu einer solchen ist nicht erfolgt. Ist auch für den heutigen Franzosen das *j'ai aimé* trotz der getrennten Schreibweise ebensogut ein Wort wie für den Römer das *amavi*, so sind dort immerhin die Glieder des Ganzen infolge des übereinstimmenden Vorkommens der pronominalen und verbalen Hilfselemente in zahlreichen Wortbildungen fühlbarer geblieben. Man wird demnach, da hier überall das äußere Verhältnis der Bestandteile einer Wortzusammensetzung der Verbindung der Vorstellungen selbst parallel geht, in jener Wortgruppe nur den Ausdruck einer Agglutination der Vorstellungen erblicken können, die noch Teilwirkungen der einzelnen Komponenten zuläßt. Man deutet übrigens die Entstehung einer solchen analytischen aus der zuvor bestandenen synthetischen Sprachform jedenfalls nicht zutreffend, wenn man sie als eine Kompensation für verloren gegangene Flexionselemente auffaßt. Auch hier setzt vielmehr jener Verlust in gewissem Umfang die Entstehung der analytischen Form bereits voraus. Diese ist vermutlich in der Volkssprache infolge einer gelegentlich stärkeren Gefühlsbetonung der einzelnen Teile des Verbalbegriffs eingetreten, ähnlich wie es in unsern Dialekten umschreibende Redeweisen gibt, die nur in solcher Betonung bestimmter Nebenvorstellungen, keineswegs etwa in einem verloren gegangenen Verständnis für die einfacheren Formen ihren Grund haben, wie z. B. *er tut arbeiten* für *er arbeitet* u. dgl.

Mit dieser schon in der Entstehung der Hilfsverben zu erkennenden Tendenz einer Zerlegung der Gedankengebilde verbindet sich nun als eine zweite, aus der gleichen allgemeinen Entwicklung hervorgegangene Bewegung die Bildung abstrakter Nominalbegriffe, namentlich Substantiva, die, aus Verbalbildungen her-

vorgegangen, teils selbständige Zwecke erfüllen, teils auch das Verbum aus bisher von ihm eingenommenen Gebieten verdrängen. Wörter wie *Gang*, *Gabe*, *Bitte*, *Leben*, *Wissen*, *Gewissen*, *Tugend*, *Laster* und zahllose andere sind nominale Neubildungen, denen im ganzen in viel geringerer Zahl Verben, die umgekehrt aus Nominalformen entstanden, gegenüberstehen. Hiermit hängt zugleich die Bedeutungsentwicklung des abstraktesten aller Hilfsverben, der Kopula, zusammen. Während jene alle möglichen Begriffsgebiete vertretenden Substantiva sich ausbilden, entsteht in der Kopula diejenige Form der Prädizierung, durch die in der allgemeinsten Weise Nominalbegriffe, und vor allem auch in einem hinsichtlich der Temporal- und Aktionsbeziehungen völlig abstrakten Sinne, d. h. ohne jede Rücksicht auf irgendeine Zeit und irgendeine Art von Handlung, einander zugeordnet werden können. Auf diese Weise ist in der Kopula die Verbalform zum reinen Ausdruck der Aussage selbst geworden: sie ist aus den Objekten dieser Aussage ganz und gar in das urteilende Subjekt hinübergewandert.

Vergleicht man diesen bis dahin erreichten Endpunkt mit dem Ausgangspunkt der Entwicklung, so ist es augenfällig, daß formal betrachtet die Mittel, deren sich die Sprache zur Ausscheidung der Wortformen aus dem Ganzen des Satzes bedient, überall die nämlichen bleiben. Mit Personalelementen und Hilfswörtern, darunter nicht zum wenigsten mit solchen, die in besonders ausgeprägter Form Tätigkeitsbegriffe enthalten, beginnt die Bildung des Verbums und seine Sonderung vom Nomen (Kap. VI, S. 157). Aus der Zerlegung der verschmolzenen Verbalformen gehen in der analytischen Periode der Sprache abermals neben den Pronominalwörtern Hilfsverben hervor, welche die Träger des eigentlichen Verbalbegriffs wieder in nominalen Wortformen zu sich nehmen. Aber hinter dieser äußeren Ähnlichkeit, welche zeigt, daß die fundamentalen Bildungsgesetze der Sprache die gleichen bleiben, birgt sich ein wesentlicher Unterschied. Jene Hilfswörter, aus denen das primitive Verbum entsteht, sind überall von konkreter, sinnlich anschaulicher Natur. Die Hilfswörter dagegen, die aus der Zerlegung der entwickelten Verbalformen entstehen und sie ersetzen, sind von so abstrakter Beschaffenheit,

daß nur die allgemeinsten Modifikationen des Verbalbegriffs durch sie ausgedrückt werden, und daß die allgemeinste und allmählich für gewisse Gebiete der Aussage zu einer besonderen Bedeutung gelangte unter ihnen, die Kopula, überhaupt jeden eigentlichen Verbalinhalt eingebüßt hat, um nur als abstrakter Ausdruck der prädizierenden Funktion des Begriffs, dem sie beigegeben ist, zurückzubleiben.

Wie in den Wortformen, den allmählichen Wandlungen der Wortkategorien und der Bedeutung der Hilfsbegriffe, so spiegelt sich endlich der allgemeine Gang dieser Entwicklung in den vorherrschenden Satzformen. Auf den noch erreichbaren frühesten Stufen der indogermanischen Sprachen ist die rein prädizierende Aussage die dominierende. Andere Sprachgebiete lassen uns jedoch auf eine vorangehende lange Entwicklung zurückschließen, wo die attributive Satzform die Vorherrschaft besaß. Die heutige Sprache wechselt nach Bedürfnis zwischen den verschiedensten Arten der Aussage. Ein unverkennbares Übergewicht hat aber doch infolge der zunehmenden Verbreitung der Kopula und teilweise auch der andern Hilfsverben diejenige Form des Aussagesatzes gewonnen, die selbst das Produkt einer Mischung ist: die attributiv-prädikative.

2. Nomen und Attribut.

Während Nomen und Verbum Satzbestandteile sind, die frühe schon in spezifisch gestalteten Wortformen ihren Ausdruck finden, verhält sich dies wesentlich anders mit den beiden Formen des Nomens, die darum bereits die alte Grammatik einer und derselben Wortkategorie zugezählt hat. Auch deutet der Ausdruck „Nomen", Name, vollkommen zutreffend den logisch-psychologischen Grund dieser Verbindung an. Das einfachste Hilfsmittel, die Gegenstände zu nennen, besteht in der Hervorhebung irgendeiner ihrer Eigenschaften. Der Name für das Ding selbst, das Substantivum, und der Name für eine seiner Eigenschaften fließen daher ursprünglich zusammen; und nur dadurch, daß sich eine einzelne Eigenschaftsbezeichnung inniger mit der Vorstellung des Gegenstandes assoziiert und so den ursprüng-

lichen Eigenschaftsbegriff hinter dem Gegenstande zurücktreten läßt, sondern sich allmählich Substantivum und Adjektivum. Fortan bleibt deshalb auch die Grenze eine fließende, indem bald Adjektiva substantiviert, bald umgekehrt Substantiva infolge der Assoziation ihrer wesentlichen Merkmale mit andern Gegenständen adjektiviert werden. Diese Scheidung beider Wortformen ist aber wiederum eine Wirkung der Satzbildung. Denn der Satz ist es ja erst, der eine Gesamtvorstellung in einen Gegenstand und in eine an diesem besonders apperzipierte Eigenschaft zerlegt. Während jedoch das verbale Prädikat psychologisch durch den an dem Gegenstand wahrgenommenen Vorgang oder Zustand ausgelöst wird, ist es die attributive Funktion, die unterscheidende Sonderung der Eigenschaft von dem Gegenstand, welche die Zerlegung in Substantiv und Adjektiv bewirkt.

Unter den Motiven, die diese Gegenüberstellung zweier Nominalbegriffe im Satze herausfordern, gehören wohl diejenigen, die dem einzelnen Gegenstand selbst eine dauernde Eigenschaft beilegen, nicht zu den ursprünglichsten. Für ein primitives gegenständliches Denken liegt es viel näher, verschiedene Gegenstände in ihrem Verhältnis zueinander aufzufassen, als das einzelne Objekt in seine Merkmale zu zerlegen. Das gilt um so mehr, als der Ausdruck solcher Verhältnisse von Gegenständen da, wo sicher ausgeprägte Verbalbegriffe noch nicht vorhanden sind, leicht auch Vorgänge und Zustände in sich fassen kann. Hierdurch wird es begreiflich, daß manche Sprachen die attributive Satzform dauernd als allgemeingültigen Ausdruck verwenden können, und daß andere wenigstens in einer früheren Zeit wahrscheinlich solche rein attributive Aussageweisen besaßen. Für alle diese Verhältnisse ist nun die Gegenüberstellung substantivisch gedachter Nomina die adäquate Ausdrucksform. Darum ist die Ausbildung der Kasusbegriffe wohl überall der Unterscheidung der beiden Nominalkategorien vorausgegangen, und in zahlreichen Sprachen, in denen die Kasus sicher geschieden einander gegenüberstehen, ist die Scheidung zwischen Substantiv und Adjektiv immer noch eine fließende geblieben. Dabei ist freilich wieder zu betonen, daß die Kasusbegriffe selbst und die Wortformen, die ihnen entsprechen, verschiedene Dinge sind,

da, wie früher bemerkt, die allgemeinsten Kasus auch durch die Wortstellung oder durch die Beziehungen, die den Begriffen in ihrer Verbindung unmittelbar immanent sind, unterschieden werden können (S. 126).

Hier ist es nun sichtlich eine für die Stellung der Nominalbegriffe im Satze grundlegende Tatsache, daß die vier Kasus der inneren Determination (S. 87), wenn wir für den Begriff des Kasus lediglich diese Funktion im Satze als maßgebend ansehen, wohl keiner Sprache fehlen. Sie sind die konstanten Nominalbegriffe des Aussagesatzes, die im einzelnen Fall je nach Bedürfnis herbeigezogen werden oder beiseite bleiben. Darin spricht sich aus, daß diese vier Kasus die sämtlichen fundamentalen Beziehungen enthalten, in denen die gegenständlichen Begriffe einer attributiven Aussage überhaupt zueinander stehen können, daß aber auch keiner dieser Kasus fehlen kann, wenn die dem menschlichen Denken zu Gebote stehenden Grundverhältnisse überhaupt ausgedrückt werden sollen. Nehmen wir an, die Gesamtvorstellung, die den Inhalt des Satzes bildet, sei eine von irgendeinem Wesen ausgeführte Handlung, so bilden in der Tat das handelnde Wesen und der Gegenstand, auf den die Handlung einwirkt (Subjekt und Objekt), die nächsten Kasusformen: Nominativ und Akkusativ. Dazu kommt dann noch der Kasus der unmittelbaren Zugehörigkeit eines weiteren Gegenstandes zum Subjekt oder Objekt, der Attributivkasus oder Genitiv, und endlich der Kasus der Beziehung der Handlung auf einen weiteren Gegenstand, auf den sie nicht direkt einwirkt, der entferntere Objektskasus, der sogen. Dativ. Demnach sind diese vier die fundamentalen, nie fehlenden Kasus. Durch die Beziehungen, in denen sie zueinander stehen, können sie aber auch die Bedürfnisse des Denkens nötigenfalls vollständig decken, indem das, was in unsern Sprachen den eigentlichen Schwerpunkt der Aussage ausmacht, der Verbalbegriff, bei einem vorzugsweise gegenständlich gerichteten Denken als eine attributive Bestimmung des Objekts oder Subjekts gedacht wird. So liegt in der mannigfachen Verwendbarkeit der erwähnten Kasusbegriffe die Möglichkeit, daß sich die attributive Satzform über alle Verhältnisse des Denkens ausbreitet, wobei dann freilich diese Aus-

drucksweise allmählich eine Häufung von Attributen mit sich führt, der gegenüber die Form der verbalen Prädizierung nicht bloß als eine spezifisch verschiedene, sondern auch als eine den Denkprozeß wesentlich vereinfachende erscheint. (Vgl. unten Nr. V.)

Im Vergleich mit dieser Konstanz der inneren Determinationsformen, die eines jener Bande bildet, die schließlich alle Gestaltungen menschlicher Sprache von den niedersten bis zu den höchsten umschließt, sind die Verhältnisse der äußeren Determination nicht nur von einer Sprache zur andern, sondern auch innerhalb der Entwicklungsstufen einer und derselben Sprache einem fortwährenden Wechsel unterworfen. Immerhin bezeichnen hier jene drei Kategorien von Raum, Zeit und Bedingung mit ihren Untergliederungen (S. 113), innerhalb deren sich alle äußeren Determinationen bewegen, bleibende Funktionen des Denkens, die mit der Satzbildung eng verbunden sind, und die daher, wie sie zuerst in dieser ausgedrückt werden, so auch wieder auf deren Entwicklung zurückwirken. Dies geschieht aber, indem sich der Satz vorzugsweise nach den in den äußeren Determinationskasus ausgedrückten Begriffsbeziehungen in zusammengesetzte Formen gliedert. Sie entstehen in dem Augenblick, wo sich einerseits die entsprechenden Kasusverhältnisse von einzelnen Gegenständen über ganze, selbst wieder leicht in Satzrelationen zu bringende Verbindungen von Begriffen ausdehnen, und wo anderseits das Übergreifen der prädizierenden Satzform der Gliederung des Satzes in Neben- und Untersätze zu Hilfe kommt. Da hierbei die Ausbildung gewisser Pronomina und Konjunktionen eine wichtige Rolle spielt, so wird bei diesen hierauf zurückzukommen sein. (Vgl. unten 4 und 5.)

Aus jener Mannigfaltigkeit attributiver Bestimmungen durch verschiedene Kasusbegriffe entwickelt sich nun das Adjektivum als die spezifische Nominalform der engsten attributiven Verbindung. Sie tritt da ein, wo das Attribut nicht mehr ein Gegenstand ist, der zu dem tragenden Subjekt- oder Objektbegriff in Beziehung steht, sondern in den Umfang der eigensten Merkmale desselben gehört. Daß Ausdrücke für eine solche engste Zugehörigkeit später sein müssen als diejenigen für

die weiteren, ist einleuchtend. Denn jene wird ursprünglich als eine unmittelbare empfunden und bedarf daher neben dem Gegenstand selbst gar keiner besonderen Benennung, oder wo eine solche stattfindet, da ist der Name der Eigenschaft zugleich Name des Gegenstandes, was auch weiterhin noch in der fortwährenden Neigung des Überfließens der beiden Nominalformen ineinander sich ausspricht. Seinem begrifflichen Inhalte nach schließt sich demnach das Adjektiv am nächsten an den spezifischen Attributivkasus, den Genitiv, an. Aber die engere Zugehörigkeit sowie die besondere Ausprägung des Eigenschaftsbegriffs bringen es zugleich in eine noch nähere Verbindung mit dem als Träger dieser Eigenschaft gedachten Substantiv. Dabei ist es ein für die Aussonderung des Adjektivs aus dem Ganzen des Satzes sehr wichtiges Moment, daß jene Zugehörigkeit in verschiedenster Form zur Geltung kommen kann: äußerlich durch die unmittelbare Wortfolge, innerlich durch die Angleichung an das Genus des Substantivs, falls ein solches bei diesem sich ausgebildet hat. Durch jene äußere Verbindung kann sich das Adjektiv so eng an das Substantiv anschließen, daß es mit diesem allmählich zu einer Worteinheit verschmilzt. Bleibt die Verbindung eine losere, so erscheint sie einem den Hauptsatz ergänzenden attributiven Nebensatz äquivalent, in den sie, namentlich wenn sie eine Mehrheit von Eigenschaften umfaßt, unter Zuhilfenahme der satzverknüpfenden Pronomina übergehen kann (vgl. unten 4). Da jedoch die unmittelbare Verbindung von Substantiv und Adjektiv schon diesen Gedankeninhalt, nur unter Verzicht auf die prädizierende Form, enthält, so erscheint diese einfachste Attributivverbindung zugleich als ein mitten in der prädizierenden Aussage stehen gebliebener Rest ursprünglicher attributiver Aussageform. Dem entspricht es denn auch, daß der in unserer Sprache attributiv gebliebene Gefühlssatz, neben gelegentlicher Anwendung von Kasusverbindungen, ganz besonders adjektivische Attribute wählt: *welch glückliches Ereignis! — welch tiefer Schmerz!* u. dgl. Tritt das innere Merkmal der Zugehörigkeit, die Numerus- und Genusrektion, mehr in den Vordergrund, so kann dagegen das äußere ganz aufgegeben werden. Dies geschieht namentlich dadurch, daß andere Satzbestandteile eine attrahierende Kraft auf

das Adjektiv ausüben, oder daß der Gefühlston, der auf ihm ruht, eine Änderung der Satzstellung herbeiführt. Unter den attrahierenden Satzbestandteilen ist es besonders das Verbum, das die natürliche Zugehörigkeit zum Substantiv lockern kann. Bleibt in solchen Fällen das Adjektiv allein mit der Kopula verbunden als prädizierte Eigenschaft zurück, so erwächst dann hieraus das sogenannte prädikative Adjektiv, das aber, entsprechend der früher erörterten Bedeutung solcher Satzformen, in Wahrheit einem Attributivsatz entspricht, der die prädikative Form angenommen hat. Stets übt hierbei die Attraktion des Verbums zugleich auf das Adjektivum eine begriffsmodifizierende Wirkung in dem Sinne aus, daß dieses nun mehr und mehr als eine dem Verbum zugehörige nähere Bestimmung empfunden wird. Indem es dadurch seinen Zusammenhang mit dem Substantiv einbüßt, kann es so unter dieser Wirkung der Satzfügung in eine andere Wortform, in das Adverbium, übergehen.

3. Verbum und Adverbiale.

Um der psychologischen Bedeutung des Adverbiums in seiner gleichzeitigen Beziehung zum Verbum und zum Ganzen des Satzes näher zu treten, ist es wohl das beste, von einem Zustand der Sprache auszugehen, in welchem dieser Redeteil im Sinn unserer heutigen Sprache überhaupt nicht existiert, weil derjenige, an den er sich anlehnt, das Verbum selbst, noch nicht ausgebildet ist. Auch auf einer solchen Sprachstufe bewährt sich das regierende Nomen, dem noch keine Prädikate, sondern nur Attribute gegenüberstehen, als der Hauptbegriff, als das Subjekt des Satzes. Demnach zieht es alle andern Bestandteile nach Maßgabe der Wichtigkeit an, die ihnen im Bewußtsein des Redenden zukommen, derart daß ihm die Wortvorstellungen am nächsten verbunden sind, auf denen der Schwerpunkt der Aussage ruht, also zuerst das Hauptattribut, dem sich dann die unwesentlicheren Attribute in entfernterer Folge anreihen. Selbst wo das Subjekt eine handelnde Person ist, kann es daher unter Umständen durch die von ihm ausgehende Attraktion irgendeine Objektsvorstellung, auf die sich die Handlung bezieht, enger an

sich ketten als die Vorstellung der Handlung selbst (Kap. VI, S. 147). Von dem Augenblick an, wo sich die letztere, die in dem Verbum ruht, intensiver zur Apperzeption drängt, werden nun aber zu allererst die Vorstellungen der handelnden Personen von dem Verbalbegriff attrahiert, und es beginnen sich so in den Agglutinationen und Verschmelzungen des Verbums mit den Personalelementen eigentliche Verbalformen auszubilden. Daran schließen sich dann jene weiteren Bestandteile der Rede, in denen die verschiedenen objektiven und subjektiven Modifikationen des Verbums zum Ausdruck kommen. Auch diese Hilfswörter stehen anfänglich da und dort, wo die attributiven Beziehungen zu Nominalbegriffen es nahelegen, im Satze zerstreut. Nicht selten sind sie, wie dies auf einer weit fortgeschrittenen Stufe begrifflicher Entwicklung das Chinesische noch zeigt, zugleich selbständige Nomina, die, wo sie gesondert von dem die prädizierende Funktion ausübenden Worte vorkommen, ihre selbständige nominale Bedeutung bewahren können, als Hilfsbegriffe des Verbums aber zu partikelartigen Gebilden werden, die mit dieser nominalen Bedeutung nur noch durch entfernte Assoziationen zusammenhängen oder die Beziehung zu ihr gänzlich eingebüßt haben. Indem sie sich dem Verbum unterordnen, sind sie eben durch die von diesem ausgehende Wirkung mehr und mehr verändert worden. Das ursprünglich selbständige Wort ist durch diese Unterordnung unter den verbalen Hauptbegriff in ein bloßes Hilfswort übergegangen, das in dem Zusammenhang der Rede nicht wesentlich anders denn als ein Flexionselement empfunden wird.

Auf diese Weise beruht die Ausbildung der Verbalformen selbst schon auf einer psychischen Attraktion, die das ursprüngliche Verbalnomen zunächst auf die Personalelemente des Satzes, dann auf die für die Handlung bedeutsamen Hilfsvorstellungen ausübt. Diese primäre Attraktion ist aber nichts anderes als das allmähliche Erwachen der prädizierenden Funktion, die mit ihrer Entwicklung vollkommen gleichzeitig sich ihre Hilfsmittel schafft. Natürlich entstehen diese Hilfsmittel auch hier nicht durch irgendeine Art planmäßiger intellektueller Arbeit, sondern sie erwachsen von selbst aus den dem Verbalbegriff innewohnenden asso-

ziativen Anziehungswirkungen auf die andern Bestandteile des Satzes oder, was hier wohl ergänzend eingreift, auf sonstige adäquate Wortgebilde, die in andern Satzverbindungen entstanden sind. Die erste Bedingung zur Äußerung dieser Attraktionskräfte liegt aber darin, daß das ursprüngliche Verbalnomen durch die ihm innewohnende Realvorstellung und die mit der letzteren wieder verbundene Gefühlsbetonung selbst schon begonnen hat, eine leise Metamorphose zu erfahren, durch die es seinem Begriff nach mehr Verbum als Nomen geworden ist. Ist das erst geschehen, so steigern nun hier, wie bei allen ähnlichen psychischen Vorgängen, die Wirkungen wieder die Ursachen: die prädizierende Funktion bildet sich infolge jener Umwandlungen, die sie in der Satz- und Wortgestaltung hervorgebracht hat, mehr und mehr aus, und im gleichen Maße teilt sich jetzt das Verbum mit dem Subjektsnomen in die Herrschaft über das Ganze oder wird sogar zu dem dominierenden Bestandteil: so vor allem da, wo es sich die persönlichen Subjektsvorstellungen inkorporiert hat.

Die attrahierende Kraft, die so das Verbum bei seiner eigenen Bildung bereits den übrigen Satzbestandteilen gegenüber bewährt, dauert aber fort, nachdem durch die Entwicklung der echten Verbalformen die prädizierende Funktion die vorherrschende geworden ist; ja sie steigert sich erst recht, indem je nach den besonderen Bedürfnissen des Denkens fortwährend neue, ursprünglich selbständige Nominalbegriffe oder Verbindungen solcher in die Attraktionssphäre des Verbums geraten und dadurch in die Form eines Adverbiums übergehen, wobei sich mit den eingetretenen Modifikationen der Bedeutung auch entsprechende Änderungen der Lautgestalt der Wörter verbinden können. Damit ist das Verbum zu demjenigen Satzbestandteil geworden, der vor allen andern auf die Stellung und den begrifflichen Inhalt der Wörter im Satze bestimmend einwirkt.

Den nächsten Angriffspunkt für die Äußerung der so vom Verbum ausgehenden attrahierenden Wirkungen bietet das Adjektivum, als Träger eines konkreten Eigenschaftsbegriffs, der sich als attributive Ergänzung einem substantivischen Gegenstandsbegriff anschließt. Indem sich die prädizierende Funktion

entwickelt, zieht sie eine Menge von Eigenschaftsbegriffen in ihre Sphäre: das Adjektivum wechselt so seine Stelle; zunächst kann es, wie vielfach in den klassischen Sprachen, seine Wortform unverändert bewahren, indem es nur durch die äußere Annäherung eine gleichzeitige Beziehung zum Verbum erkennen läßt, während es durch die erhalten gebliebene Abhängigkeit von Genus und Numerus des regierenden Substantivs immer noch als ein zu diesem gehöriges Attribut erscheint. Wie schon im Griechischen und Lateinischen in einzelnen Fällen, so hat dann aber in den modernen Sprachen durchweg das prädikative Adjektiv seine Flexion eingebüßt und ist damit vollständig zum Adverbium geworden. Als solches ist es im eigentlichen Sinn Attribut des Verbalbegriffs. Aber hier liegt nun in diesem Wechsel des regierenden Begriffs zugleich die Bedingung für eine wesentliche Veränderung der Bedeutung des Attributs. Auf eine solche weist schon der Wandel der Wortform hin. Wenn das Adjektiv in dem Moment, wo es mit dem Verbum eine engere Verbindung eingeht, durch den Verlust der Flexion erstarrt, so ist das nicht nur ein äußeres Merkmal jener neu eingetretenen Verbindung, sondern es wird als eine unmittelbare und notwendige Wirkung des Verbalbegriffs selbst gefühlt. Dazu liegt der tiefere psychologische Grund in jener abstrakteren Natur des Verbums, wie sie uns schon in einem ganz andern Zusammenhang entgegengetreten ist[1]). Nur auf den primitivsten Stufen des Denkens, auf denen der Verbalbegriff noch unentwickelt ist, sind auch an dem Verbum gelegentlich Unterschiede haften geblieben, die den Genusunterschieden des Nomens äquivalent und die wohl als Rückwirkungen der nominalen Satzbestandteile auf den Inhalt des Verbalbegriffs zu deuten sind[2]). Im allgemeinen aber hat die Sprache Vorgänge wie das „stehen, gehen, sitzen, geben, tragen“ usw. außerordentlich frühe schon als gleichartige, von den Subjekten, denen sie beigelegt werden, in ihrer eigenen Beschaffenheit unabhängige aufgefaßt. Diese abstraktere Indifferenz, die dem Verbalbegriff eigen ist, muß nun notwendig auch auf die Eigenschaften übergehen, die ihm als nähere Bestim-

[1]) Vgl. Kap. V, S. 554, 567.
[2]) Vgl. hierzu Kap. VI, S. 154f.

mungen beigefügt werden. Darum ist die grammatische Erstarrung des Adjektivs zum Adverb ebensowohl ein sprachliches Zeugnis für die Vollendung der vom Verbum ausgehenden Attraktion wie ein psychologisches Symptom der abstrakteren Begriffssphäre, in die der Wortinhalt hierdurch versetzt wurde, woran sich dann von selbst leicht noch weitere, durch den attrahierenden Begriff und seine Verbindungen erzeugte Modifikationen der Bedeutung anschließen können.

Wie dem Adjektiv in seinem Verhältnis zum Substantiv mannigfache Kasusformen des Substantivs als attributive Bestimmungen zur Seite treten, durch die namentlich auch die entfernteren Beziehungen selbständiger Gegenstandsbegriffe zueinander ausgedrückt werden, so bilden nun auch für das Adverbiale die Kasusformen des Substantivs, teils für sich allein, teils mit ergänzenden Nominalbegriffen, eine fernere wichtige Quelle fortwährender Neubildungen, die, ihrer Mannigfaltigkeit entsprechend, ein weites Gebiet vielgestaltiger Beziehungen umfassen. Auch hier besteht die für den Übergang charakteristische äußere Wandlung in der Erstarrung der Wortform. Für diese Veränderung ist aber, neben der im Verhältnis zum Substantiv abstrakteren Natur des Verbalbegriffs, noch eine weitere Bedingung maßgebend, die in der Kasusform, als einem im allgemeinen bereits zusammengesetzten, stets zugleich eine Beziehungsform enthaltenden Begriff, an und für sich schon liegt. Diese Bedingung besteht in der Verschmelzung der in der Kasusform verbundenen Elemente zu einem vollkommen einheitlichen Begriff. Der adverbial gewordene Kasus wird daher überhaupt nicht mehr als ein solcher aufgefaßt; jene Beziehungen, die sich zwischen dem Adjektiv und dem aus ihm entstandenen Adverb möglicherweise noch lange erhalten können, gehen hier sehr bald völlig verloren: das Adverbium wird ein vollkommen neues Wort, das in seinem Gebrauch in der Sprache oft nur noch schwache Spuren der Bedeutungsentwicklung aus seiner substantivischen Ausgangsform erkennen läßt. Da diese Quelle der Adverbialbildung eine unerschöpfliche ist, indem sich fortwährend neue Übergänge solcher Art vollziehen können, so sind wir gerade hier imstande, jenen Verschmelzungen

der Begriffe oft Schritt für Schritt zu folgen. In Verbindungen wie *rechter Hand, linker Hand, geraden Wegs* u. a. fassen wir die Teile noch als gesonderte, das Ganze als nominale Form auf, in solchen wie *allerlei, diesseits, jenseits, nächstens, allerdings, blindlings, rechts, links, stets, bereits, besonders, übrigens* u. a. ist die Verschmelzung eine vollständige geworden, oder sie nähert sich einer solchen so sehr, daß uns die Zusammensetzung im Fluß der Rede nicht mehr zum Bewußtsein kommt.

Bei der Bildung dieser aus der Verbindung resultierenden Vorstellungen ist nun regelmäßig noch ein weiterer Prozeß wirksam, der mit jener Laut- und Begriffsverschmelzung abermals Hand in Hand geht, und der ebensowohl Wirkung wie wiederum Ursache sein kann. Dieser Prozeß tritt namentlich da auffallend hervor, wo das ursprüngliche Wort ein Kompositum oder ein dem Satze entnommenes Wortgefüge ist. Er besteht in einer Verdunkelung einzelner Bestandteile des an das Ganze gebundenen Vorstellungskomplexes und einer daraus hervorgehenden Begriffsverschiebung. Bei einem Wort wie *demnächst* erkennen wir noch deutlich, daß es das *diesem nächste* bedeutet. Aber das demonstrative Pronomen ist derart verdunkelt, daß im Gebrauch der ursprüngliche Begriff der räumlichen Nähe gänzlich verschwand und eine ausschließliche Übertragung auf die Zeit eintrat. Dabei wirkt das Demonstrativum höchstens insofern mit, als es gewissermaßen von dem Punkt der Gegenwart hinweg auf die Zukunft hinweist, während es doch die unmittelbare Nachbarschaft zu dem gegenwärtigen Moment andeutet; darum empfinden wir bei *demnächst* die Zukunft wesentlich näher als bei *nächstens*. Diese Verdunkelung der Bestandteile und die dadurch vermittelte Verschiebung der Bedeutungen macht nun noch einen ferneren Schritt möglich, durch den diese an die syntaktischen Beziehungen gebundenen Wortbildungsprozesse zugleich über das Gebiet des Adverbs selbst hinausführen. Dieser Schritt besteht darin, daß das Adverbium unter Eingehung weiterer Bedeutungsmodifikationen wieder vom Verbum sich löst, um teils abermals als Ergänzung nominaler Bestandteile, teils auch zur weiteren Gliederung des Satzes und zur Verknüpfung der bei solcher Gliederung sich abzweigenden Nebensätze verwendet zu

werden. Indem das Adverb der Ausgangspunkt für die Neuschöpfung der auf diese Weise den mannigfaltigsten Bedürfnissen des Denkens entgegenkommenden Partikeln ist, wird es einer der wichtigsten Faktoren für die Bildung der Beziehungsformen des einfachen Satzes wie insbesondere für die Entstehung zusammengesetzter Satzformen. Ehe wir auf diese Weiterentwicklungen eingehen, erheischt jedoch das Verhältnis einer andern Wortform zum Satze, mit der sich jene Produkte der Adverbialbildung vielfach begegnen und verbinden, unsere Betrachtung: das Verhältnis der nach ihrer Funktion im Satze überaus wichtigen Pronominalbildungen.

4. Stellung der Pronomina im Satze.

Die verschiedenen Formen pronominaler Bildungen, die uns (S. 40) als selbständige Wortformen entgegentraten, die Personal- und Possessivpronomina, die Demonstrativa und Interrogativa, welchen letzteren sich noch die Indefinita anreihen, nehmen auch im Satze eigentümliche Stellungen ein.

Durch die vorherrschende Bedeutung, die der Personenbegriff für sie besitzt, bilden hier vor allem die Personal- und Possessivpronomina eine engere Gruppe. Ist es die nähere Beziehung auf persönliche Wesen und das was ihnen zugehört, was diese Pronominalformen nicht nur durchweg in ihren sprachlichen Ausdrucksweisen in enge Verbindung bringt, sondern auch mannigfach die eine in die andere übergehen läßt, so macht sich der begriffliche Unterschied beider in dem Verhältnis geltend, in dem die Vorherrschaft der einen oder der andern Form zu der Struktur des Satzes steht. Wo sich der Satz frühe schon in einzelne, scharf gegeneinander abgegrenzte Wortgebilde gesondert hat, deren jedes Träger eines ganz bestimmten einfachen Begriffs ist, wie in den monosyllabischen Sprachen Ostasiens, in dem malaio-polynesischen Sprachgebiet und in vielen Negersprachen, da spielt das persönliche Pronomen die führende Rolle. Das Possessivum wird bald durch Verkürzung, bald durch die unmittelbare Anwendung des Besitzkasus, des Genetivs, aus ihm abgeleitet. Sichtlich ist es die in der Struktur dieser Sprachen zum Ausdruck kommende scharfe Scheidung der einzelnen Gegen-

stände, die auch die Person vor allem als ein Einzelwesen erfassen läßt, worauf dann die Beziehung der Person zu den Gegenständen als ein von ihr abhängiges Verhältnis gedacht wird. Wo dagegen durch die Fülle der Verbindungen, in die unmittelbar die Gegenstände der Rede zueinander gesetzt sind, die Grenzen von Wort und Satz mehr ineinanderfließen, wie in vielen amerikanischen und in vielen ural-altaischen Sprachen, da ist ebenso das Possessivpronomen vorherrschend. Ist auch nur in seltenen Fällen ein Zustand erreichbar, wo das Personale vollständig als eine aus dem Possessivum entstandene Form erscheint, so zeichnet sich doch überall in diesen Sprachen das Possessivum mindestens durch selbständigere, nicht direkt aus dem Personale abzuleitende Formen aus. Namentlich aber greifen die meist aus Verkürzungen des vollen Possessivpronomens hervorgegangenen Affixbildungen des Verbums weit in Gebiete hinüber, die in den Sprachen mit personalem Typus von den analogen Personalelementen oder dem persönlichen Pronomen selbst eingenommen werden. Wie in der Sonderung der einzelnen Objekte des Denkens für die Vorherrschaft des persönlichen, so werden wir demnach hier umgekehrt in der zusammenfassenden Apperzeption, die den einzelnen Gegenstand und demzufolge auch die einzelne Person überall in ihren Verbindungen mit der Umgebung auffaßt, einen Grund für die Vorherrschaft des Besitzpronomens erblicken dürfen. Das Besitzverhältnis ist für diese Betrachtungsweise das wichtigste, dem häufig auch andere Arten der Beziehung sich unterordnen; und der selbständige Ausdruck der Personenvorstellung muß daher gegenüber solchen Ausdrucksformen zurücktreten, in denen das Einzelwesen an seine Umgebung gebunden ist.

Steht so die wechselnde Vorherrschaft der beiden Ausdrucksweisen des Personenbegriffs, der direkten im Personalpronomen und der indirekten im Possessivum, mit der Struktur des einfachen Satzes in enger Beziehung, so hat die zweite Gruppe der Pronominalbildungen, die der Demonstrativa, auf allen Sprachgebieten übereinstimmend für die Satzfügung die wichtige Bedeutung, daß sie es ist, die über den einfachen Satz hinaus zur zusammengesetzten Satzbildung führt. Schon im ein-

fachen Satze ist aber die dem Demonstrativum zukommende Funktion die des Hinweises auf Gegenstände und Personen, die entweder, weil sie sich in unmittelbarer Nähe befinden, oder weil sie kurz zuvor erwähnt wurden, der besonderen, sonst für sie geltenden Namensbezeichnung nicht bedürfen. Diese Bedingung trifft nun vor allem da zu, wo unmittelbar vorher in der gleichen Rede der Gegenstand genannt ist: hier tritt daher das Demonstrativum ein, um an den ausgesprochenen Satz einen andern mit gleichem Subjekt oder Objekt anzuschließen. Eine solche Anreihung ist zunächst noch keine zusammengesetzte Satzbildung, sondern eine Verbindung zweier Sätze im Verhältnis vollständiger Nebenordnung, in der nur ein im Vorangegangenen dominierender Begriff im Nachfolgenden durch den im Demonstrativum enthaltenen Hinweis ersetzt wird. In dieser Form einfach parataktischer Aneinanderreihung, bei der es bloß zum Ersatz eines schon genannten Nomens dient, ist die Verwendung des Demonstrativpronomens eine geradezu allgemeingültige: sie findet sich schon in Sprachen, in denen es zusammengesetzte Sätze im eigentlichen Sinne noch gar nicht gibt, und sie bleibt auch in solchen bestehen, die sich, wie unsere Kultursprachen, durch reiche Satzgliederung auszeichnen. In vielen Fällen kann freilich, wo der ganze Zusammenhang den vorangegangenen Begriff in den neuen Satz durch Assoziation herübernehmen läßt, selbst das Demonstrativum hinwegbleiben: der folgende Satz erscheint jetzt ganz ohne einen Ausdruck für das Subjekt oder Objekt, auf welches der in ihm vorkommende Verbalausdruck zurückgeht. Hier pflegen dann aber auch durch die Rede beide Sätze enger aneinander gerückt zu werden. Solche Erscheinungen haben sich zum Teil in unsern neueren Sprachen erhalten, und in deren älteren Formen sind sie gerade so wie auf unentwickelteren Sprachstufen vielfach zu finden. So in einem Satze wie: *wash the clothes you brought yesterday*, einer noch im Englischen häufigen Konstruktion, die wir ins Deutsche nur unter Anwendung des Relativpronomens übersetzen können: „reinigen Sie die Kleider, die Sie gestern brachten“[1]). Man betrachtet diese Konstruk-

[1]) H. Jacobi, Kompositum und Nebensatz, 1897, S. 30ff., wo auch Beispiele aus andern Sprachgebieten, namentlich aus dem Polynesischen

tion gewöhnlich als eine Art „Ellipse", als die Verkürzung eines zusammengesetzten Satzes, dessen zweiter Teil als Nebensatz zu deuten sei. Aber weder im Ausdruck noch in dem, was sich der Redende dabei denkt, liegt dazu irgendein Grund vor. Der Ausdruck besteht vielmehr aus zwei unmittelbar aneinander gereihten einfachen Sätzen. „Reinigen Sie die Kleider, Sie brachten sie gestern" — in dieser Form könnten auch wir allenfalls, wenn uns die nähere Bestimmung erst später in den Sinn käme, die beiden einfachen Sätze unabhängig aufeinander folgen lassen. Wie im Ausdruck, so werden aber in einem solchen Fall in dem Bewußtsein des Sprechenden die Teile des Ganzen einander koordiniert sein. Was in dem Ausdruck ausgefallen ist und stillschweigend ergänzt wird, das ist in diesem Falle das Demonstrativ-, nicht das Relativpronomen. Denn gerade diejenigen Merkmale, an denen sich dieses von jenem scheidet, fehlen hier.

Solcher Merkmale einer Überführung des Demonstrativ- in das Relativpronomen gibt es nun hauptsächlich zwei. Das eine besteht in dem engen Anschluß des hinweisenden Pronomens an das Nomen, zu dem es einen ergänzenden Nebensatz einleitet; das andere in einer Veränderung der pronominalen Wortform. Als mehr sekundäre und darum häufiger fehlende Eigenschaften können dann dazu noch Veränderungen des Wortgefüges hinzukommen, wie z. B. in unsern deutschen Nebensätzen. Alle diese Erscheinungen beruhen auf abweichenden, aber in gleicher Weise für die Bildung der zusammengesetz-

und den Drawidasprachen angeführt sind. Bei der Durchmusterung der Sprachproben in Fr. Müllers Grundriß findet man solche Verbindungen mit bald eingefügtem, bald fehlendem Demonstrativpronomen überall da weitverbreitet, wo sich ein eigentliches Relativpronomen noch nicht ausgebildet hat. Jacobi faßt die Erscheinung, wo sie in unsern neueren Sprachen vorkommt, als ein „survival" auf. Beispiele dieser ἀπὸ κοινοῦ genannten Ausdrucksform aus dem Ahd., Ait., Afranz. bringt Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte,[4] S. 139 ff., aus dem Engl. Jespersen, Progress in language, 1894, p. 308. Man wird, wie mir scheint, darin Paul zustimmen können, daß solche Bildungen, wo sie in neueren Sprachen vorkommen, nicht gerade auf einer Tradition von einer älteren Sprachstufe her beruhen müssen, sondern daß sie sehr wohl auch neu entstanden sein können. Aber ein „Überlebnis" im psychologischen Sinne wird man sie darum doch insofern nennen dürfen, als dabei der Satzbau einer modernen Sprache zu einem primitiveren Typus zurückkehrt.

ten Satzform wesentlichen psychischen Motiven. Der Anschluß an das Nomen, auf welches das Demonstrativum hinweist, wird durch die Vorstellung der Abhängigkeit des durch dasselbe eingeleiteten Satzinhalts von jenem verursacht. Diese Vorstellung führt dann auch die weitere der Unterordnung des ganzen zum Demonstrativum gehörigen Satzes mit sich. Der letztere hört auf, selbständiger Satz zu sein: er wird Nebensatz. Verstärkt wird noch die Vorstellung der Abhängigkeit, wenn durch die engere Verbindung des Demonstrativums mit dem zugehörigen Nomen der Zusammenhang des Hauptsatzes unterbrochen, der Nebensatz ihm als eine Einschaltung interponiert wird. Gerade da, wo das Relativum der Bildung zusammengesetzter Sätze zugrunde liegt, ist aber hierzu leicht Anlaß gegeben, weil es sich in der Regel an einen einzelnen Nominalbegriff, seltener und nur in einer weitergehenden Entwicklung, wo es zum Teil schon in die Verwendung der Konjunktionen eingreift, an einen ganzen Satzinhalt anschließt. Das zweite Merkmal, die Ausbildung einer besonderen, meist noch deutlich an das Demonstrativum sich anlehnenden, aber doch in dieser spezifischen Funktion differenzierten Lautform des Relativpronomens ist gegenüber jenen syntaktischen Vorgängen jedenfalls erst eine sekundäre Wirkung, die darum auch an sich keine entscheidende Bedeutung hat. Denn es kann ebensowohl vorkommen, daß das Relativum mit dem Demonstrativum lautlich vollständig zusammenfällt, wie es möglich ist, daß in Sprachen mit noch nicht ausgebildetem Relativpronomen dem Demonstrativum Relativpartikeln beigefügt werden, oder daß diese ausschließlich für das Relativum eintreten. Solche Partikeln, unserer im Deutschen dialektisch im gleichen Sinne gebrauchten Ortspartikel *wo* vergleichbar, lassen die Abhängigkeit des durch sie eingeleiteten Satzes erkennen; aber es fehlt der Partikel wegen ihrer Unflektierbarkeit die Beziehung auf bestimmte Nominalbegriffe des Hauptsatzes, so daß die Unterordnung unter diesen minder ausgesprochen ist[1]).

[1]) So noch vielfach, neben der Verwendung des eigentlichen Demonstrativpronomens, in den semitischen und hamitischen Sprachen. Das hebräische Relativum *asher* z. B. ist Ortspartikel, wahrscheinlich ein ursprüngliches Substantivum mit der Bedeutung „Ort“ (H. Zimmern, Vgl. Gramm. der semitischen Sprachen, S. 77).

Unmittelbar aus den syntaktischen Ausdrucksformen der Relation heraus erwächst nun noch eine zweite, seltenere Entwicklungsweise des Relativums, die aus dem Interrogativum, wie sie in dem lat. *qui*, zusammenh. mit *quis*, dem deutschen *wer*, *welcher* und in noch andern Pronominalbildungen indogermanischer Sprachen neben der auch hier weiter verbreiteten Herleitung aus dem Demonstrativum vorkommt[1]). Die nämliche Entwicklung aus dem Interrogativum findet sich übrigens auch noch anderwärts, zum Teil in weit voneinander abliegenden Sprachgebieten. Dadurch weist auch sie, nicht minder wie die aus dem Demonstrativum, auf allgemeingültige Bedingungen zurück. Am schlagendsten wird das Verhältnis beider Entstehungsweisen psychologisch wohl durch das Vorkommen eines doppelten Relativums in der Sprache der Kolh- oder Vindhyastämme Südindiens gekennzeichnet, wo das Relativum durch das Demonstrativum ersetzt wird, wenn es sich auf bekannte, durch das Interrogativum, wenn es sich auf unbekannte Gegenstände oder Personen bezieht[2]). Hiernach läßt sich wohl diese Entstehungsweise des Relativums auf einen Prozeß zurückführen, der eine im Verlauf der Rede auftauchende Frage unmittelbar, noch ehe sie ausgesprochen ist, beantwortet und so den

[1]) Vgl. E. Windisch, Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens in den indogermanischen Sprachen, in Curtius, Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik, II, 1869, S. 203 ff. und besonders S. 413 ff. Auch für das Indogermanische ist nach diesen Untersuchungen eine späte, im wesentlichen erst den Einzelsprachen zuzuweisende Entstehung des eigentlichen Relativums wahrscheinlich.

[2]) Müller, III, 1, S. 117 f. Die psychologische Bedeutung dieses Vorkommens wird natürlich nicht beeinträchtigt, wenn, wie man vermutet, der relative Gebrauch des Interrogativums erst durch indische Einflüsse aufgekommen sein sollte (Nottrott, Grammatik der Kolh-Sprache, 1882, S. 17, 20). An weiteren Sprachen, in denen eine Entwicklung des Interrogativums zum Relativum oder die Andeutung einer solchen vorkommt, finde ich in Müllers Grundriß verzeichnet: das Mexikanische (Nahuatl), wo das Demonstrativum durch die Zufügung einer Fragepartikel den Relativcharakter annimmt (II, 1, S. 264), das Samojedische, welches gesonderte Interrogativa für belebte und unbelebte Wesen besitzt, die dann auch als Relativa verwendet werden (II, 2, S. 174), die uralischen Sprachen, in denen sämtlich das Relativum mit dem Interrogativum zusammenfällt oder nur geringe Lautmodifikationen aufweist (II, 2, S. 224), endlich zum Teil die altaischen Sprachen, insoweit in ihnen überhaupt Nebensatzbildungen auftreten (II, 2, S. 280).

Frage- in einen Aussagesatz verwandelt, dabei aber das Fragepronomen beibehält, das sich auf den Gegenstand dieser Aussage bezieht. Eine solche Umwandlung wird durch die Form der „Tatsachenfrage“ unmittelbar nahegelegt. (Siehe oben S. 264.) „Welcher von euch ist es gewesen?“ lautet etwa die Frage — „Karl ist der, welcher es gewesen ist“ die zugehörige Antwort. Die Beibehaltung des Fragepronomens erklärt sich so durch die unmittelbare Assoziation mit der vorangegangenen Frage. Vor der Ausbildung des Relativpronomens würde die Antwort möglicherweise gelautet haben: „Karl ist es, dieser ist es gewesen“. Von einer solchen, auf ursprünglicheren Sprachstufen sehr häufigen Form des Ausdrucks in zwei aufeinander folgenden Sätzen, von denen jeder einen Teil eines uns einheitlich erscheinenden Gedankens besonders hervorhebt, gibt es zwei Wege zur Umwandlung des zweiten Satzes in einen Nebensatz: die direkte Überführung des Demonstrativ- in ein Relativpronomen — der häufigere Fall; oder die Herübernahme des Fragepronomens, die durch die naheliegende gleichzeitige Verwendung als Indefinitum, „wer = irgendwer“, erleichtert werden mag. Hier mußte nur zu dem den selbständigen Demonstrativ- in einen Relativsatz umwandelnden Begriff der Abhängigkeit noch die Assoziation mit dem in der vorangegangenen Frage enthaltenen Personen- oder Dingbegriff hinzukommen: das Interrogativum wurde so im Sinn eines Indefinitums aufgenommen, das aber doch zugleich durch den Vordersatz seinem Inhalte nach definiert war. Entsprechend diesen abweichenden psychischen Entstehungsbedingungen besitzen nun aber auch das aus dem Demonstrativum und das aus dem Interrogativum hervorgegangene Relativum verschiedene Begriffs- und Gefühlsfärbungen: das Demonstrativ-Relativum steht dem Gegenstand, dem es eine ergänzende Bestimmung beifügt, näher, und es rückt daher auch den Nebensatz enger an jenen heran; das Interrogativ-Relativum steht ihm ferner, es liegt in ihm noch etwas von dem Gefühlston der Frage: die Anwendung dieser Form drängt sich daher, falls die Wahl freisteht, wie im Deutschen, dem Sprachgefühl dann auf, wenn die Apposition eine minder erwartete, selbstverständliche ist. Darum ist der Besitz dieser beiden Relativpronomina,

wenn auch in unsere deutsche Schriftsprache das Interrogativ-Relativum durch den Einfluß des Lateinischen eingedrungen sein mag, doch, wie mir scheint, kein überflüssiger Luxus, sondern ein Reichtum der Sprache, nicht bloß weil er überhaupt einen Wechsel des Ausdrucks erlaubt, sondern weil in solchem Wechsel zugleich feinere Unterschiede der Bedeutung zur Geltung gebracht werden können.

5. Satzverbindende Partikeln.

Auf einer je ursprünglicheren Stufe wir die Sprache vorfinden, in um so einfacherer Weise fügen sich die Sätze aneinander. Jeder Satz enthält eine einzelne in sich geschlossene Gesamtvorstellung, die sich über mehrere, den Hauptbegriffen attributiv zugeordnete Teile erstrecken kann: der Satz bleibt aber insofern ein einfacher, als eine Gliederung in Bestandteile, die selbst wieder den Satzcharakter an sich tragen, niemals vorkommt. In ihren primitivsten Formen ist überdies die Rede noch sehr arm an solchen Wortbildungen, die irgendwie das Verhältnis andeuten, in welchem der Inhalt eines folgenden zu dem eines vorausgehenden Satzes steht. Am frühesten scheinen sie in der Weise vorzukommen, daß sich am Eingang eines Satzes, auf den der Redende besonders hinweisen möchte, eine demonstrative oder emphatische Partikel findet, die vielleicht ursprünglich nur den Charakter einer Interjektion hatte. Daran schließen sich dann aber bald weitere Partikeln, zu denen die erzählende Rede herausfordert, und die daher zunächst hauptsächlich das Zeitverhältnis andeuten, in dem das im folgenden Satze Berichtete zum Vorangegangenen steht. Dies ist eine Form der Rede, wie wir sie, freilich schon in hoch ausgebildeter, über eine reiche Zahl solcher Partikeln verfügender Form noch bei Homer antreffen; und viele der bei ihm vorkommenden satzverknüpfenden Wörter gehen, wie die Sprachvergleichung zeigt, bis auf den gemeinsamen Wortschatz der Indogermanen zurück: so Partikeln wie ἄρα, γάρ, ἀτάρ, τέ, ἔτι καί, ἄν u. a.[1]). Manche davon mögen

[1]) Vgl. Brugmann, Griechische Grammatik³, S. 538 ff. Dazu die Übersicht der sämtlichen, mit Wahrscheinlichkeit schon in urindogermanische Zeit zurückreichenden Partikeln in Brugmanns Kurzer vergl. Grammatik, S. 612 ff.

primäre Partikeln in dem früher (S. 212) bezeichneten Sinne, manche vielleicht schon in grauer Vorzeit aus der Erstarrung anderer Wortformen entstanden sein. Denn von frühe an hat das Verbum durch jenen Prozeß der Attraktion der verschiedensten im Satze vorhandenen Nominalbildungen (S. 296f.) Adverbien hervorgebracht, die zunächst durch die Einwirkung des Verbalbegriffs in ihrer Wortform stabil wurden, um dann weiterhin wieder von andern Bestandteilen des Satzes angezogen zu werden und, unter entsprechendem Wandel ihres begrifflichen Inhalts, neue Funktionen zu erfüllen. So kommt es, daß gerade die allem Anscheine nach ursprünglichste Form der Partikel, die satzverbindende zwischen unabhängigen Aussagesätzen, in der lebenden Sprache in fortwährender Neubildung begriffen ist, indem neu entstandene Adverbien oder neue Zusammensetzungen von Adverbien und Präpositionen in die leer gewordenen Stellen einrücken. In der heutigen deutschen Sprache gehören hierher Bildungen wie *zugleich*, *alsbald*, *hierauf*, *danach*, *nunmehr*, *demnächst* u. a. Solche Neubildungen müssen wir in der Regel schon anwenden, um z. B. jene obenerwähnten uralten Partikeln der Homerischen Sprache einigermaßen sinngetreu wiederzugeben, während andere, von ihnen wenig verschiedene, besonders aber auch die meisten einfacheren Partikelbildungen sich in präpositionaler oder auch in spezifisch konjunktionaler, der Wortverknüpfung oder der Verbindung von Nebensätzen dienender Bedeutung fixiert haben. So sind *worauf*, *nachdem*, *sobald*, *weil*, *wenn*, sowie die aus den Fragesätzen in die Aussage herübergewanderten *wie*, *wo*, *wann*, *weshalb*, *warum* vollständig in Konjunktionen übergegangen, die der Verbindung der zuvor unabhängigen einfacheren Sätze zu einem in Haupt- und Nebensatz gegliederten Satzganzen dienen. In gleichem Maße sind dann aber auch Partikeln, die unabhängige Sätze verknüpfen, durch Neubildungen ersetzt worden. Dadurch kommt es, daß zu einem nicht geringen Teil der Bestand unserer Sprache gerade an derjenigen Gattung von Beziehungswörtern, die ihrer Bedeutung nach eine der ältesten ist, durch Neubildungen gedeckt wird.

In dieser Entwicklung der Partikelbildungen und ihrer Funk-

tionen spiegelt sich nun zugleich eine Entwicklung der Satzformen, innerhalb deren jede Sprache eine bestimmte Stufe einnimmt. Die Nebenordnung einfacher Sätze oder die reine Parataxis bildet den Ausgangspunkt. Eine Aneinanderfügung, die eines jeden sprachlichen Bindemittels entbehrt, ist zwar vielleicht nirgends mehr vollständig anzutreffen; doch finden sich immerhin in primitiven Sprachen Annäherungen an diesen Zustand. Dann kommt als zweite Stufe eine Nebenordnung mit verbindenden Partikeln, wobei die letzteren vorzugsweise die Zeitbeziehungen der Satzinhalte, in einzelnen Fällen auch räumliche Verhältnisse, endlich in einem etwas fortgeschritteneren Zustand Beziehungen konditionaler Art enthalten: wir können diese Form als die der konjunktiven Parataxis bezeichnen. Daran schließt sich die dritte Stufe und zugleich als Endpunkt der ganzen Entwicklung die Unterordnung ursprünglich unabhängiger Sätze und die dadurch vermittelte Gliederung des Satzes in Hauptsatz und Nebensätze mittels unterordnender Partikeln oder die Stufe der Hypotaxis, die an und für sich konjunktiv ist, so daß hier diese besondere Bezeichnung hinwegbleiben kann. Dabei ist übrigens hier, wie im Grunde bei jeder andern Form sprachlicher Entwicklung, nicht zu übersehen, daß diese Stufen keineswegs etwa Wertgrade bedeuten, nach denen die syntaktische Vollkommenheit einer Sprache schlechthin bemessen werden könnte. Vielmehr kann, ähnlich wie bei den Verhältnissen der physischen Organisation, eine in dieser Stufenfolge tiefer stehende Form in der ihr eigenen Richtung eine Ausbildung erlangen, durch die sie ein an sich ebenso vollkommenes, nur nach einer andern Richtung entwickeltes Werkzeug des Denkens ist. Dies gilt insbesondere für das Verhältnis der Sprachen mit konjunktiver Parataxe zu denen mit vorherrschender Hypotaxe, während allerdings die reine Parataxe offenbar eine im allgemeinen noch unvollständige Differenzierung der logischen Formen der Beziehung andeutet, wie dies auch die immer gleichzeitig vorhandene geringere Differenzierung der Wortformen beweist.

Der Übergang der konjunktiven Parataxe in die Hypotaxe wird nun, wo er überhaupt eintritt, hauptsächlich durch zwei

sprachliche Veränderungen vermittelt, eine äußere und eine innere. Äußerlich ist es die engere Angliederung oder auch Eingliederung des Nebensatzes, die, zumeist mit charakteristischen Änderungen der syntaktischen Wortfügung verbunden, die Zugehörigkeit zum Hauptsatze ausdrückt. Regelmäßig kommt daher diese An- und Eingliederung auch in der verminderten Pause zwischen Haupt- und Nebensatz, im Unterschied von der eigentlichen Satzpause, zum Ausdruck. Innerlich vollzieht sich ein Bedeutungswandel der Konjunktion, durch welchen diese in der Regel zugleich dem parataktischen Gebrauch entrückt wird. In dieser Beziehung schließt sich die Bildung des unterordnenden Nebensatzes durchaus der des Relativsatzes an, abgesehen davon, daß, der verschiedenen Funktion entsprechend, dort das aus einem Demonstrativ- oder Fragepronomen entwickelte Relativum, hier die aus der parataktischen entstandene hypotaktische Konjunktion zum Bindemittel zwischen Haupt- und Nebensatz wird. Doch spricht sich die enge Verwandtschaft beider Vorgänge deutlich genug darin aus, daß Konjunktion und Relativpronomen gelegentlich ihre Stellen tauschen können. So gebraucht noch Luther die Folgepartikel *so* sehr häufig statt des Relativpronomens. Auch die dialektisch das Relativum vertretende Ortspartikel *wo* ist mit den analogen Erscheinungen in andern Sprachgebieten (S. 304) hierher zu zählen. Anderseits ist in unserer Folgepartikel *daß* das Demonstrativum und Relativum *das* durch bloßen Orts- und Bedeutungswandel zur Konjunktion geworden: denn nur die Schrift, nicht die Aussprache pflegt beide Wörter zu scheiden. Gerade solche Fälle, in denen, wie hier, das Wort selbst bei dem Übergang im wesentlichen unverändert blieb, machen den Vorgang besonders deutlich. „Ich weiß das, er kommt“ ist der Form nach eine reine Parataxe. „Ich weiß, daß er kommt“ ist mit dem Übergang des Pronomens in die Konjunktion und der veränderten Verteilung und Länge der Satzpause vollständig zur Hypotaxe geworden. „Ich bleibe, derweile gehst du“ ist eine konjunktive Parataxe; die Partikel *derweile*, die nichts anderes als der adverbial erstarrte Genitiv *der Weile* ist, gibt die Beziehung des zweiten zum ersten Satz an, läßt aber beide in ihrer Selbständigkeit bestehen: die Verbin-

dung läßt daher auch völlig dahingestellt, ob etwa das „ich bleibe“ von dem „du gehst“, oder ob umgekehrt das „du gehst“ von dem „ich bleibe“ kausal bestimmt sei. In dem Satz „ich bleibe, derweile du gehst“ ist die Parataxe in eine zeitliche Hypotaxe übergegangen: das „ich bleibe“ ist durch die veränderte Wortfügung, mit der sich eine Verminderung der Satzpause verbindet, in unmittelbare zeitliche Abhängigkeit von dem „du gehst“ gesetzt, und insofern ist der Sinn nicht unwesentlich verändert. Endlich in dem Satz „ich bleibe, weil du gehst“ ist die zeitliche Hypotaxe des vorigen zu einer konditionalen geworden, was durch den Bedeutungs- und Lautwandel der Konjunktion bewirkt ist. Deshalb kann die letztere in ihrer ursprünglich zeitlichen Bedeutung nur noch in der unmittelbarer auf ihren Ursprung hinweisenden Zusammensetzung *derweile* gebraucht werden, die jedoch in der neueren Sprache meist durch das zur Konjunktion erstarrte Partizipium *während* ersetzt wird.

Da die konjunktive Parataxe sichtlich ein Mittelglied zwischen der wahrscheinlich der ursprünglichen Sprache überall eigenen reinen Parataxe und der Hypotaxe ist, so können sich begreiflicherweise Zweifel regen, ob sie selbst nicht etwa zur Hypotaxe zu rechnen sei. Denn man kann ja die Frage aufwerfen, ob die Charakterisierung eines Satzes als Nebensatz notwendig durch syntaktische Mittel zustande kommen müsse, und ob jene nicht vielmehr in dem Gedankeninhalt der verbundenen Sätze zu suchen sei. Stellt man diesen logischen Gesichtspunkt in den Vordergrund, so wird man aber nicht nur geneigt sein, überall da, wo eine verbindende Partikel auf die Beziehung eines folgenden Satzes zum vorangegangenen hinweist, also z. B. in den zahlreichen Bindemitteln der Homerischen Sprache, eine wahre Hypotaxe zu sehen, sondern man könnte eine solche latent selbst da annehmen, wo überhaupt gar keine äußeren sprachlichen Mittel eine Unterordnung ausdrücken, während doch der Inhalt des Gedankens eine solche annehmen läßt. Dann würde z. B. auch das Cäsarische *veni vidi vici*, wo die drei Wörter zugleich drei einfache Sätze sind, eine Hypotaxe sein, weil logisch der errungene Sieg jedenfalls als Folge des Kommens und Sehens ge-

dacht werden muß[1]). Dennoch handelt es sich hier wiederum nicht um die Frage, wie ein Satz oder eine Verbindung von Sätzen logisch interpretiert, oder was als logische Voraussetzung zu ihm hinzugedacht werden könne, sondern darum, welchem seelischen Zustand er unmittelbar Ausdruck gibt. Die Sätze *veni vidi vici* sind reine Parataxen, obgleich gar kein Zweifel daran bestehen kann, daß Cäsar bei dieser Satzform sich des kausalen Zusammenhangs der Teile sehr wohl bewußt gewesen ist, und daß er ihn bei der Wahl dieser knappen Form absichtlich unterdrückt hat. Doch das Motiv, aus dem er ihn hinwegließ, kommt nun um so mehr in der äußeren Form zur Geltung. Darum, weil sie eine absichtliche Parataxe ist, bleibt sie nicht minder eine solche: sie gibt dem Gedanken, daß Kommen, Sehen und Siegen eins gewesen seien, den kräftigsten Ausdruck. Ebenso werden wir nun da, wo zwar verknüpfende Partikeln hinzutreten, diese aber die selbständige Satzform unversehrt lassen, solches stets als ein äußeres Zeichen einer noch vorhandenen Parataxe ansehen dürfen, die, mag gleich der Gedanke einer Beziehung der Sätze zueinander ausdrücklich durch die Partikeln betont sein, doch dem einzelnen Satz im Bewußtsein des Redenden eine Selbständigkeit verleiht, die erst aufhört, wenn auch äußerlich die Unterordnung eingetreten ist. Wieder ist hier die Sprache ein treuerer Ausdruck der psychischen Vorgänge, als die logische Interpretation, die wir nachträglich dem Gedanken geben. Ganz in diesem Sinne bevorzugt daher die Sprache Homers die Parataxe, wobei dahingestellt bleiben mag, ob die Sprache zur Zeit Homers überhaupt diesen Charakter hatte, oder ob Homer durch den Stil der epischen Erzählung dazu gedrängt wurde[2]). Im einen wie im andern Fall ist die Erscheinung ein Zeugnis des höheren Alters der parataktischen Satzfügung. Denn der epische Stil ist der altertümlichere, weil er der Stil der

[1]) In diesem Sinne bezeichnet in der Tat Paul sowohl die Meinung, daß die Hypotaxe durch äußere sprachliche Mittel kenntlich sei, wie die andere, daß sie immer aus der Parataxe entstanden sein müsse, als irrtümlich (Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte,[4] S. 145).

[2]) Vgl. über diese Frage die Polemik zwischen P. Cauer, Grammatica militans, 1898, S. 114, 159, und Brugmann, Griechische Grammatik,[3] S. 555f.

objektiven, rein aneinanderreihenden Erzählung ist. So finden sich auch in Goethes Hermann und Dorothea mehr parataktische Satzfügungen als in den Wahlverwandtschaften oder selbst im Faust. Ist aber einmal die Hypotaxe das Spätere, das, um aus der reinen Parataxe zu entstehen, als Mittelglied jene nebenordnenden Bindemittel der Homerischen Sprache voraussetzt, so ist nicht einzusehen, wie die Hypotaxe anders entstanden sein sollte als eben aus der Parataxe[1]). In einzelnen Fällen mag sich ja eine hypotaktische Konjunktion nicht gerade auf dem Umweg über die parataktische gebildet haben. Dies ist für die allgemeine Frage der Entwicklung gleichgültig. Der Weg mußte dem unterordnenden Satzbau unter allen Umständen erst durch jene in ihrem Wesen noch parataktischen, aber schon durch mannigfache Bindemittel einen Übergang andeutenden Gliederungen der Rede bereitet werden. Aus diesem Grunde kann man aber auch die Begriffsbestimmung von Haupt- und Nebensatz nicht darein verlegen, daß „Hauptsatz im strengsten Sinn" überhaupt nur ein Satz sei, „der um seiner selbst willen, Nebensatz ein solcher, der nur um eines andern willen ausgesprochen werde"[2]). In der zusammenhängenden Rede werden nicht nur die Nebensätze durch die Hauptsätze, sondern auch diese durch jene bestimmt, und die selbständigen Sätze einer Rede bestimmen einander sämtlich in ihrer Aufeinanderfolge, soweit sie einer zusammenhängenden Gedankenäußerung angehören. Nebensatz kann also nur der heißen, der sich syntaktisch einem andern Satz angliedert und daher mit diesem zusammen ein einziges Satzganzes bildet. Erst in dem Augenblick, wo dies geschieht, geht die Parataxe in eine wirkliche Hypotaxe über. Diese ist also ein rein syntaktischer und, da die Satzfügung stets zugleich

---

[1]) Partikeln, die je nach der einzelnen Satzverbindung, in der sie vorkommen, bald noch die parataktische Funktion bewahrt haben, bald zur hypotaktischen fortgeschritten sind, kommen nach einer Bemerkung Leskiens besonders in den slawischen Sprachen vor, so daß wir sie, da uns solche zweispältige Partikeln fehlen, im Deutschen durch ganz verschiedene Konjunktionen wiedergeben müssen: so z. B. das serbische *te* durch „und, darum, daß" oder selbst durch ein Demonstrativ- oder Relativpronomen (Leskien, Archiv für slawische Philologie, XXII, 1900, S. 1 ff.).

[2]) Paul a. a. O., S. 148.

Ausdruck bestimmter Gedankenbeziehungen ist, ein psychologischer, sie ist aber nicht im geringsten ein logischer Begriff.

Gerade diese syntaktisch-psychologischen Bedingungen ihrer Entstehung sind es nun, durch welche die Unterordnung ursprünglich selbständiger Sätze unter andere, die damit zu Hauptsätzen werden, eine überaus wichtige Bedeutung für die Entwicklung des Denkens und der Sprache gewinnt. Diese Bedeutung liegt zunächst darin, daß der Umfang der simultan apperzipierten Gesamtvorstellungen im gleichen Maße wächst, die Gedankenverbindungen sehr viel umfassender werden; sodann aber darin, daß die prädikative Form der Aussage immer mehr über die Unterordnungen des Satzes sich ausbreitet. Denn eben in dem Fortschritt von der parataktischen Aneinanderreihung zu der hypotaktischen, in allen Nebensätzen zugleich die prädizierende Verknüpfung festhaltenden Gliederung besteht ein wesentlicher Unterschied der Satzfügungen. In den Sprachen mit Hypotaxe wachsen die Sätze, indem sich ein Hauptsatz eine Anzahl von Nebensätzen als ergänzende prädizierende Bestimmungen assimiliert. In solchen mit bloßer Parataxe können die Sätze gleichfalls an Inhalt zunehmen; aber dies geschieht hier durchweg durch die assoziative Attraktion einzelner Vorstellungen, die nun mit den schon vorhandenen Satzgliedern in attributive, nicht in prädikative Verbindungen treten. So erheben sich auf dieser Verschiedenheit der Bedingungen die wichtigen Unterschiede der Sprachformen, die uns in der Ordnung der Satzglieder entgegentreten. Dauernde Erhaltung der Parataxe wird gleichbedeutend mit dem Auswachsen des Satzes zur attributiven Satzform, Entwicklung der Hypotaxe steht im engsten Zusammenhang mit der fortschreitenden Ausdehnung der prädikativen Funktion über alle Teile eines zusammengesetzten Gedankens.

6. Primitive Sprachformen und Sprache des Kindes.

Wenn wir primitive mit entwickelteren Sprachen an der Hand der Sprachproben und der Vokabularien, die von ihnen mitgeteilt sind, vergleichen, so zeigen sich in den Eigenschaften, welche die Scheidung der Redeteile berühren, vor allem zwei

regelmäßig wiederkehrende Unterschiede: der eine betrifft die Wortformen, der andere die Formen der Satzverbindung. Im Gebiet der Wortformen überwiegt in der primitiveren Sprache die Nominalbildung. Ihr Übergewicht macht sich darin geltend, daß in der Rede überhaupt Nominalbegriffe, und zwar in erster Linie Substantiva, am meisten hervortreten; besonders aber darin, daß die Nominalbildung, in ihrer sprachlichen Form auch über solche Begriffe übergreift, die, wie die des *gehens*, *schlagens*, *tragens*, *redens* u. a., ihrem Begriffswerte nach verbaler Natur sind. Im Gebiet der Satzfügung herrscht sodann ausschließlich die parataktische Verknüpfung der Sätze, sei es in der Form der reinen, sei es in derjenigen der konjunktiven Parataxe. Die Sprache wächst nicht über den einfachen Satz hinaus: verwickeltere Vorstellungsverbindungen werden nicht durch Ein- und Untergliederung von Nebensätzen, sondern durch attributive Apposition einzelner Wortvorstellungen an die Hauptglieder des einfachen Satzes gebildet. Alle übrigen in einzelnen Fällen noch hervortretenden Eigentümlichkeiten sind teils sekundärer Art, teils aber auch weniger konstant. Insbesondere gehört zu diesen der mehr oder minder große Reichtum der Partikelbildungen. Eine hoch entwickelte Sprache zeichnet sich immer durch zahlreiche Formen namentlich sekundärer Partikeln aus. Auf der andern Seite gibt es aber auch begrifflich wenig entwickelte Sprachen, die reich an Partikeln sind. Da diese zur näheren Bestimmung einzelner Wörter und zu parataktischen Verbindungen ebensogut wie zur Erzeugung hypotaktischer dienen können, so ist begreiflicherweise der Partikelreichtum an sich kein sicheres Merkmal höherer Entwicklung. Ein solches ergibt sich erst aus dem Charakter der einzelnen Partikeln, und zwar einerseits formal aus ihrer Bildungsweise aus andern Wortformen, anderseits material aus ihrer Funktion im Satzgefüge.

Durch die erwähnten Merkmale treten nun die primitiveren Formen der Sprache zugleich in eine unverkennbare Beziehung zu den syntaktischen Eigenschaften, die uns die Sprache des Kindes in der Periode beginnender Satzbildung bietet. War es auch ein verfehltes Beginnen, die Lautbildungen des Kindes mit den Lauteigentümlichkeiten der Sprachen gewisser Natur-

völker in Verbindung zu bringen[1]), so werden wir doch hier, auf syntaktischem Gebiet, insofern weit eher gewisse Ähnlichkeiten erwarten dürfen, als unentwickeltere Formen des Denkens voraussichtlich überall, unter welchen Bedingungen sie auch vorkommen mögen, gerade auf die Satzbildung übereinstimmende Wirkungen ausüben müssen. Freilich würde es auch hier verfehlt sein, wollte man von vornherein erwarten, die wesentlichen Eigenschaften der Sprachen primitiver Völker ohne weiteres in der Sprache des Kindes wiederzufinden. Der sogenannte Wilde ist kein Kind, sondern er besitzt zahlreiche geistige Eigenschaften, die nur dem erwachsenen Menschen zukommen können, wie z. B. alle aus der sozialen Organisation, dem Verkehr, dem Verhältnis der Geschlechter, aus der Arbeit und dem Kampf der Horden und der Einzelnen entspringenden Vorstellungs- und Gefühlskreise. Und ebensowenig ist das Kind der Kulturgesellschaft ein Naturmensch, sondern es steht von frühe an unter dem Einfluß einer Umgebung, die der Äußerung der rein tierischen Triebe Schranken auferlegt und in die umgebende geistige Atmosphäre von frühe an auch das Kind mit einschließt. Dennoch bleibt ein Punkt, der eine gewisse Analogie sichert. Das ist die noch wenig fortgeschrittene geistige Entwicklung überhaupt, mit der wieder der beschränktere Gesichtskreis sowie die konkretere Form des Denkens zusammenhängen. Insoweit diese konkrete und logisch unentwickelte Form des Denkens ein notwendiges Attribut einer relativ zurückgebliebenen geistigen Stufe ist, werden daher die Symptome beim Kind in nicht anderer Weise als bei dem Naturmenschen zu erwarten sein.

In diesem Sinne ist es demnach leicht verständlich, daß uns die Beobachtung der Sprache des Kindes in der Zeit beginnender Satzbildung, also etwa von der ersten bis zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahrs an und dann in abnehmendem Grad in die nächstfolgenden Jahre hinüber, ebenfalls die zwei Eigenschaften darbietet, die wir oben als die einer primitiven Sprachform überhaupt kennen lernten: das Überwiegen der gegenständlichen Vorstellungen und die reine Nebenordnung der Gedanken. Die ersten wirklichen Sätze des Kindes sind durchweg einfachster Art: zwei

[1]) Vgl. Kap. III, S. 313, Anm. 1.

Vorstellungen werden aneinandergereiht, die Weise ihrer Verknüpfung bleibt aber unbestimmt. So sagt etwa das Kind *Mama wot* (fort) oder *keine Mama* für „Mama ist fortgegangen", *Tul* (Stuhl) *ab* für „ich bin vom Stuhl gefallen", *hadden* (harte) *Schale* für „hart ist die Schale" usw. Als charakteristisches Beispiel zusammengesetzterer Satzbildungen mag das folgende dienen, das Berthold Sigismund aus dem 20. Lebensmonat mitteilt: *Atten Beene Titten Bach Eine Puff Anna*, übersetzt in die richtigen Wortformen: „Garten Beeren Kirschen (gegessen) Bach Steine (geworfen) Anna (begegnet)"; oder ein von Preyer nachgeschriebener Satz: *Mimi atta Teppa Papa oi*, übersetzt: „Milch fort (gegossen auf den) Teppich Papa (sagte) Pfui"[1]).

In der Regel werden diese Satzbildungen einfach als lückenhafte Gedankenäußerungen betrachtet. Auch in ihnen sieht man eine Art sprachlicher „Ellipse": das Kind besitze die Vorstellungen, die zu dem vollständigen Satze gehören, aber entweder wisse es im Moment die Worte nicht zu finden, oder es begnüge sich mit dem für das Verständnis Notwendigen. Nun wird man gewiß zugeben können, daß dem Kinde die Worte, die es nicht ausspricht, auch im Augenblick nicht zu Gebote stehen. Aber daß dabei irgendeine Überlegung mitspiele über das, was zum Verständnis unbedingt erforderlich sei und was nicht, das ist natürlich ausgeschlossen. Auch erklärt die allgemeine Bedingung, daß es nicht aller Worte mächtig ist, über die der Erwachsene verfügt, keineswegs die auffallende Tatsache, daß seine Rede, wie die beiden obigen Beispiele zeigen, fast ausschließlich aus den Substantiven besteht, die im Satze vorkommen, und denen sich nur in solchen Fällen, wo bestimmte Eigenschaftsvorstellungen eine besondere Rolle spielen, Adjektiva und unter ähnlichen Bedingungen Verba in infinitiver Form anreihen. Dabei werden diese beiden sehr oft auch da hinweggelassen, wo sie uns für den Ausdruck des Satzes unerläßlich scheinen, indem, wie besonders in dem ersten der obigen Beispiele, die Objekte, auf die sich die

[1]) Berthold Sigismund, Kind und Welt, 1856, S. 147. Preyer, Seele des Kindes,[3] S. 440ff. Weitere Beispiele von ähnlicher Beschaffenheit vgl. bei Lindner, Aus dem Naturgarten der Kindersprache, S. 53ff. Ament, Entwicklung von Sprechen und Denken, S. 164ff.

Handlungen beziehen, für diese selbst stellvertretend funktionieren. Aus dem Mangel des Wortvorrats überhaupt wird dies offenbar nicht begreiflich; denn er ließe erwarten, daß gelegentlich ebensogut in den Gegenstandsvorstellungen Lücken blieben. Gerade das trifft aber nicht zu. Der Grund muß also ein anderer sein: man wird ihn nur darin suchen können, daß auch beim Kinde jene gegenständliche Form des Denkens vorherrscht, die uns in so mannigfachen Erscheinungen der Sprache überhaupt auf ihren früheren Entwicklungsstufen entgegentrat. Das Kind denkt sich freilich zu dem Satze wie dem obigen die Handlungen des Essens, des Werfens mit den Steinen, des Begegnens hinzu. Doch diese Vorstellungen bilden gegenüber den Objekten, auf die sie sich beziehen, dunklere Bewußtseinsinhalte. In der Gesamtvorstellung ist alles enthalten, was zu dem erzählten Vorgang gehört; bei ihrer Zerlegung treten aber nur diejenigen Bestandteile sukzessiv in den Blickpunkt der Apperzeption, die auch in jener schon dominieren, und das sind vor allem die Vorstellungen der Gegenstände.

Diesem Verhältnis der im Bewußtsein dominierenden Vorstellungen entspricht nun auch durchaus der Wortvorrat des Kindes und seine Verteilung über die verschiedenen Wortklassen. In dem Vokabular des sprechenlernenden Kindes überwiegen die Substantiva. Viel geringer an Zahl sind schon die Adjektiva. Etwas mannigfaltiger erscheinen wieder die Verba, aber entweder sind sie flexionslos — das Kind spricht in Infinitiven[1]) — oder die Flexionsformen werden nach zufällig gehörten Beispielen durcheinander gemengt. Am schwächsten sind endlich die Partikeln vertreten, diese im ausgebildeten Wortschatz namentlich wegen der großen Zahl der Adverbien reichste der Wortklassen. Hier kommt zu dem die Hinweglassung des Adjektivs bestimmenden Motiv des unmittelbaren Hinzudenkens zu den zugehörigen Gegenstandsvorstellungen noch das andere, daß die den abstrakteren Partikeln entsprechenden Beziehungsbegriffe im Bewußtsein des Kindes überhaupt mangeln[2]).

---

[1]) Über den Grund dieser Redeform vgl. Bd. I, Kap. IV, S. 401.

[2]) Statistische Beobachtungen über die in den Vokabularien etwa zweijähriger Kinder vertretenen Wortklassen sind von zwei amerikanischen Ge-

Durch diese Eigenschaften gewinnt demnach die Rede des Kindes im allgemeinen den Charakter einer primitiven Sprachform, bei der vorzugsweise die Hauptvorstellungen aneinander-

lehrten, E. S. Holden (Transactions of the American Philological Association, 1877, p. 59ff.) und M. W. Humphreys (ebenda 1880, p. 5ff.) mitgeteilt worden. Mit diesen an Kindern englischer Zunge angestellten Beobachtungen stimmen die auf Veranlassung von Preyer an deutschen Kindern gemachten im wesentlichen überein. Als Beispiele mögen hier zwei angeführt werden, beide von zweijährigen Mädchen, eines deutschen, das den normalen mittleren Wortschatz dieses Lebensalters repräsentiert (Frau Wertheimer, bei Preyer, Seele des Kindes,[3] S. 449f.), und eines englischen, das entschieden einen für dieses Alter übernormalen Wortschatz hat (Humphreys a. a. O., p. 17), während sich gleichwohl beide in bezug auf die relative Frequenz der einzelnen Wortklassen nicht wesentlich unterscheiden:

	Substantiva	Verba	Adjektiva	Adverbia	„Sonstige Wörter“	Im ganzen
W.	249	119	23	46	52	489
H.	592	283	114	56	76	1121.

Die Klasse der „sonstigen Wörter“ ist leider etwas unbestimmt, da sie neben den vom Kinde sparsam verwendeten Präpositionen und Konjunktionen auch die häufiger gebrauchten Pronomina umfaßt. Übrigens hat diese ganze Statistik vor allem deshalb nur einen beschränkten Wert, weil sie sich bloß auf den Inhalt des Vokabulars, nicht auf die Häufigkeit der einzelnen Wörter bezieht, während doch erst aus der letzteren ein gewisser Maßstab für die Denkformen des kindlichen Bewußtseins zu gewinnen wäre. Dazu müßten uns aber freilich auch noch genauere Vergleiche mit dem Wortschatz des Erwachsenen und mit der relativen Häufigkeit der einzelnen Wortklassen in seiner Sprache zu Gebote stehen. Wenn Holden (a. a. O., p. 58) sein eigenes Vokabular auf 33 456 Wörter schätzt, so ist dies entschieden überschätzt, da er diese Ziffer durch Zählung der Wörter fand, die ihm in dem großen Websterschen Wörterbuch der englischen Sprache bekannt erschienen. Die Wörter, die wir teils direkt, teils auch mittels der Verwandtschaft mit andern Wörtern als bekannt anerkennen, sind aber von dem Wortschatz, den wir wirklich gebrauchen, sehr verschieden; und der letztere, der sich allein mit jenen Kindervokabularien vergleichen ließe, ist natürlich viel kleiner. Nach einer Angabe bei Max Müller (Wissenschaft der Sprache, neue Ausgabe, I, S. 360) soll der Sprachschatz Miltons nicht mehr als 8000, der Shakespeares 15 000 Wörter betragen, während sich der Wortschatz der neuesten Wörterbücher der englischen Sprache auf 100 000 und darüber beläuft. Einige englische Tagelöhner verfügten, wie derselbe Autor berichtet, nach den Beobachtungen des Landgeistlichen ihres Kirchsprengels über nicht mehr als etwa 300 Wörter. Ihr Wortschatz blieb also erheblich unter dem eines zweijährigen Kindes aus gebildeter Familie. Leider ist auch hier über die Verteilung nach den verschiedenen Wort-

gereiht werden, während die sinnmodifizierenden Elemente meist hinwegbleiben. Es ist aber doch zu bemerken, daß die letzteren keineswegs ganz fehlen. Auch wird das zu ungunsten der Partikeln hervortretende Resultat der Wortstatistik dadurch etwas ausgeglichen, daß einige der wenigen Partikeln, die überhaupt vorkommen, dafür um so häufiger gebraucht werden. Dahin gehören namentlich die Orts- und Zeitadverbien, wie *da*, *dort*, *hier*, *nachher*, *gestern*, *heute* usw. In der Art, wie einzelne derselben sowie die verschiedenen Arten der Pronomina mit den die Hauptbestandteile des Satzes bildenden Gegenstandsbegriffen verbunden werden, bleibt übrigens der Unterschied zwischen den selbständigen Begriffsbestandteilen der Rede und andern, die bloß gewisse Verbindungen und Beziehungen vermitteln, erkennbar.

Nach allem dem ist es auch hier unzulässig, individuelle und generelle Entwicklung in eine durchgängige Parallele zu bringen. Der einzige Punkt, in welchem die Sprache des Kindes und die eines Naturvolks, abgesehen von der in beiden Fällen vorhandenen Begriffs- und Wortarmut, übereinstimmen, ist der, daß hier wie dort Begriffe und namentlich Begriffsbeziehungen, die für die Kultursprache wesentlich sind, nicht ausgedrückt, sondern als unausgesprochene Vorstellungen oder noch häufiger in der Form bloßer Gefühle vorhanden sind. Präpositionen, Konjunktionen, Relativpronomina — das sind Bestandteile, die hier wie dort spärlich vorkommen, ohne daß darum ihr Begriffsinhalt ganz zu fehlen braucht. Was aber die Sprachen der Naturvölker von der des Kindes stets unterscheidet, das ist die den ersteren überall eigene Überfülle in dem Ausdruck konkreter sinnlicher Verhältnisse und näherer Bestimmungen der Denkobjekte, die dem Kinde, das in den Formen der ihm überlieferten Kultursprache sprechen und denken lernt, ferne bleibt.

klassen nichts mitgeteilt. Überhaupt aber sind alle diese Schätzungen nicht bloß wegen der verschiedenen Vollständigkeit und Sorgfalt der einzelnen Beobachtungen, sondern besonders auch deshalb höchst unsicher, weil die Wortkomposita stets ein zweifelhaftes Gebiet bilden, in dessen Behandlung die einzelnen Beobachter schwerlich ganz übereinstimmen werden.

V. Gliederung des Satzes und Satzformen.

1. Geschlossene und offene Wortverbindungen.

Durch die Scheidung der Redeteile sondern sich im Satze Wörter und Wortgruppen und werden zugleich in jene Beziehungen zueinander gebracht, welche die Grammatik teils nach ihrer logischen Funktion, teils nach ihren äußeren Verbindungen mit dem Namen Subjekt, Prädikat, Attribut, Adverbiale, näheres und entfernteres Objekt zu bezeichnen pflegt. Wenn wir nun, von der besonderen logischen Bedeutung dieser Verbindungen absehend, lediglich den formalen Charakter derselben ins Auge fassen, so zeigt sich, daß jede zunächst aus zwei Gliedern von verschiedener Funktion zusammengesetzt ist. Dem Subjekt steht das Prädikat, dem verbalen Prädikat das Objekt, dem nominalen Subjekt oder Objekt sein Attribut, endlich dem Verbum seine in der Funktion dem Attribut analoge adverbiale Bestimmung gegenüber. Alle diese Verbindungen besitzen darum auch ihre einfachste und als typisch geltende Form dann, wenn Subjekt, Prädikat, Attribut, Objekt, Adverbiale je ein einziger Begriff sind. Jedem dieser Glieder können aber weitere Begriffe zuwachsen, die entweder den zunächst vorhandenen gleichwertig zugeordnet werden oder, wie namentlich bei dem Attributiv und dem Adverbiale, sekundäre Bestimmungen zu den primär vorhandenen bilden: so ist in der attributiven Verbindung *ein trefflicher vielseitig gebildeter Mann* das Wort *trefflich* ein koordiniertes, *vielseitig* aber ein sekundäres Attribut zu *gebildet*.

Auf diese Weise ergeben sich, rein formal betrachtet, zwei Arten der Wortverbindung im Satze: die eine können wir die geschlossene, die andere die offene nennen. Eine geschlossene Satzverbindung bilden unter allen Umständen Subjekt und Prädikat. Dies bewährt sich auch darin, daß, wo mehrere Subjekte oder Prädikate koordiniert vorkommen, meist der Inhalt des Gedankens selbst diese Koordination fordert, so daß sich trotzdem alle Glieder als ursprüngliche Inhalte einer einzigen Gesamtvorstellung erweisen, aus deren Zerlegung der Satz entstand. So würde z. B. der Satz *Alexander, Cäsar und Napoleon*

waren große Feldherren und ausgezeichnete Staatsmänner zwar logisch in die sechs einfachen Aussagen *Alexander war Feldherr, Alexander war Staatsmann* usw. zerlegt werden können. Doch sein eigentlicher Sinn, welcher eben darin besteht, daß diese drei Männer beides, Feldherren und Staatsmänner, zugleich waren, würde dadurch verloren gehen. Darin verraten sich die koordinierten Subjekte und Prädikate als ursprüngliche Glieder einer Gesamtvorstellung, und insofern bewahrt der Satz seinen Charakter als eine geschlossene, wenngleich in mehrere Teile zerfallende Verbindung. Dies wird nur dann anders, wenn die Koordination der Prädikate in Wahrheit eine parataktische Aneinanderreihung mehrerer Sätze bedeutet, wie etwa in dem Beispiel: *Der Feind überschritt den Fluß und warf unsere Armee zurück*, ein Fall, wo die enge Assoziation der beiden aufeinander folgenden Gesamtvorstellungen in dem Hinwegbleiben des Subjekts beim Beginn des zweiten Satzes seinen naturgemäßen psychologischen Ausdruck findet, wo aber immerhin psychologisch zwei Satzinhalte vorliegen.

Analog dem Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat ist das des prädizierenden Verbums zu den Objekten, den näheren wie den entfernteren, auf die sich die Handlung bezieht. Eine Koordination von Objekten pflegt auch hier nur in dem Falle stattzufinden, wo die Objekte in der Gesamtvorstellung ein einziges zusammengehöriges Ganzes bilden, so daß dadurch die Geschlossenheit der Satzverbindung erhalten bleibt. In dem Satz: *der Feind zerstörte die Festung, die Stadt und die umgebenden Dörfer* bilden die drei Objekte Bestandteile eines einzigen zusammengehörigen Tatbestandes, die sämtlich schon in der zugrunde liegenden Gesamtvorstellung enthalten waren.

Wesentlich abweichend ist dagegen die Stellung des attributiven Verhältnisses, mag es nun, als eigentliches Attribut, in der Form ergänzender Bestimmungen des Subjekts oder des Objekts, oder aber, was psychologisch ebenfalls hierher gehört, als Adverbiale, als Ergänzung des verbalen Prädikats, auftreten. In jeder dieser Formen kann es weitere, koordinierte Attribute zu sich nehmen, ohne daß hier eine bestimmte, durch den Inhalt der ursprünglichen Gesamtvorstellung gebotene Grenze existiert.

Vielmehr kann bei weiterer Anhäufung solcher Attribute in diesem Fall der Inhalt der ursprünglichen Gesamtvorstellung weit überschritten werden. Besonders leicht findet dies dann statt, wenn der Gegenstandsbegriff Prädikat des Satzes ist. Falls jemand über einen Bekannten etwa urteilt: *er ist ein guter, treuer, gewissenhafter, fleißiger Mensch*, so wird ziemlich sicher anzunehmen sein, daß mehrere dieser Eigenschaften ihm bei Beginn der Aussage nicht einmal undeutlich vorschwebten, sondern daß sie sich sukzessiv als Ergänzungen der zuerst ausgesprochenen einstellten, meist wohl in dem Augenblick, wo nach einem vorangehenden Attribut eine Pause entstand, in der die Subjektsvorstellung eine weitere attributive Ergänzung des Prädikats erwecken konnte.

Auf diese Weise durchdringen sich im Satze fortwährend, sobald seine Hauptbestandteile irgendwie in eine Mehrzahl weiterer Glieder auseinandertreten, beide Verbindungsweisen, die geschlossene und die offene. Die Grundgestalt des Satzes, die in dem prädikativen Verhältnis zum Ausdruck kommt, beruht durchaus auf einer geschlossenen Verbindung. Aber in diese können nun Glieder eintreten, die Ausgangspunkte offener Verbindungen sind. An sich kann wohl jeder Satzbestandteil zu solchen assoziativen Appositionen weiterer Wortvorstellungen Anlaß geben. Doch liegt es in der Natur gewisser Glieder, daß sie sich dieser Apposition entziehen, falls nicht die ursprüngliche, der ganzen Satzbildung zugrunde liegende Gesamtvorstellung sie schon enthielt. Dann schließen sich jedoch die hinzutretenden Teile wiederum so eng an die primäre geschlossene Verbindung an, daß sie nicht mehr als frei assoziierte angesehen werden können, was sich auch darin ausspricht, daß sich in solchen Fällen die Ergänzungen der einfachen Satzbestandteile immer nur über wenige, leicht zu vereinigende Glieder erstrecken. Zu diesen trotz gelegentlicher Erweiterungen im ganzen die Grenzen der geschlossenen Verbindung nicht überschreitenden Gliedern gehören in erster Linie die Teile des prädikativen Verhältnisses, Subjekt und Prädikat, selbst und sodann die ihnen begrifflich nahestehenden des Objekts und der im Verbalbegriff ausgedrückten Handlung. Auf der andern Seite dagegen bilden alle im wei-

teren Sinn attributiven Verhältnisse, also das eigentliche Attribut und die adverbialen Ergänzungen des Verbums, offene Verbindungen, insofern sie leicht den assoziativen Zutritt weiterer Vorstellungen gestatten.

Hiernach können wir symbolisch die zwischen zwei Gliedern des Satzes bestehende *geschlossene* Verbindung durch eine die beiden Vorstellungen verbindende Bogenlinie, die *offene* durch einen über der Zeile zwischen ihnen angebrachten horizontalen Strich ¯ andeuten. Dann bezeichnet die Formel $\overset{\frown}{A\;B}$ durch die beiden Enden des Bogens ebensowohl die Geschlossenheit wie die durchgängig zweigliedrige Beschaffenheit dieser Art von Verbindungen. Die Formel $A{}^{-}B$ läßt dagegen erkennen, daß zwar auch hier die zweigliedrige Verbindung den Ausgangspunkt bildet, daß sich dann aber diese leicht über unbestimmt viele weitere Glieder $A{}^{-}B{}^{-}C{}^{-}D$ .... ausdehnen kann.

2. Apperzeptive und assoziative Beziehungen der Satzglieder.

Die beiden Verbindungsformen, die sich nach ihrer äußeren Erscheinungsweise als geschlossene und offene gegenüberstellen lassen, beruhen nun offenbar auf wesentlich abweichenden *inneren* Bedingungen. Für die Beurteilung dieser Bedingungen sind aber vor allem *zwei* psychologische Gesichtspunkte maßgebend.

Erstens weist die geschlossene Verbindung immer darauf zurück, daß ihre Teile Elemente der ursprünglichen Gesamtvorstellung sind, die der Bildung des Satzes zugrunde liegt. Mögen jene Teile auch nur dunkel in dieser vorgestellt worden sein, irgendein umfassenderes Ganzes, das sie enthielt, muß wegen des geschlossenen Zusammenhangs aller Teile vorhanden gewesen sein. Dagegen läßt die offene Verbindung die Möglichkeit zu, daß sich erst später, nach dem Aussprechen eines vorangehenden Bestandteils oder während desselben, die weiteren Vorstellungen aggregiert haben. Daß dieser Fall wirklich stattfindet, wird natürlich um so wahrscheinlicher, je größer die Zahl der Glieder ist. Dieser Voraussage entspricht in der Tat der Bewußtseinszustand in beiden Fällen: dort, bei der Einreihung der Glieder einer ge-

schlossenen Wortverbindung in ein Satzganzes, pflegt sich, sofern nicht Gedächtnismängel störend eingreifen, die Artikulation des Satzes ohne weiteres, gewissermaßen als eine selbstverständliche Folge aus der am Anfang vorhandenen Gesamtvorstellung, zu vollziehen. Hier, bei der offenen Verbindung, erscheint nicht selten dem Sprechenden selbst eine hinzutretende Vorstellung deutlich als etwas Neues, Unerwartetes, das von der unmittelbar vorangegangenen erst angeregt worden ist. Sodann deutet die überall durchgeführte *binäre* Beschaffenheit der Gliederung geschlossener Verbindungen unmittelbar an, daß jene früher im allgemeinen gekennzeichnete analytische Funktion der Satzbildung (S. 243) hauptsächlich bei ihr zur Wirkung gelangt: denn diese binäre Gliederung ist der sichtliche Ausdruck dafür, daß das Ganze, sei es die Gesamtvorstellung selbst, sei es eines der bereits aus ihrer Teilung hervorgegangenen Glieder, nicht bloß zerlegt, sondern daß jeder Teil zu dem ihm zugeordneten, sowie zu dem ganzen Satze in eine jener Beziehungen gebracht wird, die wir im einzelnen als die des Gegenstandes zu seiner Eigenschaft oder zu seinem Zustand oder zu einem andern Gegenstand auffassen, und die wir zusammen als die *apperzeptiven* oder *logischen* Verbindungen bezeichnen (vgl. oben S. 245). Nun ist eine logische Verbindung ihrer Natur nach beschränkt auf die *zwei* Vorstellungen, zwischen denen sie stattfindet. Nicht als ob ähnliche Beziehungen zwischen einer dieser Vorstellungen und einer dritten nicht ebenfalls möglich wären. Doch die Ausführung einer solchen fordert dann stets auch einen neuen, in sich geschlossenen Denkakt. Ist z. B. A ein Gegenstand und B eine Eigenschaft desselben, so sind neben $\overset{\frown}{A\,B}$ noch andere beziehende Verbindungen, $\overset{\frown}{A\,C}$, $\overset{\frown}{A\,D}$ usw. oder auch $\overset{\frown}{A_1\,B}$, $\overset{\frown}{A_2\,B}$, $\overset{\frown}{A_3\,B}$ usw., möglich, wenn im ersten Fall C und D andere Eigenschaften, im zweiten A_1, A_2, A_3 andere Gegenstände bedeuten. Doch eine simultan ausgeführte Beziehung zwischen A und B, C, D oder zwischen A, A_1, A_2, A_3 und B ist nicht möglich. Jede analytische Beziehung im Satz ist also ein Akt, der zwei Glieder, niemals mehr umschließt, und dieser Grundeigenschaft der beziehenden Funktion entspricht jene oben bemerkte duale Gegen-

überstellung der Satzglieder, Subjekt und Prädikat, Subjekt oder Objekt und Attribut, Verbum und Adverbiale. Psychologisch aber kann sie nur zurückgeführt werden auf die fundamentale Eigenschaft unseres Bewußtseins, daß die logischen Beziehungen der Vorstellungen sukzessiv apperzipiert werden, während zugleich die Ausführung dieser Funktion, da sie mit den die willkürliche Aufmerksamkeit charakterisierenden subjektiven Symptomen verbunden ist, als eine Willenshandlung erscheint. Schon Kant hat darum diese Eigenschaft als die diskursive des logischen Denkens der intuitiven der Wahrnehmung in dem Sinne gegenübergestellt, daß dort der Verlauf der Begriffe von einem Punkte zum andern linear fortschreite, hier dagegen, bei den Wahrnehmungsassoziationen, eine Vielheit einzelner Dinge auf einmal umfassen könne. Man kann nicht behaupten, daß diese diskursive oder lineare Beschaffenheit des Denkens etwas a priori Notwendiges wäre. Wenn wir uns eine andere nicht vorstellen können, so hat dies seinen guten Grund darin, daß jene die wirkliche und eben darum eine andere für uns unmöglich ist. Schließlich müssen wir jedoch diese Eigenschaft gerade so wie die Beschaffenheit der in den logischen Kategorien des Gegenstandes, der Eigenschaft, des Zustandes zum Ausdruck kommenden Beziehungen selbst als eine gegebene hinnehmen. Dies vorausgesetzt, folgt dann die geschlossene Natur der Verbindungen unmittelbar aus der Natur der in diesen Kategorien zum Ausdruck kommenden Funktionen des beziehenden Denkens.

Hier unterscheidet sich nun die Entstehung einer offenen Satzverbindung in doppelter Weise. Erstens findet die Apposition einer weiteren Vorstellung bei ihr immer nur so statt, daß sich die gleiche Beziehung wiederholt, die einem eben ausgeführten Denkakt zugrunde lag; und da eine solche Wiederholung ohne bestimmte Grenze stattfinden kann, so ergibt sich eben daraus die offene Natur der Verbindung. Darum findet aber auch bei dieser Aggregierung einer dritten und vierten Vorstellung niemals eine neue Zerlegung in der Form einer weiteren Scheidung der Begriffe statt, sondern der vorher aus dem Ganzen losgelöste Begriff ruft einen weiteren gleicher Art wach. Infolgedessen gehören bei der offenen Verbindung die ferner hinzu-

tretenden Glieder immer zur selben Begriffskategorie wie das erste, an das sie sich anschließen. Setzt sich z. B. die Zerlegung einer Gesamtvorstellung in Gegenstand und Eigenschaft $A \frown B$ in eine weitere Aufzählung von Eigenschaftsbegriffen $A \frown B\,\overline{}\,C\,\overline{}\,D$ fort, so sind C und D dem B gleichartige Begriffe. Zugleich erhellt hieraus, daß irgendeine geschlossene Verbindung in den uns geläufigen Formen des Denkens und der Sprache regelmäßig der Ausgangspunkt für die Bildung offener Verbindungen ist: sie ist gewissermaßen der Kristallisationskern für die weiteren Glieder. Hiermit hängt nun auch der zweite Unterschied der offenen von der geschlossenen Verbindung zusammen. Da die Entstehung der ersteren natürlich nur von dem Moment an gerechnet werden kann, wo sich an den erwähnten Kern weitere Vorstellungen anschließen, die mit dem einen Glied näher verbunden sind, so beruht diese Apposition im allgemeinen nicht auf einem neuen Akt der Zerlegung der Gesamtvorstellung, sondern die neu hinzutretende wird von einer der bereits vorhandenen Vorstellungen durch Assoziation erweckt. Dabei bleibt allerdings die frühere Gesamtvorstellung das Substrat dieser Assoziation. Aber ein neuer Akt des analytischen Denkens ist entweder überhaupt nicht erforderlich, weil die assoziative Wirkung der einmal losgelösten Vorstellung auf jenes Substrat genügt, um weitere auszusondern, oder ein solcher, dem vorangegangenen völlig gleichender Zerlegungsakt hebt sich so wenig von diesem ab, daß die von der ersten Vorstellung der Reihe ausgeübten Assoziationswirkungen die überwiegende Bedeutung besitzen. So kommt es, daß sich beim Eingehen offener Verbindungen in das Satzganze zwar die Vorstellungen ebenfalls in der linearen Form des diskursiven Denkens aneinanderreihen, daß aber die analytische Funktion der Apperzeption bei der Ausführung der Verbindungen zurücktritt und diese vielmehr als das Werk einer sukzessiven Assoziation erscheinen. Hierbei bleibt jedoch die letztere insofern der apperzeptiven Willensfunktion unterworfen, als das Substrat der Assoziationen die ursprüngliche Gesamtvorstellung ist und ihre allgemeine Richtung durch den zuerst entstandenen Zerlegungsakt bestimmt wird.

Nach allen diesen Unterschieden lassen sich ihrem allgemeinen psychologischen Charakter gemäß die geschlossenen Satzverbindungen als Apperzeptions-, die offenen als Assoziationsverbindungen bezeichnen. Die ersteren sind die direkten Wirkungen der apperzeptiven Zerlegung einer Gesamtvorstellung, die letzteren beruhen auf der assoziativen Apposition zu einzelnen Gliedern dieser Zerlegung. Dabei darf man aber nicht außer acht lassen, daß es sich hier, wie bei den meisten solchen Unterscheidungen komplexer psychischer Vorgänge, nicht um absolute Gegensätze, sondern, wie schon die obigen Erörterungen erkennen lassen und sich noch näher bei der Einzelbetrachtung der Satzformen zeigen wird, nur um die Hauptrichtungen der Vorgänge handeln kann.

Mit den in diesen verschiedenen Verbindungsformen begründeten Verhältnissen der Satzstruktur hängen nun ferner auch jene Eigentümlichkeiten der Satzform zusammen, die uns, soweit sie bei den verschiedenen Satzarten in Betracht kommen, schon oben beschäftigt haben (S. 257 ff.). Hierbei zeigt sich jedoch, daß jene Unterschiede weit über das Gebiet der verschiedenen Satzarten, in denen sie in den gegenwärtigen Formen unserer Kultursprachen besonders auffallende Spuren zurückgelassen haben, hinausgreifen. Zugleich weisen die Eigenschaften der geschlossenen und der offenen Satzverbindungen sowie die verschiedenen Bedeutungen des prädikativen und attributiven Verhältnisses in den einzelnen Sprachformen und Satzarten deutlich auf die psychologischen Gesichtspunkte hin, nach denen sich die Sätze am zweckmäßigsten in gewisse Gruppen sondern lassen. Im Hinblick auf den bei den Satzarten besprochenen Inhalt des prädikativen Verhältnisses werden wir nämlich solche Satzformen, die ausschließlich aus geschlossenen oder apperzeptiv gegliederten Verbindungen aufgebaut sind, als rein prädikative, solche dagegen, in denen die offenen oder assoziativen Verbindungen vorherrschen, als attributive bezeichnen können. Hierbei kommt in Betracht, daß bei der assoziativen Apposition, wie oben (S. 277) bemerkt wurde, selbst die primäre Satzzerlegung, die nach dem vorhin gebrauchten Bilde in allen entwickelteren Sprachformen den Kristallisationskern für die

weiteren Glieder abgibt, eine attributive Bedeutung haben kann, die wir nur vermöge unserer von der prädikativen Satzform bestimmten Denkgewohnheiten als eine prädizierende auffassen. Neben diesen beiden einander als Gegensätze gegenüberstehenden Formen können wir endlich als eine dritte, gemischte, in unsern Sprachen die häufigste, die prädikativ-attributive unterscheiden. Wir gehen zunächst von den beiden extremen Formen aus, weil sich aus ihnen die Struktur der Mischformen am besten verstehen läßt; und wir stellen wieder die unsern Sprach- und Denkgewohnheiten nächstliegende, die prädikative, voran.

3. Prädikative Satzformen.

a. Einfache prädikative Sätze.

Die rein prädikative Satzform tritt uns in ihren ursprünglichsten Gestaltungen in den einfachen Wahrnehmungsaussagen entgegen wie: *der Blitz leuchtet*, *der Donner rollt*, *das Schiff versank*, *die Sonne wird aufgehen* u. a. Die Gesamtvorstellung besteht bei ihnen aus einem einzigen Wahrnehmungsbilde, sei es aus einem unmittelbar gegenwärtigen oder aus einem früher erlebten oder erwarteten. Daß diese Gesamtvorstellung als ein Ganzes simultan im Bewußtsein ist, und daß die Aussage lediglich das Anschauungsbild in Teile gliedert, die an sich in der Wirklichkeit nicht getrennt vorkommen, aber im Denken gesondert und zugleich in Beziehung zueinander gesetzt werden, ist unmittelbar einleuchtend. Nach dem Vorbilde derartiger einfacher Aussagesätze von erzählendem Inhalt werden dann aber in unsern Sprachen auch solche einfache Beziehungen, die eigentlich attributiv gedacht sind, mittels der Kopula in die prädikative Form gebracht, so daß nun auch über Sätze, wie *die Rose ist rot*, *die Erde ist eine Kugel* und ähnliche, die prädizierende Funktion ihre Herrschaft ausdehnt.

Eine erweiterte Gestalt gewinnt die prädikative Form, wenn die beiden Hauptglieder des Satzes, Subjekt und Prädikat, jedes für sich abermals dual gegliedert werden, so daß jedes von ihnen, sobald man es aus dem Satze löst und unter dem Gesichtspunkt des prädikativen Verhältnisses betrachtet, wiederum als ein ein-

facher prädizierender Satz erscheint, der sich aber durch Wegfallen der Kopula und unter Umständen durch Änderungen der Wortformen dem dominierenden Subjekts- und Prädikatsverhältnis unterordnet. Auf diese Weise zerlegt sich in dem regelmäßig in binären Verbindungen aufgebauten Satze zunächst das Subjekt in das eigentliche Subjekt und sein Attribut, das verbale Prädikat in das Verbum und sein Objekt, in das Verbum und das Adverbiale oder, wenn es ein nominales Prädikat ist, in das Prädikatsnomen und sein Attribut. Ist endlich das Attribut in das eigentliche Attribut und eine ergänzende Bestimmung, oder das Objekt in ein näheres und ein entfernteres gegliedert, so bildet dort das eigentliche Attribut, hier das nähere Objekt mit dem Begriff, dem es zugeordnet wird, eine engere Einheit, dem die entfernteren Begriffe gegenüberstehen, worauf dann erst jene engere Einheit selbst abermals dual gegliedert ist. In diesem Sinne können Sätze wie *ein redlich denkender Mensch verschmäht die Täuschung*, *der Bote übergab dem Diener die Briefe* u. a., Formen, wie sie unter den gewöhnlichen, über die einfachsten Prädikatsverbindungen hinausgehenden Aussagen die Mehrzahl bilden, in allen ihren Teilen als binäre Verbindungen höherer Ordnungen betrachtet werden, deren dem Hauptprädikatsverhältnis untergeordnete Glieder selbst wieder die prädizierende Funktion in verdichteter Form enthalten. So schließt das Subjekt des ersten der obigen Sätze zunächst die Aussage in sich „ein Mensch denkt redlich", dann das so entstehende Prädikat wieder die andere „redlich (oder Redliches) wird gedacht"; und das Hauptprädikat enthält ebenso in verdichteter Form die Aussage „die Täuschung wird verschmäht". Analog läßt sich der logische Inhalt des Prädikats im zweiten Beispiel in dem Satz ausdrücken „die Briefe wurden dem Diener übergeben", worauf der Inhalt dieses neuen Prädikats dem unvollständigen Satz entspricht: „dem Diener wurde (etwas) übergeben". Daß wir jedesmal grammatische Veränderungen vornehmen müssen, um eine Verbindung, die im wirklichen Satz eine der Untergliederungen der Aussage bildet, in die prädizierende Form überzuführen, kann natürlich an der Tatsache, daß ein solcher Teil logisch ein prädikatives Verhältnis einschließt, nichts ändern.

Denn die Form, die dieses im Satze gewinnt, ist ja nicht bloß durch das Verhältnis seiner eigenen Glieder zueinander, sondern vor allem durch das zu der Hauptaussage, also zu dem eigentlichen Subjekt und Prädikat, bestimmt. Daß aber jeder in dieser Weise dual gegliederte Bestandteil logisch in der prädizierenden Form gedacht werden kann, wird ersichtlich, wenn wir ihn isolieren und unter den entsprechenden, die Begriffe selbst unverändert lassenden grammatischen Umwandlungen in einen selbständigen Satz überführen. Denn nun enthält dieser genau das, was er auch im wirklichen Satz ausdrückt, nur losgelöst von den Beziehungen, in denen jener Teilinhalt zu den übrigen Bestandteilen des Satzes steht.

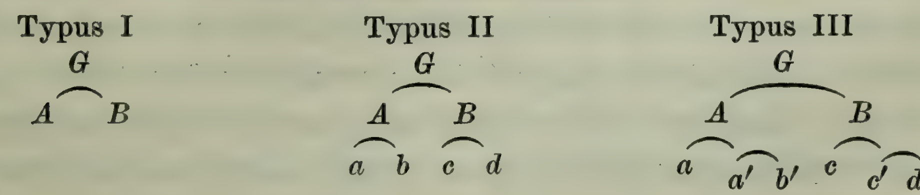
Hiermit darf nun aber keinesfalls die Vorstellung verbunden werden, die attributiven, objektiven, adverbialen Verbindungen seien auch psychologisch nichts anderes als prädikative Verhältnisse, oder sie seien gar tatsächlich aus den letzteren hervorgegangen. Vielmehr ist nicht zu übersehen, daß diese Untergliederungen nur in ihrem Zusammenhang mit dem Hauptprädikatsverhältnis Wirklichkeit besitzen, und daß sie in unmittelbarem Anschluß an dieses entstanden sind. Demnach faßt sie auch das wirkliche Denken niemals anders als in dieser Verbindung auf, und jene logische Betrachtungsweise wird immer erst durch eine nachherige Abstraktion möglich[1]). Dagegen muß man wohl annehmen, daß die das Satzganze beherrschende prädikative Gliederung in doppelter Weise auf dessen Bestandteile

[1]) Eine solche Verwechslung des wirklichen Verhältnisses der Begriffe mit ihrer auf logischer Abstraktion beruhenden Subsumtion unter das Grundverhältnis von Subjekt und Prädikat charakterisiert die Auffassung K. Ferd. Beckers, der auch in diesem Punkte von der einseitig logischen Betrachtungsweise des Satzes geleitet wird (Ausführliche deutsche Grammatik, II, 1837, S. 85ff.). Schon der Umstand, daß es doch zahlreiche Fälle attributiver und adverbialer Verbindungen gibt, bei denen das Prinzip der dualen Gliederung nicht zutrifft, widerspricht dieser Auffassung. Tatsächlich ist eben die Entwicklung genau die umgekehrte: nicht selbständige prädikative Verhältnisse einfachster Art sind von einem größeren Satzganzen aufgenommen und dadurch gleichsam zu attributiven, adverbialen, objektiven Verbindungen verstümmelt worden; sondern diese Verbindungen haben in einem gewissen Maße von dem prädikativen Hauptverhältnis Einflüsse erfahren, die jedoch, wie vor allem die unten (5) zu besprechenden attributiv-prädikativen Satzformen zeigen, keineswegs von allgemeingültiger Art sind.

herüberwirkte: erstens formal, indem das Prinzip der binären Zerlegung auch die Untergliederungen derart beeinflußt, daß es über diese in dem Satzbau einer von der prädizierenden Funktion beherrschten Sprache ebenfalls die Vorherrschaft gewinnt; und zweitens material, indem auf das logische Verhältnis der Teile der Untergliederungen zueinander die prädikative Funktion in dem Sinne einwirkt, daß eine Angleichung der andern Begriffsverhältnisse an das Prädikatsverhältnis stattfindet. Wie die Bevorzugung der binären Form ein Zeugnis für jene formale Angleichung, so kann ein solches für diese materiale in den Veränderungen gesehen werden, die der Inhalt des einfachen attributiven Satzes durch die Entwicklung der Kopula erfuhr. Als an die Stelle der einfachen attributiven Gliederung „die Rose rot" die prädikative trat „die Rose ist rot", da war freilich kein neuer objektiver Gedankeninhalt entstanden; aber es hatte sich doch eine Veränderung in der subjektiven Auffassung des Inhalts eingestellt, indem das „ist" diesen als einen von dem aussagenden Subjekt vorgefundenen und so mit subjektiver Bekräftigung dem Hörer mitgeteilten erscheinen läßt. Darum ist der objektive Gedankeninhalt selbst attributiv geblieben, aber die Aussage über ihn ist aus einer attributiven zu einer prädikativen geworden. Nun tritt bei jenen Untergliederungen der Aussage eine direkte Umwandlung in eine prädikative Form nirgends ein; in Wahrheit werden also auch jene nicht prädikativ gedacht. Doch in der Tatsache, daß in diesen Bestandteilen durchgängig der eine Begriff als der Hauptbegriff erscheint, dem der andere zugeordnet wird, liegt immerhin eine subjektive Angleichung an das prädikative Verhältnis; und die allgemeiner gewordene binäre Gliederung selbst ist offenbar nichts anderes als die Wirkung dieser subjektiven Gedankenbeziehung auf die äußere Form des Satzes. Zugleich geht dem noch eine weitere psychologische Angleichung parallel. Im selben Maße, wie jene regelmäßige Zweiteilung durchdringt, ist nämlich der ganze Satz in allen seinen Bestandteilen in der ihm vorausgehenden Gesamtvorstellung bereits vorgebildet und setzt sich somit der Charakter der geschlossenen Verbindung von dem einfachsten prädizierenden Satze auf verwickeltere Satzgebilde fort.

Alle die Sätze, in denen das Subjekt oder das Prädikat oder beide zugleich in weitere Glieder zerfallen, zählt man nun grammatisch mit den bloß aus einem einzigen Subjekt und Prädikat bestehenden Aussagen zu den einfachen Sätzen. Kriterium des einfachen Satzes ist also nicht die Zahl der im Satze enthaltenen Vorstellungen, sondern lediglich die Einheit von Subjekt und Prädikat. Bezeichnen wir die Gesamtvorstellung, aus welcher die Satzbildung hervorgeht, symbolisch mit G, Subjekt und Prädikat mit A und B und die etwaigen Untergliederungen dieser Hauptbestandteile mit a, b, c, d usw., so sind demnach die sämtlichen Formen solcher binär gegliederter einfacher Sätze geschlossene Verbindungen. Daran wird auch dann nichts geändert, wenn Subjekt und Prädikat oder beide gleichzeitig aus mehreren kopulativ miteinander verbundenen Vorstellungen bestehen, solange nur solche Teile zusammen einen einheitlichen Begriff ausmachen, der schon in der ursprünglichen Gesamtvorstellung vorgebildet war. Ebenso liegt keine wesentliche Änderung des Verhältnisses vor, wenn bei wachsender Anzahl der Teile oder der Untergliederungen viele Einzelheiten nur dunkel in der anfänglichen Gesamtvorstellung enthalten sein können. Daß sie trotzdem alle irgendwie in ihr vorgebildet sind, bringt eben die geschlossene Natur der Verbindung notwendig mit sich. Denn jeder geschlossene Gedankeninhalt in dem hier festzuhaltenden psychologischen Sinne ist ein simultaner, was natürlich ein wechselndes Dunkler- und Klarerwerden der einzelnen Teile keineswegs ausschließt, Veränderungen, die in der Tat stets und von Moment zu Moment beim Aussprechen eines Satzes eintreten. Als Haupttypen einfacher Sätze von verschiedener Verwicklung der Struktur lassen sich hiernach die folgenden drei betrachten, von denen übrigens der dritte noch in mannigfachen Modifikationen vorkommen kann, die sich leicht aus beliebigen Beispielen entwickeln lassen:

Einfache Satzformen:



b. Zusammengesetzte prädikative Sätze.

Von dem einfachen unterscheidet sich der zusammengesetzte Satz dadurch, daß er aus mehreren einfachen Sätzen besteht, die in eine den Bestandteilen des einfachen verwandte Beziehung zueinander treten, so daß die ganze Verbindung infolgedessen eine neue Satzeinheit bildet. Die einfachste und häufigste Verbindung ist auch hier wieder die zweigliedrige, wobei aber die Glieder nicht Satzbestandteile, sondern selbständige Sätze sind. Die Hauptunterschiede zusammengesetzter Sätze beruhen dann auf der Festigkeit dieser Verbindung und, was damit zusammenhängt, auf dem Verhältnis der verbundenen Sätze zueinander. Mit Rücksicht auf diese Eigenschaften stehen sich hier vor allem die parataktische und die hypotaktische Satzverbindung gegenüber. Bei jener sind zwei aufeinander folgende Satzinhalte in eine Beziehung gebracht, ohne daß jedoch der eine Inhalt als abhängig von dem andern aufgefaßt wird. Es sind, wie wir oben gesehen haben, besondere, teils alt überlieferte, teils neu entstandene Konjunktionen, denen die Funktion der Angliederung solcher koordinierter Satzverbindungen zukommt (S. 308f.). Bei den hypotaktischen Verbindungen ist der eine Satz, der Hauptsatz, dem andern, dem Nebensatz, übergeordnet, und wiederum sind es besondere, in dieser unterordnenden Bedeutung verhältnismäßig spät entwickelte Pronominalformen und Konjunktionen, die dem Ausdruck dieses Verhältnisses dienen.

Der Ursprung der hypotaktischen aus der parataktischen Verbindungsform, auf den neben der veränderten Struktur des Nebensatzes schon das Verhältnis der verbindenden Elemente hinweist, geht nun in doppelter Weise vor sich, indem zunächst zwei Grundformen parataktischer Satzverbindungen entstehen, an die sich dann ebenso zwei hypotaktische anschließen. Auf der einen Seite kann sich nämlich eine gleichgeordnete Verbindung von Sätzen dadurch bilden, daß sich an einen einzelnen gegenständlich gedachten Begriff des vorangehenden Satzes, sei er nun das Subjekt oder Objekt oder ein Prädikatsnomen, ein zweiter Satz anschließt: in diesem Fall geschieht die Verbindung

durch das Demonstrativpronomen, das zunächst auf jenen Begriff des vorangehenden Satzes hinweist und sodann diesen selben Begriff zum Teilinhalt des zweiten Satzes macht, der dabei aber dem ersten gleichgeordnet bleibt. Wird jetzt dieser selbständige Demonstrativsatz in den vorangehenden inkorporiert und direkt an den durch das Demonstrativpronomen bezeichneten Begriff angeschlossen, so geht die Verbindung aus einer parataktischen in eine hypotaktische über: der Demonstrativsatz wird, unter Umwandlung des Demonstrativ- in das Relativpronomen, zu einem Relativsatz.

Auf der andern Seite kann eine gleichgeordnete Verbindung dadurch entstehen, daß der folgende Satz auf den ganzen Inhalt des vorangegangenen, nicht bloß auf einen einzelnen Begriff, zurückweist: hier wird die Verbindung durch eine der parataktischen Konjunktionen vermittelt. Diese lassen sich drei allgemeinen Beziehungsformen unterordnen, die wir als Koordination (*und*, *auch*, *also*, *denn* usw.), Opposition (*aber*, *sondern*, *dennoch*, *dagegen*) und Limitation (*indessen*, *gleichwohl*, *jedoch*, *übrigens* u. a.) unterscheiden können, die aber nicht immer scharf gegeneinander begrenzt sind, da namentlich zwischen der dritten und einer der beiden andern Kategorien Übergänge vorkommen. Von diesen drei Beziehungsformen ist es hauptsächlich die erste, die Koordination, die schon innerhalb der parataktischen Satzordnung verschiedene Verhältnisse räumlicher, zeitlicher und konditionaler Beziehung aus sich entwickelt. Solche speziellere Formen der Koordination, das *zugleich*, *darauf*, *deshalb*, *denn*, *darum*, welche die einfache und unbestimmte Verbindung (*und*) näher determinieren, bilden nun insofern den Übergang zur hypotaktischen Gliederung, als bei ihnen inhaltlich schon ein Abhängigkeitsverhältnis gedacht wird, das in den verbindenden Partikeln angedeutet ist. Aus diesen parataktischen Raum-, Zeit- und allgemeinen Bedingungsverhältnissen geht dann die hypotaktische Form wirklich hervor, sobald sich der Satz, der durch die allgemeine Abhängigkeitspartikel eingeleitet wird, dem Hauptsatz durch Veränderung der Konjunktion und eventuell durch geänderte Anordnung der Satzglieder unterordnet, während der Hauptsatz selbst keine wesentlichen Veränderungen er-

führt. Genetisch kommt dieses Verhältnis nicht selten darin zum Ausdruck, daß die hypotaktische Konjunktion direkt aus einem adverbialen Bestandteil des Hauptsatzes entspringt, während die parataktische dem zweiten Satz noch selbständig angehört hatte. Darum läßt sich dieser Übergang der Parataxe in die Hypotaxe auch als ein Vorgang auffassen, bei dem ein Bestandteil des Hauptsatzes, der die Art der Prädizierung näher bestimmt, von dem Nebensatz attrahiert wird und so diesen in einen dem ersten untergeordneten umwandelt, unter Verdrängung der parataktischen Konjunktion, falls eine solche vorhanden war. Doch ist dies zwar der psychologisch durchsichtigste, aber keineswegs der einzige Modus der Entwicklung. Namentlich kann es auch vorkommen, daß Sätze, die ursprünglich überhaupt ohne verbindende Partikeln einander folgen, durch die Entwicklung der Beziehungsformen in ein Verhältnis der Unterordnung treten, indem sie die der Art der Abhängigkeit entsprechende Konjunktion aus andern bereits geläufigen Satzverbindungen assoziativ aufnehmen. Der auf einem dieser Wege entstandene konjunktive Nebensatz bezieht sich demnach stets auf das Ganze des Hauptsatzes, und er unterscheidet sich dadurch von dem nur an einen einzelnen Begriff sich anlehnenden Relativsatz.

Dieser wesentliche Unterschied macht es erklärlich, daß der Relativsatz enger als der konjunktive Nebensatz mit dem Hauptsatz verbunden ist: jener wird demselben eingegliedert, dieser wird ihm angegliedert. Bei jenem ist die selbständige Satzform so verwischt, daß er als ein zum einfachen Satz gehörendes, selbst aber in die Satzform aufgelöstes Attribut erscheint; und in der Tat gehen, nachdem erst einmal das Relativpronomen entstanden, nicht selten Relativsätze direkt aus einer solchen Gliederung eines Attributs hervor. Dagegen bleibt der konjunktive Nebensatz dem Charakter eines selbständigen Satzes dauernd näher. Dies zeigt sich schon darin, daß er, falls nicht sekundäre Änderungen der Satzgliederung infolge der unten zu besprechenden Verwebungen der Satzgebilde eintreten (Nr. VI), dem Hauptsatz entweder folgt oder vorausgeht, nicht aber, wie der Relativsatz, ihm inkorporiert wird, ein Unterschied, der durchaus seiner Rückbeziehung auf das Ganze des Hauptsatzes entspricht. Da-

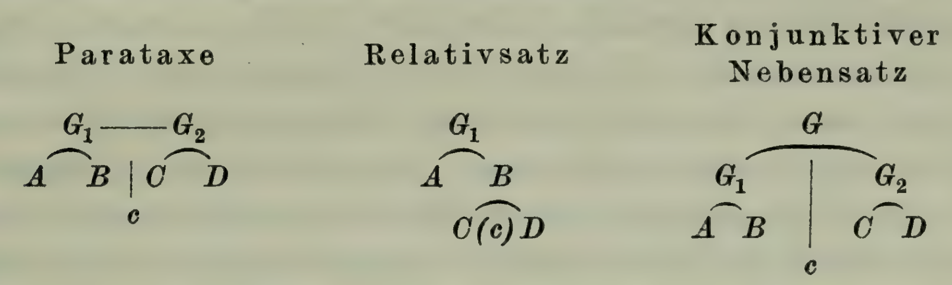
bei ist es das primäre Verhältnis, daß der Nebensatz dem Hauptsatze folgt, gemäß der parataktischen Satzverbindung, die den Ausgangspunkt der Entwicklung gebildet hat. Hier, wo die Sätze noch unabhängige Gedankeninhalte darstellen, kann natürlich immer erst in dem Augenblick, wo der zweite Satz beginnt, der Gedanke einer Beziehung zum vorangegangenen auftauchen und in einer entsprechenden Partikel Ausdruck finden. Ist die vollständige hypotaktische Gliederung eingetreten, so kann sich aber allerdings dieses Verhältnis umkehren; und wo der Inhalt des Nebensatzes als die Bedingung für den des Hauptsatzes aufgefaßt wird, erhebt sich sogar diese Stellung zur herrschenden: die Richtung des Denkens von der Bedingung zur Folge, von der Ursache zur Wirkung gibt dann auch den Bestandteilen des Satzes diese Ordnung. Während also die parataktischen Konjunktionen *denn*, *darum* notwendig den zweiten Satz einleiten, ist für die hypotaktischen *wenn*, *weil* jede Ordnung möglich. Die ursprünglichere ist auch bei ihnen die, daß der Nebensatz, dem sie angehören, nachfolgt. Doch hat sich in fortschreitendem Maße die Tendenz nach Voranstellung der Bedingung geltend gemacht. Demselben Zuge sind dann die zeitlichen Konjunktionen gefolgt, nur mit dem Unterschied, daß die Folge der Erzählung und die der Ereignisse immer, in der parataktischen wie in der hypotaktischen Gliederung, einander entsprechen müssen, und daß daher die Sätze nicht ihre Stellen gewechselt, sondern ihre Rollen getauscht haben. Der vorangehende Satz ist zum Neben-, der folgende zum Hauptsatz geworden, und jener hat dementsprechend die Konjunktion an sich gezogen: aus „die Verstärkungen trafen ein, dann brachen die Truppen auf“ wird hypotaktisch: „nachdem die Verstärkungen eingetroffen waren, brachen die Truppen auf“.

c. Psychologisches Verhältnis parataktischer und hypotaktischer Satzverbindungen.

Diese Umstellungen der Sätze oder der ihre Beziehungen ausdrückenden Konjunktionen weisen nun zugleich auf die wesentlichen psychologischen Strukturunterschiede der parataktischen und der hypotaktischen Satzverbindungen hin. Bei den ersteren

ist jeder Satz Inhalt einer selbständigen Gesamtvorstellung. Dabei mag immerhin bei der Bildung eines ersten Satzes schon eine dunkle, hauptsächlich in der Gefühlswirkung sich verratende, Vorstellung des folgenden im Bewußtsein vorhanden sein: im ganzen wird man aber voraussetzen dürfen, daß hier die sprachliche Form der Gedanken ein treuer Abdruck ihrer wirklichen Beschaffenheit ist. Über die primitivste, ohne alle verknüpfenden Partikeln stattfindende Form der Aneinanderreihung geht jedoch die parataktische Verbindung selbst schon dadurch hinaus, daß in dem Moment, wo eine folgende, mit der ersten in Beziehung stehende Gesamtvorstellung in das Bewußtsein tritt, auch die Art dieser Beziehung irgendwie bewußt ist. Dabei wird zwar die Aneinanderreihung der Gesamtvorstellungen noch als eine assoziative zu denken sein; aber ein Ansatz zur Bildung einer weiteren, beide Sätze umfassenden Einheit liegt doch offenbar darin, daß sich in den Bindepartikeln im Moment des Übergangs von einem Gedankeninhalt zum andern nicht bloß ein Gefühl der Existenz einer Verbindung, sondern bereits eine Vorstellung von deren Beschaffenheit geltend macht. Jenes anfänglich unbestimmte Gefühl hat hier allmählich die entsprechenden Vorstellungsbestandteile angezogen: die ursprünglich einfach koordinierenden Partikeln nehmen so bestimmtere zeitliche, räumliche usw. Bedeutungen an, und schließlich attrahieren sich daher beide Gedankeninhalte derart, daß sie zu einer Gesamtvorstellung zusammenwachsen. Dies geschieht aber bei den beiden Formen des Nebensatzes wieder in verschiedener Weise. Der demonstrative Folgesatz wird von der einzelnen Vorstellung attrahiert, die ihn assoziativ erregt hat: die ihm entsprechende Gesamtvorstellung wird daher vollständig von der des vorangehenden Satzes absorbiert, und der Relativsatz selbst wird so dem Hauptsatz eingegliedert. Anders bei den durch parataktische Konjunktionen vermittelten Verbindungen: hier bleiben die beiden Gesamtvorstellungen bestehen, aber sie ordnen sich einer allmählich sich ausbildenden, beide umfassenden, weiteren Gesamtvorstellung unter, in der nun zugleich eine bestimmte Gedankenbeziehung, ausgedrückt in der Bindepartikel, die Glieder in ein Verhältnis der Über- und Unterordnung bringt.

Hiernach können wir uns den Übergang der Parataxe in beide Formen der Hypotaxe durch das folgende Schema veranschaulichen, in welchem wieder, wie oben, das Zeichen ⌒ eine geschlossene, durch apperzeptive Gliederung eines Vorstellungsganzen, das Zeichen ‾ eine offene, durch Assoziation vermittelte Verbindung bezeichnen soll; außerdem wollen wir mit c das Beziehungselement des Satzes (Demonstrativ-, Relativpronomen oder Konjunktion) andeuten, dessen wechselnde Verbindungsweise zugleich seine verschiedenen Funktionen nach ihrer formalen Bedeutung kenntlich machen soll:



Natürlich kann hier jeder der Bestandteile A, B usw. wieder in der mannigfaltigsten Weise binär gegliedert sein. Nach dem bei dem einfachen Satze Bemerkten bedarf das keiner weiteren Erörterung. Haupt- und Nebensatz und bis zu einem gewissen Grade, besonders nach seinen Prädikatsbestandteilen, auch der Relativsatz sind eben hinsichtlich dieser Zerlegbarkeit in weitere Bestandteile selbst Sätze, die nur infolge ihrer Ein- und Angliederungen zu einem komplizierteren Satzganzen zusammenwachsen. Dabei bleibt bei der reinen Hypotaxe, solange nicht die unten (5) zu erörternden Mischerscheinungen eintreten, das Ganze eine geschlossene Verbindung, hervorgegangen aus einer einzigen Gesamtvorstellung. Zugleich ist diese Gliederung ihrem psychologischen Wesen nach die Wirkung einer Reihe in geordneter Form sich aneinander schließender Apperzeptionsakte, deren jeder in der Auffassung der Beziehung je zweier Glieder zueinander und zum Ganzen besteht, — ein psychischer Vorgang, zu dem die binäre Satzgliederung selbst nur die sprachliche Außenseite bildet.

In diesem Sinne können wir demnach überhaupt eine geschlossene Verbindung dieser Art, sie mag noch so verwickelt sein, als eine *einzige zusammengesetzte Apperzeptions-*

verbindung betrachten. Gerade die Entstehung des zusammengesetzten Satzes in seinen verschiedenen Formen weist aber bereits darauf hin, daß diese rein apperzeptive Form des Denkens nicht die ausschließliche, und daß sie namentlich nicht die ursprüngliche ist, vielmehr selbst aus jenen offenen, auf Assoziationen beruhenden Verknüpfungen hervorwächst, wie uns solche vor allem auch in den parataktischen Satzverbindungen begegnen. Dabei sind in diesen die verschiedensten Übergangsstufen gegeben, bei denen sich in der wechselnden Beziehungsform die eintretende Einordnung der Teile in eine größere, umfassendere Gesamtvorstellung bereits vorbereitet. Vom Gesichtspunkt der Ökonomie des Denkens aus erscheint dieser Vorgang von eminenter, weit über das ihm gewöhnlich zugeschriebene Maß hinausgehender Bedeutung. Denn durch die Ausdehnung der binären apperzeptiven Gliederung der Gedankeninhalte über eine Mehrheit von Sätzen wächst in gleichem Maße extensiv der Gedankenumfang, wie sich intensiv seine Energie verstärkt, indem sich das Entlegene genähert, das ursprünglich in eine größere Zahl von Denkakten Gesonderte in eine Einheit zusammengefaßt wird. Darum ist die zunehmende Herrschaft der prädikativen Satzform wohl eine der größten Umwälzungen in der Geschichte des menschlichen Denkens. Aber dieser ganze Vorgang zeigt auch schon, gerade aus Anlaß der Entstehung der zusammengesetzten Sätze, daß die prädikative Form mindestens in dieser Ausdehnung das Erzeugnis einer in gewissem Sinn einseitig gerichteten Entwicklung ist; daher sie denn auch andere Formen syntaktischer Ausbildung neben sich hat, die in ihrer Weise ebenfalls zu hoch entwickelten Werkzeugen des Denkens werden können.

4. Attributive Satzformen.

a. Allgemeine Gesichtspunkte für die Beurteilung fremder Sprachformen.

Versucht man es, aus einer fremden in die eigene Sprache eine verwickeltere Satzkonstruktion Wort für Wort zu übersetzen, so entstehen bekanntlich schon bei Sprachen von verwandter Struktur, wie Griechisch und Deutsch, nicht selten gezwungene

Wort- und Satzfügungen; aber unverständlich werden solche wörtliche Übertragungen selten. Wenn wir dagegen aus irgendeiner Sprache von abweichenderem Bau, z. B. aus einer altaischen oder amerikanischen, einen Text wörtlich übertragen, so ist er nur noch unter der Bedingung relativ leicht verständlich, daß es sich um ganz einfache Sätze handelt. Ist die Sprache zu einem verwickelteren Satzbau fortgeschritten, so macht uns hier der zusammengesetzte Satz zunächst einen völlig fremdartigen Eindruck: fast erscheint er wie eine sinnlose Aneinanderreihung von Wörtern. Eine nähere Analyse zeigt aber leicht, wie der Grund hiervon nur darin liegt, daß *unsere* Formen der Satzfügung in einer solchen Sprache durch andere ersetzt sind, die zum größten Teil nicht auf dem prädikativen, sondern auf einem *attributiven* Verhältnis beruhen. Um hier zu einem wirklichen Verständnis der Satzformen zu gelangen, muß man daher vor allem von den der eigenen Sprache entnommenen Denkformen zu abstrahieren suchen. Dies pflegt in den wörtlichen Übertragungen von Sprachproben nur unvollkommen zu geschehen. Denn gewöhnlich folgt zwar die Übersetzung Wort für Wort dem Original; dabei werden aber in der Regel zugleich überall diejenigen Wortformen eingesetzt, die in unserer eigenen Sprache den Sinn möglichst treu wiedergeben. Man folgt also in der Übersetzung genau der *Satzfügung* der fremden Sprache, behält sich aber im Gebiet der *Wortformen* eine freie Bewegung vor. Dieses gemischte System scheint mir nun unter jedem Gesichtspunkt seinen Zweck zu verfehlen: das Verständnis des *Sinnes* wird dadurch kaum wesentlich erleichtert; das Eindringen in den *Geist* der fremden Sprache wird aber erschwert, indem man in sie Wortformen hinüberträgt, die sie überhaupt nicht besitzt, und auf deren Mangel gerade der völlig anders geartete Satzbau nicht selten beruht. So nimmt vielfach erst infolge dieser syntaktisch gebundenen, in der Wortform freien Übersetzungsweise der fremde Satz eine barocke Gestalt an, und er wird verständlicher, wenn wir ihm auch in der Wortform sein ursprüngliches Gepräge lassen. Für ein Wort, das nach seiner Form sowohl Verbum wie Nomen sein kann, sollten wir daher, wenn wir es seinem Begriff nach durch ein Verbum wiedergeben müssen,

jedenfalls die Form eines passenden Verbalnomens wählen. Wo eine Sprache Tempus und Modus nicht unterscheidet, da sollten auch wir solche Bestimmungen nicht nach Maßgabe unserer Sprachgewohnheiten hinzufügen. Eine Partikel, die irgendwelche Begriffsmodifikationen des Nomens oder Verbums ausdrückt, sollten wir wieder durch eine Partikel übersetzen, und zwar möglichst durch eine solche, die den verschiedenen Anwendungsweisen gleichzeitig gerecht wird, nicht abwechselnd durch eine Konjunktion, Präposition oder ein Adverbium oder gar durch die Kopula und andere Hilfsverben, vollends wenn die betreffende Sprache Kopula, Konjunktionen und Hilfsverben überhaupt nicht hat. Dagegen werden wir die Kasusunterscheidungen des Nomens sowie die verschiedenen Genus-, Modus- und Tempusformen des Verbums stets durch die entsprechenden Formen unserer eigenen Sprache ausdrücken können, auch wenn diese an sich abweichenden Ursprungs sind, falls wir nur im allgemeinen sicher sein können, dabei der fremden Sprache keine Begriffe unterzuschieben, die nicht in ihr selbst vorhanden sind.

b. Einfache attributive Sätze.

Betrachtet man, von den obigen Gesichtspunkten geleitet, Satzkonstruktionen der verschiedensten Sprachen, so erkennt man unschwer, bei aller Abweichung im einzelnen, eine bestimmte Entwicklungsfolge. Auf der niedersten Stufe begegnet uns zunächst eine Form der Rede, die wir als die einfachste attributive Satzform bezeichnen können. Sie besteht in dem sprachlichen Ausdruck einfacher Wahrnehmungsinhalte: ein Gegenstand, eine Person oder Sache wird mit einer Eigenschaft oder einem Zustand ohne weitere grammatische Hilfsmittel verbunden. Eigenschaft und Zustand selbst aber werden nur durch die meist dem Gegenstand nachfolgende Stellung von diesem geschieden: in ihrer Wortform sind sie dem substantivischen Nomen gleich und können daher in andern Satzverbindungen im Sinne eines solchen auftreten. Dementsprechend wird in der Regel das Pronomen in seiner substantivischen Anwendung, als persönliches, und in seiner adjektivischen, als possessives, nicht unterschieden. Dagegen scheiden sich stets schon deutlich durch

die Wortstellung die Kasusformen der inneren Determination, Subjekts-, Objekts- und Besitzkasus (Genitiv). Ebenso hat der nach seiner Wortform indifferente Verbalbegriff eine verschiedene Bedeutung, je nachdem er als Attribut dem Subjektsnomen beigegeben ist oder seinerseits als herrschendes Verbalnomen durch ein Objektsnomen ergänzt wird: das attributive Verbalnomen folgt dem Subjekt, das ein Objekt bestimmende geht diesem voraus. Wir wollen diesen Unterschied im folgenden dadurch wiedergeben, daß wir für das attributive Verbalnomen das Partizip, für das dem Objekt voranstehende den Infinitiv wählen. Alle Modifikationen der Hauptbegriffe werden auf dieser Sprachstufe durch Partikeln ausgedrückt, die im allgemeinen eine hinweisende Bedeutung besitzen, und die wir daher am angemessensten durch ein *hier*, *da*, *dort* oder durch ein Demonstrativpronomen übersetzen können. Ich gebe als Probe dieser Sprachform eine kleine Erzählung „der Buschmann und der Weiße", die, auch abgesehen von der Struktur der Sätze, durch die Art, wie ein allgemeines Erlebnis in einer Reihe konkreter Wahrnehmungsbilder wiedergegeben wird, für diese Stufe des Denkens bezeichnend ist. Wir würden den wesentlichen Gedankeninhalt etwa folgendermaßen ausdrücken: „Zuerst nimmt der Weiße den armen Buschmann freundlich auf und beschenkt ihn, damit er für ihn arbeite. Dann aber wird der Buschmann mißhandelt, bis er davonläuft, worauf der Weiße irgendeinen andern Buschmann in seine Dienste nimmt." Es ist das alte Lied von der Treulosigkeit des weißen Mannes gegen die unterdrückte farbige Rasse, das sich in der Sprache des Buschmanns folgendermaßen ausnimmt[1]): *Busches Mann-hier da gehend laufen- zu Weißem, er Weißer gebend-hin Tabak, er da gehend rauchen, er da gehend füllen Tabak Sack, er Weißer gebend Fleisch-Gabe, Busches Mann da gehend essen Fleisch, er stehend auf, er gehend heim, er gehend lustig, er trinken Wasser, er gehend sitzen, Busches*

[1]) Mitgeteilt von Fr. Müller (Grundriß IV, S. 15f.) nach schriftlichen Aufzeichnungen von Dr. Theophil Hahn. Die Übersetzung, die Müller dem in der Ursprache mitgeteilten Texte beigibt, ist von mir nach den sonstigen Mitteilungen Müllers über die Buschmannsprache gemäß den oben angedeuteten Grundsätzen verändert worden.

Mann weiden Weißen Schafe, Weißer gehend schlagen Busches Mann, er Busches Mann schreiend-sehr aus-Schmerz, er gehend laufen-weg Weißem, er Weißer laufend-nach Busches Mann, Busches Mann da anderer, dieser hier weidend Schafe, er Busches Mann ganz fort.

Die kurzen Sätze, aus denen diese Erzählung besteht, enthalten teils ein einziges, sich attributiv an das Substantiv oder das vertretende Demonstrativpronomen anschließendes Verbalnomen, wie *Busches Mann gehend heim*, *er stehend auf* usw., teils zwei miteinander verbundene Verbalnomina (oben als Partizip und Infinitiv wiedergegeben), von denen das zweite das erste ergänzt, um entweder die besondere Beschaffenheit der durch das erste unbestimmter angegebenen Handlung oder um die Beziehung dieser auf ein diesem zweiten Verbalnomen folgendes näheres oder entfernteres Objekt auszudrücken, wie *er gehend rauchen*, *er gehend laufen-zu Weißem*, oder aber auch, indem die Objekte sich häufen, *er gehend füllen Tabak Sack.* Die Sätze der ersten Art sind augenscheinlich einfache Attributivverbindungen, nach dem Typus $S\overline{}A$ gebaut, das Verbalnomen unterscheidet sich weder in der Wortform noch in der Art der Verbindung von irgendeinem dem Subjekt attributiv hinzugefügten andern Nomen. Auch erweist sich in der im zweiten Teil der Erzählung vorkommenden Aneinanderreihung solcher attributiver Verbalnomina (*er stehend auf*, *er gehend heim*, *er gehend lustig*) diese Verbindung als eine offene: wir können sie symbolisch ausdrücken durch eine Reihe $\overline{\overline{\overline{S\,A_1}\,A_2}\,A_3}$, d. h. durch die Formel einer jener Assoziationsreihen, wie sie überall da vorkommen, wo eine fest im Bewußtsein stehende Vorstellung der gemeinsame Ausgangspunkt einer Anzahl aufeinander folgender Assoziationen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es gerade diese Art der Assoziationsreihen, die eben durch die Beziehung auf einen von der Aufmerksamkeit festgehaltenen Ausgangspunkt den unmittelbaren Übergang zu den apperzeptiven Vorstellungsprozessen und damit zu den geschlossenen Satzverbindungen bildet. Von diesem Übergang wird man in der Tat annehmen dürfen, daß er bereits eingetreten oder einzutreten im Begriffe sei in jenen Fällen,

wo zu dem attributiv mit dem Subjekt verbundenen Verbalnomen ein zweites hinzutritt, das selbständig bleibt oder ein Objektsnomen regiert wie in *er gehend rauchen*, *er gehend füllen Tabak* usw. Hier hat wohl das ständig wiederkehrende Wort *gehend* die formale Bedeutung, das Subjekt, dem es beigefügt ist, als ein Nomen agens und so das folgende Verbalnomen als seine Handlung zu kennzeichnen: damit beginnt sich aber dieser zweite Verbalbegriff aus der Sphäre der Attribute zu lösen und dem Subjekt als Prädikat gegenübergestellt zu werden, in welcher Funktion er sich nun befestigt durch die Verbindung mit einem Objekt, auf das die Handlung gerichtet ist. Denn indem dieses Objekt den Verbalbegriff attrahiert, hört der letztere auf, ein dem Subjekt adhärierendes Attribut zu sein, und wird ihm vielmehr samt dem Objekt als Prädikat gegenübergestellt. Es ist daher sehr möglich, daß solche transitive Prädikatbildungen überhaupt die ursprünglichsten sind, und daß sich an sie erst intransitive Formen angeschlossen haben, nachdem durch jene attraktive Wirkung des Objekts ein Verbalnomen dem Subjekt selbständig gegenübergestellt war. Ebenso mochte es dann auch geschehen, daß das erste attributive Verbalnomen in den folgenden Fällen gelegentlich hinwegblieb, nachdem durch dasselbe die Bildung der Vorstellung eines Nomen agens in seinem Verhältnis zur Handlung einmal ausgebildet war: so unter den obigen Sätzen in *er trinken Wasser*, *Weißer geben Fleisch*, wo nach Analogie der übrigen Sätze der volle Ausdruck lauten müßte *er gehend trinken Wasser*, *Weißer gehend geben Fleisch*. Bezeichnen wir hiernach das erste, attributive Verbalnomen, wie oben, mit A, das zweite, prädikative mit V, so läßt sich die Bildung der primitivsten prädikativen Satzformen durch die symbolische Formel

$$S^\frown \overset{\frown}{A \qquad V}{}^\frown O$$

veranschaulichen, in welcher Formel $S^\frown A$ und $V^\frown O$ nunmehr als die Produkte der apperzeptiven Gliederung der das Ganze umfassenden Gesamtvorstellung erscheinen. Aus dieser Verbindung gehen dann durch die Verdichtung des Elements A die weiteren und in formaler Beziehung noch einfacheren prädikativen Satzformen $\overset{\frown}{S \quad V}{}^\frown O$ und $\overset{\frown}{S\,V}$ hervor.

Über die geschilderte primitive Form kann sich nun die syntaktische Fügung der Rede innerhalb der gleichen Ausdrucksweise zunächst dadurch erheben, daß die mit dem Subjekt oder mit einem Objekt verbundenen Attribute an Zahl zunehmen und so umfangreichere Satzbildungen entstehen lassen. In diesem Fall tritt dann meist zugleich infolge dieser komplizierteren Beschaffenheit des Satzbaues der Unterschied der attributiven von der prädikativen Gedankenform deutlicher hervor. So in der Sprache der Hottentotten. Sie zeigt vor allem darin den gleichen allgemeinen Typus, daß auch sie ein eigentliches Verbum und einen sicheren Unterschied zwischen persönlichem und possessivem Pronomen nicht kennt. Doch nimmt das Hottentottische insofern eine wesentlich höhere Stufe ein, als es bereits zu verwickelteren Satzbildungen gelangt ist. Dies gibt sich denn auch an dem Inhalt der sprachlichen Denkmäler, besonders in der Märchen- und Mythendichtung dieser Stämme, zu erkennen. Ich wähle als Beispiel den Anfang eines Märchens, indem ich zur leichteren Verständigung über die Beziehungen der Satzglieder sofort den einzelnen Hauptbegriffen die nachher zu verwendenden symbolischen Zeichen beifüge: *Sonne die* (S) *sie sagend ein Tag Erde-auf-der damals sie seiend* (A_1), *auch damals sie Weg-den ziehend* (A_2) *Menschen* (S_1) *sehend sitzen* (V) *sie auch damals doch ziehend vorüber an ihr* (A_3)[1]. In unsere prädikative Sprachform übersetzt würde dieser Satz lauten: „Als eines Tages, wie sie sagen, die Sonne auf der Erde war, sahen Menschen, die des Weges kamen, sie sitzen, während sie vorüberzogen.“ In der Sprache der Hottentotten nähert sich nur einer der Ausdrücke der prädikativen Form, indem er durch die Verbindung zweier Verbalbegriffe das Nomen agens der Handlung gegenüberstellt: *Menschen sehend sitzen.* In der Tat ist dies der Inhalt der Hauptaussage. Alles übrige besteht in attributiven Nebenbestimmungen, die zuerst in einem vorangehenden einfachen Satze dem ersten Subjekt *Sonne*, dann in einem nachfolgenden dem zweiten Subjekt *Menschen* beigefügt werden.

[1]) Th. Hahn, Jahresber. des Vereins für Erdkunde in Dresden, 1870, S. 57. Müller, Grundriß, I, 2, S. 23. Einige weitere Beispiele bei Th. Hahn, Die Nama-Sprache, 1870, S. 57ff.

Symbolisch können wir daher die wesentlichen Begriffe der Erzählung folgendermaßen ordnen: $S \frown A_1,\ \widehat{S_1 \frown A_2\, A_3}\; V$.

c. Komplexe attributive Verbindungen im einfach prädizierenden Satze.

Auch in dem vorangehenden Beispiel handelt es sich bei der einzigen im Satze vorkommenden Verbindung, die als äquivalent einer prädikativen anzusehen ist, noch um einen jener Fälle, wo die Begriffsbildung in gewissem Sinne der sprachlichen Form vorauseilt. Der prädikative Ausdruck wird nicht durch eine wahre Verbalform, sondern nur durch jene eigentümliche Verbindung nominaler Attribute erzeugt, die den Hauptbegriff als ein Nomen agens kennzeichnet, indem sie der im unmittelbaren Attribut ausgedrückten Handlung noch ein weiteres Nomen actionis beifügt. Das gleiche Übergewicht attributiver Verbindungen kann nun aber auch dann erhalten bleiben, wenn sich die hier auf zwei Nomina verteilte prädikative Funktion auf ein einziges Wortgebilde zurückzieht, das als echtes verbales Prädikat den übrigen Bestandteilen des Satzes gegenübertritt. Die Vorherrschaft der attributiven Verbindungen pflegt sich dann aber in einer großen Zahl im übrigen voneinander völlig unabhängiger Sprachen übereinstimmend noch darin zu äußern, daß selbst in sehr zusammengesetzten Sätzen der prädikative Ausdruck nur einmal vorkommt. Während er nunmehr die Hauptglieder des Satzes deutlicher von den Nebenbestandteilen sondert, ordnen sich die letzteren als weitere ergänzende Vorstellungen in attributive Verbindungen, die sich über beliebig viele Glieder erstrecken können, also den allgemeinen Charakter offener Verbindungen besitzen. Das folgende Beispiel aus der Sprache der Wolof, eines zentralafrikanischen Negerstamms, ebenfalls der Anfang eines Märchens, mag dies veranschaulichen: *Ein Tag Schmetterling* (S) *dieser schön* (A_1) *dessen nicht ähnlich* (A_2) *schwebte* (V) *über Blume* (O), d. h.: „ein schöner Schmetterling, der seinesgleichen nicht hatte, schwebte eines Tages über einer Blume“[1]). Das Wort *schwebte* ist diesmal

[1]) Müller, Grundriß, I, 2, S. 103.

auch in der Wolofsprache ein echter Verbalausdruck: im übrigen sind die weiteren Bestimmungen, die wir durch engere adjektivische Verbindung und durch einen Relativsatz dem Subjekt angliedern, diesem lose als Attribute angefügt. Die Strukturformel würde demnach folgende sein: $S - \overset{\frown}{A_1\, A_2}\; \overset{\frown}{V\, O}$.

Diese Neigung zur Bildung offener, an bestimmte Hauptbegriffe sich anlehnender Verbindungen reicht nun noch tief in Sprachformen hinein, die durch reiche, ja, von unserem Anschauungskreis aus betrachtet, durch überreiche Verbalbildungen ausgezeichnet sind. Sie spricht sich hier in einer Erscheinung aus, die man als Begleiterin solch exzessiver Bildung der Genera und Modi des Verbums regelmäßig findet: in der *Erzeugung zahlreicher Verbalnomina*. Zu diesen Sprachen gehören neben den amerikanischen namentlich die altaischen und das in vielen seiner syntaktischen Eigenschaften, ebenso wie in seiner zusammengesetzten Wortbildung den letzteren verwandte Sanskrit. In den Sprachformen dieser Klasse pflegen Nomina agentis und actionis, Nomina präsentis, präteriti und futuri vorhanden zu sein, die in ihrer syntaktischen Funktion vollständig den ursprünglichen Substantiv- und Adjektiv- oder den aus diesen hervorgegangenen Adverbialbildungen äquivalent sind und daher gleich diesen durchaus wieder im attributiven Sinne verwendet werden. Die Sprache zeigt daher meist eine sehr verwickelte Satzstruktur, eben weil zwar der ganze Satz nur von einem einzigen Verbum finitum beherrscht, alles aber, was in unsern Sprachen durch Neben- und Relativsätze mit den ihnen zugehörigen echten Verbalformen ausgedrückt ist, mittels dicht gedrängter Partizipialkonstruktionen attributiv dem Hauptsatze einverleibt wird. Es ist charakteristisch, daß aus der Gesamtheit der indogermanischen Sprachen vor allem das Indische, wie es nach seiner geographischen Verbreitung am nächsten an das ursprüngliche Sprachgebiet der turanischen oder ural-altaischen Stämme angrenzt, so auch in seiner syntaktischen Struktur diesem ähnlicher ist als den ihm sonst nach Wortschatz und Wortbildung verwandteren Sprachen. Zugleich zeigt diese Erscheinung neben manchen andern, die der neueren Sprachgeschichte

angehören, daß die syntaktischen Verhältnisse im ganzen relativ veränderlich und darum leichter als andere Eigenschaften durch Sprachmischungen und äußere Völkerberührungen zu beeinflussen sind.

Ich wähle als Beispiel dieser an sich hoch entwickelten, jedoch in ihrer Eigenart unserem Denken fremd gegenüberstehenden Sprachform ein jakutisches Lied. Die wortgetreue Übersetzung macht in diesem Falle namentlich deshalb Schwierigkeiten, weil die Sprache gewisse Verbalformen besitzt, die wir sogar unter Beiziehung von Hilfsverben kaum wiedergeben können, da sie Verhältnisse der Handlung ausdrücken, zu denen wir in unsern Sprachen der Nebensätze und der unterordnenden Konjunktionen bedürfen. Wenn man z. B. den „Konditionalis" des jakutischen Verbums mittels der Konjunktion „wenn" übersetzt, so fällt man natürlich ganz aus dem Geist der Sprache, in der diese Konjunktion gerade so wie ein durch sie eingeleiteter Nebensatz unbekannt ist. Ich werde daher, um die Form des selbständigen Verbums zu wahren und dem Sinn wenigstens so nahe wie möglich zu kommen, den Konditionalis mit dem Hilfszeitwort „sollen" umschreiben. Dann lautet der jakutische Text in wörtlicher Übertragung: *Bekannter Mann-mein* (*S*) *kommen-sollte-er* (V_1, Kondition.), *seit-lange gesehen-er-mein* (A)$_1$ *sichtbar-werden-sollte-er* (V_2, Kondition.), *ich* (S_1) *jenen mich-verbergend kommend* (A_2) *Küsse-mein-werdend* (A_3, Nomen futuri) *gewiß, Wolf Blut-sein-von auch Mund-sein* (s_1) *bestrichen-worden-sein sollte* (V_3, Kondition.), *jenen Hand-mit* (*O*) *fest drücken mein* (V_4) *gewiß, diese Fläche-ihrer-auf* (s_2) *Schlange sich windend auch liegen-sollte* (V_5, Kondition.). Böthlingk übersetzt diese Worte folgendermaßen: „Wenn mein Bekannter käme, wenn mein vor Zeiten Erblickter sich zeigte: ich nahte mich verstohlen und küßte ihn, wenn auch sein Mund mit Blut vom Wolfe besudelt wäre; fest drückte ich ihm die Hand, wenn auch eine Schlange auf ihrer Fläche sich wände"[1]).

Vergleicht man den jakutischen Text mit dieser Übersetzung, so besteht zunächst ein wesentlicher Unterschied darin, daß an

[1]) Böthlingk, Die Sprache der Jakuten, Jakutischer Text, S. 96. Müller, Grundriß, II, 2, S. 303.

Stelle der Nebensätze nur einander gleichgeordnete Sätze zu finden sind. Im Jakutischen ist daher in mehrere einfache Sätze zerlegt, was wir in einem einzigen zusammengesetzten Satz ausdrücken. Anderseits hat sich aber der letzte dieser einfachen Sätze durch Angliederung mehrerer attributiver Bestimmungen an das Subjekt so erweitert, daß wir ihn wieder teils in mehrere selbständige Sätze, teils in Haupt- und Nebensatz sondern müssen. Dabei ist noch besonders bemerkenswert, daß, zusammenhängend mit der reichen Verbalbildung der Sprache, unter diesen Attributen nicht nur Verbalnomina, sondern auch ganze, sich assoziativ angliedernde Sätze vorkommen. Näher betrachtet läßt sich nämlich, wenn wir uns auf den Ausdruck der oben in den Klammern symbolisch angedeuteten Hauptbegriffe beschränken, der ganze Text in folgender Formel wiedergeben:

$$\overset{\frown}{S\,V_1},\ \overset{\frown}{S^{-}A_1\,V_2},\ \overset{\frown}{S_1^{-}A_2\,s_1\,A_3^{-}(\overset{\frown}{s_1\,V_3})}\ \overset{\frown}{V_4\,s_2\,O}{}^{-}(\overset{\frown}{s_2\,V_5}).$$

Zuerst gehen voran die zwei kurzen Sätze: „mein Bekannter sollte kommen“ ($\overset{\frown}{S\,V_1}$) und: „mein seit lange Gesehener (dasselbe Subjekt mit einem neu hinzutretenden Attribut) sollte sichtbar werden“ ($\overset{\frown}{S^{-}A_1\,V_2}$). Dann kommt als drittes Glied ein durch reichliche Attribute erweiterter Satz mit der Redenden selbst als Subjekt (S_1); das durch diese Attribute weit getrennte Prädikat des Satzes ist: „(ich) drückte fest seine Hand“ ($\overset{\frown}{V_4\,O}$). Vorher kommen, direkt an das Subjekt sich anschließend, die Attribute „mich verbergend kommend“ (A_2) und „Küsse-mein-werdend“ (A_3). Hier enthält nun aber die Vorstellung des Küssens als Nebenvorstellung die des Mundes (s_1), und an diese schließt sich wiederum attributiv ein wirklicher, abermals mit dem Konditionalis gebildeter Satz: „sollte sein Mund von Wolfsblut bestrichen sein“ ($\overset{\frown}{s_1\,V_3}$). Analog enthält auch noch der zum Prädikat gehörige Objektsbegriff Hand (O) die begleitende Vorstellung der Handfläche (s_2), die zu einem an das Prädikat assoziativ sich anschließenden Satz Anlaß gibt: „sollte die Fläche der Hand von einer Schlange umwunden sein“ ($\overset{\frown}{s_2\,V_5}$).

Sicherlich ist das eine Art syntaktischer Fügung, die unsern

Denkformen sehr ferne liegt. Hält man aber daran fest, daß wir in eine solche, den Satz von seinen einzelnen Bestandteilen aus attributiv erweiternde Sprache vor allem nicht überall unsere eigenen Denkformen übertragen dürfen, so wird alles klar, und die fremde Gedankenform erscheint als eine durchaus natürliche. Sie ist insofern einfacher, als in ihr das prädikative Verhältnis gegenüber der assoziativen Apposition der Vorstellungen zurücktritt. Sie ist aber hinwiederum darin wesentlich verwickelter, daß nun diese Appositionen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung erzeugen können. Darum besteht nicht das geringste Recht, derartigen Erscheinungen gegenüber von einer „Formlosigkeit“ der Sprache oder auch nur von einer geringeren Vollkommenheit der syntaktischen Form zu reden. Diese Form ist eine andere als die unsrige, aber sie folgt nicht minder bestimmten Gesetzen; und in der Fülle der attributiven Beziehungen, mit der die reiche Entwicklung der Verbalnomina zusammenhängt, verrät sie eine in ihrer Art hohe Ausbildung. Allerdings steht sie durch den damit eng verbundenen Mangel hypotaktischer Satzgliederungen zurück. Aber wenn uns darum der organische Aufbau des Satzes unvollkommen erscheint, so steht dem die Fähigkeit einer um so innigeren Verbindung der unmittelbar zusammengehörigen Begriffe gegenüber. Darum bildet zwar die einfache attributive Satzform wahrscheinlich den Ausgangspunkt aller syntaktischen Entwicklungen. Doch nachdem aus ihr der prädikative Ausdruck hervorgegangen ist, divergieren nun diese nach zwei abweichenden Richtungen. Entweder greift die prädizierende Aussageform vom Ganzen auf die Teile des Satzes über: so entsteht die uns geläufige vorwiegend prädikative Syntax. Oder innerhalb der einzelnen Teile bleiben die attributiven Beziehungen erhalten und gewinnen an Mannigfaltigkeit des Ausdrucks: so entstehen die komplexen attributiven Formen im einfach prädizierenden Satze. Beide Entwicklungen können auf diese Weise etwa zwei Klassen organischer Wesen verglichen werden, die aus einer übereinstimmenden Grundform hervorgegangen sind, aber sich nach verschiedenen Richtungen differenziert haben. Dem entspricht auch die Tatsache, daß die wesentlichen syntaktischen Verbindungsformen

beiden Sprachtypen zukommen, nur daß hier mehr die eine, dort mehr die andere hervortritt. Der psychologische Unterschied, der alle diese Eigenschaften des grammatischen Baues als seine notwendigen Folgen mit sich führt, besteht aber einerseits darin, daß die prädikative Gedankenform das Ganze des Satzes zu einer regelmäßig gegliederten Einheit verbindet, wogegen bei der attributiven ihm, während er ausgesprochen wird, leichter noch weitere Bestandteile in mehr oder minder großer Zahl zuwachsen können, die sich in Gestalt offener Verbindungen an die Hauptvorstellungen angliedern. Anderseits ist diese Gedankenform insofern eine gedrungenere, die Verbindung der Elemente in der Anschauung wie im Begriff stärker hervorhebende, als sie Bestandteile, die in der hypotaktisch gliedernden Rede Untersätze bilden, in komplexe, aber einheitliche Begriffe zusammenfaßt. Dieser letztere Vorzug ist besonders deutlich in solchen Sprachen zu bemerken, die, wie das Lateinische und Griechische in vielen ihrer syntaktischen Formen, mit einer gewissen Willkür zwischen attributiven und prädikativen Konstruktionen wechseln können. Die Vorteile einer freien assoziativen Angliederung der Vorstellungen treten dagegen hauptsächlich dann hervor, wenn, wie in den ural-altaischen und den amerikanischen Sprachen, der Hauptaussage zahlreiche Nebengedanken angefügt werden, die an sich nur lose mit jener verbunden sind, und denen sich dann noch leicht weitere Glieder assoziativ zufügen lassen. So sind in dem letzten der obigen Beispiele aus dem Jakutischen die attributiv sich anlehnenden Glieder ($\widehat{s_1\,V_3}$ und $\widehat{s_2\,V_5}$) sichtlich erst durch das unmittelbar vorangehende Attribut erweckt worden, und gerade so gut wie sie würden sich dem auch noch weitere ähnliche Assoziationen anschließen können. Nach der Bedeutung, die das attributive Verhältnis für den Aufbau des Satzes hat, bilden aber die Sprachen selbst, in denen dieses Verhältnis überwiegt, eine Entwicklungsreihe, die, wie sie grammatisch als eine wachsende Herrschaft der prädikativen über die attributive Form erscheint, so psychologisch als die allmähliche Entstehung der apperzeptiven aus den assoziativen Funktionen gedeutet werden kann. Gleichwohl gewinnen unter den auf dem prädikativen Satzverhältnis beruhenden Sprachen gerade diejenigen,

die daneben über einen größeren Reichtum attributiver Verbindungsformen verfügen, wie das Griechische, das Lateinische und einigermaßen auch noch das Deutsche, in dieser Mannigfaltigkeit einen besonderen Vorzug. Denn sie können nun ebensowohl dem Bedürfnis nach fester Geschlossenheit des Gedankens wie nach freier Angliederung neu auftauchender Vorstellungen genügen, und in der Substitution attributiver für prädikative Verbindungen und umgekehrt können sie wieder bald mehr dem Triebe nach unmittelbarer Vereinigung der Vorstellungen, bald dem nach gleichmäßig gegliedertem Aufbau der Gedanken nachgeben.

d. Der Gefühlssatz als attributive Satzform.

Für die ursprünglichen, in den abweichenden Satzbildungen zum Ausdruck kommenden Beziehungen der beiden Gedankenformen zueinander spricht schließlich die bemerkenswerte Tatsache, daß es eine Satzform gibt, in der, wie es scheint, in allen Sprachen die attributive und assoziative Verknüpfung der Vorstellungen erhalten blieb: die Form des Gefühlssatzes. Indem im Affekt das Wogen der Gefühle in jedem Moment neue Vorstellungen in das Bewußtsein hebt, ergießt sich die Sprache des Affekts mehr als die gewöhnliche Rede in Sätzen, in denen sich unmittelbare Assoziationen in offenen Wortverbindungen an Vorangegangenes anreihen. Daher der Affekt so leicht ein Bild an das andere, eine Ausdrucksweise des gleichen Gedankens an eine ähnliche knüpft, — Eigenschaften, die aus der Affektsprache in die poetische Sprache übergegangen sind, weil ja diese stets in einem gewissen Grad Affektsprache bleibt. Die Gefühlssätze bieten uns so heute noch alle möglichen Übergänge von jenen früher erwähnten Wortverbindungen, die überhaupt nur attributiver Art sind, zu solchen, in denen, wenn auch noch nicht durch ein Verbum direkt ausgedrückt, doch dem Sinne nach ein Akt prädikativer Beziehung vorliegt, und wo nun außerdem Subjekt wie Prädikat Ausgangspunkte von Assoziationen sein können. So kann man in den Schillerschen Versen *Endlich, endlich nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden ein Augenblick der Rache, des Triumphes* die Worte, die das Grundthema des Gefühlsergusses bilden, *endlich ein Augenblick der Rache*, als eine eben auf der

Schwelle zur prädikativen Satzform stehende Fügung betrachten. Alles Weitere aber ist Produkt zuströmender Assoziationen, die sich leicht beliebig weiter fortsetzen könnten.

Wie sich in den Gefühlssätzen die attributive Gedankenform noch in einer Weise erhalten hat, die an die primitivsten sprachlichen Bildungen erinnert, so ragt sie nun aber auch vielfach in die Aussagesätze, und zwar vor allem in solche von verwickelterem Aufbau hinein, derart daß unter den Sätzen einer in Perioden stilisierten Rede die Mehrzahl einer prädikativ-attributiven, also gemischten Gedankenform zugehört.

5. Prädikativ-attributive Sätze.

Da die rein prädikative Satzform die vollständige binäre Gliederung einer Gesamtvorstellung darstellt und demnach im allgemeinen voraussetzt, daß alle ihre Teile in dieser Gesamtvorstellung bereits enthalten waren, so begreift es sich leicht, daß dem Umfang dieser Form gewisse Grenzen gesetzt sind. Sie können nach den allgemeinen Bedingungen der überlieferten Sprache und nach den besonderen der individuellen Anlage nicht unerheblich variieren. Aber auf der einen Seite kann der Umfang eines in sich geschlossenen prädikativen Zusammenhangs nur so weit reichen, als der natürliche Umfang des menschlichen Bewußtseins es gestattet. Auf der andern werden im Verlauf der Gliederung eines prädikativen Satzes mit der Erhebung der einzelnen Teile in den Blickpunkt des Bewußtseins fortwährend Assoziationsmotive wirksam, die bald durch die in der Gesamtvorstellung bereits vorgebildeten Entwicklungen wieder gehemmt werden, bald Einfügungen neuer Glieder in den ablaufenden Satz veranlassen. Dies kann unter Umständen so geschehen, daß sofort auch die neu hinzutretenden Teile prädikative, dem Satz organisch angepaßte Formen annehmen, in welchem Falle natürlich äußerlich ein Unterschied zwischen den sekundär zugewachsenen und den in der Gesamtvorstellung bereits präformierten Satzteilen nicht zu bemerken ist. In den meisten Fällen, und namentlich da, wo eine einzelne Wortvorstellung die Assoziation erregt, schließt sich aber das sekundär Angegliederte in der Form der offenen attributiven Verbindung dem Satzteil an; und dann

sind die sekundären von den primären Bestandteilen eben mittels dieser Merkmale deutlich zu unterscheiden.

Als eine besonders wirksame Ursache zur Erzeugung solch assoziativer Einschaltungen und Anfügungen erweist sich auch hier der Affekt. Wie in den reinen Gefühlssätzen schon das freie Spiel der Assoziationen vorherrscht, so sprengt der Affekt leicht auch die Gliederung des Aussagesatzes, indem er ihm neue und neue Vorstellungen zuführt, so daß schließlich nicht selten selbst die Grenzen des Bewußtseins überschritten werden, und der Satz entweder gar nicht oder nur unter Verschiebung seiner ursprünglichen Anlage zu Ende gelangt. Mäßigere assoziative und attributive Ergänzungen dieser Art werden jedoch häufig auch in gewöhnliche, relativ affektlose Aussagesätze eingeschaltet, da in einem gewissen Grade die im Affekt nur zu größerer Intensität erwachenden Assoziationsmotive immer wirksam sind. Zwei beliebig ausgewählte Beispiele aus Goethe mögen hier die charakteristischen Unterschiede jener affektvollen, durch reichlich zuströmende Assoziationen die Struktur des Satzes durchbrechenden Rede und dieses ruhigeren, nur wenig dessen ursprüngliche Anlage durch sekundäre Einschaltungen erweiternden Stiles veranschaulichen. Das erste Beispiel ist dem Werther, das zweite den Wahlverwandtschaften entnommen. *Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe* ($\widehat{a\ b}$), *wie die Morgensonne über ihn her durch den stillen Nebel durchbricht* ($\widehat{a_1\ b_1}$), *und den stillen Wiesengrund bescheint* (G_1), *und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Eichen zu mir herschlängelt* (G_2) *— O! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein lackiertes Bildchen* (G_3), *und alle die Wonne* (a_4) *keinen Tropfen Seligkeit hinauf in das Gehirn pumpen* (b_4) *kann* (G_4), *und der ganze Kerl* (a_5) *vor Gottes Angesicht steht* (G_5) *wie ein versiegter Brunnen* (b_5), *wie ein verlechter Eimer* (b_6). (Weimarer Ausg. Bd. 19, S. 128.) Beschränken wir uns auf die Andeutung der durch sekundäre Assoziationen entstandenen Nebensätze, deren jeder eine momentan neu entstehende Gesamtvorstellung bildet, indem wir sie, wie in den oben beigefügten Klammern geschehen, durch die Symbole G_1, G_2, G_3, . . bezeichnen, um einzelne Unterglieder nur

da einzuführen, wo sie spezielle Anknüpfungspunkte folgender Assoziationen sind ($a_1 \frown b_1$, $a_4 \frown b_4$ usw.), so läßt sich der ganze Satz durch die folgende Strukturformel darstellen:

$$\begin{array}{l} \qquad\qquad\overbrace{\qquad\qquad\qquad\qquad}^{G}\text{———} \\ a - b \;\; G_1 \\ \qquad\quad a_1 \frown b_1 - G_2 - G_3 - G_4 \\ \qquad\qquad\qquad\qquad a_4 \frown b_4 - G_5 \\ \qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\quad a_5 \frown b_5 - b_6 \end{array}$$

Die Formel zeigt deutlich, wie die Gliederung der Gesamtvorstellung G, welche die Grundlage des ganzen Gedankens bildet, hier überhaupt nur bis zur Vollendung des Nebensatzes ($a \frown b$) fortschreitet, an den nun eine solche Fülle assoziativer Satzglieder teils direkt, teils indirekt, durch Assoziationen zweiter Ordnung, angereiht wird, daß das Prädikat des Hauptsatzes ganz ausbleibt, — die Lücke ist durch den Strich rechts angedeutet.

Dem sei als Beispiel ruhigen, prädikativen Aufbaues mit nur spärlichen sekundär assoziierten Gliedern das folgende aus den Wahlverwandtschaften gegenübergestellt: *Als er sich den Vorwurf sehr zu Herzen zu nehmen schien* ($a \frown b$), *und immer aufs neue beteuerte* (c), *daß er gewiß gern mitteile* (d), *gern für Freunde tätig sei* (e), *so empfand sie* ($A \frown B$), *daß sie sein zartes Gemüt verletzt habe* ($a_1 \frown b_1$), *und sie fühlte sich als seine Schuldnerin* ($A \frown D$). (Weimarer Ausg., Bd. 20, S. 269.) Das ergibt folgende Strukturformel, die nach dem Vorangegangenen wohl keines weiteren Kommentars bedarf:

$$\begin{array}{ll} \multicolumn{2}{c}{\overbrace{\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad}^{G}} \\ a \frown b - (a) \frown c & \qquad\qquad A \frown B \\ \quad (a) \frown d - (a) \frown e & \qquad\qquad a_1 \frown b_1 - A \frown D \end{array}$$

Das Verhältnis, das diese Beispiele bieten, kann im allgemeinen als typisch betrachtet werden für die Periodisierung der Rede, die in unsern unter der Vorherrschaft der prädikativen Satzform stehenden Sprachen die regelmäßige ist. Einerseits ist hier, namentlich in den Formen der ruhigen Aussage, der Er-

zählung, Beschreibung oder Erklärung, der Hauptinhalt jedes Satzes in klarer organischer Gliederung in seinen rein aus der apperzeptiven Zerlegung der Gesamtvorstellung hervorgehenden Teilen ausgeprägt. Anderseits läßt diese Entwicklung ergänzenden Assoziationen, die den ursprünglichen Umfang des Gedankens da- oder dorthin erweitern, zureichenden Raum, ohne den Strukturzusammenhang des Ganzen zu beeinträchtigen. Nur der Affekt bricht gelegentlich wieder die beherrschende Macht der Gesamtvorstellung, weil in ihm die neu assoziierten Bestandteile durch ihre Gefühlsintensität so mächtig werden können, daß sie den anfänglichen Gedankeninhalt völlig verdrängen. Hier spielen also die nämlichen Bedingungen mit, die den eigentlichen Gefühlssatz aus offenen, assoziativen Verbindungen herstellen. Im gewöhnlichen Aussagesatz kommen solche, die regelmäßige Gliederung in höherem Grade störende sekundäre Assoziationen hauptsächlich im Gebiet der pathologischen Erscheinungen vor, wo sie mit der sogenannten „Ideenflucht" zusammenhängen. Bei ihr erweisen sich die Satzbildungen auf den ersten Blick als Produkte einer wilden, fortwährend dahin und dorthin abgelenkten Assoziation, der gegenüber die bei Beginn des Satzes wirksame Gesamtvorstellung ihre Macht verliert, weil sie sehr bald ganz aus dem Bewußtsein verdrängt wird. Auch in diesem Falle manifestiert sich also das Pathologische nur als die einseitige Steigerung gewisser Funktionen, die ebenso im normalen Bewußtsein wirksam sind, in ihm aber durch gegenwirkende Momente teils kompensiert, teils in die Dienste der regelmäßigen Gedankenbildung gestellt werden[1].

[1] Der folgende Satz aus der schriftlichen Ausarbeitung eines Geisteskranken mag hier zur Veranschaulichung dienen. Die Schrift, der er entnommen ist, hat zum allgemeinen Thema die Schilderung der Leiden der Lebenden infolge der teuflischen Wirkungen, die der Verf. den Gestorbenen zuschreibt: „Wenn die Zeit vor dem Tode die Berührungswirkungen der Gestorbenen erkennt, die ostensiblen Ausstellungen der Gestorbenen erkennen mußte, weil diese Zeit vor dem Tode, gleich der Überzeugung des Autors, außer den humanen Existenzen der Zeit vor und nach dem Tod eine andere personelle Existenz nie für möglich gehalten hat, in allen diesen Fällen des korrekten Verständnisses der Zeit vor dem Tode versetzen diese Gestorbenen das von der Zeit vor dem Tode korrekt Gefühlte, Gesehene und Gehörte in die Kollektivstandpunkte der Zeit nach dem Tod, von welchen

Hiernach läßt sich allgemein innerhalb der Denkformen unserer Kultursprachen der Übergang der geschlossenen, prädikativen Struktur des Satzes in einen gemischten, mehr oder minder durch offene attributive Verbindungen durchbrochenen Aufbau als die Wirkung zuströmender Assoziationen und diese lassen sich wieder als die Folgen zweier Einflüsse betrachten: des Affekts einerseits und des Nachlasses der hemmenden Wirkungen der Aufmerksamkeit anderseits. Unter beiden Bedingungen ist die zweite ohne Zweifel die direkte: der Affekt bewirkt die Lösung der prädikativen Satzstrukturen wahrscheinlich immer nur dadurch, daß er bei sonst normalen Seelenzuständen eine der häufigsten Ursachen des Nachlassens der Willensspannungen ist, während zugleich die natürliche Affekterregung zahlreiche zu dem Affekt in Beziehung stehende Vorstellungen in das Bewußtsein hebt. Aber auch die Fülle der durch bestimmte Vorstellungen ausgelösten Assoziationen und die Abnahme der solche Assoziationen in Schranken haltenden Willensenergie oder, wie diese gewöhnlich genannt wird, der „Konzentration der Aufmerksamkeit“ wirken in gleichem Sinne. Die vom Willen ausgehenden Hemmungen des Vorstellungsverlaufs sind es außerdem, die sich, indem sie sekundäre Assoziationen fern halten, zugunsten der ursprünglichen Gesamtvorstellung geltend machen, so daß man nun, bei ausschließlicher Berücksichtigung der Momente des Vorstellungsverlaufs, die Gesamtvorstellung selbst als die den prädikativen Satzbau beherrschende Macht bezeichnen kann. Die so als letzte Bedingungen sich herausstellenden Willensmomente erklären es auch, daß uns als die hauptsächlichsten äußeren Gelegenheitsursachen für die Auf-

---

angenommen ist, daß die Zeit vor dem Tod in der physischen Unmöglichkeit sich befinde, das erforderliche Verständnis haben zu können, den Vollzug des Kollektivstandpunktes daher zu ertragen habe, wie der Grasfresser den Fleischfresser, oder wie das Vieh das Schlachtmesser.“ Die Punkte, wo hier meist von einzelnen Worten aus sekundäre Assoziationen angeregt werden, unter deren Wirkung der Satz sich ins ungemessene erweitert, sind deutlich zu erkennen. Gleichwohl sieht man, wie in der dissoluten Aneinanderreihung von Nebensätzen, denen der zugehörige Hauptsatz gänzlich abhanden gekommen ist, der Schematismus der eingeübten prädikativ-attributiven Satzkonstruktionen immer noch einen gewissen Einfluß behauptet.

lösung der prädikativen Satzform neben den Affekten noch die meist ganz affektlosen Zustände der „Zerstreutheit“ begegnen. Von den letzteren führt dann eine kontinuierliche Reihe von Übergangsstufen zu der pathologischen „Ideenflucht“, bei der sich dann überdies Affekterregungen als mitwirkende Ursachen einzustellen pflegen. In dem Einfluß auf die syntaktische Gliederung der Rede besteht daher zwischen der gewöhnlichen Zerstreutheit und der Ideenflucht nur ein Gradunterschied. Die sehr erheblichen qualitativen Differenzen beider gehören durchaus den Vorstellungsinhalten und den mit diesen zusammenhängenden Wortbildungsvorgängen an[1]).

Für die aus dem Zusammenhang aller dieser Erscheinungen sich ergebende Folgerung, daß die Wirkung des Affekts auf die syntaktische Form der Rede an sich eine indirekte ist, liegt nun schließlich ein äußeres Zeugnis noch in einer weiteren Tatsache. Sie besteht darin, daß der Affekt jene Erscheinung keineswegs immer hervorbringt, sondern daß sie auch bei ihm durch entgegenwirkende Bedingungen aufgehoben, ja in ihr Gegenteil verkehrt werden kann. Wenn sich nämlich die Affektäußerung weder in reinen Gefühlssätzen, noch, wie in dem obigen Beispiel aus Werther, in stark gefühlsbetonten Anschauungsbildern bewegt, sondern wenn der nächste Zweck der affektreichen Rede aus bestimmten intellektuellen Motiven entspringt, dann pflegt sich, natürlich wiederum ganz und gar unwillkürlich, eine Art Ausgleichung zwischen diesem intellektuellen Zweck und dem begleitenden Affekt einzustellen: es entsteht eine Form der Rede, die wir wohl psychologisch am zutreffendsten die des zurückgehaltenen Affekts nennen können. Die assoziativen Abschweifungen verschwinden völlig; aber es verschwinden auch alle die Hilfsmittel, durch die der vollkommenere prädikative Satz die Gedanken gliedert: die unterordnenden Konjunktionen

[1]) Auch in dieser Beziehung sind also die beliebten Analogien zwischen „Genie und Wahnsinn“, an die man bei der Vergleichung solcher Satzstrukturen wie des obigen Beispiels aus dem Werther mit den Produkten Geisteskranker auf den ersten Blick denken könnte, hinfällig. Die Ähnlichkeit beschränkt sich auf die starke Wirkung momentan aufsteigender Assoziationen, während in allem übrigen, und namentlich nach Inhalt und Richtung der Assoziationen, die Unterschiede unverkennbar sind.

und Relativpronomina und mit ihnen die Nebensätze. Der Satzbau kehrt zur einfachsten Form parataktischer Aufeinanderfolge kurzer einfacher Sätze zurück. Diese Sparsamkeit des Ausdrucks gibt der Rede eine besondere Wucht, in der eben der zurückgehaltene Affekt sich ausspricht; zugleich aber verleiht sie ihr durchaus die dem intellektuellen Zweck entsprechende Präzision. Man beobachtet eine solche Form vor allem in der stark affektbetonten Erzählung. Seltener kommt sie bei beschreibenden Schilderungen und kaum jemals bei erklärenden Aussagen vor, da sich diese ihrem Charakter nach viel weniger leicht mit dem Affekt verbinden, als der Bericht über aufregende oder erschütternde Ereignisse. Der Satzbau in kurzen parataktischen Sätzen wird daher auch von dem Erzähler oder Dichter unwillkürlich oder mit Absicht in solchen Fällen gewählt. Doch folgt hier die Kunst nur dem natürlichen Ausdruck, der von selbst diese Form annimmt. Man vergleiche die folgende Mitteilung einerseits in der Form der regelmäßig gliedernden hypotaktischen Satzbildung und anderseits in der einer bloßen parataktischen Aneinanderreihung. Affektfrei erzählen wir etwa: *Als ich zur Stadt gekommen war, fand ich Briefe vor, welche den Ausbruch des Krieges meldeten.* Mit gehaltenem Affekt lautet die gleiche Erzählung: *Ich kam zur Stadt, ich fand Briefe vor, der Krieg war ausgebrochen.* Der Drang nach Mitteilung des Erlebten schneidet hier allen etwa aufsteigenden Assoziationen den Faden ab; oder, wo sie doch sich einstellen, da nehmen auch sie die gleiche, kurz abgerissene Satzform an. Denn das Charakteristische dieser Form besteht gerade darin, daß in ihr jeder Satz ein geschlossenes Ganzes, daß aber dieses Ganze zugleich beschränkt genug ist, um im nächsten Moment einem neuen Affektimpuls freien Raum zu lassen. So macht sich die den geschlossenen Satzbau sprengende Wirkung des Affekts auch in diesem Fall geltend: doch geschieht dies nicht dadurch, daß in ein größeres gegliedertes Ganzes assoziative Einschaltungen eintreten, sondern von vornherein wird der ganze Gedankenbau in eine Anzahl enger begrenzter Gesamtvorstellungen gesondert. Dabei ist dann der blasse Umriß eines sie alle umfassenden Ganzen wohl noch im Bewußtsein. Aber dieses übt auf die syntaktische Gliederung keinen Einfluß

aus, und es kann daher leicht in jenes Halbdunkel zurücktreten, in welchem auch sonst die verschiedenen einer zusammenhängenden Rede angehörenden Gesamtvorstellungen noch in einer gewissen Kontinuität miteinander stehen.

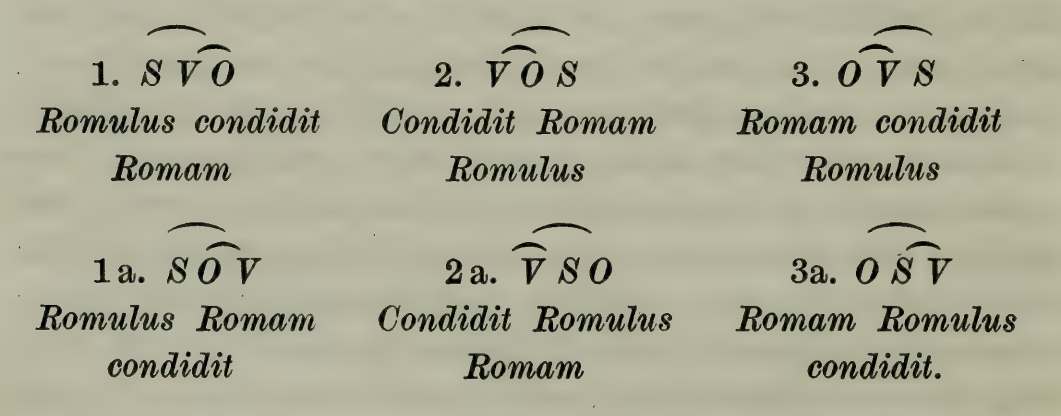
VI. Ordnung der Satzglieder.

1. Typische Formen der Wortstellung.

In der Aufeinanderfolge der einfachen Wörter im Satze sowie in der Anordnung der verschiedenen Bestandteile eines zusammengesetzten Satzes, seiner Haupt- und Nebensätze, beobachten wir gewisse Regelmäßigkeiten, die teils von Sprache zu Sprache, teils schon innerhalb der gleichen Sprache mannigfach wechseln können. Die Motive solcher Unterschiede hängen vielfach mit Bedingungen der geschichtlichen Entwicklung zusammen, deren psychologische Bedeutung dunkel ist, oder über die nur unsichere Vermutungen möglich sind. Dieser Einfluß einer im einzelnen nicht mehr auf seine Ursachen zurückzuverfolgenden historischen Tradition tritt uns namentlich in den Fällen deutlich entgegen, wo syntaktische Verbindungen, die dem Ausdruck der gleichen psychologischen Beziehungen dienen, in sonst verwandten Sprachen eine verschiedene Form besitzen, ohne daß wir einen Anlaß haben, eine entsprechende Verschiedenheit in der psychologischen Auffassung des betreffenden Verhältnisses anzunehmen. So geht im Deutschen bekanntlich das einem Substantiv attributiv verbundene Adjektiv jenem regelmäßig voraus; in den romanischen Sprachen ist die Stellung eine wechselndere, und es haben sich hier gewisse Verbindungen gebildet, wo die Stellung der deutschen gleicht, neben andern, wo sie ihr entgegengesetzt ist. Aber schwerlich sind Ausdrücke wie *ein armer Mensch* und *un pauvre homme* einander ihrer inneren Gedankenform nach verwandter als *eine sehr liebenswürdige Frau* und *une femme très aimable.* In solchen Fällen übt sichtlich die sprachliche Tradition eine Macht aus, welche die bestehende Ordnung zunächst nur als eine Wirkung dieser Tradition erscheinen läßt.

Für die Beobachtung der Abhängigkeit der Ordnung der Satz-

glieder von bestimmten psychischen Motiven bieten darum vor allem die beiden klassischen Sprachen, das Griechische und das Lateinische, weit günstigere Bedingungen dar als unsere modernen Sprachen. Denn in jenen ist diese Macht der Tradition noch geringer, die Wortstellung daher eine freiere: sie kann leichter in jedem Moment den gerade herrschenden psychischen Motiven folgen. Deshalb ist es möglich, die psychologische Bedeutung der einzelnen Arten der Wortverknüpfung durch ihre beliebige Variierung sozusagen experimentell zu erproben. So können wir im Deutschen den Satz *Romulus gründete Rom* nur in dieser *einen* Weise ausdrücken, wenn wir nicht Veränderungen der Wortformen vornehmen oder Hilfspronomina herbeiziehen wollen (wie „Rom wurde von Romulus gegründet", „es gründete Romulus Rom" u. dgl.). Im Lateinischen können dagegen die drei Wörter, aus denen dieser Satz besteht, in jeder möglichen Permutation ihrer Stellung angewandt werden. Wir erhalten so die folgenden *sechs Satztypen*, von denen wir die ersten drei (1, 2, 3) die *Haupttypen*, die drei folgenden (1a, 2a, 3a) die *Nebentypen* nennen wollen:



Über die verschiedene Bedeutung dieser Typen des einfachen Satzes können wir uns Rechenschaft geben, wenn wir die Fragesätze aufsuchen, zu denen jeweils eine bestimmte dieser Satzformen als die adäquate Antwort erscheint. Dann ergibt sich, daß die drei Haupttypen die Antworten auf Fragen sind, deren *Gegenstand* jedesmal einer der drei in dem einfachen Satz verbundenen Begriffe ist. Bezieht sich die Frage auf das *Subjekt* des Satzes, so ergibt sich Typus 1 als angemessene Form: „wer war Romulus?" Antwort: „Romulus war der Gründer

Roms“ (*R. condidit Romam*). Ist dagegen das verbale Prädikat Gegenstand der Frage, so ergibt sich Typus 2: „was geschah damals?“ Antwort: „die Gründung Roms durch Romulus“ (*condidit Romam R.*). Bezieht sich endlich die Frage auf das Objekt der Aussage, so ergibt sich Typus 3: „was wurde gegründet?“ Antwort: „Rom“ (*Romam condidit R.*).

Zu diesen drei Antworten auf die drei möglichen Fragen enthalten dann die Nebentypen des Satzes Variationen, bei denen der Gegenstand der Frage derselbe bleibt, wo sich aber die Richtung der Frage insofern verändert, als in sie auch noch dasjenige Satzglied hineingezogen wird, welches mit dem bei dem entsprechenden Haupttypus dem Gegenstand der Frage zunächst folgenden seine Stelle tauscht. So lautet bei dem Typus 1a die Frage: „wer gründete Rom?“ Antwort: „Romulus“ (*R. Romam condidit*), bei 2a: „was geschah durch Romulus?“ Antwort: „die Gründung Roms“ (*condidit R. Romam*), endlich bei 3a: „was wurde durch Romulus gegründet?“ Antwort: „Rom“ (*Romam R. condidit*). Wie man sieht, enthalten die Nebentypen feinere Schattierungen der in den Haupttypen ausgeprägten Unterschiede, die sich darum auch leichter verwischen können. Namentlich gilt dies bei dem Verhältnis von 3 und 3a, wo die in 3a enthaltene stärkere Hervorhebung des handelnden Subjekts den Sinn nur wenig verändert. Wir können darum in diesem Fall den Unterschied noch am leichtesten durch eine ihn übertreibende Umschreibung kenntlich machen. Wenn bei 3 der Sinn durch die einfache Aussage: „Rom wurde durch Romulus gegründet“ wiedergegeben wird, so verändert sich bei 3a dieser Sinn in die Versicherung: „Rom wurde durch Romulus, durch keinen andern gegründet“. Man würde diese Wortstellung da wählen, wo etwa von mehreren Städtegründungen durch verschiedene Personen die Rede wäre, und nun den übrigen Städten Rom, den übrigen Gründern Romulus gegenübergestellt werden sollte. Je feiner nuanciert solche Bedeutungsunterschiede abweichender Wortstellungen werden, um so leichter können aber auch gewohnheitsmäßige Bevorzugungen, die aus irgendwelchen, meist nicht mehr zu ermittelnden Gründen einmal eingetreten sind, gelegentlich jene Einflüsse der Bedeutung kompensieren.

2. Prinzip der Voranstellung betonter Begriffe.

Vergleicht man die korrespondierenden Veränderungen, die auf diese Weise Wortstellung und Sinn der Aussage erfahren können, so springt in die Augen, daß diese Beziehungen bei allen den sechs Permutationen der drei Hauptbestandteile des Satzes von völlig übereinstimmender Art sind. Sie lassen sich in das allgemeine Prinzip zusammenfassen: wo die Wortstellung frei, nicht durch eine überlieferte feste Norm oder durch andere Bedingungen gebunden ist, da folgen sich die Wörter nach dem Grade der Betonung der Begriffe. Nun ruht die stärkste Betonung naturgemäß stets auf derjenigen Vorstellung, die den Hauptinhalt der Aussage ausmacht: sie steht auch im Satze voran. In vielen Fällen ist es das Subjekt des Satzes, in andern kann es das verbale Prädikat oder das Objekt sein.

Der psychologische Sinn dieses Gesetzes ist im allgemeinen leicht verständlich; er ist dies aber vor allem dann, wenn man sich gegenwärtig hält, daß die Wortvorstellungen nicht erst in dem Augenblick in das Bewußtsein treten, wo sie sich in den Satz eingliedern, sondern daß sie von Anfang an in der vorausgehenden Gesamtvorstellung als dunkler bewußte psychische Motive existieren, die erregend auf die Aufmerksamkeit einwirken und demgemäß in einer Reihenfolge, die dem Grade dieser Wirkung entspricht, sukzessiv apperzipiert werden. Der Redende verhält sich in dieser Beziehung der in ihm auftauchenden Gesamtvorstellung gegenüber nicht anders, als wie sich der Wahrnehmende zu einem zusammengesetzten äußeren Objekte verhält, von dem er, wenn sonstige störende Nebenbedingungen fehlen, zuerst diejenigen Teile wahrnimmt, die sich am stärksten seiner Aufmerksamkeit aufdrängen. Das Gesetz der Stellung nach der Betonung der Begriffe bei freier Wortfolge ist daher nichts anderes als eine spezielle Anwendung des allgemeinen psychologischen Gesetzes der sukzessiven Apperzeption der Teile eines Ganzen nach Maßgabe ihres Eindrucks auf das Bewußtsein. Dabei steht nun aber die Sukzession der Apperzeptionen in diesem Falle zugleich in enger Verbindung mit der

Funktion des gesamten Aussagesatzes, wie das bereits aus jenen Fragen hervorgeht, als deren Beantwortungen die verschiedenen Wortstellungen im Satze betrachtet werden konnten. So ist die Voranstellung des Subjekts naturgemäß vor allem denjenigen Sätzen eigen, in denen über dieses Subjekt irgendeine Erklärung abgegeben werden soll. Die Stellungen *S V O* und *S O V* charakterisieren daher die erklärende Aussage. Wird umgekehrt das verbale Prädikat vorangestellt, steht also das in diesem prädizierte Ereignis zuerst im Bewußtsein, so ist die so entstehende Wortfolge *V O S* oder *V S O* Ausdruck einer erzählenden Aussage. Tritt endlich das Objekt zuerst hervor, wie bei den Formen *O V S* und *O S V*, so wird durch diese Stellungen im ganzen die Gesamtfunktion der Aussage am wenigsten fest determiniert, daher denn solche Stellungen im Zusammenhang einer Erklärung wie einer Erzählung vorkommen können, falls nur infolge bestimmter Bedingungen auf den Objektbegriff ein besonderer Wert gelegt wird.

Das nämliche Gesetz der begrifflichen Betonung, das die Stellung der Hauptglieder des Satzes beherrscht, findet nun auch auf die weiteren Verbindungen seine Anwendung, in die jene sich sondern können, auf die des Substantivs mit seinem Adjektiv, eines nominalen oder verbalen Hauptbegriffs mit attributiven Kasusformen und Adverbien usw. So ist in Verbindungen wie *justus homo* und *homo justus*, *ingens mons* und *mons ingens* jedesmal der wesentliche Inhalt des Gesamtbegriffs zwar der nämliche; aber die besondere Färbung, die er durch die wechselnde Betonung der Einzelbegriffe gewinnt, ist eine abweichende. In *mons ingens* ist der Berg der Hauptbegriff, dem die Größe nur als eine nähere Bestimmung hinzugefügt wird; in *ingens mons* wird die Größe des Berges besonders hervorgehoben. Dabei spielt jedoch in diesen untergeordneten Verbindungen zugleich ein Verhältnis eine wichtige Rolle, das bei den Beziehungen der Hauptteile des Satzes mehr zurücktritt: die enger verbundenen Satzglieder wachsen leicht zu einheitlichen Gebilden zusammen, wie ja denn auch nicht selten besonders aus den attributiven und

adverbialen Verbindungen wirkliche Worteinheiten durch allmähliche Agglutination und Verschmelzung hervorgehen[1]). Die Momente, die schließlich zur vollständigen Wortverschmelzung führen können, wirken nun aber natürlich immer auch schon in gewissem Grade da, wo die Wörter noch selbständige Gebilde im Satze sind, und ihre einheitliche Auffassung wird um so mehr begünstigt, je rascher die Apperzeption von dem einen zu dem andern Glied der Verbindung hinübereilt. Bei einer Wortverbindung wie *mons ingens* oder *ingens mons* rücken die Momente der Lautapperzeption schon so nahe zusammen, daß der Bedeutungsinhalt dieser Worte, da er für den Hörenden erst durch den Lauteindruck zu deutlicherem Bewußtsein gebracht wird, vollständig in eine simultane Vorstellung zusammenfallen kann. Denn in dem Moment, wo das erste Wort die ihm entsprechende begriffliche Vorstellung erweckt hat, ist auch das zweite schon da, und indem diesem das vorangegangene als Assoziationshilfe zur Seite steht, wird der Zeitunterschied zwischen Laut- und Begriffsapperzeption verschwindend klein. Hierdurch erklärt es sich auch, daß sich diese engeren Verbindungen im Satze viel leichter stabilisieren, so daß nun die an die Stellungsunterschiede gebundenen Betonungsdifferenzen überhaupt nicht mehr zum Ausdruck kommen. Ein solcher Betonungsunterschied wird natürlich in dem Moment bedeutungslos, wo die Wortverbindung in ihrem Eindruck auf das Bewußtsein vollständig einer Worteinheit äquivalent geworden ist. Deshalb fällt denn auch von den Motiven, die wir als bestimmend für die Aufeinanderfolge der Zeichen der Gebärdensprache früher (Kap. II, S. 229f.) kennen lernten, e i n e s bei der Lautsprache, oder wenigstens bei den durch raschere und fester eingeübte Diktion ausgezeichneten Kultursprachen, innerhalb des einfachen Satzes ganz hinweg: das ist jenes Motiv der A n s c h a u l i c h k e i t, nach welchem ein Zeichen, das für sich allein nicht selbständig vorgestellt werden kann, niemals dem Zeichen, auf das es bezogen wird, vorausgehen darf, sondern ihm immer nachfolgen muß. Verbindungen, wie *justus homo* oder *condidit Romam Romulus* würden in der Gebärdensprache unmöglich sein, weil sie diesem Gesetz der

[1]) Vgl. Kap. V, S. 665ff.

Anschaulichkeit widerstreiten. In der Lautsprache widerstreiten sie ihm wegen der sehr viel rascheren Aufeinanderfolge der Worte nicht. Darum herrscht hier, solange sich nicht bestimmte Normen durch assoziative Einübung fixiert haben, das Gesetz der Betonung durch vorausgehende Stellung im Satze viel unumschränkter, obgleich es übrigens innerhalb der durch das Prinzip der Anschaulichkeit gezogenen Grenzen auch für die Gebärdensprache Geltung besitzt, ja mit dieser Einschränkung hier noch allgemeiner herrscht, weil bei ihr wiederum die Bedingungen der assoziativen Fixierung bestimmter, von der begrifflichen Betonung unabhängiger Stellungsnormen hinwegfallen.

3. Verschlingungen der Satzglieder.

Dagegen gibt es ein anderes Motiv, welches für die nur in den einfachsten Satzformen sich bewegende Gebärdensprache nicht besteht und bei der Lautsprache eine um so eingreifendere Bedeutung gewinnt, je mehr der Satzbau von den einfacheren zu den verwickelteren Bildungen fortschreitet. Dieses Motiv ist das Streben, den in der ursprünglichen Gesamtvorstellung als eine Einheit enthaltenen Gedanken auch in der Entwicklung der Satzglieder wieder zu einer Einheit zu verbinden. Es ist, wie wir es kurz bezeichnen können, das Motiv der synthetischen Einheit der ursprünglichen Apperzeption eines verwickelteren Gedankens, das auf die analytische Entwicklung desselben im Satze herüberwirkt, und das in Verschlingungen der Satzglieder seinen Ausdruck findet, durch welche die logisch zunächst zusammengehörigen gesondert, die voneinander unabhängigeren aber verbunden werden. Da nun über solche äußere Trennungen hinaus das logisch Verbundene seine innere Affinität bewahrt, so wirken jene Sonderungen unmittelbar als Bindemittel, die auch die zwischenliegenden Teile fester untereinander und mit dem Ganzen des Satzes verknüpfen.

Solche Verschlingungen können schon im einfachen Satze eintreten, sofern nur die Hauptglieder, Subjekt und Prädikat, in mehrere Bestandteile, wie Nomen und Attribut, Verbum und Objekt usw., zerfallen. Auch hier sind es wieder die griechische

und die lateinische Sprache, in denen die relativ freie Wortstellung, über die sie verfügen, die Verschlingungen in der ausgiebigsten Weise gestattet. In einem Satze wie *magna dis immortalibus habenda est gratia* ist der ganze, ziemlich lange Ausdruck durch die logisch und grammatisch zusammengehörigen Worte *magna gratia* zu einer Einheit verbunden, in der sich die ursprüngliche Einheit der Gesamtvorstellung gewissermaßen vor unsern Augen erneuert. Bis zu einem gewissen Grade sind wir zwar auch noch bei der deutschen Übersetzung eines solchen Satzes imstande, ähnliche Verschlingungen auszuführen; sie sind uns aber doch nicht in gleich vollkommener Weise möglich, weil sich die Stellungen von Substantiv und Adjektiv fixiert haben, so daß diese ihrer Auseinanderreißung größeren Widerstand leisten. Wir benützen daher die in unserer Sprache freier gebliebene Kompositionsweise des Verbums mit seinen Hilfsverben oder präpositionalen Elementen, um analoge Wirkungen hervorzubringen, z. B.: *großer Dank ist den Göttern zu spenden* oder *bringt den Göttern euern Dank dar* usw.

In umfangreicherem Maße noch machen sich die Verschlingungen in zusammengesetzten, aus Haupt- und Nebensätzen bestehenden Satzbildungen geltend, und hier bewahren sich auch Sprachen mit festerer Wortstellung eine freiere Bewegung, obgleich uns freilich in diesem Fall wieder die Fülle der Verbindungsweisen, die dem Griechischen und Lateinischen zu Gebote stehen, nur teilweise erhalten blieb. So verweben wir namentlich, wo zwei Nebensätze mit einem Hauptsatz zusammentreffen, mit Vorliebe einen der ersten mit dem letzteren: *wenn ich heimgekehrt bin, werde ich, sobald ich Muße finde, die Arbeit vollenden.* Der Grieche und Römer aber schalten nicht bloß den Nebensatz in den Hauptsatz, sondern, namentlich wo dieser kurz ist, zur Erzielung einer festeren Gedankenverschlingung den Hauptsatz in den Nebensatz ein: *haec res metuo ne fiat.*

Die weitere Verfolgung dieses Gegenstandes, namentlich mit Rücksicht auf die besonderen Wirkungen, welche die verschiedenen Formen solcher Verwebung der Teile des Satzes auf die Rede ausüben, gehört in die Psychologie des Stiles. Für die Psychologie der Sprache ist nur der allgemeine Charakter der

Verbindungen von Interesse. Nach ihm scheiden sich aber die Erscheinungen in zwei Formen: in die Verschlingung der Glieder des einfachen Satzes und in die der Einzelsätze eines zusammengesetzten Satzganzen, wobei sich beide Momente natürlich kombinieren können. Der Charakter der Erscheinungen ergibt sich auch hier am anschaulichsten, wenn man sich diese in Strukturformeln vergegenwärtigt. Deuten wir zu besserer Unterscheidung der Verschlingungen von den gewöhnlichen syntaktischen Verbindungen jene durch Linien unter der Zeile, ebenso wie diese durch solche über der Zeile an, so entspricht ein Satz wie der oben zuerst angeführte (*magna dis immortalibus* usw.) der folgenden, in den Sprachen mit freier Wortstellung in gleicher oder wenig modifizierter Form außerordentlich häufig wiederkehrenden Struktur:

$$A\;O\;V\;S.$$

Bezeichnen wir ferner im zusammengesetzten Satze den Hauptsatz mit H, den Nebensatz mit n oder, falls es mehrere Nebensätze gibt, diese mit n_1, n_2, n_3 .., und zwar derart, daß wir da, wo die Teile eines Satzes an verschiedene Stellen disloziert werden, jedesmal an der betreffenden Stelle das für ihn gewählte Symbol wiederholen, so können bei Vorhandensein eines Nebensatzes die Verschlingungen $H\;n\;H$ oder $n\;H\;n$ bei Vorhandensein zweier Nebensätze die Verschlingungen $n_1\;H\;n_2\;H$, $H\;n_1\;n_2\;H$, $H\;n_1\;H\;n_2$ u. a. vorkommen, wobei dann überdies innerhalb der verschiedenen Glieder die besonderen für den Einzelsatz ausführbaren Variationen möglich sind. Auf diese Weise entsteht in den Sprachen mit freier Wortstellung eine außerordentliche Beweglichkeit der Satzglieder, welche die verschiedensten Nuancen des Ausdrucks und die verschiedensten Möglichkeiten eines Zusammenschlusses der Glieder zuläßt. Mit der Ausbildung festerer Stellungsgesetze geht freilich diese Beweglichkeit zum Teil verloren. Wie im einfachen Satze die Sonderung von Subjekt und Attribut, so fehlt z. B. im zusammengesetzten die Einschaltung des Hauptsatzes in den Nebensatz ($n\;H\;n$), eine Form der Ver-

schlingung, die im Lateinischen und Griechischen sehr häufig vorkommt, in den neueren Sprachen gänzlich. Um im Deutschen einen analogen Zusammenschluß wie in *haec res metuo ne fiat* herbeizuführen, müssen wir schon unter Anwendung einer geeigneten Konjunktion den Haupt- und Nebensatz ihre Rollen tauschen lassen: *dies wird, wie ich fürchte, nicht geschehen* (*H n H*).

Augenscheinlich hat so die Verschlingung der Satzglieder zwei psychologische Wirkungen. Einmal ist auch sie ein spezieller Fall des Prinzips der sukzessiven Apperzeption der Wortvorstellungen nach dem Grad ihrer Betonung: wenn von zwei zusammengehörigen Satzbestandteilen der eine stärker, der andere schwächer betont ist als irgendein dritter, der zu beiden in einer entfernteren Beziehung steht, so geschieht es von selbst, daß sich dieser entferntere Bestandteil zwischen die zusammengehörigen einschiebt. Sodann aber macht sich in diesen Verschlingungen direkt und wohl auch unabhängig von solchen Betonungswirkungen die Einheit des Satzes, die in seinem Ursprung aus einer einheitlichen Gesamtvorstellung wurzelt, als eine verbindende Kraft geltend, die nicht wirksamer in den Aufbau des Satzes eingreifen könnte, als indem sie dessen verschiedene Teile durch solche umschließt, die eng zusammengehören. Es ist wohl im einzelnen Fall schwer zu sagen, ob der Betonungsunterschied, ob die unifizierende Tendenz überwiegt. Wahrscheinlich sind aber beide immer bis zu einem gewissen Grade vereinigt: die Gesamtvorstellung drängt nach fester Zusammenfassung; und die Art, wie sich diese vollzieht, wird dann zumeist durch die Unterschiede der logischen Betonung und der Gefühlsbetonung bestimmt. Nur eines ist zweifellos: alle diese Wirkungen vollziehen sich zunächst vollkommen unwillkürlich. Sie sind natürliche Produkte der Zerlegung der Gesamtvorstellungen im Satze. Eine gelegentlich eintretende kunstmäßige Verwendung der Gedankenverschlingung wie der Betonung, als Hilfsmittel zur Erzielung rhetorischer Effekte, kann immer erst sekundär geschehen, auf Grund bestehender Formen der Gedankenverbindung, die sich von selbst in der Sprache gebildet haben. In dieser ihrer natürlichen Entwicklungsweise sind gerade die Satzverschlingungen abermals sprechende Zeugnisse für die Entwick-

lungsweise des Satzes aus einer einheitlichen, seiner Gliederung vorausgehenden und sie begleitenden Gesamtvorstellung. Denn nur die fortwährende Einwirkung der verschiedenen Teile der letzteren auf den Verlauf der Gliederung macht es psychologisch verständlich, daß in jedem Moment jeder Teil des Gedankens bereit ist, hervorzutreten und seinen Einfluß auf die Folge der Satzglieder zu äußern. Auch hier gilt der Vergleich mit einem zusammengesetzten Wahrnehmungsbild, dessen Bestandteile durchaus nicht notwendig in einer bestimmten regelmäßigen Folge apperzipiert werden müssen, sondern sich je nach den Bedingungen, denen die Auffassung unterliegt, in der mannigfaltigsten Weise verschieben können.

4. Nebensätze und nominale Attribute als äquivalente Formen.

Noch eine weitere, in sehr verschiedener Weise auftretende, aber in ihrem Effekt wieder gleichförmige Erscheinung steht unter der Wirkung dieser unifizierenden Macht der Gesamtvorstellungen. Sie besteht darin, daß Nebensätze und nominale Attribute als äquivalente Ausdrucksformen erscheinen. Dabei können je nach den besonderen Bedingungen der Entwicklung entweder beide nebeneinander bestehen, ohne daß sich eine größere Ursprünglichkeit für eine von ihnen nachweisen ließe, oder es kann eine Umwandlung der attributiven in die prädikative oder endlich eine solche der prädikativen in die attributive Ausdrucksform stattfinden.

Die allgemeine Richtung dieser Vorgänge bringt es mit sich, daß bei ihnen Wortbildungsprozesse und Satzumwandlungen ineinander greifen. Die ersteren sind von doppelter Art: sie bestehen teils in direkten nominalen Ableitungen der Verba, also in der Bildung sogenannter Verbalnomina, teils in den allgemeinen Vorgängen der kategorialen Umwandlung der Begriffe, die bei zunehmendem begrifflichem Denken vorwiegend in der Richtung einer Vermehrung der Gegenstandsbegriffe erfolgen und daher die gleich gerichteten Umwandlungen des Satzes begünstigen[1]). In beiden Fällen sind demnach die entstehenden No-

[1]) Vgl. unten Kap. VIII, Nr. III.

minalbildungen von wesentlich verschiedener Beschaffenheit: während sie dort ausschließlich Verbalnomina (Infinitive, Partizipialformen) sind, bestehen sie hier aus selbständigen Nominalbildungen, die sich allerdings zumeist an ein bestimmtes Verbalthema anlehnen, in der Sprache aber aus dem Kreise der eigentlichen Verbalformen herausgetreten sind. Diesen äußeren entsprechen zugleich innere, genetische Unterschiede, die den beiden Vorgängen eine entgegengesetzte Stellung in der Entwicklung der Satzformen anweisen.

Die erste der erwähnten Erscheinungen, der Eintritt eigentlicher Verbalnomina für Satzglieder, die in der rein prädikativen Satzform durch Nebensätze ausgedrückt werden, ist innerhalb des indogermanischen Sprachgebiets in den älteren Sprachformen vorherrschend. Diese sind an Verbalsubstantiven und Verbaladjektiven reicher als die jüngeren, und dieser Bestand an direkten Nominalformen des Verbums ist, soweit sich die Entwicklung überhaupt übersehen läßt, durchgehends als ein relativ ursprünglicher, den Verbalformen von frühe an eigentümlicher anzusehen. Sie verhalten sich demnach in ihrem Eintreten für die von uns heute durch Nebensätze ausgedrückten Satzteile wahrscheinlich genau ebenso wie die entsprechenden reich entwickelten Verbalnomina in jenen Sprachen der ural-altaischen Familie, die weder Relativpronomina noch unterordnende Konjunktionen entwickelt haben und daher überhaupt keine Nebensätze besitzen (vgl. oben S. 347 f.). Die Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen der indogermanischen Sprachen, wie sie namentlich auch das Lateinische mit seinem Ablativus absolutus, seinem Akkusativ cum Infinitiv und seinen zahlreichen Partizipialbildungen bewahrt hat, sind daher wahrscheinlich Ausdrucksformen, die teils aus einer der Bildung des zusammengesetzten Satzes vorausgehenden Zeit in der Sprache übriggeblieben, teils aber in assoziativer Anlehnung an altüberlieferte Formen neu entstanden sind. Alle solche Bildungen sind also in diesem Sinne rückständige Formen. Sie bezeichnen ein Hereinragen der attributiven in die prädikative Satzform. Sie alle, auch den lateinischen Akkusativ cum Infinitiv und den Ablativus absolutus, können wir uns sinngemäß nur als attributive Bestimmungen

zu dem Hauptbegriff denken, an den sich diese Konstruktionen anlehnen. Aber dabei wird, eben deshalb weil die attributive Verbindung eine engere ist, immer auch ein festerer Zusammenschluß des ganzen Satzes bewirkt. Hierin besteht zugleich ein eigentümlicher, gleichzeitig der Anschaulichkeit und der logischen Gedrungenheit der Satzbildung dienender Vorzug; und darin wird man denn auch wohl den Grund dafür sehen dürfen, daß sich jene attributiven Ergänzungen durch Verbalnomina so lange über die Ausbildung hypotaktischer Satzgliederungen hinaus erhalten haben.

Diese Tendenz tritt nun vollends als die ausschließlich maßgebende bei der zweiten Form dieser Erscheinung hervor, die besonders den neueren Sprachformen eigen ist. Indem sie durchgehends mit Hilfsmitteln zustande kommt, die selbst Produkte relativ später Wortbildungsvorgänge sind, gibt sie sich ohne weiteres als eine sekundäre zu erkennen. Abgesehen davon, daß solche Verbalabstrakta wie *Bewegung*, *Bedingung*, *Gabe*, *Glaube*, *Gang* und viele ähnliche, die beim Ersatz der entsprechenden Verba durch nominale Konstruktionen vorkommen, zumeist erst unter dem Einfluß der Begriffsabstraktion entstandene und selbst eine abstraktere Begriffsstufe bezeichnende Bildungen sind, verrät sich ihr sekundärer Charakter namentlich auch in dem Wechsel der die Unterordnung ausdrückenden Hilfspartikeln. An die Stelle der hypotaktischen Konjunktionen treten nämlich hier regelmäßig Präpositionen von ähnlicher unterordnender Bedeutung. Darin liegt aber ein augenfälliges Symptom dafür, daß die begriffliche Unterordnung, wie sie im Nebensatze prädikativ ausgedrückt ist, so in diesem Fall in der entsprechenden Nominalform noch fortwirkt, nur daß auch sie in eine attributive Bestimmung des zugehörigen Hauptbegriffs umgewandelt ist. So geht der Nebensatz „nachdem die Schlacht verloren war“ über in die nominale Verbindung: *nach dem Verluste der Schlacht*, „als Numa regierte“ in *während der Regierung des Numa*, „weil die Körper schwer sind“ in *wegen der Schwere der Körper* usw. Der in den unterordnenden Konjunktionen enthaltene Beziehungsbegriff ist hier, ebenso wie in vielen ähnlichen präpositionalen Bestimmungen, die ja zahlreich auch schon im Lateinischen und

Griechischen vorkommen, erhalten geblieben, ganz anders als in jenen auf der ältesten parataktischen Stufe stehen gebliebenen Formen *Numa regnante* oder *legem brevem esse* (*oportet*) u. dgl., Verbindungen ursprünglichster attributiver Art, denen jede unterordnende lokale, temporale oder kausale Beziehung fehlt. Gerade bei der vollständigeren begrifflichen Substitution des unterordnenden Nebensatzes durch Verbalabstraktum und Präposition erhellt aber deutlich die verdichtende, den Ausdruck verkürzende Wirkung, die dies im Unterschied von der vollkommeneren Entwicklung in Haupt- und Nebensatz ausübt. Dabei kommt weniger die absolute Verkürzung des Ausdrucks in Betracht, die zuweilen kaum merklich ist, als vielmehr der engere qualitative Zusammenschluß, den die attributive Verbindung bewirkt. „Die Schwere der Körper" wird unmittelbar als ein einheitlicher Begriff empfunden; in dem Satz „die Körper sind schwer" bewirkt die analytische Funktion der Aussage eine stärkere Scheidung der Bestandteile. Dieser gedrungenen Kürze entspricht dann freilich eine geringere Anschaulichkeit, die durch die Scheidung der Vorstellungen im Satze und durch die konkretere Natur der eigentlichen Verbalformen gegenüber den aus ihnen entwickelten Verbalabstraktis gefördert wird. So steht hier die Satzbildung unter dem Einflusse sich entgegenwirkender Kräfte. Auf der einen Seite drängt die Einheit der Gesamtvorstellung zu knapper Zusammenfassung der Einzelvorstellungen und daher zur Umwandlung der analytischen, prädikativen in die synthetische, attributive Form; auf der andern Seite bewirkt das Streben, die einzelnen Inhalte der Gesamtvorstellung anschaulich auseinanderzulegen, eine ausgeführtere Entwicklung. Auch hier entscheidet schließlich die stärkere Kraft über den Erfolg, indes zugleich eingeübte sprachliche Gewohnheiten genereller oder individueller Art wiederum von weitreichendem Einflusse sind.

5. Wortstellung in Wunsch- und Fragesätzen.

Gegenüber den verwickelten Verhältnissen, die der Aussagesatz bietet, lassen sich für die übrigen Formen der Sätze, namentlich die Wunsch- und Fragesätze, die Bedingungen der Ordnung der Satzglieder sehr kurz zusammenfassen, wie denn ja über-

haupt diese Sätze teils wegen ihrer einfachen Funktion von wesentlich einfacherer Struktur, teils, soweit sie sich zu komplizierteren Bildungen erheben, bloße Umwandlungen des Aussagesatzes in die der Gefühlsbetonung des Wunsches oder der Frage entsprechende Form sind. In dieser Beziehung bietet dann aber die Ordnung der Glieder in beiden lediglich eine Anwendung des in der Aussa so mannigfach sich betätigenden Prinzips der Reihenfolge der Wortvorstellungen nach dem Grade der auf ihnen ruhenden begrifflichen Betonung.

Demnach bildet der Imperativ, der dem Wunsch- und Befehlssatz seinen Charakter gibt, fast regelmäßig auch den Anfang dieser Sätze, und nur wo ein ausnahmsweise großer Wert auf irgendeinen andern Satzinhalt gelegt wird, kann sich dieses Verhältnis ändern. Variabler ist wegen der in diesem Falle wechselnderen Betonung die Ordnung der Glieder des Fragesatzes. Durchgehends gilt aber, da die stärkste logische Betonung auf dem Begriff ruht, auf den sich die Frage bezieht, daß das den Gegenstand der Frage anzeigende Wort vorangeht. „Wer war Numa?“ „wann geschah dies?“ „wohin gehst du?“ „bleibst du oder gehst du?“ — in allen diesen Fällen, ob nun Pronomina, Fragepartikeln, Verba oder andere Teile des Satzes voranstehen mögen, immer sind sie es, die den Inhalt oder Gegenstand der Frage andeuten. Dazu wirken bei den Wunsch- und Fragesätzen noch weit mehr als bei der Aussage die wechselnde Modulation und Intensität des Tones als natürliche Ausdrucksmittel, die der Ordnung der Satzglieder zu Hilfe kommen oder auch ganz an ihre Stelle treten können. Auf diese Unterschiede in den Akzent- und Toneigenschaften der verschiedenen Satzformen werden wir bei der Erörterung der rhythmisch-musikalischen Eigenschaften des Satzes (Nr. VII, 3) zurückkommen.

6. Stabilisierung der Wortstellungen.

a. Allgemeine Bedingungen für den Eintritt fester Wortstellungen.

Jenen psychischen Kräften, die je nach der Bedeutung und dem Werte, den der einzelne Satzbestandteil in der Rede besitzt, dessen Stellung und damit die gesamte Ordnung der Satzglieder

bestimmen, wirken sichtlich in allen Sprachen andere, erhaltende Kräfte entgegen, die eine aus irgendwelchen Ursachen zu häufiger Geltung gekommene Ordnung derart begünstigen, daß sie schließlich zur vorherrschenden, wenn nicht zur alleinherrschenden wird, unabhängig von den im einzelnen Fall etwa vorhandenen Bedeutungs- und Betonungsunterschieden. Da nun bei einer solchen Stabilisierung der Satzordnung die assoziative Einübung eine Hauptrolle spielt, diese aber natürlich einer gewissen Zeit bedarf, so ist von vornherein zu erwarten, daß innerhalb derjenigen Sprachfamilien, die wir in längerer Entwicklung verfolgen können, die älteren Formen in der Regel über eine freiere Wortstellung verfügen werden als die jüngeren. In der Tat bestätigt sich dies im allgemeinen bei der in ihrer Geschichte bestgekannten Sprachfamilie, der indogermanischen, wenn sich gleich hier mannigfache Unterschiede im einzelnen darbieten, die es keineswegs erlauben, etwa ausschließlich das Alter einer Sprache für das Verhältnis jener beiden in ihrer Einwirkung auf die Satzordnung einander entgegenwirkenden Momente herbeizuziehen. So besitzt z. B. das Sanskrit eine weit stabilere Satzordnung als das Griechische und Lateinische, obgleich wir keinen Grund haben, die Sanskritsprache an sich für eine jüngere Bildung zu halten, wenn auch die frühere Ansicht, daß sie eine ältere sei, heute im allgemeinen nicht mehr geteilt wird. Auf die Schnelligkeit, mit der gewisse allgemeingültige Prozesse vor sich gehen, sind eben in den verschiedenen Sprachgebieten sehr verschiedene, für uns großenteils nicht mehr aufzufindende Bedingungen von Einfluß, so daß von zwei Sprachen gleichen Alters in der einen ältere Formen erhalten sein können als in der zweiten, die möglicherweise in andern Beziehungen dem ursprünglicheren Zustande näher ist. In diesem Falle scheinen nun in der Tat das Griechische und Lateinische einer früheren Stufe mehr zu entsprechen als das Sanskrit oder auch als das Arische und das Urgermanische. Denn im allgemeinen wird man wohl von der Voraussetzung ausgehen dürfen, daß, sofern überhaupt in einem Sprachgebiet ein Zustand freier Wortstellung vorkommt, dieser gegenüber der gebundenen Stellung der ursprünglichere ist, da die psychischen Kräfte, die nach momentanen Be-

deutungs- und Betonungsunterschieden die Ordnung der Wörter bestimmen, von Anfang an vorhanden sein mußten, während die davon unabhängigen Stellungsnormen immer erst durch eine längere Einübung und Überlieferung entstehen konnten. Dies bestätigt auch die allgemeine Erfahrung, daß überall, wo die Motive der freien und der gebundenen Wortstellung noch nebeneinander wirken, der gewähltere Stil, also in erster Linie der poetische, dann aber auch in einem gewissen Grad die Sprache der gebildeteren Kreise und der an sie sich anlehnenden höheren Prosa, über eine freiere Wortfügung gebietet als die Volkssprache, und daß sich in dieser wiederum am meisten die oft wiederholten Redeformen des Sprichworts, der Beteuerung usw. stabilisieren[1]).

So leicht sich nun aber im allgemeinen die psychischen Motive durchschauen lassen, die bei freier Wortstellung die Satzglieder ordnen, so schwer ist die Frage zu beantworten, welche Ursachen in irgendeinem Sprachgebiet einer bestimmten Stellung dieses Übergewicht verschafften. Um hierüber zu entscheiden, müßten wir die Bedingungen der geschichtlichen Entwicklung der Einzelsprachen gerade in den Momenten kennen, wo sich solche Stabilisierungen auszubilden anfingen. Davon kann aber nicht einmal bei jenen Kultursprachen die Rede sein, deren Geschichte genauer durchforscht ist. Trotzdem ist eine Ansicht, und zwar diejenige, die vielfach als eine selbstverständliche Deutung wenigstens des allgemeinen Charakters dieser Erscheinungen angesehen wurde, von vornherein als psychologisch unmöglich zurückzuweisen: das ist die im Anschluß an die Vorstellungen der älteren Linguistik über Lautkorruption und Formenverfall entstandene Meinung, die Wortstellung habe sich stabilisiert, weil die für die grammatische Stellung des Wortes kennzeichnenden Formunterschiede allmählich verloren gingen und nun Ersatzmittel für diesen Verlust gesucht worden seien, die man dann in der festen syntaktischen Stellung gefunden habe. Dies ist ein Schluß von der Wirkung auf die Ursache, der nur dann gestattet wäre, wenn die Voraussetzungen, zu denen er führt, psychologisch denkbar wären. Das sind sie aber nicht. Dächten wir uns einen

[1]) Paul Barth, Zur Psychologie der gebundenen und der freien Wortstellung, Phil. Stud. Bd. 19, 1902, S. 22ff.

Zustand noch so trostloser Verwirrung, der durch den Verlust der unterscheidenden Merkmale der Wortformen entstanden wäre, so würde der Entschluß, dieser Verwirrung durch Aufgabe der freien Wortstellung zu steuern, immer noch die unwahrscheinlichste unter allen möglichen Erklärungen bleiben. Denn ein solcher Entschluß könnte doch nur gefaßt werden, wenn die Wortstellung überhaupt ein Werk bedachtsamer Überlegung wäre, das eine redende Gemeinschaft nach Bedürfnis verändern könnte. Das ist sie natürlich ebensowenig wie der Lautbestand einer Sprache. Diese Hypothese steht daher genau auf gleicher Linie mit jener, nach der gewisse Lautänderungen durch die behutsame Vermeidung einer allzu großen Anhäufung bestimmter Laute entstanden seien[1]).

Um zu begreifen, daß sich eine bestimmte Wortstellung fixierte, dazu genügen vollständig die unwillkürlich wirkenden assoziativen Kräfte, sobald nur einmal erst der Anfangspunkt in dem Übergewicht einer bestimmten Stellung über andere gegeben ist. Dieses Übergewicht selbst aber wird immer nur auf direkte psychische Motive zurückgeführt werden können, für deren Würdigung wir in den bei freier Wortstellung vorkommenden Variationen der Satzordnung einen gewissen allgemeinen Maßstab besitzen, während uns freilich die konkreten näheren Bedingungen der Erscheinungen im allgemeinen unbekannt sind, weil sie mit unerforschten und in manchen Fällen wahrscheinlich für immer unerforschbar bleibenden geschichtlichen und vorgeschichtlichen Vorgängen zusammenhängen. So wird man z. B., wenn sich in einer bestimmten Sprachengruppe die Voranstellung des verbalen Prädikats vor dem Subjekt, also eine der typischen Formen $\widehat{V\,O}\,S$ oder $\widehat{O\,V}\,S$, als feste Satzordnung herausgebildet hat, daraus, daß dies bei freier Wortstellung die Formen der *erzählenden* Aussage sind, schließen dürfen, es habe in der Zeit, die dieser Fixierung vorausging, die erzählende Redeform in dem betreffenden Sprachgebiet eine hervorragende Rolle gespielt. Über die besonderen Bedingungen dieser Bevorzugung, ob sie generelle oder individuelle waren, ob sie z. B. mit

[1]) Vgl. Kap. IV, S. 527.

der Ausbildung kosmogonischer Mythen in erzählender Form, oder ob sie mit dem Auftreten einzelner epischer Dichter von weitreichendem Einflusse zusammenhingen, werden jedoch höchstens in einzelnen Fällen Vermutungen möglich sein. Und wie es sich damit auch verhalten mag, erst wenn aus solchen direkten psychischen Motiven eine bestimmte Satzordnung das Übergewicht erlangt und durch assoziative Ausbreitung eine feste Wortstellung herbeigeführt hat, wird nun auch umgekehrt die Existenz der letzteren den Untergang der grammatischen Wortformen erleichtern können, falls es außerdem noch direkte Ursachen gibt, die einen solchen herbeiführen. In der Tat sind ja derartige Ursachen in den durch den Lautwandel und besonders durch die Kontaktwirkungen der Laute eintretenden Veränderungen genugsam gegeben. Höchstens also in diesem negativen Sinn ist ein Zusammenhang zwischen fester Wortstellung und Schwund der grammatischen Formunterschiede denkbar: sobald der Formenschwund mit einer bereits eingetretenen Stabilisierung der syntaktischen Fügung zusammentrifft, so vermittelt die letztere tatsächlich in vielen Fällen eine Unterscheidung, die früher der ersteren zufiel. Die Unterscheidung mittels der syntaktischen Fixierung wird also möglich, weil diese bereits existiert; aber die letztere ist nicht deshalb eingetreten, damit eine logische Unterscheidung möglich werde.

Anderseits darf man nun freilich die große Bedeutung der assoziativen Angleichungsvorgänge nicht übersehen, die, nachdem sie eine bestimmte Wortfolge zur vorherrschenden und schließlich vielleicht zur allgemeingültigen gemacht haben, in ihren Wirkungen fortdauern, auch wenn die primären Motive, die dereinst jenes Übergewicht erzeugten, längst nicht mehr bestehen. Mögen wir also z. B. mit noch so großer Wahrscheinlichkeit schließen, die Fixierung einer das Verbum im Satze voranstellenden Redeform beruhe auf einer Vorherrschaft des erzählenden Stiles, so läßt sich daraus weder auf die vorausgegangenen noch auf die später vorhandenen allgemeinen psychischen Anlagen der betreffenden Völkergemeinschaft ein Schluß gründen. Vollends unerlaubt ist es, diese Unterschiede, die irgendeinmal aus möglicherweise sehr transitorischen psychologischen Be-

dingungen entstanden sind, zur Erschließung dauernder psychischer Rassencharaktere verwenden zu wollen. Wie sonstige Lebensformen, nachdem sie durch die Macht der Gewohnheit befestigt sind, fortdauern können, selbst wenn sich der Inhalt, den sie bergen, völlig umgewandelt hat, so ist das auch mit der Wortstellung im Satze nicht anders. Das gilt um so mehr, weil hier von vornherein der Zusammenhang zwischen Form und Inhalt ein verhältnismäßig loser ist, wie schon daraus hervorgeht, daß, nachdem einmal eine syntaktische Stabilisierung eingetreten ist, die nämliche Satzform den verschiedensten Zwecken des Ausdrucks sich anpaßt. Wenn noch der heutige Jude gelegentlich auf das Deutsch, das er redet, die dem Hebräischen eigene Voranstellung der verbalen Prädikate überträgt, so ist das sicherlich ein starkes Zeugnis für die ungeheure Macht der assoziativen Angleichung. Aber es ist kein Zeugnis dafür, daß die geistigen Eigenschaften des Juden seit den Zeiten des Moses und David unverändert geblieben, oder gar, daß die psychischen Kräfte, die dereinst diese syntaktische Eigentümlichkeit der semitischen Sprachen hervorriefen, heute noch in ihm lebendig sind[1].

[1]) An einem Fehlschluß dieser Art und zugleich an einer Unterschätzung der Mannigfaltigkeit psychischer Einflüsse, die einer bestimmten grammatischen Form ursprünglich zugrunde liegen können, scheint mir das gelehrte Werk von James Byrne, General Principles of the Structure of Language, Vol. I, II,2 1892, zu leiden. Noch weniger freilich kann ich mit den allgemeinen Gesichtspunkten und mit der Methode einverstanden sein, die Byrne seinen Erörterungen zugrunde legt. Nicht bloß, daß ich die Gegensätze der vermehrten und der verminderten Exzitabilität, der größeren oder geringeren geistigen Energie (mental power) für allzu unbestimmte und unsichere psychologische Begriffe halte, um sie als Erklärungsprinzipien für alle möglichen Erscheinungen verwenden zu können, auch der Standpunkt psychologischer Interpretation, den Byrne hierbei einnimmt, ist bedenklich, insofern er ein fertiges psychologisches Schema an die sprachlichen Erscheinungen heranbringt. Das Gegenteil dieses, noch dazu mit einer unzulänglichen Psychologie operierenden deduktiven Verfahrens scheint mir das fruchtbarere zu sein: die induktive Verwertung der sprachlichen Tatsachen, bei der man in jedem Augenblick der ungeheuer komplexen Beschaffenheit der wirkenden Ursachen eingedenk bleibe und sich möglichst aller Vorurteile, die aus traditionellen Annahmen über Rasseneigenschaften u. dgl. entsprungen sein mögen, enthalte. Den Anregungen von Byrne folgt übrigens auch F. N. Finck, Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung, 1899, mit seinem Versuch, aus den Sprachformen auf die Unterschiede der Rassentemperamente zu schließen.

In Anbetracht dieses großen Einflusses der assoziativen Angleichung tritt daher die Wortstellung auch als allgemeines Merkmal der Sprachen hinter andern Eigenschaften, wie der Ausbildung der verschiedenen Nominal- und Verbalformen, der Entwicklung der hypotaktischen Konjunktionen und des Relativpronomens, der Scheidung attributiver und prädikativer, einfacher und zusammengesetzter Satzformen, weit zurück. Hiermit stimmt überein, daß in vielen Fällen die Stabilisierung der Satzglieder in einer bestimmten Ordnung offenbar verhältnismäßig späten Ursprungs ist. So bilden die indochinesischen Sprachen nach Wortschatz, Formenbildung und sonstigen Eigentümlichkeiten eine eng zusammengehörende Sprachengruppe. Dennoch herrschen in der Ordnung der Satzglieder, abgesehen von der ihnen allen eigenen Voranstellung des Subjekts vor dem verbalen Prädikat, die mannigfaltigsten Unterschiede, so daß man wohl annehmen muß, in jeder dieser Sprachen habe sich aus einer dereinst freien Wortstellung heraus unter zum Teil abweichenden Motiven das besondere Stellungsgesetz entwickelt[1]). Analoge Verhältnisse bietet das Indogermanische, wo noch die weitere Eigentümlichkeit hinzukommt, daß einzelne seiner Sprachen die freie Wortstellung verhältnismäßig länger bewahrt haben, und in andern noch in neuerer Zeit beträchtliche Veränderungen vor sich gegangen sind. So hat sich das Neurussische, im Unterschiede von den andern slawischen Sprachen, die Voranstellung des verbalen Prädikats zu eigen gemacht; und im Romanischen, namentlich Französischen, wechseln in älterer Zeit die Stellungen $\overset{\frown}{S\ \overset{\frown}{V}\ O}$ und $\overset{\frown}{\overset{\frown}{O}\ V\ S}$. Während aber in den ältesten Denkmälern die Voranstellung von Objekt und Verbum erheblich überwiegt, nimmt im Laufe der Zeit die entgegengesetzte Stellung stetig zu, bis sich vom 16. Jahrhundert an die heutige mit dem vorangehenden Subjekt als die fast alleinherrschende durchgesetzt hat[2]). In diesem Fall läßt sich die Veränderung wahrscheinlich darauf zurückführen, daß die ältesten Denkmäler

[1]) E. Kuhn, Über Herkunft und Sprache der transganganetischen Völker, 1883. K. Himly, Über die einsilbigen Sprachen des südöstlichen Asiens, in Techmers Zeitschrift, I, 1884, S. 282ff.

[2]) Meyer-Lübke, Grammatik der romanischen Sprachen, III, S. 797ff.

durchweg der erzählenden Gattung angehören; die erzählende Aussage greift aber, wie wir oben sahen, bei freier Wortstellung mit Vorliebe zur Voranstellung des Verbums[1]).

b. Einfluß der sprachlichen Denkformen auf die Befestigung der Wortstellungen.

In unsern Kultursprachen ist nach allem diesem die Stabilisierung der Wortstellung meist ein verhältnismäßig spät eingetretener Vorgang, der vielfach noch in geschichtlicher Zeit der Veränderung unterworfen war. Gleichwohl würde es verfehlt sein, wenn man hieraus einen allgemeinen Schluß auf die Ungültigkeit bestimmter Gesetze der Satzordnung für ursprünglichere Sprachstufen ziehen wollte. Erscheint auch auf der einen Seite die Stabilisierung als ein überall eintretendes, in den assoziativen Wechselwirkungen der syntaktischen Formen begründetes Produkt sprachlicher Entwicklung, so sind es doch sichtlich gerade die Kultursprachen, die in der Regel längere Zeit bei einer freieren, den mannigfachen psychologischen Motiven unmittelbar folgenden Ordnung beharrten, während in minder

1) Diese Voranstellung des Verbums in der Erzählung betont auch Delbrück an verschiedenen Stellen seiner Vergleichenden Syntax (z. B. hinsichtlich des Slawischen, III, S. 68ff.). Dagegen vertritt Meyer-Lübke eine andere Auffassung. Er ist der Meinung, nicht das voranstehende, sondern das nachfolgende Wort werde stärker betont, die Stellung $\widehat{V\,S}$, die sich in der älteren französischen Sprache ausnahmslos bei den Verben des Sagens und heute noch bei einzelnen Bewegungsverben, wie *venir, entrer, suivre* usw. nicht selten vorfinde, erkläre sich daraus, daß „das Sprechen das Zunächstliegende, die Person des Sprechenden das Neue, also Spätere und Wichtigere sei", und daß bei den Verben der Bewegung „der Sprechende zunächst das Erscheinen von etwas Neuem oder das Dasein von etwas Übersehenem ankündige und dadurch, daß er dieses selbst erst nachträglich nennt, es um so stärker hervorhebe". Wie mir scheint, widerspricht die Behauptung, daß das nachfolgende Satzglied das stärker betonte sei, der Beobachtung. Das Lateinische wählt die Stellung *ingens mons* nicht *mons ingens*, wenn die Größe des Berges betont wird, und das Verbum wird in erzählenden Sätzen bei freier Wortstellung mit Vorliebe vorangestellt, weil die Erzählung vorzugsweise die verbalen Prädikate betont, die den Begriff dessen, was geschehen ist, in sich enthalten. Wenn das Französische die Verben des Sagens und noch bis in die neueste Zeit die Verben der Bewegung voranstellt, so erklärt sich dies also wohl daraus, daß diese Verben besonders häufig in der Erzählung verwendet werden.

ausgebildeten Sprachformen oft sehr früh bestimmte Wortstellungsgesetze hervortreten. Um diese beiden Erscheinungen in Einklang zu bringen, wird man wohl annehmen müssen, daß dem Übergang in eine Kultursprache irgendeine, den Beginn der höheren Kultur bezeichnende physische und geistige Umwälzung vorangegangen sei, welche die in einem primitiveren Stadium, das ja irgendeinmal jede Sprache durchgemacht haben muß, vorhandene Ordnung erschüttert und während einer kürzeren oder längeren Zeit jene freie Wortstellung herbeigeführt habe, die wir für den Beginn der Entwicklung unserer Kultursprachen voraussetzen können. Auch dies wird man sich aber, ebenso wie die den Anfang einer neuen Sprachbildung bezeichnenden Wortbildungsprozesse, nur nach Analogie der in geschichtlicher Zeit eingetretenen Neubildungen von Sprachen denken können[1]. In der Tat erscheint ja eine plötzlich eingetretene Sprachmischung, wie sie sich beim Aufeinanderstoßen stammesfremder Völker ereignen mußte, unter allen Umständen als die plausibelste Ursache einer derartigen, die bisherige syntaktische Ordnung aufhebenden Umwälzung.

Bei dieser Annahme wird es auch verständlich, daß in der großen Mehrzahl der Sprachen der Erde, vor allem aber in allen denen, die niemals Literatursprachen gewesen oder erst spät unter dem Einflusse der europäischen Kultur zu solchen geworden sind, verhältnismäßig feste Stellungsgesetze beobachtet werden. In manchen, besonders in vielen amerikanischen Sprachen, wird die Stellung der Glieder des Satzes schon deshalb fixiert, weil Wort und Satz derart zusammenfallen, daß der Übergang von einem einfacheren zu einem verwickelteren Ausdruck ebensowohl als die Umwandlung einer einfacheren in eine zusammengesetztere Wortform durch Aufnahme weiterer Wortelemente, wie als Übergang eines kürzeren in einen längeren Satz angesehen werden kann. Dieser enge Zusammenhang von Satzbildung und Wortbildung bringt notwendig auch eine feste Wortstellung mit sich, da zunächst in den ein Satzganzes vertretenden komplexen Konjugationsformen die Stellung der Glieder eine gegebene ist, die sich dann auf die etwa außerhalb dieser Formen stehenden

[1] Vgl. Kap. V, S. 674ff.

isolierteren Wörter überträgt. So scheinen denn auch die Wortstellungsverhältnisse zum Teil in weit entlegenen Regionen dieses Sprachgebiets sehr gleichförmige zu sein, indem in der Regel das Subjekt an der Spitze des Satzes steht, während das Objekt ein etwas variableres Verhältnis zum Verbum hat, bald ihm vorangeht, bald ihm nachfolgt, nicht selten aber auch in der sogenannten objektiven Konjugation dieser Sprachen eine Art Doppelstellung einnimmt, bei der die Verbalform vollständig von den Objektbegriffen umgeben wird. Dabei folgt ihr zwar das eigentliche Objekt nach, ein auf dieses hinweisendes Demonstrativelement geht aber voraus: *ich-ihn-liebe-den-Peter*. In andern Fällen tritt auch das Objekt selbst vor das Verbum, während das nominale und namentlich das pronominale Subjekt nachfolgt: *dich-sehe-ich*[1]).

Dem amerikanischen steht das ural-altaische Sprachgebiet in der Bildung zusammengesetzter Wortformen am nächsten. Dennoch haben sich hier Wort und Satz sicherer geschieden, was vor allem in dem regelmäßigeren Aufbau der Verbalformen und in der Ausscheidung der den Verbalausdruck ergänzenden Nominalbestandteile zu bemerken ist. Dagegen tritt eine Eigentümlichkeit, die in gewissem Sinne der objektiven Konjugation der amerikanischen Sprachen verwandt ist, in der Satzstellung der durch Kultureinflüsse weniger veränderten Glieder dieser Sprachenfamilie besonders hervor. Dies ist die Betonung des Objekts der Handlung, während das handelnde Subjekt selbst mehr als eine bloß ergänzende Bestimmung des verbalen Prädikats erscheint[2]). Diesem Verhältnis entspricht es, daß das bestimmende Objekt meist im Satze voransteht, und daß sich an dieses zunächst eventuell ein ergänzender Objektbegriff und dann das verbale Prädikat anschließt, welchem letzteren endlich das Subjekt zu folgen pflegt, sofern es nicht als Pronominalsuffix dem Verbum selbst angehört. Doch hat sich, vielleicht unter dem Einflusse des Indogermanischen, dieses Verhältnis im Finnischen und Magyarischen insofern verschoben, als das Subjekt meist

[1]) Müller, II, 1, S. 237, 267 und an andern Stellen.

[2]) O. Böthlingk, Die Sprache der Jakuten, S. 298f. H. Winkler, Zur Sprachgeschichte, 1887, S. 2ff., 23ff.

an den Anfang des Satzes gerückt wird und so in der syntaktischen Fügung dennoch das Übergewicht erlangt[1]). Diese stärkere Betonung der Objektbegriffe, wodurch diese namentlich in der altaischen Gruppe eine dem Subjekt unserer europäischen Sprachen korrespondierende herrschende Stellung einnehmen, entspricht psychologisch der Tatsache, daß in der Verbalbildung dieser Sprachen das Possessivpronomen vielfach die Stelle unseres Personalpronomens vertritt. Beide Erscheinungen repräsentieren eine Form des Denkens, bei der nicht das handelnde Subjekt, sondern der Gegenstand, auf den sich die Handlung bezieht, im Vordergrunde des Bewußtseins steht: in *meine Gabe* für *ich gebe* bildet das gebende Ich eine relativ zurücktretende Nebenbestimmung zum Objekt, das gegeben wird; ganz ebenso steht in einem Satze, wie *Hand-bei drücken-mein*, wie ihn der Jakute konstruiert, für *ich drücke ihm die Hand*, statt des tätigen Ich der Gegenstand der Tätigkeit, die Hand, im Vordergrund des Bewußtseins. So bilden sich die Typen $O\ \widehat{V\ S}$ oder $O\ \widehat{S\ V}$, in denen O das herrschende Glied des Satzes ist, während sich S, ähnlich wie in unserer Syntax O, eng an das Verbum anlehnt. Die Entwicklung dieser Typen zu stabilen Wortstellungen darf daher wohl auch als Ausdruck des nämlichen gegenständlichen Denkens betrachtet werden, wie er in diesen Sprachen auf dem Gebiete der Wortbildung in der großen Zahl der Verbalnomina hervortritt.

Solchen durch ihre agglutinierende Satzstruktur ausgezeichneten Sprachformen stehen nun auch in syntaktischer Beziehung die wortisolierenden scharf geschieden gegenüber. Bei ihnen allen erscheint die Wortstellung entweder noch fortan als eine relativ freiere, oder die eingetretene Stabilisierung läßt deutlich den Ursprung aus einer freieren Bewegung der Wörter im Satze erkennen. Man wird aber kaum zweifeln können, daß beide Momente eng zusammenhängen. Ist es doch die größere syntaktische Beweglichkeit, die, sofern man die Priorität des Satzes vor dem Worte voraussetzt, überhaupt als ein wesentlicher Fak-

[1]) Man vergleiche die Sprachproben bei Müller, II, 2, S. 250ff. (Finnisch, Magyarisch) und S. 301ff. (Mandzu, Mongolisch, Jakutisch, Türkisch).

tor bei der Sonderung des Wortes aus dem Satze anzusehen ist. Die Stabilisierung selbst ist in der großen Mehrzahl dieser Sprachen für das Verhältnis der Hauptglieder des Satzes, Subjekt und Verbum, in durchaus übereinstimmender Weise eingetreten, indem sich die Folge $\widehat{S\,V}$ als die allgemeinste und häufigste durchgesetzt hat. Die Hauptausnahme bilden zwei große, sonst wieder einander sehr fern stehende Sprachfamilien: die semitische auf der einen, und die malaio-polynesische auf der andern Seite[1]). Welche Momente früher Kultur hier der erzählenden Form des Aussagesatzes ein solches Übergewicht verschafft haben, darüber sind aber natürlich nur Vermutungen möglich.

c. Motive für die Voranstellung des Subjekts im Satze.

Mehr noch fordert die entgegengesetzte Stellung $\widehat{S\,V}$ bei der sichtlich von spezifischen Kulturbedingungen unabhängigen Allgemeinheit, mit der sie in den verschiedensten Gebieten der Erde eingetreten ist, eine psychologische Deutung heraus. Für diese kommt aber zunächst in Betracht, daß das nominale Subjekt seine herrschende Stellung offenbar in weit von einander abliegenden Stufen der Sprachentwicklung erlangt hat. Einerseits treffen wir sie schon in den primitivsten Sprachformen. In ihnen wird sie, sobald sie der wortisolierenden Form angehören, von früh an bevorzugt. Anderseits findet sie sich als Produkt einer allmählich eingetretenen Stabilisierung in allen Kultursprachen, im Chinesischen so gut wie in den meisten neueren Sprachen. Schwerlich wird man aber annehmen können, daß diese beiden weit auseinander liegenden Erscheinungen trotz ihrer äußeren Ähnlichkeit übereinstimmende Ursachen haben.

In den Sprachen der Negervölker, der Hottentotten und Buschmänner, der Eingeborenen Australiens scheint die Ord-

[1]) In bezug auf das Malaio-Polynesische vergleiche man die charakteristischen Sprachproben bei Müller, II, 2, S. 41, II (Tahitisch), S. 48, IV (Hawaiisch), S. 153 B und 155 (Malaiisch). Die Vorliebe des Hebräischen für die Voranstellung des Verbums ist auch in der Lutherschen Bibelübersetzung nicht ganz verwischt, wenngleich durch die deutschen Stellungsgesetze etwas zurückgedrängt.

nung $\widehat{S\,V}$ um so regelmäßiger zu sein, je weniger solche Sprachen Nomen und Verbum nach Wortform oder Begriff voneinander scheiden. Nun wird in einer Sprache, in der diese Scheidung überhaupt noch nicht eingetreten ist, in der also das Grundverhältnis des Satzes wesentlich noch als ein attributives angesehen werden muß, im allgemeinen die Folge $\widehat{S\,A}$, Subjekt-Attribut, leicht schon deshalb den Vorzug gewinnen, weil zwar der Gegenstand ohne sein Attribut, nicht aber das Attribut ohne den Gegenstand, der sein Träger ist, aufgefaßt werden kann, eine Regelmäßigkeit, die namentlich bei relativ langsam sich folgender Rede, also insbesondere bei wortisolierender Sprechweise, sich einstellen muß, wie wir sie denn aus diesem Grunde schon bei der Gebärdensprache als die natürliche Folge der Gebärdezeichen beobachtet haben (Kap. II, S. 227 ff.). Hiernach erscheint diese syntaktische Form als eine Wirkung des *gegenständlichen* Denkens, aber, gegenüber den zusammengesetzten Satz- und Wortformen der amerikanischen und ural-altaischen Sprachfamilie, einer wesentlich abweichenden Gestaltung desselben: einer solchen nämlich, bei der nicht die zusammenfassende Anschauung, sondern die Unterscheidung *einzelner* Gegenstände vorwaltet. Diesem Verhältnis entspricht auch durchaus die Tatsache, daß in den durch reiche Agglutination ausgezeichneten Sprachen von frühe an das *persönliche* Pronomen eine geringe Rolle spielt, wenn es sich nicht gar erst aus den Verbindungen des Possessivums mit den Objektbegriffen entwickelt hat, daß dagegen die isolierenden Sprachen offenbar von früh an ein Personalpronomen besitzen. Hier betätigt sich dann die gegenständliche Form des Denkens darin, daß das Personale hinsichtlich der Kasusbildung ganz wie ein Nomen behandelt wird. So gibt in diesem Fall die allmähliche Sonderung der Pronominal- von den allgemeinen Formen der Nominalflexion wiederum ein gewisses Maß für den stetigen Übergang in das zuständliche Denken ab[1]).

Auf einem völlig andern Gebiet psychologischer Bedingungen muß dagegen die in einem relativ späten Stadium sprachlicher

[1]) Vgl. oben Kap. VI, S. 47 ff.

Entwicklung eingetretene Bevorzugung des Subjektbegriffs gesucht werden, welche die große Mehrzahl der Kultursprachen beherrscht, so daß sie sich dadurch das Vorrecht erworben hat, als maßgebend für die logische Ordnung der Satzglieder zu gelten — so sehr, daß man die Folge Subjekt-Prädikat nicht bloß als die tatsächlich allgemeinste, sondern auch als die im Urteil logisch geforderte anzusehen pflegt. Gleichwohl ist diese verbreitete Meinung in doppeltem Sinn eine irrtümliche. Erstens beruht es nicht im mindesten auf irgendeiner Denknotwendigkeit, daß im Aussagesatz die Voranstellung des Subjekts ein Vorzugsrecht besitzt; und zweitens gibt es zwar logische Gründe, die diese Bevorzugung veranlaßt haben, aber diese Gründe sind durchaus nicht von zwingender Art. Wenn wir in den Urteilen, aus denen sich unsere Schlüsse zusammensetzen, das Subjekt ebenso regelmäßig dem Prädikate folgen ließen, wie wir es ihm voranstellen, so würde dadurch an der Bündigkeit der Folgerungen selbst nicht das geringste geändert: in diesem Sinne ist daher die herkömmliche Ordnung der Satzglieder für die Logik lediglich eine konventionelle. Da jedoch diese Konvention immerhin nicht eine bloß willkürliche Erfindung oder Verabredung ist, sondern sich an die natürlichen Formen des Aussagesatzes angeschlossen hat, so muß es allerdings Motive geben, die zwar nicht mit logischer, aber mit psychologischer Notwendigkeit zu ihr geführt haben.

Ein solches Motiv wird man nun darin erblicken dürfen, daß, wie uns die Variationen der Satzglieder bei freier Wortstellung gelehrt haben (S. 362), die Ordnung $\widehat{S\,V}$ der erklärenden Aussage am meisten adäquat ist (S. 365f.). Dies bedeutet nach allem, was sich aus jenen Veränderungen der Satzglieder ergibt, wiederum nicht, daß jede Erklärung notwendig in dieser Satzform gegeben werden muß. Vielmehr, wo sich etwa eine andere Satzordnung durch assoziative Einübung befestigt, da fügt auch sie sich diesem Bedürfnis. Aber wo solche Einflüsse nicht entgegenwirken, da ist immerhin die Ordnung $\widehat{S\,V}$ diejenige, die sich nach dem Prinzip der stärkeren Betonung des vorangehenden Gliedes von selbst als Form erklärender Aussage einstellt,

weil in diesem Fall stets der Gegenstand, über den eine Erklärung abgegeben wird, am stärksten betont ist. Hieraus werden wir aber auch umgekehrt schließen dürfen, daß, wo in der späteren Entwicklung der Kultursprachen die Ordnung $\widehat{S\,V}$ über andere obgesiegt hat, dies in der zunehmenden Bedeutung seinen Grund hat, welche die Funktionen erklärender Aussage überhaupt gewonnen haben. Nun ist die erklärende Aussage die eminent *logische*. Jedes mit Anspruch auf irgendwelche Allgemeingültigkeit auftretende Urteil, mag es im engeren Sinn erklärender oder beschreibender Art sein, ist im weiteren Sinn eine erklärende Aussage und steht als solche der erzählenden gegenüber, da die Beschreibung eines Gegenstandes immerhin insofern der Erklärung sich unterordnet, als sie zugleich eine Definition desselben durch seine äußeren Merkmale enthält. Die sekundäre Bevorzugung der Form $\widehat{S\,V}$ wird man demnach überhaupt als eine Folge des Einflusses betrachten dürfen, den diejenige Richtung des Denkens auf den Geist der Sprachen ausübt, aus der zunächst die Verbreitung der erklärenden Aussageform und dann, im Anschlusse daran, das wissenschaftliche Denken hervorging.

Gleichwohl stehen auch noch in unsern Kultursprachen die beiden Typen $\widehat{S\,V}$ und $\widehat{V\,S}$, als Symptome der ihnen eigenen verschiedenen Bevorzugung erklärender und erzählender Sätze, einander gegenüber, die erstere in den meisten lebenden Sprachen indogermanischer Abkunft, die letztere in den semitischen Sprachen repräsentiert. Doch selbst innerhalb dieser auf eigentümliche Abweichungen in den ursprünglichen Bedingungen der geistigen Kultur hinweisenden Gegensätze erweist die Voranstellung des Subjekts darin ihre vorwaltende Wirkung, daß sie auch auf semitischem Gebiete da zur Herrschaft gelangt ist, wo das Prädikat nicht in einer echten Verbalform, sondern in einem *nominalen Ausdruck* besteht. Zwar haben die semitischen Sprachen, was vielleicht mit der Rolle zusammenhängt, die in ihnen die Erzählung spielt, keine eigentliche Kopula entwickelt, sondern sie verbinden das nominale Prädikat unmittelbar, also eigentlich attributiv mit dem Subjekte. Doch das in der er-

klärenden Aussage liegende Motiv für die Bevorzugung des Subjekts hat gleichwohl diesem in solchem Falle im allgemeinen die erste Stelle verschafft, so daß gerade in den Sätzen, die als allgemeingültige Formen der Urteile für die vorzugsweise logischen gelten, jene Ordnung zur festen Norm für alle Kultursprachen geworden ist.

Diese allgemeinen Bedingungen können jedoch bemerkenswerte Abänderungen erfahren, wenn das Ganze des Satzes, wie dies bei der Vorherrschaft der prädikativen Satzform sehr häufig geschieht, einen komplexen Gedankenausdruck in zwei einander hypotaktisch verbundene Sätze gliedert. In diesem Fall ist z. B. im Deutschen für den abhängigen Nachsatz die Inversion zur festen Regel geworden, so daß, da die vorangestellte Konjunktion des Vordersatzes ihrerseits die sonst mögliche Abweichung von der Normalstellung Subjekt-Prädikat hindert, nun gerade diese hypotaktisch gegliederte zusammengesetzte Satzform durch eine besondere Regelmäßigkeit sich auszeichnet, während zugleich Vorder- und Nebensatz von einem entgegengesetzten Stellungsgesetz beherrscht sind. Wir können bei reiner Aneinanderreihung je nach dem Bedürfnis der Betonung bald in der gewöhnlichen Form berichten: *die Schlacht war geschlagen, der Feind zog sich zurück*, bald in der andern: *geschlagen war die Schlacht, zurück zog sich der Feind.* Aber sobald wir die zusammengesetzte Satzform wählen, ist die Stellung unweigerlich gegeben: *Nachdem die Schlacht geschlagen war, zog sich der Feind zurück*, *S V V S*, wobei überdies noch durch die Art, wie die Bestandteile des Verbums das Subjekt des Nachsatzes umschließen, die oben erörterte Verschlingung der Satzglieder wirksam wird. Zwei Motive können möglicherweise dieser stabil gewordenen Inversion des Nachsatzes zugrunde liegen Zunächst wird überall, wo das Subjekt das gleiche ist, dieses im Nachsatz minder betont erscheinen, wie sich dies auch in seinem Ausdruck bloß durch ein zurückweisendes Demonstrativpronomen ausspricht, z. B. *Als Cäsar eingetroffen war, befahl er den Angriff.* Diese einfacheren und darum ursprünglicheren Satzverbindungen werden dann auf die andern mit doppeltem Subjekt eine Art

assoziativer Fernewirkung ausgeübt und so diese stabile Form zur allgemeingültigen gemacht haben[1]). Es kann aber möglicherweise noch eine zweite Wirkung hinzukommen, der von vornherein Sätze mit einfachem wie mit doppeltem Subjekt unterworfen waren: es kann nämlich das verbale Prädikat des Vordersatzes das des Nachsatzes durch eine assoziative Nahewirkung attrahiert haben, die nicht sowohl an die verbale Form, als vielmehr an den Inhalt der in ihr ausgedrückten Vorstellungen gebunden ist. Denn die beiden Vorgänge oder Zustände, die im Vorder- wie Nachsatz die verbalen Prädikate ausdrücken, gehören wie Grund und Folge zusammen. Darum ruht nun im Nachsatz der Schwerpunkt der Betonung auf dem Prädikat, auf das der Vordersatz bereits die Aufmerksamkeit gelenkt hat.

VII. Rhythmus und Tonmodulation im Satze.

1. Allgemeine Bedingungen der Entstehung rhythmisch-musikalischer Formen.

a. Faktoren des rhythmisch-musikalischen Ausdrucks in der Sprache.

Rhythmus und Tonfall sind Eigenschaften, die ebensosehr wie Laut, Wortform und Satz zum Wesen der Sprache gehören. Sie sind aber so eng an die gesprochene und gehörte Rede gebunden, daß sie von vornherein einen schwankenderen Besitzstand bilden, der namentlich im Laufe längerer Zeitperioden Veränderungen unterworfen ist, die sich einer direkten Überlieferung fast ganz entziehen. Meist sind wir darum hier auf Rückschlüsse aus den übrigen Eigenschaften der Sprache und aus den allgemeinen Bedingungen des rhythmisch-musikalischen Gefühls angewiesen. Besonders gilt dies für diejenigen Erscheinungen, auf die sich wegen ihres Zusammenhanges mit den allgemeineren Sprachproblemen unsere Betrachtung beschränken muß: für die der gewöhnlichen gesprochenen Rede. Bei ihr fallen nicht bloß jene früh sich einstellenden Motive kunstmäßiger Ausbildung hinweg, die bei dem poetischen Metrum mit der Kunstübung auch eine Überlieferung ihres Betriebs begünstigen, son-

[1]) Barth, Phil. Stud. Bd. 19, S. 38f.

dern es mangeln auch die der poetischen Form selbst eigentümlichen direkteren Anhaltspunkte für die Feststellung bestimmter rhythmisch-melodischer Wirkungen.

Zwei Eigenschaften unseres Bewußtseins sind es jedoch, die für jede Art rhythmischer Gliederung äußerer Reize maßgebend bleiben. Die eine besteht in dem unter wechselnden Bedingungen innerhalb gewisser Grenzen variierenden Umfang des Bewußtseins, die andere in den mehr oder minder regelmäßigen Schwankungen der Aufmerksamkeit. Infolge der letzteren können äußere Eindrücke bald stärker, bald schwächer apperzipiert werden, je nachdem ihre Einwirkung mit einem Höhe- oder Tiefpunkt solcher Oszillationen zusammenfällt, während auf deren Eintritt zugleich die Eindrücke selbst einen maßgebenden Einfluß ausüben. Denn dem Wechsel der Eindrücke können sich in weiten Grenzen die Schwankungen der Apperzeption anpassen, so daß hier eine Wechselwirkung entsteht, vermöge deren Reizreihe und Apperzeptionsreihe innerhalb der durch den Umfang des Bewußtseins gesteckten Grenzen einander entsprechen. Zu beiden kann dann unter Umständen als ein drittes, wiederum jenen sich anpassendes Glied noch die Sukzession eigener Bewegungen hinzutreten, sei es daß diese gleichfalls den äußeren Eindrücken folgen oder umgekehrt selbst erst solche hervorbringen, ein Zusammenhang, der als einen besonders wichtigen Spezialfall auch die Artikulationsbewegungen und Lautbildungen der Sprache in sich schließt. Endlich aber wirken diese wechselnden Verstärkungen und Schwächungen der Reize, mögen sie von außen gegeben oder durch eigene Bewegung erzeugt sein, auf die Vorstellungen des zeitlichen Ablaufs der Eindrücke selbst und der Zeitpausen zwischen ihnen zurück. Denn indem durch apperzeptive Betonung einzelne Reize gehoben werden, bilden sich Gruppen, die durch deutlichere und längere Zeitpausen von ihrer Umgebung gesondert erscheinen; und mit der stärkeren Betonung eines Eindrucks ist regelmäßig zugleich eine Veränderung seiner Tonhöhe, in der Regel eine Erhöhung, unter Umständen aber auch, sofern nämlich der Kontrast zu vorangehenden Hebungen dies bedingt, eine Vertiefung zu beobachten. Auf diese Weise bilden sich in der Gliederung

unserer Bewußtseinsinhalte überhaupt, vornehmlich aber derjenigen, die in den Lauten der Sprache ihre Quelle haben, eigentümliche Veränderungen, die, selbst wo die äußeren Eindrücke an sich gleichförmig ablaufen, einen Wechsel ihrer Auffassung herbeiführen. Diese Veränderungen schließen im allgemeinen drei variable Größen in sich: das dynamische Moment der Tonstärke, das zeitliche der Tondauer, und das qualitative der Tonhöhe. Es sind die nämlichen, die uns früher als Faktoren des „individuellen Spielraums der Artikulationen" begegnet sind[1]).

b. Rhythmische Gliederung von Taktreihen.

Unter diesen Faktoren der rhythmisch-musikalischen Form sind es vorzugsweise die beiden ersten, das dynamische und das zeitliche Moment, die den rhythmischen Charakter der Form bestimmen. Dieser rhythmische Bestandteil zeichnet sich aber dadurch aus, daß er in hohem Grade von den subjektiven Eigenschaften des Bewußtseins bestimmt ist, so daß hier die Auffassung der Eindrücke in ziemlich weitem Umfang Veränderungen durch Einflüsse der subjektiven Betonung unterworfen ist, die mit den oszillierenden Zuständen der Apperzeption zusammenhängen. Dies erhellt deutlich aus einer Erscheinung, bei der die Wirkung dieser subjektiven Schwankungen, unberührt von allen etwa in dem Eindruck selbst liegenden Nebenbedingungen, hervortritt. Läßt man nämlich Taktschläge von absolut gleicher Intensität in gleichen Zeitintervallen aufeinander folgen, so entsteht, solange diese Intervalle nicht eine gewisse obere oder untere Grenze erreichen, stets die Vorstellung, daß die einzelnen Taktschläge nicht gleich, sondern von verschiedener Stärke seien; und zwar pflegen sie sich vollkommen regelmäßig nach einem bestimmten rhythmischen Schema zu ordnen. Zur Hervorbringung solcher objektiv gleicher Taktschläge mit abzustufender Intervalldauer bedient man sich zweckmäßig eines besonderen „Taktierapparats", wie er in Fig. 41 in der Ansicht von oben in etwa $^1/_3$ seiner wirklichen Größe abgebildet ist. Auf einem hölzernen Fußbrett *B B* ist rechts ein in einem Messing-

[1]) Vgl. Kap. IV, S. 388ff.

gehäuse eingeschlossenes Gewichtsuhrwerk *U* aufgeschraubt. Es kann mittels der Kurbel *c* jederzeit aufgezogen werden, ohne daß der Gang der Uhr unterbrochen wird. Durch einen Druck an der Arretierung *d* aber wird es momentan in Gang gesetzt oder festgehalten. Links vom Uhrkasten befindet sich die stählerne Walze *W*, deren zwischen *U* und der Säule *1* laufende Achse sich auf Spitzen dreht. Nach vorn befinden sich auf dem Brett zwei weitere Säulen *2* und *3*, die einen von der Walze isolierten Feder-

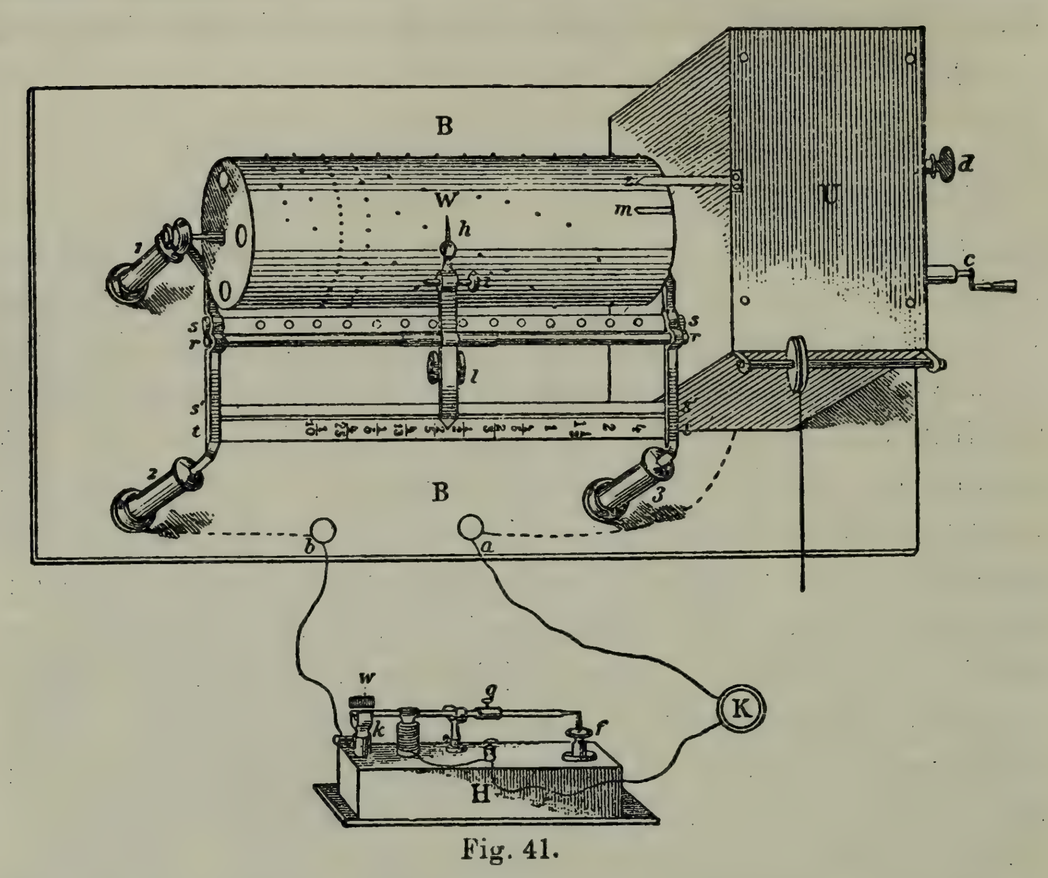


Fig. 41.

apparat mit seinen Einstellungsvorrichtungen tragen. Dieser Apparat besteht aus der Messingfeder *l h*, die mittels einer Hülse auf dem zylindrischen Stahlstäbchen *r r* hin- und hergeschoben werden kann. Dabei nimmt sie jedesmal eine feste Stellung an, wenn ein an ihr befindlicher, nach unten gekehrter Stift in eine der Vertiefungen, die in regelmäßigen Abständen auf der stählernen Leiste *s s* angebracht sind, federnd eingreift. Das hintere Ende der Feder *l h* läuft über einer zweiten glatten Stahlleiste *s's'* und geht in einen Zeiger über, der auf der Skala *t t* die Stellung der Feder angibt. Vorn läuft die letztere in einen nach abwärts

gebogenen Ansatz *h* aus, der, sobald ein Stift der Walze *W* an ihm vorbeigeht, einen Metallkontakt herstellt. Solche stählernen Stifte sieht man auf der Walze rechts in sehr großen, nach links allmählich immer kleiner werdenden Abständen angebracht, in ihrer Lage den Vertiefungen der Leiste *s s* und den Einteilungen der Skala *t t* entsprechend. Die Walze vollendet eine Umdrehung genau in 4 Sek. Da nun am äußersten Rande rechts nur ein einziger Stift, links als äußerste Reihe 40 Stifte als Kontakte wirken, so bilden die Intervalle von 4 Sek. und von $^1/_{10}$ Sek. die Zeitgrenzen, zwischen denen sich die Intervalldauer variieren läßt. Die dazwischen liegenden Intervalle, die mit Hilfe der wechselnden Einstellung der Feder zur Verfügung stehen, 2, $1^1/_3$, 1 usw., sind auf der Skala *t t* angegeben. Zur Erzeugung der Taktschläge dient der kleine Schallhammer *H*, dessen Konstruktion aus der Abbildung erhellt. Der den Schall hervorbringende Hammerknopf *k* wird durch das an einem senkrechten Stativchen verschiebbare Wattepolster *w* auf die geeignete Amplitude eingestellt, und die Stärke des Schalls durch das Laufgewicht *q* und die Spannung der Feder *f* reguliert. Der Strom einer galvanischen Kette (oder eines Akkumulators) *K* wird dann durch den Hammer *H* und mittels der Klemmschrauben *a* und *b* durch den Taktierapparat geleitet, an welchem die unter dem Fußbrett verlaufenden Drahtverbindungen durch die von *a* und *b* ausgehenden unterbrochenen Linien angedeutet sind[1]).

Setzt man nun einen solchen Apparat bei mäßigen Intervallen, etwa von 1—$^1/_2$ Sek. Dauer, in Gang, so entsteht nicht nur die Vorstellung einer regelmäßig wechselnden Stärke der

[1]) Die zwei äußersten Stiftreihen links, die man noch auf der Walze *W* bemerkt, sind zur Veranschaulichung einiger Verhältnisse des „Zeitsinns" bestimmt, die hier außer Betracht bleiben können. An Stelle dieses Taktierapparats kann man sich auch zur Herstellung objektiv gleicher Taktschläge mit beliebig variierbaren Intervallen des „Zeitsinnapparats" (Physiol. Psychol.[6] III, S. 343f.) mit den geeigneten, für die Versuche wünschenswerten Modifikationen bedienen; für die Beobachtung der allgemeinsten Erscheinungen genügt sogar das gewöhnliche Mälzelsche Metronom. Doch hat das letztere den Nachteil, daß die Taktschläge objektiv nicht ganz gleich sind. Auch können die längsten und die kürzesten Intervalle, die der Taktierapparat erreicht, mit ihm nicht hergestellt werden.

Taktschläge, sondern es erscheinen außerdem die Pausen zwischen den einzelnen Eindrücken von verschiedener Größe, obgleich natürlich auch sie objektiv vollkommen gleich sind. Deuten wir die Taktschläge durch Notenköpfe, die gehobenen Eindrücke durch Akzente, und die längeren Pausen zwischen je zwei Schlägen durch kurze Vertikalstriche an, so wird demnach eine einfache Reihe

falls sich die rhythmisierende Wirkung unter den einfachsten Bedingungen betätigt, subjektiv in eine der folgenden verwandelt:

Seltener kommen dreiteilige Takte vor, wie u. dgl. Doch bemerkt man, daß sich der Rhythmus ziemlich leicht nach Willkür variieren läßt, wogegen es nicht möglich ist, ihn ganz zu unterdrücken, solange die Intervalle zwischen je zwei Eindrücken nicht unter oder über eine gewisse Grenze reichen. Für die Rhythmisierung am günstigsten sind Intervalle von 0,2—0,3 Sek. Geht man bis zu 0,1 Sek., so verschwindet der Rhythmus, indem sich die einander folgenden Taktschläge einem gleichförmigen Geräusch nähern. Geht man erheblich über die obere Grenze, so hört bei einem Intervall von 4 Sek. ebenfalls die Rhythmisierung völlig auf. Dies hat seinen Grund offenbar darin, daß der vorangegangene Eindruck nicht mehr im Bewußtsein ist, wenn der nächstfolgende apperzipiert wird. Schon bei der Annäherung an diese obere Grenze sind daher zwar noch einfachste Rhythmen wie der oben verzeichnete, aber keine zusammengesetzteren mehr möglich. Umgekehrt dagegen wird bei der Annäherung an die untere Intervallgrenze von 0,1 Sek. die subjektive Neigung, kompliziertere Rhythmen zu bilden, größer und größer, und schließlich ist es überhaupt nur noch mittels solcher möglich, eine rhythmische Vorstellung zustande zu bringen. In diesen Verhältnissen verrät sich schon die enge Beziehung, in der diese

apperzeptive rhythmische Gliederung der Vorstellungen und der Umfang des Bewußtseins zueinander stehen. Näher noch zeigt sich diese Beziehung darin, daß bei jeder Form der Rhythmisierung nur eine bestimmte Zahl von Eindrücken zu einem Ganzen zusammengefaßt werden kann. Eine solche Zusammenfassung ist aber leicht daran zu erkennen, daß man beim Abschluß einer einzelnen rhythmischen Gesamtvorstellung das deutliche Gefühl der Verbindung ihrer Elemente zu einer Einheit hat, und daß beim Ablauf zweier einander folgender gleicher Gesamtvorstellungen die zweite unmittelbar nach ihrem Ablauf als übereinstimmend mit der ersten, vorausgegangenen erkannt wird, so also, daß man sich z. B. nach

A | *B*

Vollendung der beiden Reihen *A* und *B* unmittelbar ihrer Gleichheit bewußt ist, während man ebenso sicher den Unterschied erkennt, wenn etwa die eine Reihe um ein oder zwei Glieder vermehrt oder vermindert wird.

Auf diese Weise bieten die Taktierversuche zugleich ein einfaches Hilfsmittel, um für den Umfang des Bewußtseins ein gewisses Maß zu gewinnen. Freilich hat dieses Maß jeweils nur für die speziellen Bedingungen der besonderen Form apperzeptiver Gliederung sowie der Intervalldauer Geltung. Auch ist zu beachten, daß die Erkenntnis der Gleichheit zweier Reihen *A* und *B*, wie sie oben dargestellt sind, immer nur voraussetzt, daß jede einzelne von ihnen als ein Ganzes im Bewußtsein stand, nicht etwa, daß beide gleichzeitig gegenwärtig waren. Dies ergibt sich aus den Erscheinungen, die sich bei solchen Versuchen der Selbstbeobachtung aufdrängen. Man hat nämlich nach dem Ablauf der zweiten Reihe ein deutliches Gefühl des Wiedererkennens, analog dem, das etwa beim Wiedererblicken eines früher gesehenen Gesichtsobjekts entsteht. Ein solches Gefühl setzt nun voraus, daß die Vorstellung des Objekts, das man wiedererkennt, als ein Ganzes im Bewußtsein war; es setzt aber nicht voraus, daß beide Vorstellungen, die frühere und die neue, gleichzeitig vorhanden seien. Vielmehr treten die charakteristischen

Wiedererkennungsgefühle, welche die zweite Vorstellung oder im gegenwärtigen Fall die Vollendung der zweiten Taktreihe begleiten, nur dann auf, wenn die erste Vorstellung wenigstens teilweise bereits aus dem Bewußtsein verschwunden ist. Das Gefühl des Wiedererkennens selbst hat man zuweilen teils als ein spezifisches, diesem Vorgang allein eigenes, teils aber auch als ein konstantes, bei jedem beliebigen Wiedererkennungsakt in der gleichen Weise wiederkehrendes Element betrachtet. Gerade die Taktierversuche lehren überzeugend, daß beides falsch ist. Das Gefühl z. B., das beim Abschluß eines $^2/_8$-Taktes eintritt, und dasjenige, das einem $^4/_4$-Takt folgt, unterscheiden sich sehr wesentlich: eben dieses Endgefühl ist es aber, an dem man eine abgelaufene als übereinstimmend mit einer vorangegangenen Reihe oder als verschieden von ihr erkennt. So ist das Wiedererkennungsgefühl offenbar überhaupt nichts anderes als eben der Gefühlston der Vorstellung, die wiedererkannt wird; es variiert in seiner Qualität mit dieser Vorstellung selbst und zeigt sich nach den nämlichen allgemeinen Richtungen veränderlich wie die Gefühle überhaupt. Zwei einander gleiche rhythmische Reihen erzeugen also Gefühlselemente der Erregung, der Spannung und Lösung, des Wohlgefallens in gleicher Qualität und Intensität, so daß eben dadurch das Totalgefühl, das die eine der Reihen zurückläßt, dem der andern gleich ist[1]).

Aus den in der beschriebenen Weise ausgeführten Versuchen ergibt sich nun, daß etwa 16 Einzeleindrücke oder 8 Taktglieder bei dem günstigsten Intervall von 0,2 Sek. und bei der einfachsten Gliederung des $^2/_8$-Taktes das Maß für den Umfang einer Gesamtvorstellung bilden, deren Teile noch vollständig im Bewußtsein zusammengefaßt werden können, d. h. für den Bewußtseinsumfang in dem oben festgestellten Sinne. Diese Größe bleibt die nämliche, wenn man die Reihenfolge der apperzeptiven Akzentuierungen willkürlich umkehrt, also etwa statt einen auf- einen absteigenden Takt, und sie schwankt nur unerheblich, wenn man statt des zwei- ein dreigliedriges Taktmaß wählt, solange der einfache Wechsel von Hebungen und Senkungen beibehalten wird. Nur wird bei dem dreiteiligen Takt

[1]) Vgl. hierzu Bd. I, Kap. I, S. 50ff.

eine doppelte Pause bemerkbar, indem das dem betonten Eindruck vorangehende Intervall verlängert, das ihm nachfolgende verkürzt erscheint. Um die zeitlichen Verhältnisse einer solchen Reihe darzustellen, muß man darum hier schon bei der einfachen Akzentuierung eine doppelte Bezeichnungsweise der Pausen anwenden. Deuten wir die kürzere Pause durch einen einfachen, die längere durch einen doppelten Vertikalstrich an, so nimmt ein solches Triolentaktmaß etwa folgende Gestalt an:

Verwickelter und ungleich mannigfaltiger werden die Verhältnisse, wenn mehrere Stufen apperzeptiver Hebung eintreten. Dies geschieht leicht, namentlich bei etwas kürzerer Dauer der Intervalle, schon wenn man sich ungezwungen der Einwirkung der regelmäßigen akustischen Reizreihe hingibt. Es können dann durch wechselnde apperzeptive Hebung alle möglichen Taktmaße erzeugt werden, die in der musikalischen und poetischen Metrik vorkommen. Hier seien nur drei Beispiele hervorgehoben, von denen die zwei ersten zwischen der oben betrachteten einfachsten und der umfangreichsten, eben noch erreichbaren Gliederung in der Mitte stehen, während das dritte diese obere Grenze selbst darstellt. Lassen wir abwechselnd eine stärkere und schwächere Betonung, jedesmal durch eine Senkung unterbrochen, aufeinander folgen, so entsteht der einfache $^2/_4$-Takt:

Dabei ist, um mit den üblichen Akzentbezeichnungen der Grammatiker im Einklang zu bleiben, der Hauptton durch den Akutus ´, der Nebenakzent durch den Gravis ` angedeutet. Den zwei Akzentgraden entsprechen zwei Stufen der Intervallpausen: die kürzere nach jeder Takthälfte, die längere nach dem ganzen Takt. Diese Intervallverhältnisse erweitern sich um eine Stufe, während zugleich die Akzentgrade um einen vermehrt werden, wenn man zum $^4/_4$-Takt übergeht:

Die stärkste Betonung ist hier durch den Doppelakut, die mittlere durch den einfachen, und die schwächste durch den Gravis angedeutet. Das Hauptintervall liegt wieder nach dem ganzen Takt, die Nebenintervalle sind nur wenig verschieden: doch macht sich auch hier die Neigung, vor der stärkeren Betonung länger zu pausieren, durch eine ganz geringe Verlängerung des zweiten Nebenintervalls geltend. Gleichen Schritt halten endlich wieder beide Verhältnisse, Betonung und Pause, wenn man zu der umfangreicheren Form des $^6/_4$-Taktes übergeht:

Hier zerfällt zunächst jeder Takt in zwei Glieder, von denen das erste mit der stärksten, das zweite nach dem sechsten Taktschlag mit der mittleren Betonung beginnt. Jedes dieser Glieder zerfällt dann abermals in drei Unterglieder, von denen das erste durch den Hauptton, das zweite und dritte durch die schwächste Betonung eingeleitet wird. So erhält man drei Akzentstufen, und ihnen entsprechend drei Stufen der Intervallpause: die längste nach dem ganzen Takt, die mittlere nach dem halben, dem mittleren Akzent vorangehend, und die kürzeste hinter jedem der übrigen zweigliedrigen Taktteile.

Eine solche verwickeltere Gliederung bringt es nun mit sich, daß sich der Umfang des Bewußtseins für die Anzahl der Einzeleindrücke, die dem rhythmischen Ganzen angehören, beträchtlich erweitert, während die Anzahl der zusammengesetzten Taktglieder selbst, die noch vereinigt werden können, natürlich abnimmt, sobald ihre Zusammensetzung wächst. An näheren Ermittelungen über die funktionellen Beziehungen zwischen diesen Faktoren, auf die sich möglicherweise die Formulierung einer allgemeineren Gesetzmäßigkeit für den Bewußtseinsumfang gründen ließe, fehlt es bis jetzt. Doch mögen die für die einfachste und verwickeltste Taktform ausgeführten Bestimmungen hier ein gewisses Maß abgeben. Danach wächst der beim $^2/_8$-Takt durchschnittlich 16 Einzeleindrücke umfassende Umfang bei dem kompliziertesten Taktmaß, das sich noch übersichtlich gliedern läßt, beim $^6/_4$-Takt, auf 36 Eindrücke, beidemal die günstigste

objektive Intervalldauer von 0,2 Sek. vorausgesetzt. Die Zahl der rhythmischen Gesamtvorstellungen, der Takte selbst, sinkt demnach beim Übergang vom bloß zweigliedrigen zum 12-gliedrigen Takt von 8 auf 3. Hierbei fühlt man aber deutlich bei längeren Taktreihen einen gewissen Zwang, den man anwenden muß, um den einfachen $^2/_8$-Takt festzuhalten, während umgekehrt der $^6/_4$-Takt eine willkürliche Anstrengung fordert, wenn er sich nicht von selbst in einfachere Taktformen auflösen soll. Die für die Zusammenfassung zahlreicher Eindrücke günstigste Art der Gliederung liegt daher in der Mitte zwischen beiden Extremen, nämlich bei dem oben notierten, aus 8 Taktschlägen bestehenden $^4/_4$-Takt,

der ebenfalls drei Grade der Hebung und drei Pausen besitzt, als ein das rhythmische Gefühl besonders befriedigendes Taktmaß sich aber auch dadurch bewährt, daß man bei dem Versuch, möglichst viele Eindrücke zusammenzufassen, sehr leicht unwillkürlich auf diese Taktform verfällt. Bei ihr ist es noch möglich, 5 Taktreihen, im ganzen also 40 Einzeleindrücke, zu vereinigen, d. h. eine folgende Periode von gleicher Größe mit Sicherheit als übereinstimmend wiederzuerkennen. Diese Zahl kann demnach unter den hier obwaltenden Bedingungen metrischer Gliederung als ein Maß für den *Maximalumfang des Bewußtseins* angesehen werden[1]).

c. Gesetz der drei Stufen.

Progressive und regressive Wirkungen des Akzents.

Abgesehen von den Folgerungen über den Umfang des Bewußtseins läßt sich aus diesen Beobachtungen noch ein weiterer Schluß auf die *Anzahl der Abstufungen* ziehen, zwischen denen sich die für die Gliederung einer rhythmischen Form unwillkürlich sich einstellenden oder willkürlich gewählten Grade der Betonung sowie die Zeiten der Pausen bewegen. Für beides,

[1]) Vgl. G. Dietze, Philos. Studien, II, 1885, S. 362ff. (Umfang des Bewußtseins). E. Meumann, ebenda X, 1894, S. 249, 393ff. (Psychologie des Rhythmus). Dazu Physiol. Psychol. [6] III, S. 16ff., 44ff.

Betonung wie Pause, ordnen sich nämlich alle Erscheinungen einem Gesetz dreistufiger Erhebung über die gewöhnliche, der auszeichnenden Unterscheidung ermangelnde Tonstärke und Intervalldauer unter. Dieses Gesetz der drei Stufen entspricht einer psychologischen Tatsache, die uns auf allen Sinnesgebieten begegnet. Intensitäten der Empfindung können überall leicht unterschieden werden, solange es sich nur um drei gegenüber irgendeiner Ausgangsempfindung abgestufte Grade handelt. Dagegen bedarf es einer besonderen Einübung und einer in jedem einzelnen Fall fühlbaren Anstrengung, um über diese Grenze hinauszugehen. So unterscheiden wir beim Heben oder beim Druck von Gewichten leicht ein kleines, ein größeres und ein größtes und vermögen sie bei Wiederholung des Versuchs jedesmal sofort wiederzuerkennen. Bei einer Reihe von 4, 5 oder mehr Gewichten dagegen bemerken wir wohl noch Intensitätsunterschiede, aber eine sichere Einordnung in die Reihe ist nicht mehr möglich, sondern wir begehen nun leicht Verwechslungen, falls nicht eine besondere Einübung dieser natürlichen Vergleichung zu Hilfe kommt. Man darf wohl diese Tatsache mit der allgemeinen Eigenschaft unserer apperzeptiven Funktionen in Zusammenhang bringen, daß wir Größenunterschiede überall in Relation zueinander auffassen, einer Eigenschaft, die in dem Weberschen Gesetz ihren exaktesten Ausdruck findet[1]). Indem wir nun zugleich unter der Mitwirkung der begleitenden Gefühle geneigt sind, Intensitäts- und Zeitunterschiede von erheblichem Wert als Gegensätze aufzufassen, ordnen wir leicht irgendeine weitere Empfindung als eine mittlere zwischen ihnen ein, während die Einordnung einer vierten, fünften usw. in steigendem Maße schwierig und unsicher wird. Bei der rhythmischen Auffassung kommt diese Unterscheidung überdies in der Weise zur Anwendung, daß die unbetonten Eindrücke nur einen gleichförmigen Hintergrund für diejenigen Taktglieder bilden, denen sich die unterscheidende Aufmerksamkeit zuwendet, so daß hier jene Eindrücke selbst außerhalb der dreistufigen Ordnung liegen. Durch Übung kann nun allerdings in jedem einzelnen Fall die natürliche Ordnung der Intensitäts- und Zeitwerte vervoll-

[1]) Grundriß der Psychologie, [14] S. 311 ff.

kommnet werden. Aber jede freiere, nicht unter der Mithilfe einer besonderen Anspannung der Aufmerksamkeit arbeitende Vergleichung ist wieder genötigt, zu der einfachsten dreistufigen Unterscheidung zurückzukehren. Eine solche mühelos sich vollziehende Auffassung ist nun vor allem zum Zustandekommen rhythmischer Vorstellungen unerläßlich. Denn wir können eine rhythmische Reihe nur so lange leicht in ein Ganzes zusammenfassen, als die Spannungs- und Lösungsgefühle, auf denen die Auffassung und der ästhetische Eindruck des Rhythmus beruhen, ungezwungen und regelmäßig sich ablösen[1]). Dieser Vorgang wird gestört, sobald sich damit die besonderen Gefühle der Anstrengung verbinden, welche die stark gespannte Aufmerksamkeit und die reflektierende Vergleichung begleiten. Im selben Moment, wo diese eintritt, geht daher der rhythmische Eindruck verloren, und die Reihe zerfällt in ihre Teile. Man kann dies erproben, wenn man willkürlich Rhythmen mit mehr als drei Akzentgraden und Pausen konstruiert, z. B. einen $^9/_4$-Takt, wo man sofort bemerkt, daß eine solche Taktform nicht durchzuführen ist, sondern in kleinere Bestandteile, am leichtesten in $^3/_4$-Takte, sich auflöst, da weder die vier Grade der Hebung noch die entsprechenden vier Grade der Pause mehr zu unterscheiden sind.

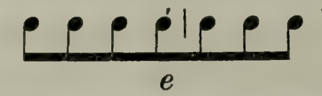
Indem sich das Gesetz der drei Stufen auf die Akzentgrade und auf die Pausen gleichmäßig bezieht, beruht nun dieses übereinstimmende Verhalten nicht bloß darauf, daß für beide Bestandteile die nämlichen Bedingungen der apperzeptiven Unterscheidung gelten; sondern die Pause zeigt sich ihrerseits von der Betonung abhängig, indem der stärkeren Betonung stets die längere Pause vorausgeht. Diese Beziehung entspringt offenbar daraus, daß bei dem gewöhnlichen Ablauf rhythmischer Reihen die Spannungs- und Lösungsgefühle und die sie begleitenden Empfindungen regelmäßig wechseln, so daß der Einwirkung des einzelnen Taktteils eine Einstellung auf denselben vorangehen kann. Eine solche besteht aber bei den dynamischen Akzenten naturgemäß darin, daß sich die Atmungsbewegung auf das Maß

[1]) Rücksichtlich der näheren Analyse dieses Verlaufs der Gefühle vgl. Physiol. Psychol. [6] III, S. 79ff., 141ff.

des exspiratorischen Luftdrucks vorbereitet, das dem Ton seinen Stärkegrad verleiht. Die Vorbereitungszeit ist daher dem Grade des exspiratorischen Druckes annähernd proportional. Es gibt nur eine einzige Ausnahme von diesem Verhalten, und auch diese ist bloß eine scheinbare, weil sie außerhalb jener regelmäßigen Entstehungsbedingungen rhythmischer Vorstellungen liegt, bei denen die vorbereitende Einstellung eine Rolle spielen kann. Sie betrifft den *Auftakt*, der sich auch zeitlich eng an den nachfolgenden mehr akzentuierten Taktteil, zu dem er gehört, anschließt, worauf dann erst diesem, als eine Nachwirkung der stärkeren Hebung, eine relative Pause folgt, also folgendermaßen:

a t

Hier sind die Verhältnisse insofern gegenüber dem gewöhnlichen Verlauf der rhythmischen Reihen die umgekehrten, als der Auftakt *a* samt dem zugehörigen Taktteil *t* ein *unerwarteter* Eindruck ist, daher nun nicht die Einflüsse der Einstellung, sondern diejenigen der *Nachwirkung* der Eindrücke maßgebend werden. Sind diese ausschließlich vorhanden, so hat aber der stärker gehobene Eindruck auch eine stärkere, also längere Nachwirkung als der minder gehobene. Man kann sich hiervon leicht überzeugen, wenn man in eine längere Reihe gleichmäßig einander folgender Taktschläge plötzlich und unerwartet einen objektiv stärkeren oder qualitativ abweichenden *e* einschaltet. Dann tritt die folgende Pausenverteilung ein:



e

d. h. nach dem gehobenen Taktteil die längere Pause. Man kann demnach diese Erscheinungen überhaupt auf *zwei* entgegengesetzte Einflüsse zurückführen: auf eine *regressive* Einstellungswirkung und auf eine *progressive* Nachwirkung. Beide stimmen darin überein, daß die stärkere Hebung eine längere Zeit beansprucht, ebensowohl eine längere Vorbereitungszeit zur Erzeugung des akzentuierenden Respirationsdruckes, wie eine längere Nachdauer, bevor zu einem folgenden Taktteil über-

gegangen werden kann. Bei dem gewöhnlichen Ablauf rhythmischer Reihen überwiegen die Einflüsse der vorbereitenden Einstellung, und nur bei unerwarteten, aus dem gegebenen Rhythmus herausfallenden Betonungen oder beim Auftakt pflegen die nachwirkenden Einflüsse die stärkeren zu werden[1]).

Alle diese Momente können, ebenso wie die rhythmischen Gliederungen irgendeiner Taktreihe, völlig unabhängig von wirklich vorhandenen objektiven Betonungsverhältnissen wirksam werden. An einer objektiv gleichförmig ablaufenden Reihe von Taktschlägen kann man ohne Schwierigkeit durch wechselnde apperzeptive Betonung nicht bloß die mannigfaltigsten innerhalb des Gesetzes der drei Stufen möglichen Rhythmen herstellen, sondern man kann auch durch willkürliche Unterbrechung einer Reihe und Beginn einer neuen die Verhältnisse eines unerwarteten, stärker betonten Eindrucks nachahmen; und jedesmal beobachtet man die der einen oder andern Richtung entsprechende Wirkung der Akzentuierung. Sobald nun aber die gehörten Rhythmen durch eigene Bewegungen, sei es durch solche des taktierenden Fingers, sei es durch begleitende Laute, nachgebildet werden, so setzt sich auch sofort der subjektive Eindruck des gehörten Rhythmus in den Wechsel stärkerer und schwächerer Bewegungen, kürzerer und längerer Pausen um, kurz: der Rhythmus ist nun nicht mehr bloß ein in den Ablauf der Eindrücke hineingehörter, sondern ein selbsterzeugter; und in natürlicher Wechselwirkung verstärkt ein so durch objektive Betonungs- und Zeitunterschiede ausgezeichnetes metrisches Gebilde die rhythmische Wirkung. Zeichnet man derartige Metren, die einem zuvor gehörten Rhythmus frei durch taktierende Bewegungen nachgebildet werden, auf einer mit gleichmäßiger Geschwindigkeit sich bewegenden Fläche auf, so kann man daher jetzt die Erscheinungen der unwillkürlichen Rhythmisierung in umgekehrter Richtung wahrnehmen: die Bewegungen werden von selbst rhythmisch, zeigen entsprechende Hebungen, Senkungen und Pausen, auch wenn diese nicht beabsichtigt waren.

[1]) Näheres hierüber vgl. Physiol. Psychol. [6] III, S. 49 ff.

d. Beziehungen zwischen Rhythmus und Affekt.

Ähnlich wie die äußeren Momente des Rhythmus, die Betonungen und die Zeitintervalle zwischen den Eindrücken, in dem Sinn in Wechselbeziehung zueinander stehen, daß jedes Moment, das ein anderes als seine Wirkung hervorbringt, überall, wo dieses als das primäre auftritt, seinerseits als dessen Wirkung erscheint, so verhält es sich nun auch mit den Beziehungen zwischen den rhythmischen Eindrücken und den durch sie erzeugten Gefühlen. Jeder rhythmische Verlauf ist selbst da, wo er aus an sich gleichgültigen Reizen, z. B. aus einförmigen Taktschlägen besteht, der formale Ausdruck eines Gefühlsverlaufs, und demzufolge erzeugt er selbst einen solchen: er wirkt *affekterregend*. Sind auch naturgemäß die Affektgrade bei solchen Einwirkungen gleichgültiger Eindrücke verhältnismäßig schwach, so treten sie immerhin, sobald man nur Taktreihen von verschiedenartigem und namentlich solche von entgegengesetztem Charakter aufeinander folgen läßt, außerordentlich deutlich hervor. Läßt man aber umgekehrt eine Reihe vollkommen gleichförmig ablaufender Taktschläge, wie sie der Taktierapparat hervorbringt, *subjektiv* in der oben beschriebenen Weise rhythmisieren, so zeigt sich jetzt, daß die vorhandene Affektrichtung den entstehenden Rhythmus beeinflußt, *indem ein bestimmter Affekt regelmäßig denjenigen Rhythmus hervorbringt, der ihn selbst bei zuvor affektlosem Zustand erzeugen würde.*

Dieses *Gesetz der Wechselwirkung zwischen Affekt und rhythmischer Bewegung* läßt sich mit besonderer Deutlichkeit mittels des Taktierapparats nachweisen, wenn man zunächst Versuche mit völlig gleichförmigen Eindrücken unter sorgfältiger Beachtung der subjektiven Affektrichtung ausführt und sie dann mit andern vergleicht, bei denen mit geeigneten Hilfsvorrichtungen durch Verstärkung einzelner Taktschläge bestimmte objektive Rhythmen erzeugt werden. Am klarsten tritt dann der Gegensatz sofort bei dem *einfachen steigenden oder fallenden Rhythmus* hervor, wie er als einfacher jambischer oder trochäischer Zweiachteltakt (♪♪♪♪... oder ♪♪♪♪...)

leicht willkürlich und abwechselnd in eine gleichförmig abfließende Reihe von Taktschlägen hineingehört werden kann. Dabei ist zu bemerken, daß, wenn wir noch heute nach dem Vorbild der antiken Metrik den steigenden und den fallenden Takt in der Weise bezeichnen, daß beidemal der unbetonte Taktteil zugleich der kürzere, der betonte der längere ist (◡– und –◡), dies für unsere heutigen Sprachen, die in allen diesen Beziehungen allein unserer unmittelbaren Beobachtung zugänglich sind, nicht mehr in dem Sinne Geltung besitzt, daß damit zugleich ein fester Unterschied der Tondauer selbst verbunden wäre, wie das in der antiken, wesentlich zugleich musikalischen Metrik der Fall war. Wohl aber trifft ein solcher Zeitunterschied zu, wenn man die Pause, die dem Taktschlag als seine Nachwirkung folgt, zu diesem hinzunimmt, wie das in der Tat beim unmittelbaren Eindruck der gehörten Takte zu geschehen pflegt, da, wie oben bemerkt, der stärkere Eindruck stets eine längere Nachwirkung zur Folge hat und daher selbst verlängert erscheint. Die Gefühlsbetonung der Eindrücke ist jedoch, in welchem Grad immer diese zeitlichen Nebenwirkungen sich einstellen mögen, stets eine solche, daß der *aufsteigende Takt einen Affekt mit erregender, der absteigende einen solchen mit beruhigender Gefühlsbetonung* auslöst. Im allgemeinen entspricht das wohl auch der Verwendung jambischer und trochäischer Rhythmen bei den metrischen Formen der Poesie und Musik, wobei man freilich nicht übersehen darf, daß das wirkliche Metrum von dem konventionell vorgezeichneten beträchtlich abweichen kann, und daß es je nach dem Wechsel der Affekte namentlich auch darin variiert, daß sich aus den einfachen zweiteiligen Formen des Jambus und Trochäus mehrgliedrige bilden, die dann wieder in ihrer Affektwirkung Steigerungen oder Komplikationen derselben sind. So erhöht sich z. B. die erregende Gefühlsbetonung des aufsteigenden jambischen Taktes beträchtlich beim anapästischen Rhythmus (◡◡–). Umgekehrt belebt sich die beruhigende Wirkung des Trochäus im Daktylus (–◡◡) um sich dagegen im Kretikus (–◡–) zu ernster Würde zu erheben, usw.[1]).

[1]) Vgl. hierzu die näheren Ausführungen Physiol. Psychol.[6] III, S. 147.

Nun arbeitet natürlich der poetische und selbst der musikalische Rhythmus mit keinen andern Mitteln als mit solchen, die auch der gewöhnlichen Sprache bereits zu Gebote stehen. Beide gehen nur in dem doppelten Sinne über diese hinaus, daß sie einerseits selbst im allgemeinen Wirkungen deutlich ausgeprägter Stimmungen und Affekte sind und daher diese auch entschiedener zum Ausdruck bringen, und daß sie anderseits als kunstmäßige Weiterbildungen der in der Sprache gebotenen Hilfsmittel des Affektausdrucks erscheinen. Demgemäß variiert denn auch der Sprachrhythmus außerordentlich bei den verschiedenen Nationen nach dem mit dem nationalen Temperament eng zusammenhängenden Geist der Sprache, sowie in einem gewissen Grade auch nach der Affektanlage des Einzelnen. So hat Sievers darauf hingewiesen, daß im Deutschen und Englischen durchaus der fallende, trochäische oder daktylische Takt vorherrscht; und das gleiche dürfte in den übrigen germanischen Sprachen der Fall sein[1]). Ebenso entschieden herrscht dagegen in den romanischen Sprachen der steigende, jambische oder anapästische Rhythmus. Wie sich in dieser Beziehung weitere Sprachgebiete verhalten, müssen künftige Untersuchungen entscheiden. Nur so viel läßt sich hier vorläufig mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit aussprechen, daß neben den Momenten des Affekts auch die Tonmodulation einen Einfluß ausübt, da sie zu der dynamischen Betonung in einer gewissen Wechselbeziehung zu stehen scheint, indem die eine in dem Maße zurücktritt, als die andere ausgebildet ist. In der Erkenntnis dieser stellvertretenden Bedeutung ist daher auch der ursprünglich bloß im Sinne der dynamischen Betonung gebrauchte Begriff des Akzents auf die Tonmodulation übertragen worden, indem man die durch die letztere erzeugte Hervorhebung eines Lautes mit dem Namen des „Tonakzents" zu belegen pflegt. (Siehe unten 3, e.) Jene Beziehungen zwischen intensiver, dynamischer Betonung und Affekt sind deshalb da am deutlichsten zu bemerken, wo solche Tonmodulationen zurücktreten. Walten umgekehrt die letzteren vor, so stehen sie offenbar in analogen Beziehungen zu den Affektgegensätzen. In welcher Weise aber hierbei Tonakzente wirksam

1) Sievers, Phonetik [6], S. 217.

werden, die dem steigenden und fallenden Takt des dynamischen Rhythmus entsprechen, dies bedarf noch der näheren Untersuchung.

Neben den generellen Unterschieden der Betonung, die in den einer Sprache eigenen Verhältnissen des steigenden oder fallenden Rhythmus ihren Ausdruck finden, gibt es übrigens auch innerhalb einer und derselben Sprache teils dialektische Variationen, teils individuelle Differenzen. Besonders deutlich läßt sich bei den letzteren der Zusammenhang mit Stimmung und Affekt nachweisen, indem bei einem und demselben Individuum der Sprechtakt deutlich von der momentanen Affektrichtung abhängt. Dabei läßt sich dann wieder als ein sehr nützliches Hilfsmittel für die Feststellung des gewöhnlichen oder des momentan bestehenden Sprechrhythmus der Taktierapparat verwenden, da man vermöge der obenerwähnten Korrelationen zwischen der subjektiven rhythmischen Bewegung und der Auffassung objektiver Eindrücke stets geneigt ist, in eine gleichförmig ablaufende Taktreihe, wie sie der Apparat hervorbringt, den der eigenen dauernden oder momentanen Sprechweise eigenen Takt hineinzuhören. Dies tritt vor allem bei der Prüfung von Angehörigen verschiedener Sprachen mit entgegengesetztem Rhythmus hervor, wo nun z. B. der Deutsche und Engländer regelmäßig fallende, der Romane im allgemeinen steigende Rhythmen hört[1]). Dabei kann nun aber doch diese subjektive Rhythmisierung wiederum nach augenblicklichen Bedingungen und individuellen Dispositionen wechseln, und hierauf beruht es, daß man schließlich mit einer gewissen Willkür bald fallende bald steigende Rhythmen und beide wieder in verschiedener Zusammensetzung in das Taktgebilde hineinhören kann. Achtet man jedoch auf die subjektiven Bedingungen eines solchen Wechsels, so bemerkt man, daß der Wille dieselben

---

[1]) Auf das eigentümliche, aber noch der näheren Erforschung bedürftige Verhalten der Sprachen mit vorwaltenden Tonakzenten weist hierbei die Beobachtung hin, daß bei den Versuchen am Taktierapparat Japaner, deren Sprache für unser Ohr fast ohne jede dynamische Gliederung hinfließt, auch ihrerseits die gleichförmig ablaufende Taktreihe als eine nahezu gleichförmige, nur in seltenen unregelmäßigen Zwischenräumen von einer betonteren Silbe unterbrochene hörten.

eigentlich immer erst indirekt hervorbringt, dadurch nämlich, daß man sich zunächst in eine dem zu hörenden Takt adäquate Affektstimmung, also z. B., wenn der Rhythmus steigend sein soll, in eine erregte, wenn er fallend werden soll, in eine beruhigte zu versetzen sucht. Außerdem kann aber auch ein solcher Affekt- und demzufolge ein entsprechender Rhythmuswechsel unwillkürlich durch Kontrast erzeugt werden. Rhythmisiert man nämlich bei einer bestimmten Geschwindigkeit der Eindrücke in fallender Richtung, so geht bei einer momentanen Zunahme der Taktgeschwindigkeit der Rhythmus von selbst in einen steigenden über, und ebenso wandelt sich umgekehrt ein steigender bei verlangsamter Geschwindigkeit in einen fallenden um. Man hat dabei aber stets auch den subjektiven Eindruck eines entsprechenden Wandels der Affekte.

Mit diesen Beziehungen hängt schließlich noch eine weitere Erscheinung zusammen, die abermals eine besondere Anwendung des hier überall herrschenden Prinzips der Korrelationen zwischen den subjektiven und objektiven Faktoren der rhythmischen Vorstellungen ist. Jeden steigenden Rhythmus hört man nämlich relativ schneller, jeden fallenden relativ langsamer als den entgegengesetzten. Auch dieses Verhältnis tritt wieder am deutlichsten dann hervor, wenn man in eine und dieselbe Taktreihe bei gleichbleibender objektiver Geschwindigkeit abwechselnd steigenden und fallenden Rhythmus willkürlich hineinhört. Dann scheint sich nämlich regelmäßig beim Übergang des fallenden in den steigenden Takt die Geschwindigkeit der Taktfolge zu beschleunigen, und dagegen umgekehrt bei dem des steigenden in den fallenden zu verlangsamen. Eine Ergänzung dazu bildet die andere Erscheinung, daß man unwillkürlich zu einer mit absteigender Betonung gesprochenen Taktreihe oder auch zu einem entsprechenden Satze mehr Zeit braucht als zu einem aufsteigend betonten. Jamben lesen wir schneller als Trochäen, und Amphibrachen wiederum schneller als Jamben. Darin liegen Beziehungen des Metrums zur Affektlage, die in den Meisterwerken der Dichtung die metrische Form als den notwendigen Ausdruck der in ihr ausgedrückten Stimmung erscheinen lassen. Auch für das gewohnheitsmäßige generelle wie individuelle

Sprechtempo sind aber diese Verhältnisse maßgebend. In Sprachgemeinschaften mit steigendem Takt ist das gewöhnliche Tempo der Rede ein rascheres, und Individuen, die schnell zu reden pflegen, bewegen zugleich ihre Rede meist in aufsteigendem Rhythmus. Ähnliche Unterschiede finden sich endlich zwischen den Dialekten einer und derselben Sprache, wo sie offenbar mit den charakteristischen Eigentümlichkeiten der Volkstemperamente zusammenhängen. Sie werden daher in der Zukunft wichtige Aufgaben der speziellen Völkerpsychologie bilden.

2. Rhythmische Gliederung des Satzes.

a. Satzakzent.

In der gewöhnlichen Rede findet der Wechsel betonter und unbetonter Laute und der Pausen von verschiedener Dauer eine durch den Inhalt und die Gliederung der Sätze mannigfach modifizierte Anwendung. Für das Verhältnis der strengeren metrischen Formen zu diesen in der natürlichen Sprache sich bildenden freieren dynamischen und zeitlichen Unterscheidungen ist es bezeichnend, daß gerade eine Reihe einfachster akustischer Eindrücke oder selbsterzeugter Lautbewegungen zur Bildung eines strengeren Rhythmus herausfordert, während derselbe in der mit irgendeinem bedeutsamen Inhalt beschwerten Rede mehr zurücktritt, um sich erst dann wieder geltend zu machen, wenn das fortan in der eigenen Bewegung sich betätigende rhythmische Gefühl mehr und mehr auch auf die Formen der Sprache Einfluß gewinnt. Die „gebundene Rede“ als solche ist daher nichts Ursprüngliches, sondern ein Erzeugnis kunstmäßiger Übung, dabei aber allerdings nur die Weiterbildung einer ursprünglichen rhythmischen Anlage und ihrer Äußerungen in der Sprache[1]).

Zwei Bedingungen ergeben sich nun aus der Struktur des Satzes, die teils mit der allgemeinen rhythmischen Anlage unseres Bewußtseins zusammentreffen, teils auch auf die aus ihr entspringenden rhythmischen Gliederungen verändernd einwirken. Die erste besteht in der mehr oder minder starken Gefühlsbetonung einzelner Vorstellungen, die andere in der Schei-

[1]) Vgl. Kap. III, S. 273ff.

dung *einzelner Satzteile* voneinander. Von jener sind in erster Linie die Verhältnisse des *Akzents*, von dieser die der *Pausen* im Satze und zwischen den Sätzen abhängig. Da aber Gefühlsbetonung und Gliederung der Sätze und Satzteile in einem ganz irregulären Verhältnis zueinander stehen können, so ergibt sich hieraus von selbst, daß jener Zusammenhang zwischen Betonung und Pause, wie ihn der rein metrische Aufbau einer Reihe akustischer Eindrücke aufweist, im Satze durchbrochen wird, indem hier beide ganz verschiedenen Motiven folgen. Erst die kunstmäßige Rede setzt dann wieder die rein rhythmische Form mit den im Satz aus Affektverstärkung und Begriffsgliederung entspringenden Verhältnissen der Betonungen und Pausen in Einklang, indem sie den Rhythmus der Sprache und die Sprache dem Rhythmus anpaßt.

Leider besitzen wir noch keine Untersuchung, die über Betonungsverhältnisse, Wort- und Satzpausen der gesprochenen Rede *objektiv* Auskunft gäbe. Eine solche würde ausführbar sein, wenn man die dynamischen Akzente und Pausen zwanglos und sinngemäß gesprochener Sätze sich selbst registrieren ließe. Da zureichende Versuche solcher Art nicht vorliegen, so sind wir auf die Wahrnehmungen durch das Gehör angewiesen; und da es sich hier nur um die Feststellung der allgemeinsten Verhältnisse handelt, so mag es genügen, die Beziehungen zwischen Akzent und Gefühlsbetonung sowie zwischen Pause und Satzgliederung an einem der Beispiele zu erläutern, deren wir uns oben bei Betrachtung der Satzstruktur bedient haben. Ich wähle das auf S. 356 angeführte aus den „Wahlverwandtschaften“ und bezeichne, wie bei den Taktmaßen, die Betonungsstufen in aufsteigender Rede als Gravis, Akut und Doppelakut, die Pausenlängen ebenfalls wieder in dreifacher Abstufung durch einen, zwei und drei Vertikalstriche: „Àls er sich den Vòrwurf | séhr zu He̋rzen zu nèhmen schien || und ìmmer aufs ne̋ue betéuerte | daß er gewìß ge̋rn mítteile | ge̋rn für Frèunde ta̋tig sei || so empfánd sie | daß sie sein zártes Gemǜt verle̋tzt habe || und sie fǜhlte sich als seine Schúldnerin |||“. Man erkennt deutlich, daß das Gesetz der drei Stufen für die Akzente wie für die Pausen auch hier zutrifft. Wenn die Grammatiker nach alter Tradition

nur zwei Akzente, den sogenannten Haupt- und den Nebenakzent, unterscheiden, so werden also dabei die feineren Unterschiede, die man bei einiger Aufmerksamkeit leicht noch wahrnehmen kann, vernachlässigt[1]). Anderseits kann man auch hier wieder beobachten, daß eine Unterscheidung von mehr als drei Betonungsstufen unmöglich ist. In nichts verrät sich dabei die allen rein metrischen Verhältnissen nicht selten zuwiderlaufende Abhängigkeit des Akzents von der Gefühlsbetonung auffälliger als darin, daß in der gewöhnlichen Rede bald mehrere ganz unbetonte Wörter beinahe enklitisch aufeinander folgen, bald aber auch Akzente verschiedener Stufe an einer bestimmten Stelle des Satzes sich häufen: so etwa in dem obigen Beispiel bei den Worten „gewi̍ß ge̎rn mi̍tteile". Gerade dadurch vermag jedoch die prosaische Rede bestimmte Stellen besonders eindrucksvoll zu heben.

Ganz andern Bedingungen folgen die Pausen des Satzes. Sie sind in erster Linie von der Satzgliederung abhängig, und je nach der Länge der Pausen gruppieren sich daher auch die verschiedenen Satzteile. Zunächst scheidet sich nämlich die Wortgruppe durch die kürzeste Pause, dann der zusammenhängendere Satzteil, Neben- oder Hauptsatz, durch die mittlere von den übrigen Satzgliedern und endlich durch die längste der Satz selbst von andern Sätzen. Diese die ruhige Rede beherrschenden Normen können im gesteigerten Affekt nur dadurch modifiziert werden, daß der unmittelbare Erguß desselben rascher über die Pausen hinwegführt, oder daß einer solchen rascheren Bewegung auch da, wo die logische Satzgliederung dies nicht fordern würde, längere Pausen folgen.

---

[1]) Der Satzakzent bildet überhaupt einen etwas rückständigen Teil der Akzentlehre, da sich die auch sonst sehr unzulängliche grammatische Überlieferung durchweg auf Angaben über den Wortakzent beschränkt. (Vgl. Hirt, Der indogermanische Akzent, 1895, S. 290ff.) Einige Beobachtungen über Pausen und Satzakzent im Neuhochdeutschen gibt O. Behaghel in Pauls Grundriß der germanischen Philologie,[2] I, S. 680ff., Beobachtungen aus der täglichen Umgangssprache W. Reichel, Sprachpsychologische Studien, 1897, S. 99ff. Auch diese Autoren beschränken sich aber auf die Unterscheidung des Haupt- und Nebenakzents. Ganz unzulänglich und zu metrischen Schlüssen kaum verwertbar ist die manchmal noch vorkommende Beschränkung auf einen einzigen Akzent. Vgl. zu dem Ganzen Physiol. Psychol.[6] III, S. 147ff.

b. Wortakzent.

Da der Satz früher ist als das Wort, so ist notwendig auch der Satzakzent ursprünglicher als der Wortakzent. Indem die äußere dynamische Lautbetonung der inneren Gefühlsbetonung parallel geht, ist aber der Satzakzent nicht nur an und für sich veränderlich, sondern er muß ursprünglich diese Variabilität auch dem Wort mitteilen, das bald mit einem betonten, bald mit einem unbetonten Satzteil zusammentreffen kann, und das, je nach den Verbindungen, in denen es steht, sogar in seinen einzelnen Silben möglicherweise wechselnden Betonungseinflüssen unterworfen ist. Hieraus erklärt es sich wohl, daß in vielen Sprachen noch heute kein fester Wortakzent existiert, und daß in denjenigen, in denen sich ein solcher herausgebildet hat, wie in den indogermanischen, diese Fixierung entweder auf eine Periode freierer und schwankenderer Akzentuierung gefolgt ist, oder daß sich allmählich im Laufe der Zeiten der Ort des Akzents in einer bestimmten Richtung verschoben hat. Diese Verschiebungen werden aber aller Wahrscheinlichkeit nach von der Satzbetonung ausgegangen sein: sie sind als Rückwirkungen zu betrachten, die der Satzakzent auf den Wortakzent ausübte. Wenn uns z. B. im Lateinischen Spuren einer älteren Betonungsweise begegnen, bei welcher der Ton regelmäßig auf der ersten Silbe eines Wortes lag, während später das sogenannte „Pänultimagesetz“ eintrat, wonach die vorletzte Silbe oder, wenn sie kurz und infolgedessen unbetont war, die drittletzte den Akzent trug, so ist das vermutlich als eine Rückwirkung davon anzusehen, daß auch in der Satzbetonung eine allmähliche Bewegung vom Anfang gegen das Ende des Satzes erfolgt war, die sich nun in analogem Sinn auf das einzelne Wort übertrug[1]). Eine bestimmte Fixierung des Wortakzents aber wird überhaupt stets die Wirkung massenhafter Assoziationen sein, bei der sich die einem Worte durch oft wiederholte Stellung im Satze von diesem her zugeteilte Akzentuierung befestigte, so daß sie ihm auch in andern Satzverbindungen erhalten blieb, und bei der zugleich die allgemeine Richtung der Akzentuierung im Satze, wie z. B. die Neigung, die Rede mit gehobener Stimme zu beginnen oder zu schließen,

[1]) Vgl. Lindsay, Die lateinische Sprache, S. 181.

auf das Wort in angleichendem Sinne herüberwirkte, so daß der Akzent im ersten Fall auf den Anfang des Wortes fiel, im zweiten gegen das Ende desselben vorrückte. Diese Umstände bewirken naturgemäß, daß bei dem Wortakzent das den Satzakzent in erster Linie beherrschende Gesetz der stärkeren Akzentuierung der gefühlsbetonten Satzteile noch weiter zurücktritt, um so mehr, da es schon bei dem Satzakzent durch äußere Momente, wie z. B. eben durch das mit allgemeineren Redegewohnheiten zusammenhängende Steigen oder Sinken der Rede, verdrängt werden kann. Ganz verschwindet gleichwohl auch beim Worte dieser Einfluß nicht, und er macht sich namentlich bei Wortzusammensetzungen geltend, die wegen ihrer Neuheit im allgemeinen dem Akzent eine freiere Bewegung gestatten. Vor allem da, wo diese Sinnbetonung auch der Unterscheidung der Begriffe dient, bemerken wir deutlich ihren Einfluß. So betonen wir im Deutschen in präpositionalen Verbalzusammensetzungen vielfach das präpositionale Element mehr als das Begriffswort, also *úntergèhen*, *aúfstèhen*, *vórgèhen*, *zúschlàgen*, *ábgèben* usw., offenbar weil in diesen Fällen gerade in der in die Komposition eingehenden Partikel das unterscheidende Moment liegt. In andern Zusammensetzungen aber, die zweideutig sind, je nachdem der eine oder der andere Bestandteil als der Hauptbegriff angesehen wird, ist es die Betonung, welche die Bedeutungen scheidet, indem jedesmal die stärkere auf den Hauptbegriff fällt, so *steínreìch* = sehr reich, *steìnreích* = an Steinen reich, *blútàrm* = arm an Blut, *blùtárm* = sehr arm. Natürlich sind auch diese Betonungsunterschiede vollkommen unwillkürliche Wirkungen: der stärkere Gefühlston erzeugt die intensivere Exspiration. Ebenso wirkt der Begriffswert eines Wortes eigentlich nicht als solcher, d. h. nicht durch seine logischen Eigenschaften, sondern durch den mit diesen eng verbundenen Gefühlston: in *aúfstèhen* ist eben die Präposition *auf* nicht bloß der den Begriff unterscheidende, sondern auch der dem Gefühl sich vorzugsweise aufdrängende Bestandteil der Wortvorstellung. Darum ist es wohl mit Rücksicht auf diese psychologischen Bedingungen nicht zutreffend, wenn man die auf der Stammsilbe des Wortes ruhende Betonung, wie sie sich z. B. im Deutschen

ausgebildet hat, zuweilen als eine vorzugsweise begriffsmäßige auffaßt. Daß der Begriffswert der Stammsilbe als solcher es nicht ist, der ihr die Betonung zulenkt, zeigen ja schon jene Fälle, wo in Wortzusammensetzungen ein bloßes Beziehungselement den Akzent trägt, weil sich eben dieses in der gegebenen Verbindung vor allem der Anschauung aufdrängt.

Neben allen diesen besonderen Bedingungen gilt für das Wort, wie für den Satz, das Gesetz der dreistufigen Unterscheidung. Aber wie es schon hier nur eine obere Grenze bezeichnete, die unserem Vermögen dynamische Betonungsgrade zu unterscheiden gesetzt ist, und wie darum kurze Sätze sehr wohl mit bloß zwei oder selbst mit bloß einer Betonung vorkommen können, so gilt dies in noch höherem Maße für das einzelne Wort. Von wesentlichem Einfluß ist hierbei vor allem die Länge des Wortes. Ein kurzes Wort, das zugleich nur einen einzigen, nicht weiter teilbaren Begriffsinhalt birgt, kann aus äußeren wie inneren Gründen auch nur einen einzigen Akzent besitzen. Tritt ein weiterer Bestandteil hinzu, der irgendeinen modifizierenden Nebenbegriff einschließt, so entsteht dann sehr häufig noch ein Nebenakzent. Drei Akzente können nur bei Wörtern von bedeutender Länge vorkommen. Bei manchen Wortkompositis des Sanskrit und des Griechischen werden wir aber sicher annehmen dürfen, daß sie in drei Akzentstufen gesprochen worden sind. Überdies wirkt hier, wie auch beim Satzakzent, der gehobene Ton des gesangsmäßig rezitierenden Vortrags begünstigend auf die Gliederung der Betonungen, so daß ein Wort, das in der gewöhnlichen Sprache nur einen Akzent trägt, im Gesang mehrere erhalten kann[1]. Bei Wortzusammensetzungen

[1]) So nimmt Sievers (Altgermanische Metrik, 1893, S. 189) an, daß der in der Gesangsform zwei- oder dreiakzentige altgermanische Vers in der Sprechform in einen ein- oder zweiakzentigen übergegangen sei. Die Überlieferungen über die Sanskritakzente, z. B. über die der Vedischen Hymnen, und selbst die Beobachtungen über den heutigen Vortrag dieser Gesänge, wie man sie M. Haug verdankt (Über das Wesen und den Wert des Vedischen Akzents, Abh. der Münchener Akademie, XIII, 2, 1874), sind daher für die gesprochene Rede nicht maßgebend, weil es sich dort um gesungene Sätze und Wörter handelt. Überdies werden in diesen Beobachtungen, ebenso wie in den Überlieferungen der Inder selbst, der dynamische Akzent und die Tonmodulation, der sogenannte Tonakzent, nicht hinreichend geschieden.

können wir übrigens noch in unserer heutigen Sprache leicht neben den ein- auch zwei- und sogar dreiakzentige Wörter beobachten. Dabei pflegt gerade bei solchen Wortkompositis das Gesetz der Koinzidenz des stärkeren Akzents mit dem intensiveren Gefühlston dadurch nicht selten durchbrochen zu werden, daß die mechanischen Bedingungen der respiratorischen Betonung Senkungen des Tones an Stellen bewirken, wo der Gefühlston eigentlich eine Hebung erwarten ließe, und umgekehrt, ein Umstand, der dann zugleich die weitere Erscheinung mit sich bringt, daß in solchen Kompositis die Akzentverteilung von Fall zu Fall schwanken, und daß je nach dem Ort des Hauptakzents ein und dasselbe Wort bald mehr bald weniger Akzente tragen kann. So sprechen wir das Wort *Őberbùrgermeíster* in der Regel mit drei Stufen; es kann aber auch — dialektische Gewohnheiten spielen da eine gewisse Rolle — *Òberbúrgermeìster* gesprochen werden, wo bloß zwei Akzentstufen vorhanden sind. Ähnliche Beispiele sind *Regi̋erungsbevóllmàchtigter*, *Stắdtveròrdnetenversámmlung* u. a. Je länger das Wort, um so mehr nähern sich eben die Betonungsverhältnisse denen des Satzes, d. h. die Betonung wird freier, gestattet dem jeweiligen Einflusse des Gefühlstons und der rhythmischen Gliederung einen breiteren Spielraum, während zugleich die Zahl der Stufen leichter der im Satz erreichbaren Maximalzahl nahekommt. Das letztere geschieht aber wieder vorzugsweise dann, wenn der Hauptakzent an den Anfang oder das Ende des Wortes rückt, weil nun das übrige Wort erst durch zwei weitere Stufen in ein leicht überschaubares rhythmisches Ganzes gegliedert wird, während, sobald der Hauptakzent in die Mitte fällt, gegen diese nun die erste und zweite Hälfte des Wortes gleichmäßig symmetrisch sich abheben[1]).

---

[1]) Obgleich die Grammatiker in der Regel nur einen Haupt- und einen Nebenakzent als solche Betonungen unterscheiden, die beim Sprechen für Wort und Satz wesentlich in Betracht kämen, so begegnet man doch zuweilen der Ansicht, daß nun unterhalb dieser Hauptstufen noch unbegrenzt viele Unterschiede tatsächlich existieren, denen nur in der Akzentuation der Wörter und Sätze kein Gewicht beizulegen sei. So meint Lindsay, in jedem Wort habe im allgemeinen jede Silbe eine andere Betonung, weil sie mit verschiedener Exspirationskraft hervorgebracht werde: ein Wort wie
4 2 5 1 3 — 4 2 5 1 3
Untergebener oder engl. *unimprovable* besitze also in Wahrheit 5 Betonungs-

3. Tonmodulation im Satze.

a. Musikalische Eigenschaften der Satzgliederung. Tonmodulationen und Tonakzente.

Neben den rhythmischen Eigenschaften, die auf den Abstufungen der dynamischen Betonung und auf der Verteilung der Pausen beruhen, bietet der Satz stets zugleich Modulationen der Tonhöhe und Verschiedenheiten der Tondauer, die wir zusammen als die eigentlich musikalischen Eigenschaften der Satzgliederung bezeichnen können. Die Veränderlichkeit der Tonhöhe und der Tondauer sind hier offenbar wieder ähnlich aneinander gebunden wie der dynamische Akzent und die Pause, wenn auch jener Zusammenhang ein freierer ist, da eine Beziehung, wie sie zwischen dem Exspirationsdruck und der vorangehenden oder nachfolgenden Pause besteht, hier gänzlich fehlt, vielmehr jede beliebige Tonhöhe mit irgendeiner unterscheidbaren Tondauer zugleich bestehen kann. Der tatsächliche Zusammenhang dieser beiden Elemente des musikalischen Ausdrucks zeigt sich aber darin, daß sie stets vereinigt vorkommen, wo überhaupt die musikalischen Eigenschaften der Rede den Vorrang vor den rhythmischen behaupten. Herrscht, wie z. B. im Neuhochdeutschen oder Englischen, das rhythmische Prinzip derart, daß die Gliederung der Sätze ganz und gar durch den dynamischen Akzent bestimmt wird, so spielen zwar die Pausen zwischen Wortgruppen und Satzteilen eine große Rolle, aber die Unterschiede in der Dauer der einzelnen Laute treten sehr zurück, wenn sie auch nicht ganz fehlen. Ist dagegen die dynamische Akzentuierung wenig, die Tonmodulation stark ausgeprägt, wie im

stufen, deren Reihenfolge durch die hier darübergeschriebenen Ziffern anzudeuten sei. Nun will ich nicht leugnen, daß sich der Exspirationsdruck objektiv so verhalten kann, — nur dynamometrische Beobachtungen könnten darüber entscheiden. Aber ich glaube nicht, daß das Gehör diese 5 Stufen wirklich unterscheidet. Wir sprechen in Wahrheit *Ùntergébener, ùnimpróvable,* also mit zwei Akzentstufen; der dynamische Wert der übrigen ist ununterscheidbar. Doch macht sich wohl in dem oben (S. 404) erwähnten Sinne die Wirkung der Pausen etwas geltend, indem einerseits dem stärksten Akzent eine etwas längere Silbenpause vorausgeht, anderseits der Wortschluß eine längste Pause mit sich bringt. Es könnte sein, daß diese Pausenverhältnisse verschiedene Betonungsgrade vortäuschen.

heutigen Französisch, so fallen die Unterschiede der Tondauer erheblicher ins Gewicht. Analog hatte wohl im Griechischen und im Sanskrit die Veränderung der Tonhöhe eine größere Bedeutung als in den meisten unserer modernen Sprachen; in jenen wurden aber auch kurze und lange Vokale bestimmter unterschieden. Doch handelte es sich dabei überall nur um ein mehr oder minder, und keine Sprache entbehrt der einen oder der andern Elemente ganz. Daß sich beide in gleichem Maß an den Ausdrucksmitteln der Rede beteiligen, ist wohl nur als ein idealer Ausnahmefall zu betrachten. Dieses Verhältnis bringt es mit sich, daß beide, die spezifisch rhythmischen und die musikalischen Betonungsmittel, in einer Art Konkurrenz miteinander stehen, indem manche Modifikationen des Ausdrucks, die auf dem einen Wege möglich sind, auch auf dem andern zustande kommen können, während doch hinwiederum erst in dem Zusammenwirken beider die Sprache den ganzen Reichtum dieser Ausdrucksmittel entfalten kann. Denn gerade bei einem solchen Zusammenwirken zeigt es sich, daß die durch den Exspirationsdruck erzeugte dynamische Betonung allein imstande ist, den einzelnen Satz- oder Wortteil auf die einfachste Weise, durch die unmittelbare Verstärkung des Eindrucks, vor andern hervorzuheben, wogegen die Tonmodulation alle Teile der Rede, betonte wie unbetonte, durch Tonhöhe, Klangfärbung und Tondauer charakterisieren kann. Die Tonmodulation ist daher das sehr viel reichere Ausdrucksmittel; aber die stärkere Hervorhebung des Einzelnen, wie sie durch die dynamische Betonung unmittelbar bewirkt wird, erreicht sie gewissermaßen erst auf indirekte Weise, indem sie den zu betonenden Redeteil durch eine ungewöhnliche Erhöhung oder Vertiefung des Tones gegenüber seiner Umgebung qualitativ hervortreten läßt. Diese durch die Tonmodulation bewirkte qualitative Betonung eines Redeteils ist es, die man als Tonakzent bezeichnet hat. Sein Unterschied von dem dynamischen Akzent besteht daher einerseits darin, daß er an sich, abgesehen von der nicht selten stattfindenden Verbindung beider Akzentformen, rein qualitativer Art ist, und anderseits darin, daß er eigentlich sich nur durch das besondere Merkmal des stärkeren Tongefälles aus der kontinuierlichen Tonmodu-

lation des Satzes heraushebt. Doch können natürlich bei den Tonakzenten wieder, gerade so wie bei den dynamischen Akzenten, Abstufungen stattfinden, indem ein Haupt- und ein Nebenakzent sich sondern, denen sich bei der feineren Gliederung der Rede eventuell auch noch eine Betonung dritter Stufe hinzugesellt. Dabei gewinnen dann die Tonakzente, wenn sie auch an sich im Vergleich mit den dynamischen Betonungen die minder energischen sind, darin wieder eine größere Mannigfaltigkeit, daß der Tonverstärkung überall nur die eine Richtung vom schwächeren zum stärkeren Exspirationsdruck zur Verfügung steht, während der Tonakzent eventuell sowohl in der Erhebung über die Mittellage wie in der Senkung unter dieselbe bestehen kann. Überwiegt auch wegen der meist vorhandenen Assoziation beider Akzente und der akustischen Beziehungen zwischen Klangsteigerung und Tonerhöhung im allgemeinen bei dieser qualitativen Markierung der Laute ebenfalls die nach oben gerichtete Bewegung, so kommen doch immerhin nach abwärts gehende Tonakzente vor. Besonders scheint dieses doppelte auf- und absteigende System in den ostasiatischen Sprachen (Siamesisch, Chinesisch, Japanisch) vertreten zu sein. Aber auch in den durch reichere Tonmodulation ausgezeichneten europäischen Sprachen, wie z. B. im Französischen, sind wohl beide Richtungen vertreten. Nur werden hier die Verhältnisse durch die Vermischung mit den Erscheinungen der dynamischen Akzentuierung verwickelter, und sie bedürfen darum durchweg noch einer exakteren, durch objektive Hilfsmittel der Tonregistrierung unterstützten Untersuchung.

Das Verhältnis der Tonakzente zu den dynamischen Betonungen bietet sich nun in besonders charakteristischer Weise in solchen Fällen unserer Beobachtung, wo entweder unter den Dialekten einer und derselben Sprache der eine mehr musikalisch, der andere vorzugsweise dynamisch akzentuiert, oder wo in verschiedenen Sprachen diese Abweichungen zutage treten. So zeigen auf deutschem Sprachgebiet viele ober- und mitteldeutsche Dialekte, wie das Schwäbische, das Fränkische, das Rheinische, eine sehr ausgeprägte Tonmodulation und dementsprechend auch Tonakzente, indes im Niederdeutschen durchweg

die rein dynamische Betonung vorherrscht. Unter den größeren Sprachgebieten zeigen das Französische und Englische in den zur Umgangssprache der Gebildeten erhobenen Dialektformen analoge, noch ausgeprägtere Unterschiede. Beide, der Engländer wie der Franzose, sprechen im höheren Stil der Konversation oder in der eigentlichen Rede in hohem Grad ausdrucksvoll. Aber die Sprache des ersteren ist musikalisch völlig monoton: sie empfängt ihren Ausdruck nur durch die außerordentlich eindringliche Akzentuierung und durch die dabei mit eingreifenden Wort- und Satzpausen. Die Rede des Franzosen ist umgekehrt wenig akzentuiert, und sie eilt ohne besonders merkbare Einschnitte in gleichförmigem Flusse dahin. Aber sie wird in hohem Grade belebt durch den großen Wechsel des Tonfalls, der nach der besonderen Gefühlslage bald durch Erhöhung bald durch Vertiefung des Klanges eine starke Nuancierung des Ausdrucks hervorbringt.

Wie auf diese Weise je nach der überlieferten Sprachform das eine für das andere Mittel eintreten kann, so können sich nun aber auch beide miteinander verbinden; und dies ist, wie schon bemerkt, in einem gewissen Grade stets der Fall, indem namentlich die Betonungen durch dynamischen Akzent und Tonerhöhung, begünstigt durch die Beziehungen zwischen Stärke und Höhe der Töne, zusammentreffen. Hieraus erklärt es sich zugleich, daß die Unterscheidung zwischen beiden Betonungsweisen manchmal unsicher wird, und daß dieselben auch keineswegs von den Grammatikern überall klar auseinandergehalten werden. Noch mehr können natürlich bei Sprachen der Vergangenheit, die uns bloß in ihren Literaturwerken überliefert sind, wie Sanskrit, Altgriechisch, Lateinisch, Zweifel bestehen, ob in ihnen bestimmte Gliederungen der Rede durch dynamische Betonungen oder durch Veränderung der Tonhöhe oder durch beides zugleich hervorgebracht wurden.

In einem Punkt ist in allen diesen Fällen die Akzentuierung durch Tonmodulation der rein dynamischen jedenfalls überlegen: sie verfügt nicht nur überhaupt über reichere Mittel, sondern es steht ihr auch ein nach entgegengesetzten Richtungen gehender, bestimmte Gefühlsgegensätze ausdrückender Wechsel in der Er-

höhung und Vertiefung des Tones zu Gebote, so daß sich bei ihr wahrscheinlich das dynamische Betonungsgesetz der drei Stufen zu einem sechsstufigen erweitert, unter allen Umständen aber die nächstliegende Abstufung in Hauptton und Nebenton in doppelter Lage vorkommt, nämlich über und unter der mittleren Tonhöhe. So unterscheidet man im Siamesischen vier Akzente, von denen zwei in Tonerhöhungen um eine Quarte und eine Terz, einer in einer Senkung um eine Quinte bestehen soll, während ein vierter ein schleifender Ton ist, der sich um den Betrag eines Ganztons sukzessiv hebt und senkt. Im Chinesischen scheinen solche sich durch verschiedene Tonhöhen bewegende Laute besonders häufig vorzukommen, wobei aber noch ein Unterschied zwischen der gewöhnlichen Sprechweise und der gehobenen Rede darin besteht, daß sich bei jener der Ton weniger von der Mittellage entfernt, bei dieser in größeren Intervallen bewegt, also dem eigentlichen Gesang nahekommt[1]). Außerdem kann dieser Tonwechsel innerhalb eines und desselben Lautes eintreten. Dann entstehen gleitende Töne oder „Schleiftöne“, wie sie an sich innerhalb der bloß dynamischen Akzentuierung nicht möglich sind. Wo sich, wie im griechischen Zirkumflex, auf sie hinweisende Bezeichnungen finden, da lassen daher diese an und für sich schon musikalische Betonungsverhältnisse annehmen. In vielen Fällen scheinen die letzteren die ursprünglicheren gewesen zu sein, so daß sich allmählich erst aus ihnen eine rein dynamische Betonung entwickelte, wie z. B. im Griechischen. Doch kommt offenbar auch die umgekehrte Erscheinung vor. So hatte das Lateinische, wie heute noch das Italienische mit Ausnahme des Neapolitanischen, wahrscheinlich vorwiegend dynamischen Akzent, wogegen im Französischen eine starke Nei-

[1]) Ewald, Siamesische Grammatik, S. 16. v. d. Gabelentz, Chinesische Grammatik, S. 32ff. Auch auf afrikanischem Gebiet finden sich nicht selten Tonmodulationen. So unterscheidet Th. Hahn im Hottentottischen einen dreifachen Ton, den er in Noten als *c f c′* bezeichnet. Es ist aber nicht sicher zu erkennen, ob dies genaue Intervallnotierungen sein sollen (Th. Hahn, Die Sprache der Nama, 1870, S. 23f.). Auch manche Negersprachen gehören hierher (Steinthal, Mande-Negersprachen, S. 22). In allen diesen Fällen pflegt die Bedeutung des Wortes an eine ganz bestimmte Tonhöhe gebunden zu sein, so daß das Wort bei bloßer Veränderung der Tonhöhe zugleich eine andere Bedeutung annimmt.

gung zu musikalischer Akzentuierung besteht. Inwieweit hierbei Sprachmischungen oder die dem Lautwandel zugrunde liegenden Einflüsse (Kap. IV, S. 495f.) eine Rolle spielen, muß zunächst dahingestellt bleiben.

b. Affektbewegungen und Tonmodulation.

Wie im Rhythmus der Sprache von Moment zu Moment die Gefühle und Affekte sich abspiegeln, von denen der Inhalt der Rede getragen ist, so nicht minder in den Tonmodulationen. Nur ist auch hier wieder der Ausdruck der Gefühle infolge der größeren Mannigfaltigkeit der Tonabstufungen ein reicherer, und im allgemeinen gestaltet sich daher das Verhältnis derart, daß die dynamischen Betonungen, indem sie regelmäßig zur Tonmodulation hinzutreten, nur gewisse Gefühlsänderungen, die in dieser schon angedeutet sind, stärker hervorheben. Immer bilden also auch hier wieder beide zusammen erst ein vollkommenes Ausdrucksmittel der Stimmungen und Affekte, welche den in dem Bedeutungsinhalt der Worte niedergelegten Verlauf der Vorstellungen begleiten. Die Satzmelodie ist aber naturgemäß in solchen Sprachen und Dialekten am deutlichsten ausgeprägt, in denen die Betonungsverhältnisse selbst vorzugsweise durch Tonhöhenunterschiede, nicht allein durch dynamische Akzente ausgedrückt werden. Doch fehlt sie in Wirklichkeit niemals, und sie verhält sich bei der gewöhnlichen Rede ganz ebenso zur Gesangsmelodie, wie sich der natürliche Rhythmus derselben zu dem des poetischen Metrums verhält: in beiden Fällen sind die kunstmäßigen Formen lediglich weitere Ausbildungen der überall in der Sprache vorgebildeten Eigenschaften. Freilich, wie die Satzmelodie reichere Ausdrucksmittel zur Verfügung hat als der Satzrhythmus, so ist anderseits auch der Abstand im ganzen größer, der die kunstmäßigen Formen der musikalischen Melodie von der Tonmodulation der gesprochenen Worte trennt. Dies gibt sich vor allem daran zu erkennen, daß die Abstufung der Satzmelodie in harmonischen Intervallen durchaus erst eine Schöpfung des Gesanges ist, während sich die Tonmodulationen der gewöhnlichen Sprache in Tonstufen bewegen, die von den harmonischen Tonintervallen ganz und gar unab-

hängig sind und daher höchstens zufällig einmal mit ihnen zusammentreffen.

In diesen Eigenschaften liegt nun aber auch eine nicht geringe Erschwerung der genaueren Beobachtung der Sprechmelodie. So leicht ein musikalisch geübtes Ohr Tonintervalle zu erkennen und mindestens nach ihrem relativen Wert festzustellen vermag, wenn sie den bekannten Stufen der Terz, Quinte, Oktave usw. entsprechen, so unmöglich ist eine irgend genauere Abschätzung nach dem Gehör, sobald sich die Töne in beliebigen irrationalen Verhältnissen bewegen. Im allgemeinen wird dann die Unterscheidung ähnlich unsicher wie die der Tonstärken: wir vermögen zwar anzugeben, ob von zwei verglichenen Tönen der eine höher ist als der andere, und allenfalls auch, ob gewisse Unterschiede, die in einer bestimmten Richtung liegen, größer oder kleiner sind; wir besitzen aber äußerst ungenaue Vorstellungen über die Größe der Intervalle. Diese werden höchstens da wieder einigermaßen besser, wenn sich zufällig das Intervall einem bekannten musikalischen nähert. Zugleich wird aber dies leicht eine Quelle subjektiver Täuschungen, indem wir auch in solchen Fällen, in denen der Abstand von einem festen Intervall noch ziemlich groß ist, ein solches zu hören glauben. Erfahrungsgemäß läßt sich nur sagen, daß wir solche irrationale Intervalle der Sprechstimme überall zu unterschätzen geneigt sind: die Tondistanzen scheinen uns durchweg viel kleiner zu sein, als sie in Wirklichkeit sind. Etwas mag dabei auch die im Verhältnis zur Gesangsstimme meist sehr viel kürzere Dauer der Sprechtöne mitwirken, bei welcher der Übergang zu einem neuen Ton meist schon erfolgt ist, ehe sich noch die Aufmerksamkeit hinreichend auf den gegebenen eingerichtet hat.

Diese Verhältnisse machen es begreiflich, daß unter den mannigfaltigen Erscheinungen, welche die Tonmodulation der gesprochenen Rede zusammensetzen, hauptsächlich eine bis jetzt eine nähere Beachtung gefunden hat: das ist die Tonbewegung am Schlusse des Satzes. Hier ist in der Tat die Beobachtung aus objektiven wie subjektiven Gründen erleichtert: objektiv, weil am Satzende regelmäßig eine größere Pause stattfindet, so daß sich der Tonfall hier am schärfsten von seiner Um-

gebung abhebt; subjektiv, weil diese Bedingungen zugleich eine stärkere Richtung der Aufmerksamkeit auf das Satzende mit sich führen. Beide Ursachen im Verein mögen es darum wieder tatsächlich bewirken, daß die Rede an dieser Stelle am ausdrucksvollsten ist, indem sich Stimmung und Affektrichtung hier konzentrieren. Dies erhellt aus einer Reihe interessanter Beobachtungen über die Tonmodulationen am Ende des Satzes, die wir Sievers verdanken[1]). Zunächst scheinen sich nach ihm verschiedene Dialekte einer und derselben Sprache, wie sie ja in der Ausprägung der Satzmelodie überhaupt erhebliche Unterschiede bieten, so auch insofern zu sondern, als bei den einen am Schluß des Satzes steigender, bei den andern umgekehrt fallender Ton am häufigsten vorkommt. So findet sich nach den Beobachtungen von Sievers in den süd- und mitteldeutschen Dialekten mit wenig Ausnahmen eine im ganzen zum Hochschluß, in den norddeutschen zum Tiefschluß neigende Tonführung. Analoge Unterschiede finden sich aber in der Sprechmelodie der Dichter; und zwar herrscht hier bemerkenswerterweise bei unsern mittelhochdeutschen Dichtern durchgängig eine Intonation, die für jeden einzelnen ziemlich konstant ist, für Hartmann von Aue z. B. tief, für Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg hoch liegt, indes bei unsern neueren Dichtern im allgemeinen eine größere, der Stimmung und im Drama dem Charakter der auftretenden Personen sich anschmiegende Variabilität zu bemerken ist[2]).

Nun ist es selbstverständlich, daß solche Unterschiede nicht bloß in bezug auf die mittlere Tonlage und am Ende des Satzes vorkommen, wo sie sich aus den erwähnten Gründen am meisten unserer Aufmerksamkeit aufdrängen, sondern daß sie fort-

[1]) Sievers, Rektoratsrede, gehalten am 31. Oktober 1901. Auch abgedruckt in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie, Bd. I, S. 76ff.

[2]) Besonders auffallend ist diese Charakterisierung durch die Sprechmelodie, wie Sievers hervorhebt, im „Urfaust", wo Faust selbst und neben ihm Valentin sowie gelegentlich der übrigens durch starken Wechsel der Modulation sich auszeichnende Mephisto den Tiefschluß, alle andern Personen dagegen den Hochschluß zeigen. Nicht minder bemerkenswert ist es aber, daß Goethe dieses feine Gefühl für die charakterisierende Sprechmelodie später nicht mehr besessen und daher diese, veranlaßt durch andere rhythmische und sprachliche Motive, zerstört hat.

während die gesprochene Rede begleiten, so daß diese ebensogut wie der Gesang eine fortlaufende Melodie besitzt, die sich nur wegen der Geschwindigkeit ihres Verlaufs und der Unsicherheit der Tonstufen großenteils unserer subjektiven Beobachtung entzieht. Diesem Mangel kann nur dadurch abgeholfen werden, daß man objektive Hilfsmittel zur Registrierung des gesamten Verlaufs der Schallbewegungen, die durch den Stimmton erzeugt werden, anwendet. Hier lassen sich dann bei geeigneter Ausbildung der Methoden von Moment zu Moment nicht bloß diejenigen Tonbewegungen feststellen, die wegen ihrer raschen Vergänglichkeit der Aufmerksamkeit oder sogar der Empfindung entgehen, sondern man vermeidet auch die Unsicherheit der subjektiven Intervallschätzung, da man ja in beliebig kleinen Zeiträumen die Schwingungen der Töne abzählen kann. Als das zuverlässigste Hilfsmittel zur Erreichung dieses Zieles hat sich die Registrierung der Schwingungen des Schildknorpels erwiesen, die durch unmittelbare Übertragung der Stimmbandschwingungen auf die äußere Knorpelwandung des Kehlkopfs entstehen[1]).

[1]) Ich verdanke die Mitteilung der folgenden Resultate teils Herrn Prof. Felix Krueger (Fig. 42, 43 und 45), teils Herrn Dr. Paul Salow (Fig. 44), der gemeinsam mit Herrn Dr. Luis André an einer größeren Anzahl von Personen verschiedener Nationalität (Deutsche, Holländer, Italiener, Slaven, Japaner) Parallelversuche ausgeführt hat. Alle diese Beobachter bedienten sich dabei des von Krueger und Wirth konstruierten Kehltonschreibers, bei welchem die Schwingungen des Haupttons unter Ausschaltung der Ober- und Nebentöne von dem Schildknorpel aus auf ein vorbeibewegtes berußtes Papier übertragen werden, während gleichzeitig zum Zweck der Zeitmessung eine Stimmgabel ihre Schwingungen auf das Papier schreibt (Psychol. Stud. Bd. I, 1906, S. 103). Die sinnreiche Methode Marbes, die Schwingungen der Königschen Flammen durch Berußung zu fixieren, gibt bei dauernden musikalischen Klängen sehr schöne Bilder, zur Aufzeichnung der Sprechmelodie erweist sie sich aber als unbrauchbar, da sich hier wegen des raschen Wechsels der Tonhöhen die Schwingungen in einem undeutlichen Gewirr überdecken (Marbe, Physikal. Zeitschrift, Bd. 17, 1906, S. 543). Der erste, der sich der Aufzeichnung der Schildknorpelschwingungen zu ähnlichen Zwecken bediente, ist übrigens wohl Rousselot gewesen (Les modifications phonétiques du language usw. 1891, p. 76ff.). Doch wie die von ihm mitgeteilten Kurven zeigen, ist er nicht zu befriedigenden Resultaten gelangt. Teils mag daran die Unvollkommenheit seiner Übertragungs- und Registriervorrichtungen, teils wohl auch der Umstand die Schuld tragen, daß er allzusehr die Methoden häufte, indem er akustische und rein lautphysiologische Zwecke gleichzeitig verfolgte und

Verfolgt man auf diese Weise die Tonänderungen von einem Moment zum andern, so zeigt sich nun deutlich, daß die Tonbewegung eines Satzes die Wirkung zweier ineinander greifender Momente ist, eines rein phonetischen und eines psychologischen. Das phonetische besteht darin, daß jeder Sprachlaut an sich einen bestimmten Klangcharakter besitzt, durch den er gegenüber andern Lauten charakterisiert wird; das psychologische darin, daß je nach Stimmung und Affekt die Tonlage und Tonstärke eines Lautes bestimmt ist. Beide Momente greifen natürlich fortwährend ineinander ein. Die Tonlage der Stimmung kann durch die phonetische Tonlage verstärkt oder auch beeinträchtigt werden. Namentlich bei der gewählteren rhetorischen und poetischen Diktion ist daher in der Regel schon die Wahl der Worte darauf gerichtet, daß sie nicht bloß nach ihrem Rhythmus, sondern soweit möglich auch nach Tonlage und Tonfall der psychischen Stimmung entsprechen. Im allgemeinen gehen aber beide Momente relativ unabhängig nebeneinander her, und da die Lautartikulationen schneller wechseln als die Affekte, so sind wohl zumeist die kleineren Oszillationen der Tonhöhe auf Rechnung der phonetischen Bedingungen, die stärkeren und dauernderen auf die der Gefühlsbetonung zu setzen. So enthält z. B. schon ein einzelnes kleines Wort wie der Artikel *der* drei verschiedene Tonstufen, eine erste, die dem tönenden Verschlußlaut *d* entspricht, eine zweite, höhere für den Vokal *e* und eine dritte, tief liegende für das *r*. Diese sehr rasch auf- und absteigende Tonbewegung entgeht aber nicht bloß unserer subjektiven Wahrnehmung, in der wir in der Regel dem ganzen Wort die ungefähre Tonhöhe des Vokals *e* geben, sondern sie hat auch selbstverständlich mit Änderungen der Gefühlslage nichts zu tun. Auf die letzteren läßt sich daher im allgemeinen erst aus länger dauernden Tonänderungen sowie namentlich aus solchen zurückschließen, die unabhängig von diesen phonetischen Einflüssen eintreten. Doch ist es bemerkenswert, daß die Ton-

so auf die direkte Registrierung der Bewegungen der verschiedenen Sprachorgane, wie Zunge, Lippen, Stimmbänder, besonderen Wert legte. Es ist aber wohl am zweckmäßigsten, hier zunächst das phonetisch-akustische Problem völlig von dem lautphysiologischen zu sondern.

modulation namentlich in denjenigen Sprachen, in denen sogenannte Tonakzente vorherrschen, wieder vom Satz auf das Wort übergehen und an diesem sich fixieren kann. Zuweilen haben sich dann diese Tonunterschiede auch noch mit bestimmten Bedeutungsänderungen assoziiert, ähnlich wie dies in manchen Fällen beim dynamischen Akzent geschehen kann[1]). Eine solche Veränderung wird aus der Gefühlsbetonung der Tonakzente dann entstehen können, wenn ein Wort des öfteren eine Stellung im Satze einnahm, bei der ihm eine bestimmte Tonhöhe und, falls es sich um begleitende Bedeutungsvariationen handelt, zugleich eine bestimmte Bedeutung zukam. Denn je häufiger sich dies ereignet hat, um so leichter wird das Wort den so erworbenen Ton auch da bewahren, wo es sich in beliebigen andern Verbindungen vorfindet.

c. Tonmodulation in verschiedenen Satzformen.

Natürlich kann nicht daran gedacht werden, das hier sich eröffnende weite Gebiet von Problemen auch nur annähernd zu erschöpfen. Wir müssen uns darauf beschränken, einige der Eigenschaften hervorzuheben, die mit den in diesem Kapitel behandelten Fragen der Hauptformen des Satzes enger zusammenhängen. Daß jede Satzform ihre eigene Sprechmelodie hat, ist schon aus der alltäglichen Beobachtung bekannt. Die Unterschiede treten ganz besonders deutlich dann hervor, wenn wir ein und dasselbe Wort oder einen und denselben Satz, der einer mehrdeutigen Anwendung fähig ist, in dem einen oder andern Sinn aussprechen. Die Figuren 42 und 43 geben ein so gewonnenes Bild des Verlaufs der Tonbewegungen bei dem einfachen Wort *Ja*, das im einen Fall affirmativ (Fig. 42), im andern fragend gesprochen wurde (Fig. 43). Die Schwingungszahlen der Töne sind in jedem der durch die einzelnen Punkte angedeuteten Zeitmomente durch die Höhen der zugehörigen Ordinaten wiedergegeben. Die verbindende Kurve entspricht demnach der gesamten Tonbewegung. Diese ist hier überall eine kontinuier-

---

[1]) Man denke z. B. an Beispiele wie das oben angeführte *blútàrm* (arm an Blut) und *blùtárm* (sehr arm). Über die Tonmodulation und ihr Verhältnis zum dynamischen Akzent vgl. übrigens Bd. I, S. 272.

lich gleitende. Der unmittelbaren Auffassung entgehen aber offenbar die kleineren Schwankungen dieser Tonkurve schon wegen der Kürze der Zeit, die sie beanspruchen, ganz, und auch die etwas länger dauernden werden, wenn sie in gleicher Richtung stattfinden, höchstens als sehr geringe Schwebungen bemerkbar. Was wir subjektiv wahrnehmen, das beschränkt sich daher im wesentlichen auf eine Gesamtauffassung, wie sie etwa durch den Gang der unterbrochen gezeichneten Kurven repräsentiert wird. Von dem mit absteigender Tonhöhe verlaufenden affirmativen unterscheidet sich das fragende Ja durch seine etwas längere Dauer, mit der natürlich auch eine größere Zahl hin- und hergehender Schwankungen verbunden ist. Die Hauptrichtung,

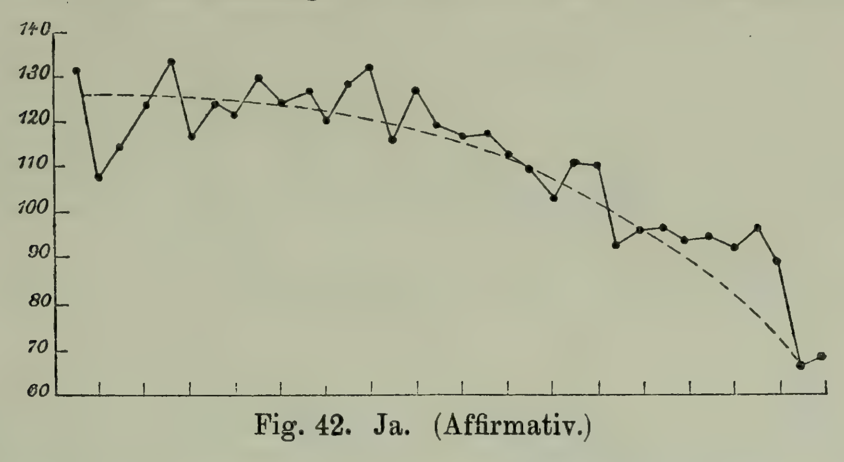


Fig. 42. Ja. (Affirmativ.)

wie sie durch die unterbrochene Linie wiedergegeben wird, ist aber hier eine stark aufsteigende, so zwar, daß diese Tonerhöhung bei der Frage die Tonerniedrigung bei der Affirmation bedeutend übertrifft: jene entspricht etwa der Dezime (4 : 10), diese nähert sich einer großen Septime (8 : 15). Doch sind in beiden Fällen die Intervalle sehr irregulär und können von einem Versuch zum andern erheblich variieren. Damit hängt offenbar zugleich unsere Unfähigkeit, mit dem bloßen Gehör die Größe der Intervalle zu schätzen, zusammen. Das einzige, was sich deutlich einprägt, ist das Sinken des Tones bei der Affirmation, sein Steigen bei der Frage. Wir sind aber beidemal geneigt, die Tonschritte, obgleich es sich doch im wesentlichen nur um einen einfachen Vokalklang handelt, erheblich kleiner zu schätzen, als sie wirklich sind.

Diese Verhältnisse werden verwickelter, wenn man vom ein-

zelnen Worte zum Satz übergeht. Namentlich treten dann neben den phonetischen Wirkungen der einzelnen Laute noch mannigfache feinere Schattierungen der Gefühlsbetonung zu der allgemeinen Verlaufsform hinzu. Um diese Verhältnisse deutlicher übersehen zu lassen, sind in Fig. 44 die annähernden Tonhöhen in der Notenschrift des Baßschlüssels angegeben. Die Dauer des Tones ist aber nicht in der in der Notenschrift üblichen Weise, sondern dadurch gekennzeichnet, daß die Notenlinien durch gleichweit voneinander entfernte Taktpunkte abgeteilt sind. Die

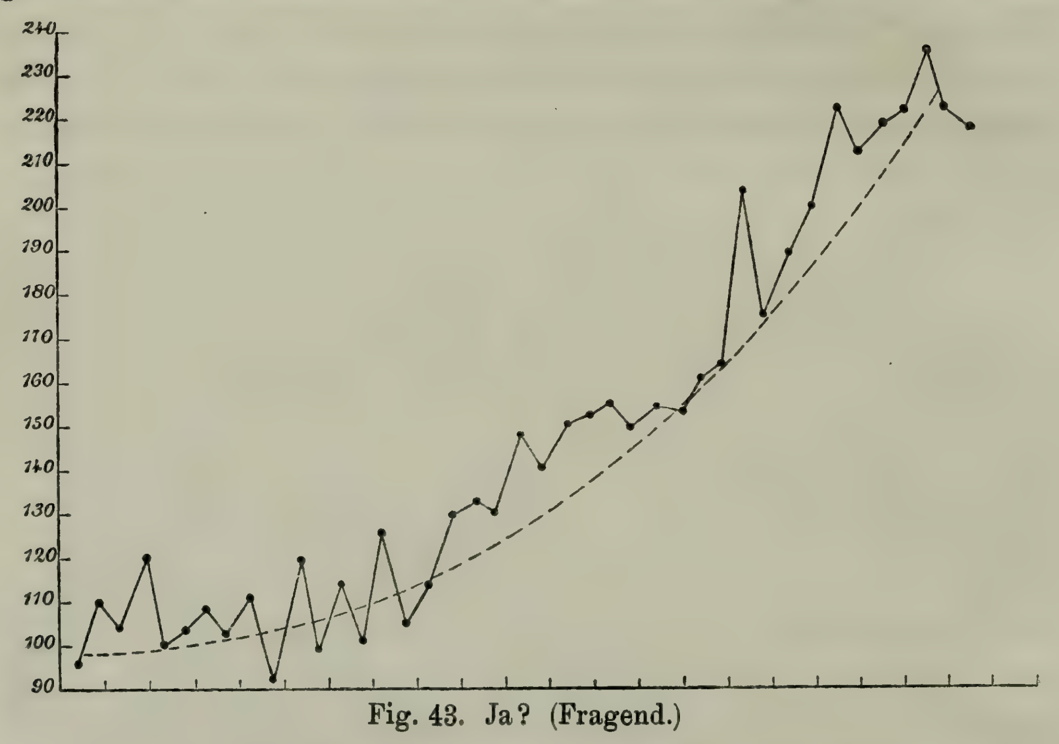


Fig. 43. Ja? (Fragend.)

Distanz zweier Punkte ist so gewählt, daß sie einem Zeitwert von durchschnittlich 0,039 Sek. entspricht. Man sieht deutlich, daß sich ein und derselbe Satz in den vier hier herausgehobenen Fällen nicht bloß in dem gesamten Verlauf der Tonbewegung, sondern außerdem noch in einer Menge anderer, feinerer Züge unterscheidet, die ein überaus charakteristisches Bild der von Moment zu Moment fortschreitenden Gefühlsbewegung geben. Sämtliche Sätze sind von einer gleichgültigen Gefühlsstimmung ausgehend gesprochen worden; demnach ist denn auch die mittlere Tonlage, um die sich die Tonmodulation bewegt, in den vier Fällen annähernd dieselbe. Der Gesamtumfang der Tonbewegung um diese mittlere Lage ist aber bei der Frage und der Be-

dingung am größten, beim Befehl und der Aussage am kleinsten. Dagegen ist die Dauer des Satzes bei gleichem Wortinhalt beim Befehl wesentlich kürzer als in den drei andern Fällen, was sich aus dem bei jenem beschleunigt dem Ende zustrebenden Affekt erklärt; eine geringe Verkürzung zeigt übrigens auch die Be-



Fig. 44. Sprechmelodien verschiedener Satzformen.

dingung, wie dies wohl die Spannung auf den erwarteten (hier weggebliebenen) Folgesatz begreiflich macht.

Wie im Umfang, so sind auch in der Richtung der Tonbewegung Aussage und Befehl einerseits, Frage und Bedingung anderseits einander ähnlich, was wiederum auf eine psychologische Verwandtschaft hinweist. In der Tat ist es ja das Moment der Sicherheit, das der Aussage wie dem Befehl, dem letzteren nur

in höherem Grade, eigen ist, wogegen der Bedingung wie der Frage das des Zweifels anhaftet, hier nur wieder überwiegend der Frage. Dagegen unterscheiden sich Aussage und Befehl dadurch, daß die Tonhöhe bei jener stärker abfällt, wogegen der Befehl — wohl ein Anzeichen der ihn beherrschenden ernsteren Stimmung — tiefer anhebt, aber ungefähr in gleicher Höhe endet. Weiterhin ist charakteristisch, daß das im Befehl auch dynamisch hauptsächlich akzentuierte Wort („siehst") bei ihm viel schneller erreicht wird, und daß die Tonschwankungen im Anfang des Satzes stärker sind als bei der mehr in einem ruhigen Flusse bewegten Aussage. Überhaupt ist beim Befehl die Dauer der einzelnen Wörter beträchtlich verkürzt, und auch diese Verkürzung trifft am meisten das stärker betonte Wort, auf das sich der Inhalt des Befehls gewissermaßen konzentriert, entsprechend der auch sonst zu machenden Beobachtung, daß sich mit der Stärke des Affekts die Geschwindigkeit seines Verlaufs steigert. Frage und Bedingung unterscheiden sich endlich besonders in der Tonbewegung am Schluß der Sätze. Die Frage steigt von Anfang an allmählich zur Höhe empor; die Bedingung beginnt erst von dem mittleren (dem Wort „Sonne" kurz vorausgehenden) Tiefpunkt mit beschleunigter Geschwindigkeit zu der Schlußerhöhung des Tones zu steigen, die außerdem noch während einiger Zeit festgehalten wird, — eine Erscheinung, die wohl als Symptom der Spannung auf die erwartete Folge angesehen werden kann. Zwar zeigt schon die Frage eine solche Dehnung des Schlusses, wie ja auch ihr psychologisch im Hinblick auf die erwartete Antwort eine auf das Ende des Satzes konzentrierte Spannung eigen ist. Aber da diese Antwort von dem erwartet wird, an den die Frage gerichtet ist, so bricht der Fragende unwillkürlich infolge dieser Richtung der Aufmerksamkeit nach außen den Ton ab. Bei der Bedingung dagegen wird der Ton so lange festgehalten, bis sich das die Folge enthaltende Satzglied im Bewußtsein des Redenden emporgearbeitet hat. Es ist die gleiche, hier in die normale Satzmelodik herüberspielende Erscheinung, die manche Menschen in exzessiver Weise überall da in ihrer Rede zeigen, wo sie sich auf den kommenden Satz oder Satzteil besinnen. Sie füllen dann die Gedankenpausen mit bedeutungslosen Lauten

aus, und diese bestehen nicht selten ebenfalls in Verlängerungen des Tones, mit dem der vorangegangene Satzteil schließt. Zwischen Bedingung und Folge, Vorder- und Nachsatz eines zusammengesetzten Bedingungssatzes bietet sich natürlich besonders leicht der Anlaß zur Entstehung eines solchen die Pause zwischen den Gliedern ausfüllenden Tones. Bemerkenswert ist endlich noch, daß schon bei verhältnismäßig einfachen Sätzen, wie die hier gewählten Beispiele zeigen, eine Pause oder Zäsur den Satz in zwei Teile gliedert. Diese Pausen sind in der Fig. 44 durch Lücken angedeutet, die übrigens kein Maß für die ziemlich schwankende Dauer der Pausen abgeben sollen. Hierbei scheint zugleich die oben bemerkte retardierende Wirkung des bevorstehenden Folgesatzes, die in der Verlängerung des Endtons zum Ausdruck kommt, auch die Lage der Pause zu beeinflussen. Denn während sich bei Aussage, Befehl und Frage die Stelle dieser Zäsur nur insofern verschiebt, als sie beim Befehl durch die Verkürzung des ganzen Satzes zurückgedrängt wird, ist sie bei der Bedingung bloß durch die starke Verkürzung des ersten Satzgliedes gegen den Anfang verschoben. Beide durch die Pause gesonderten Satzteile heben sich dann auch durch die relative Stärke des auf jedem ruhenden dynamischen Akzents voneinander ab. In jedem der durch die Zäsur getrennten Satzglieder ruht nämlich der Akzent auf einem einzelnen Wort. Dabei bildet es aber wieder einen charakteristischen Unterschied der Satzformen, ob dieses Wort dem ersten oder dem zweiten Satzglied angehört, und ob die Intensitätsdifferenz größer oder kleiner ist. Am deutlichsten ist diese Differenz beim Befehl, wo unverkennbar auf dem ersten Satzglied der stärkere Akzent ruht. Zunächst kommt dann die Frage, wo der Akzentunterschied geringer, zugleich aber (wenigstens bei dem gewöhnlichen, die „Sonne“ betonenden Inhalt) auf das zweite Satzglied gerückt ist. Die gleiche Stellung haben die Akzente in der Aussage, nur ist der Unterschied noch kleiner als bei der Frage. Am meisten ausgeglichen sind endlich die Akzentstärken bei der Bedingung, so daß möglicherweise ohne erhebliche Veränderung des Sinnes das Verhältnis ein wechselndes sein kann. Unter allen diesen Erscheinungen sind aber die des Steigens und Sinkens der Ton-

höhe am Ende der beiden Satzglieder am meisten charakteristisch; und hier sind wieder Aussage und Befehl einander darin verwandt, daß der Ton am Ende beider Satzglieder sinkt, so daß dadurch zugleich erstes und zweites Glied ein ähnliches melodisches Gefüge besitzen. Frage und Bedingung gleichen sich darin, daß das erste Satzglied mit sinkender, das zweite mit steigender Tonhöhe schließt, daß also die Tonbewegungen der beiden Satzglieder im Gegensatz zueinander stehen. Dabei darf man wohl an den Kontrast denken, den tiefe und hohe Töne überhaupt in ihrem Gefühlscharakter bieten: der ruhigen Bestimmtheit des tiefen steht die erregende Wirkung des hohen Tones gegenüber. So fordern denn Aussage und Befehl als in sich geschlossene Gedankengebilde in beiden Satzgliedern einen analogen Abschluß in einer nach der Tiefe gehenden Tonbewegung, wie er auch in weiterem Umfang dem eine stark gefühlsbetonte Gedankenbewegung spiegelnden Abschluß eines musikalischen Satzes eigen ist. Anders Frage und Bedingung. Beide sind an sich unvollständige Gedankengebilde, die ihre Ergänzung fordern: die Frage in der Antwort, die Bedingung in der Folge. Hierauf weist die aufwärts gerichtete Tonbewegung hin, und sie tut dies um so energischer, je mehr sie durch den Tonfall des vorangehenden Satzglieds gehoben wird.

Natürlich variieren diese Erscheinungen einigermaßen individuell nach der Stärke des Affekts, die namentlich in Frage und Befehlssatz zwischen ziemlich weiten Grenzen schwanken kann, und generell nach dem Sprachgebiet sowie nach dem allgemeinen Verhältnis von Tonmodulation und Akzent. So schwankt bei der affekterregenden Frage die Tonbewegung bei im allgemeinen gleich bleibender Form zwischen weiteren Grenzen, besonders aber verkürzt sich die Pause zwischen den beiden Satzgliedern bedeutend (vgl. Fig. 44, 3 und Fig. 45, 2). Bei der Verwendung von Fragepartikeln konzentriert sich die Tonerhöhung hauptsächlich auf diese, und sie kann dadurch für die übrigen Satzbestandteile ermäßigt werden, wenn auch die Erhöhung am Schlusse niemals ganz fehlt. Charakteristische Unterschiede bietet ferner der Rufsatz infolge seiner stärkeren Gefühlsbetonung gegenüber dem Befehlssatz: läßt dieser den Ton im zweiten

Satzglied allmählich sinken, so steigt bei jenem der Ton gegen das Ende (Fig. 44, 2 und Fig. 45, 3). Wie der Befehl der Aussage, so ist daher durch dieses Merkmal der Ausruf der Frage verwandt. In verschiedenen Sprachen können endlich die Erscheinungen mehr oder weniger stark ausgeprägt sein. Dennoch sind bis dahin Unterschiede weder in den europäischen Sprachen noch selbst in dem Japanischen aufgefunden worden, das sich sonst durch seine gleichförmige Tonmodulation auszeichnet. Diese melodischen Eigenschaften der Hauptformen der Sätze

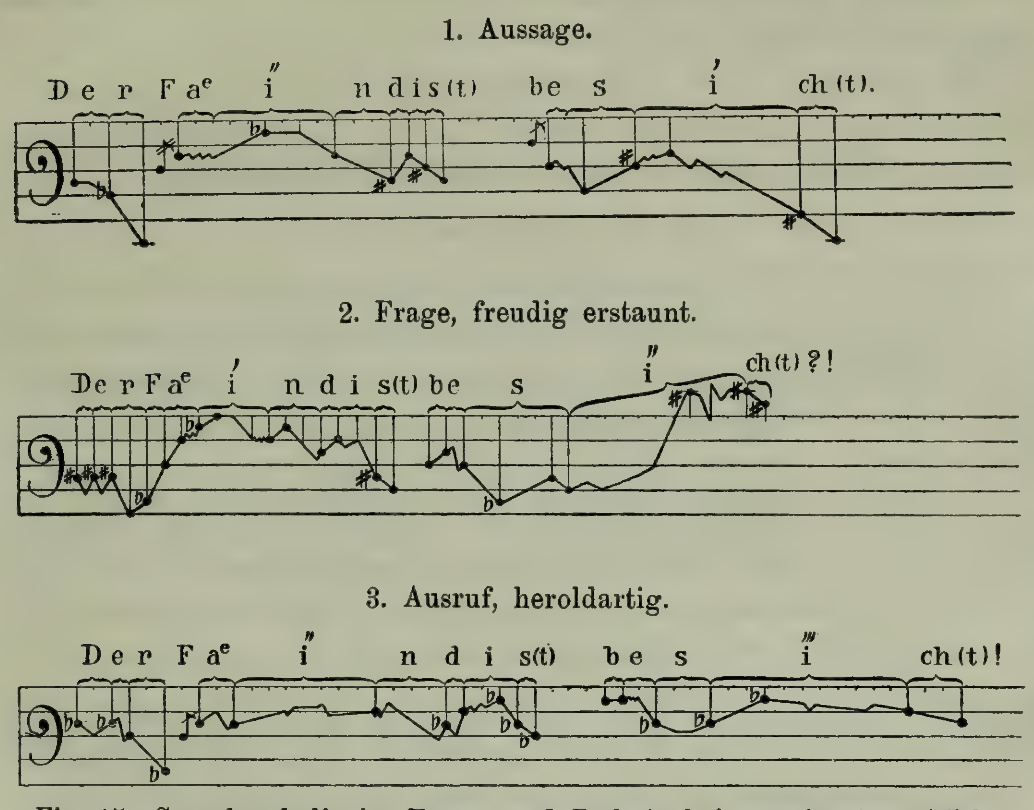


Fig. 45. Sprechmelodie im Frage- und Rufsatz bei gesteigertem Affekt.

scheinen also allgemeingültiger Art zu sein, wie das die allgemeinen psychologischen Motive, über die oben Rechenschaft zu geben versucht wurde, begreiflich machen. Noch mehr als von dem einzelnen als Aussage, Frage, Ruf oder Befehl verwendeten Wort gilt übrigens von dem Satze, daß der subjektiven Wahrnehmung nur die rohesten Unterschiede dieser Tonbewegungen unmittelbar zugänglich sind, und daß ihr die feineren Merkmale entweder ganz entgehen oder erst auffallen, wenn man durch die objektive Untersuchung auf sie gestoßen

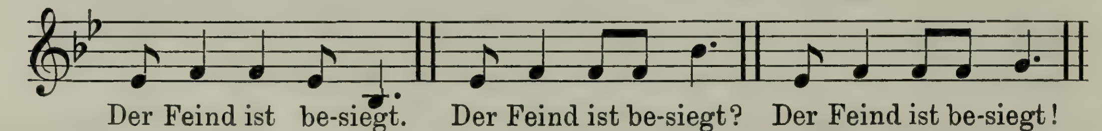
ist[1]). Darum verspricht diese bei ihrer weiteren Verfolgung wohl nicht weniger für die Psychologie der Sprache wie für die Analyse der Gefühle noch wertvolle Aufschlüsse. Vielleicht gibt es kein besseres Mittel, um den unendlichen Reichtum der Gefühlsnuancen der Affekte mittels der sie begleitenden objektiven Äußerungen zu verfolgen, als die exakte Analyse des Rhythmus und der Melodie der Sprache, keine Methode zugleich, die schon bei den ersten Schritten, die man mit ihrer Hilfe tun kann, so augenfällig die Dürftigkeit der hergebrachten Lust-Unlusttheorie der Gefühle und ihr völliges Versagen jedem ernsteren Problem gegenüber an den Tag legt.

VIII. Äußere und innere Sprachform.

1. Äußere Sprachform.

Wenn wir den Begriff der äußeren Sprachform auf die für den psychologischen Charakter der Sprache maßgebenden Merkmale ihrer Struktur einschränken, also die lautlichen Eigentümlichkeiten, die eine solche direkte psychologische Beziehung nicht

[1]) Als Belege für diese Tatsache sowie namentlich auch für die Täuschung, der wir subjektiv hinsichtlich der Größe der Intervalle infolge der unharmonischen Natur der Tonverhältnisse unterworfen sind, führe ich hier die drei Notierungen des Aussage-, Frage- und Rufsatzes an, die ich der ersten Auflage dieses Werkes beigegeben habe:



Wie man sieht, ist die Tonbewegung in den drei Fällen ihrer allgemeinen Richtung nach dieselbe wie in Fig. 44 und 45. Aber die feineren Unterschiede im Innern des Satzes sind ganz verschwunden, und der Umfang der Tonbewegungen ist enorm unterschätzt worden. In einer interessanten Abhandlung hat Franz Saran die Melodik und Rhythmik der „Zueignung" Goethes näher untersucht, wobei er zum Zweck der subjektiven Feststellung der Melodik zwei aufeinander folgende Intervalle je eines ganzen Tones am Klavier so einteilte, daß die Zwischenstufen jedesmal an Zahl einer chromatischen Tonleiter innerhalb einer Oktave gleichkamen. Wenn ich aus den eigenen Beobachtungen auf diese Versuche schließen darf, so dürfte auch hier der allgemeine Gang der Melodie qualitativ richtig wiedergegeben, aber die Größe der Tonstufen sehr bedeutend unterschätzt sein. (Saran, Festgabe zur 47. Philologenversammlung in Halle. 1903.)

erkennen lassen, von diesem Begriff ausschließen, so setzt sich derselbe aus allen den Faktoren zusammen, welche Wort- und Satzbildung in der Sprache darbieten. Zwei Aufgaben allgemeinerer psychologischer Art ergeben sich hier im unmittelbaren Anschluß an die Betrachtungen der beiden letzten Kapitel. Erstens erhebt sich die Frage: welches sind die hauptsächlichsten typischen Unterschiede, die uns bei der Vergleichung der Sprachformen entgegentreten? Und zweitens: in welchen Korrelationen stehen solche typische Eigenschaften zueinander?

Für die Beantwortung der ersten Frage ergibt sich ein gewisser Leitfaden aus dem bemerkenswerten Umstande, daß typische Eigenschaften, wie wir sie hier aufsuchen, in gegensätzlichen Formen vorzukommen pflegen, so daß wir im allgemeinen darauf rechnen können, einer bestimmt ausgeprägten Besonderheit der Struktur werde in irgendwelchen andern Sprachgebieten eine entgegengesetzte gegenüberstehen. Dabei bietet sich dann außerdem überall die Erscheinung, daß solche Gegensätze durch mancherlei Zwischenstufen ineinander übergehen; und hiermit hängt noch die weitere Tatsache zusammen, daß alle diese äußeren Formeigenschaften in den Fluß einer Entwicklung gestellt sind, vermöge deren gewisse typische Formen aus andern, weit von ihnen abweichenden hervorgehen können. Daneben fehlt es freilich nicht an andern Merkmalen, die sichtlich auf mehr oder minder bleibende psychische Anlagen zurückführen, und es muß daher als eine wichtige, aber gegenwärtig wohl nur sehr teilweise zu lösende Aufgabe betrachtet werden, solche spezifische Rassenmerkmale von den eigentlichen Entwicklungsmerkmalen der Sprachformen zu scheiden.

Versucht man es nun, nach Anleitung jenes Kontrastprinzips über die wichtigsten typischen Unterschiede Rechenschaft zu geben, so lassen sich nach den Erörterungen der beiden vorigen Kapitel wohl vornehmlich die folgenden 12 Gegensatzpaare aufstellen: 1) Isolierende und agglutinierende Sprachtypen, 2) Sprachen mit einseitiger Entwicklung der Nominalformen und andere mit ausgebildeten Verbalformen, 3) Sprachen mit reichen äußeren Wortformen und solche, in denen die innere Wortform mit hinzu-

tretenden besonderen Hilfswörtern die Bedeutung des einzelnen Wortes feststellt, 4) Sprachen mit primärer Entwicklung des Possessiv- und andere mit entsprechender des Personalpronomens, 5) Sprachen mit einfacher oder mit mehrfacher Abstufung der Pronominalbegriffe (Ortsabstufungen des Demonstrativums, Inklusion und Exklusion, Trial), 6) Präfixsprachen und Suffixsprachen, 7) Sprachen mit und ohne Wert- oder Genusunterscheidung der Substantiva, 8) Sprachen mit vorwiegendem Ausdruck der Aktionsarten und solche mit Ausbildung subjektiver und relativer Verbalbegriffe, 9) Sprachen mit attributiver und mit prädikativer Satzbildung, 10) Sprachen mit und ohne Relativpronomen und hypotaktische Konjunktionen, 11) Sprachen mit einfacher und mit zusammengesetzter Satzbildung, 12) Sprachen mit freier und mit fester Wortstellung.

Diese Typen sind natürlich nicht die einzigen, die sich überhaupt aufstellen lassen. Auch ersieht man ohne weiteres, daß es sich bei manchen, wie z. B. bei den isolierenden und agglutinierenden Sprachen, um absolute, wenn auch durch manche Übergänge vermittelte Gegensätze, bei andern, wie bei den Präfix- und Suffixsprachen, den Sprachformen mit vorwaltender Nominal- oder Verbalbildung, von vornherein nur um ein mehr oder minder handelt. Auch ist es selbstverständlich, daß sich jede der angeführten Eigenschaften wieder in mannigfach nuancierter Form äußern kann. So weichen die amerikanischen und die uralaltaischen Sprachen in der Art, wie sich in ihnen die Agglutination der Wortelemente vollzieht, sehr erheblich ab; ebenso anderseits die indochinesischen monosyllabischen und die prinzipiell dem nämlichen Typus zuzuzählenden malaio-polynesischen und afrikanischen Sprachen. Die Präpositionen wird man im weiteren Sinne dem Präfix-, ebenso wie die Postpositionen dem Suffixsystem zuzählen müssen; aber indem sich hierbei das Prinzip der Isolierung und der Agglutinierung mit dem der Prä- und Postposition kreuzt, sind doch die Erscheinungen in beiden Fällen wesentlich abweichend. Bei den wichtigsten Typen macht sich endlich teils die Existenz von Zwischenformen, teils auch die Tatsache geltend, daß im Laufe der Entwicklung die eine in die andere Form übergegangen ist. So haben sich die

indogermanischen Sprachen wohl aus einem ursprünglich agglutinierenden zu einem isolierenden, aus dem Suffix- zum Präfixsystem, aus einem Zustand reicher äußerer Wortformen zu einem solchen mit Bevorzugung der inneren Wortform und der Herbeiziehung von Hilfswörtern, endlich von der Ausbildung zahlreicher Aktionsarten zu einer Bevorzugung der subjektiven und relativen Beziehungen des Verbalbegriffs entwickelt.

Die Korrelationen, die zwischen diesen typischen Eigenschaften stattfinden, sind bald von vollkommen eindeutiger, bald von verwickelterer Art, da sich oft erst unter dem Hinzutritt gewisser weiterer Bedingungen ein Zusammenhang zwischen bestimmten Ausdrucksformen herstellt. Am meisten macht sich wohl bei dem ersten Gegensatz, bei dem des isolierenden und des agglutinierenden Typus, eine gewisse Vieldeutigkeit geltend, da jede dieser Formen Sprachen von im übrigen sehr abweichender Art und Entwicklungsstufe in sich schließt. Nur zwei andere Eigenschaften scheinen enger an die isolierende Form gebunden zu sein: die Neigung, durch die bloße innere Wortform und durch Hilfswörter die Stellung des Wortes zu bestimmen, und die Ausbildung eines selbständigen Personalpronomens. Umgekehrt ist der agglutinierenden Sprachform die Tendenz zu verwickelteren Wortbildungen und häufig auch eine primäre Ausbildung oder eine innerhalb gewisser Grenzen lange dauernde Vorherrschaft der Possessivpronomina eigen. Unter den andern Eigenschaften sind vornehmlich die einseitige Entwicklung der Nominalformen und die Neigung zu attributiven Satzbildungen und mit dieser wieder das Fehlen der Relativpronomina und der unterordnenden Konjunktionen verbunden.

2. Innere Sprachform.

Den Begriff der „inneren Sprachform" hat W. von Humboldt in die Betrachtung der Sprache eingeführt. Mehrfach kommt er in seinen allgemeinen Erörterungen der Sprachprobleme auf diesen Begriff zurück[1]). Die innere Sprachform verhält sich nach

---

[1]) Vgl. besonders: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, § 11, Werke, VI, S. 92 ff., außerdem die Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium, Werke, III, S. 241 ff.

ihm zur äußeren Lautform gewissermaßen wie die Seele zum Körper. Sie ist die „intellektuelle Seite“ der Sprachtätigkeit, die sich der Lautform zu ihren Zwecken bedient, und in der die „Gesetze des Anschauens, Denkens, Fühlens“, welche die Sprache beherrschen, zum Ausdruck kommen. Eine naturgemäße Klassifikation der Sprachen, ja selbst die Entscheidung der Frage, ob eine solche überhaupt möglich sei, scheint ihm nur auf Grund der näheren Untersuchung der inneren Sprachform ausführbar. Wohl könnte man, meint er weiter, vielleicht erwarten, daß, gegenüber der unendlichen Variabilität der Lautformen, die innere Sprachform überall eine übereinstimmende sein müsse, da sie einem und demselben geistigen Wesen des Menschen entstamme. Aber der Verstand, so beantwortet er diesen Einwand, könne doch für den gleichen Zweck verschiedene Mittel wählen, und neben dem Verstand seien Phantasie und Gefühl in der Sprache tätig, in deren Gestaltungen vor allem der individuelle Geist der Nationen hervortrete.

Über diese unbestimmten allgemeinen Forderungen ist der Begriff der inneren Sprachform von Humboldt nicht hinausgeführt worden, wie er denn überhaupt in ihm mehr den Hinweis auf eine in der Zukunft zu lösende Aufgabe als einen bereits sicher zu definierenden Begriff geben wollte. Wo er sich auf Beispiele einläßt, da tritt aber ein Gesichtspunkt in den Vordergrund, der dem Versuch, diesem Begriff, wie Humboldt es fordert, durch die Vergleichung der einzelnen sprachlichen Erscheinungen innerhalb der ganzen Mannigfaltigkeit der Sprachen näher zu kommen, störend in den Weg tritt. Dieser Gesichtspunkt besteht darin, daß im Hintergrund jenes Begriffs der inneren Sprachform eigentlich der Begriff einer *idealen Form* steht, die dem Gedanken den *vollkommensten* Ausdruck gebe und in den verschiedenen Sprachen bald mehr bald weniger erreicht sei. Dies ist ein Begriff, der einer Zeit, welcher die Idee der Allgemeingültigkeit und Ewigkeit der Denkgesetze tiefer eingewurzelt war als der unsern, nahe genug liegen mochte, der aber in der Anwendung auf die wirkliche Sprache notwendig dazu führen mußte, daß man irgendeine konkrete Sprachform, z. B. das Griechische, zum Muster nahm, an dem nun alle übrigen

gemessen wurden[1]). Zugleich war dies der Weg, der in der Folgezeit jene Anwendung nahelegte, daß man sich lediglich darauf beschränkte, die Sprachen nach dem größeren oder geringeren Maß von Form oder von Formlosigkeit zu unterscheiden. (Vgl. Kap. V, S. 601 f.)

Nun ist der Begriff der inneren Sprachform in dem Sinn, in dem er ursprünglich von Humboldt aufgestellt wurde, sicherlich ein wohlberechtigter, ja notwendiger, zu dem die Betrachtung der gesamten Struktureigenschaften einer Sprache und ihrer wechselseitigen Beziehungen führt. Aber wenn dieser Begriff fruchtbar werden soll, so wird man ihn vor allem von jenem ihm seit Humboldt anhaftenden Nebenbegriff irgend einer, sei es in der Wirklichkeit existierenden, sei es zu ihr hinzugedachten idealen Sprachform befreien müssen, an der jede einzelne Sprache zu messen sei. Vielmehr, so gut wie die äußere Form der Sprache immer nur an einer konkreten, wirklich existierenden Sprache in Erscheinung treten kann, gerade so kann auch unter der inneren Form nur die Summe tatsächlicher psychologischer Eigenschaften und Beziehungen verstanden werden, die eine bestimmte äußere Form als ihre Wirkungen hervorbringen. Der Begriff der inneren ist in diesem Sinne durchaus an den der äußeren Sprachform gebunden: er ist genau ebenso ein konkreter und wirklicher wie dieser; denn man kann unter ihm unmöglich etwas anderes verstehen als eben den Komplex psychischer Zusammenhänge, die eigentümlichen Assoziations- und Apperzeptionsgesetze, die in dem Aufbau der Wortformen, in der Scheidung der Redeteile, der Gliederung des Satzes und der Ordnung der Satzglieder zur Erscheinung kommen. Auf die psychischen Bedingungen, die diesen Eigenschaften der äußeren sprachlichen Formen und ihren Wechselbeziehungen entsprechen, irgendwelche Wertprädikate anzuwenden, ist eigentlich ebensowenig angemessen, als wenn man das Lautsystem einer Sprache nach solchen beurteilen wollte. Jede Sprache ist Ausdruck einer bestimmten geistigen Organisation, die mit der allgemeinen geistigen Beschaffenheit des Menschen zusammenhängt, und in der daher schließlich immer wieder die nämlichen allgemeinen

[1]) Über die Verschiedenheit des Sprachbaues, a. a. O., S. 96.

psychologischen Gesetze zur Geltung kommen, während die Wirkungen dieser Gesetze im einzelnen nach den mannigfaltigsten inneren und äußeren Bedingungen wechseln können. Da nun alles geistige Leben in den Strom einer bald fortschreitenden, bald auch in gewissen Beziehungen rückwärts gerichteten Entwicklung gestellt ist, so sind natürlich in diesem Sinne die Prädikate des Vollkommeneren und Unvollkommeneren sowohl auf die äußere wie auf die innere Sprachform anwendbar. Aber diese Prädikate können ihrer Natur nach immer nur eine relative Bedeutung besitzen. Eine Sprachform, die in einer bestimmten Beziehung hinter einer andern zurücksteht, kann in einer zweiten oder nach einem davon abweichenden Maße geschätzt diese übertreffen. Auch ist nie zu vergessen, daß die reale Bedeutung eines Dinges überhaupt nicht ausschließlich aus solchen Vergleichungsmaßstäben besteht, die wir von außen heranbringen, sondern daß es seinen selbständigen, in den Eigenschaften jedes einzelnen Teiles und in dem Zusammenhang der Teile begründeten Wert hat. Wie mit der Wertschätzung der Völker, so verhält es sich auch mit der ihrer Sprachen. Die an unserem Maß gemessene unvollkommenste kann Erscheinungen bieten, in denen uns gewisse Gesetze des menschlichen Fühlens und Denkens in höchst eigenartiger, in dieser Weise niemals wieder erreichter Form entgegentreten.

Hiernach steht der Begriff der inneren in unmittelbarer Beziehung zu dem der äußeren Sprachform. Denn unter jener kann man nur die psychischen Motive verstehen, die diese äußere Sprachform als ihre Wirkung hervorbringen. Von allem dem, was der Außenseite der Sprache angehört, liegt nur die Lautform diesen psychischen Motiven verhältnismäßig fern, oder sie ist mindestens bloß durch indirekte Beziehungen mit ihr verbunden. Ähnlich verhält es sich nach der geistigen Seite hin mit dem Begriffsvorrat und den an ihn gebundenen Vorgängen der Bedeutungsentwicklung. Indem diese das Gesamtbewußtsein einer redenden Gemeinschaft seinem gesamten Inhalte nach in sich schließen, bilden sie den geistigen Stoff, der in der Sprache geformt wird. Ihm muß natürlich die innere Sprachform im allgemeinen adäquat sein. Doch sind auch diese Beziehungen

hauptsächlich indirekte: Begriffsvorrat und Bedeutungsentwicklung sind letzte Bedingungen, nicht selbst unmittelbare Ausdrucksmittel der inneren Sprachform. So bleiben als solche nur die Formen der Wortbildung und der Satzfügung übrig.

Natürlich ist nun aber diese Zugehörigkeit der inneren zur äußeren Form nicht etwa als eine solche zu denken, bei der wir jeder der äußeren Eigenschaften auch sofort eine innere gegenüberstellen könnten. Derart eindeutige Ausdrucksmittel sind jene durchaus nicht. Vielmehr ist es immer erst ihr ganzer Zusammenhang, welcher der einzelnen ihre Bedeutung für die innere Sprachform verleiht. Indem diese die gemeinsame psychische Ursache aller äußeren Formeigenschaften samt ihren Korrelationen ist, läßt sich nur aus der Gesamtheit dieser Wirkungen auf sie zurückschließen. Demzufolge ist die Mannigfaltigkeit innerer Sprachformen ebenso unerschöpflich wie die der äußeren. Jene variieren von Sprache zu Sprache, ja von Dialekt zu Dialekt, und in der Verfolgung dieser Abstufungen, vor allem auch innerhalb unserer Kultursprachen, besteht zweifellos eine der wichtigsten Aufgaben einer Psychologie der Einzelsprachen und der Volkscharaktere. Der allgemeinen Völkerpsychologie liegt jedoch dieses Gebiet ferne. Sie muß sich darauf beschränken, die wichtigsten Unterschiede innerer Sprachformen hervorzuheben, die sich auf Grund der genetisch bedeutsamsten äußeren Eigenschaften der Wort- und Satzbildung ergeben, um aus den so gewonnenen Entwicklungsstufen ein allgemeines Bild menschlicher Geistesentwicklung zu gewinnen.

Wenn wir in diesem Sinn die Aufgabe zugleich verallgemeinern und beschränken, so sind es drei Gesichtspunkte, nach denen der Begriff der inneren Sprachform näher zu bestimmen ist. Es kann sich bei ihm handeln: 1) um den in den äußeren Sprachformen sich verratenden Zusammenhang des sprachlichen Denkens, 2) um die Richtung dieses Denkens, oder um die Vorstellungsgebiete, denen es vorzugsweise zugewandt ist, und endlich 3) um den Inhalt desselben, um die spezifischen Eigenschaften der Vorstellungen und Begriffe, die in den äußeren Sprachformen ihren Ausdruck finden. Von diesen Eigenschaften verrät sich die erste vor allem in den Satzformen,

die dritte in den Wortformen der Sprache, während die zweite Wort- und Satzform zugleich beeinflußt. Alle drei Eigenschaften stehen in den engsten Wechselbeziehungen, und jede Sprache repräsentiert notwendig nach diesen drei Richtungen einen bestimmten Typus innerer Sprachform. Da aber der Satz, nicht das Wort in der Sprache das Primäre ist, so sind die aus der Satzbildung sich ergebenden Merkmale die einschneidendsten, weshalb wir sie denn auch hier voranstellen wollen. Hinsichtlich des Einzelnen muß dabei auf die vorangegangene Behandlung der Wort- und Satzformen verwiesen werden, aus der an dieser Stelle nur die allgemeinsten Folgerungen gezogen werden sollen.

a. Zusammenhang des sprachlichen Denkens.

(Fragmentarisches und diskursives, synthetisches und analytisches Denken.)

Nach dem Zusammenhang, in welchem die in der Sprache sich äußernden Denkakte miteinander stehen, können wir als die zwei Haupttypen, die uns in den verschiedensten Sprachen der Erde begegnen, und die natürlich durch die mannigfaltigsten Zwischenstufen verbunden sind, die des fragmentarischen und des diskursiven Denkens unterscheiden. Eine Satzform, wie sie uns die Erzählung des Buschmanns (S. 343f.) bietet, entspricht in ausgesprochenem Maße dem Typus des fragmentarischen Denkens. Er ist vor allem dadurch charakterisiert, daß alle verbindenden Partikeln fehlen. Ein einfacher Satz schließt sich an den andern, völlig gleichgeordnet und ohne Gliederung. Auch im Einzelsatz fehlen zahlreiche Nebenbestandteile: bloß die Hauptvorstellungen sind ausgedrückt. Indem so aus der im Bewußtsein vorhandenen Gesamtvorstellung nur dieser und jener Teil losgelöst und sprachlich geformt wird, gehören die Sprachen dieser Gattung in bezug auf die Wortbildung der isolierenden Form an. Ihnen gegenüber bilden alle Sprachen mit vollständigem Ausdruck der in der Gesamtvorstellung enthaltenen Bestandteile, womit sich regelmäßig dann auch die Bildung verknüpfender Sprachelemente verbindet, den diskursiven Typus. Er zerfällt aber wieder in zwei abweichende Formen,

die wir als die des synthetischen und des analytischen Denkens unterscheiden wollen. Bei dem synthetischen Denken überwiegt ganz die Einheit der Gesamtvorstellung: Satz und Wort sind daher entweder überhaupt unvollkommen geschieden, oder das Wort zeichnet sich durch zusammengesetzte Formbildung aus, indem es außer der Hauptvorstellung auch noch die Verbindungen direkt enthält oder andeutet, in denen jene zu andern Vorstellungen steht. Der agglutinative Bau ist daher der natürliche Ausdruck dieser synthetischen inneren Sprachform, wobei jedoch daran zu erinnern ist, daß sich die Synthese hier nicht auf zuvor Gesondertes, sondern auf das in der Vorstellung selbst schon Vereinigte bezieht. Bei dem analytischen Denken scheiden sich nicht nur die einzelnen Vorstellungsinhalte schärfer voneinander, sondern sie werden auch genauer in ihren wechselseitigen Beziehungen aufgefaßt; und diese Beziehungen werden relativ selbständig, nicht bloß in fester Verbindung mit den Gegenstandsvorstellungen, an denen sie haften, gedacht. So entspricht dem analytischen Denken wiederum die isolierende Sprachform, nur daß diese in ihren sprachlichen Ausdrucksmitteln neben allen wesentlichen Teilen der Gesamtvorstellung auch die Beziehungsbegriffe umfaßt, die das analytische Denken zwischen ihnen feststellt.

Aus diesen Verhältnissen erklärt sich die eigentümliche Stellung, welche die beiden für den Zusammenhang des Denkens vorzugsweise charakteristischen äußeren Sprachformen, die isolierende und die agglutinierende, innerhalb der allgemeinen Entwicklung der Sprache einnehmen. Der isolierende Typus kann sowohl das Symptom einer noch mangelhaften Gestaltung der Begriffe und ihres Zusammenhangs, wie das einer hoch ausgebildeten unterscheidenden und vergleichenden Tätigkeit sein. Im ersten Fall ist er der natürliche Ausdruck des fragmentarischen Denkens, wie wir es in einer einigermaßen analogen Weise auch in der Sprache des Kindes während der ersten Periode der Sprachentwicklung vorfinden (S. 316 f.). Im zweiten Fall bezeichnet er die entgegengesetzte Denkstufe, das zur Ausbildung gelangte analytische Denken, das alle Begriffe und ihre Beziehungen klar gesondert einander gegenüberstellt. Die gewaltige

Kluft, welche die beiden Arten des isolierenden Typus trennt, gibt sich denn auch bei der näheren Betrachtung des Wortvorrats wie der Ausbildung der einzelnen Wortformen zu erkennen. Daß jedoch aus solch entgegengesetzten Bedingungen Wirkungen entspringen können, die immerhin in ihren äußerlichsten Merkmalen übereinstimmen, erklärt sich aus der Eigenart des fragmentarischen und des analytischen Denkens. Dort greift der Satz einzelne, durch unausgesprochen bleibende Glieder getrennte Teile der Gesamtvorstellung heraus; es mangeln also viele der Bindeglieder des Gedankens, an deren Stelle auch der Ausdruck durch Wortpausen unterbrochen wird. Auf der analytischen Stufe bleiben die Teile relativ isoliert, weil sich jeder deutlich geschieden dem andern gegenüberstellt und neben den Hauptvorstellungen die Beziehungen, in denen diese zueinander stehen, gesondert apperzipiert werden. Zwischen beiden Typen bildet die agglutinative Sprachform das natürliche Mittelglied. Sie entspricht einer Form des Denkens, bei der die synthetische Auffassung der Gesamtvorstellung überwiegt, und bei der darum die Beziehungselemente der einzelnen selbständigeren Teile nicht aus dem Ganzen losgelöst sind. Dabei kann nun aber doch zugleich der Reichtum an Beziehungselementen, die nur meist dem Wortganzen inkorporiert werden, überaus groß sein, so daß die entwickelteren unter diesen Sprachen nunmehr die Vorzüge fester Geschlossenheit des Gedankens und klarer Unterscheidung der seine Teile verknüpfenden Beziehungen vereinigen. Infolgedessen umfaßt auch der agglutinative Typus wieder Sprachen von sehr verschiedener Vollkommenheit der Ausbildung, und er enthält ebensowohl Formen, die möglicherweise als Vorstufen der analytischen Gedankenform, wie andere, die als höchste Entwicklungsstufen des synthetischen Denkens betrachtet werden können. Denn gerade hier bewährt sich die Anschauung, daß, so sehr auch die Vergleichung der sprachlichen Formen überall die Idee der Entwicklung herausfordert, doch niemals diese Entwicklung als eine lineare gedacht werden kann, in der irgend eine bestimmte Sprachform als die absolut vollkommenste anzusehen wäre. (Vgl. oben S. 441f.) Mit dieser Mannigfaltigkeit der Entwicklungen hängt es denn auch offenbar zusammen, daß

allem Anscheine nach das fragmentarische Denken unter begünstigenden Bedingungen unmittelbar, ohne die Zwischenstufe der synthetischen Form wenigstens in äußerlich sich kundgebender Weise durchlaufen zu haben, in die analytische übergehen kann, so daß also die Sprache dauernd an der isolierenden Form festhält. Ebenso kann aber umgekehrt das äußere Gewand der synthetischen Sprachform, die agglutinative Struktur, in Entwicklungen hinübergenommen werden, die nach ihrer inneren Sprachform schon die analytische Stufe erreicht haben. Hierin macht sich eben eine gewisse Trägheit in dem Wechsel der äußeren Form geltend, die uns auch sonst noch in manchen Erscheinungen begegnet. Eine Sprache kann, falls nicht äußere Momente von stark umwälzender Kraft, wie Völker- und Sprachmischungen, einwirken, ihre äußere Form festhalten, wenn die innere Sprachform längst darüber hinausgeschritten ist. Es wird dann auf irgendwelchen andern Wegen, die innerhalb der überlieferten Form möglich sind, dem Bedürfnis abgeholfen. Auch da bleibt daher im ganzen die äußere ein treuer Abdruck der inneren Form. Nur sind die Beziehungen, die von dieser zu jener führen, keine unmittelbaren, sondern es sind gewissermaßen Umwege, auf denen ein neuer Gedankeninhalt in eine ihm nicht mehr völlig adäquate äußere Form eindringt.

b. Richtungen des sprachlichen Denkens.
(Gegenständliches und zuständliches, objektives und subjektives Denken.)

Die wichtigen Unterschiede des gegenständlichen und des zuständlichen Denkens können „Richtungen" genannt werden, weil sie weder die Art der Verbindung der sprachlichen Denkinhalte betreffen, wie die oben behandelten Merkmale, noch auch die Inhalte des Denkens selbst, wie die nachher zu erörternden, sondern vielmehr die eigentümliche Auffassungsweise, der ein gegebener Inhalt, sei es eine aus der unmittelbaren Wahrnehmung gewonnene oder aus früheren Anschauungen zusammengesetzte Gesamtvorstellung, unterworfen wird. Wenn im Jakutischen und im Griechischen irgend eine Tatsache berichtet wird, so kann der Inhalt des Geschauten und in der Sprache Ausgedrückten ein übereinstimmender sein, und doch ist die Aus-

drucksform und die ihr zugrunde liegende Anschauungsweise sichtlich in beiden Fällen eine wesentlich abweichende. Dort, im Jakutischen, greifen die Nominalbildungen in zahlreichen Formen der Verbalnomina in die Verbalbildung hinüber und machen diese dem attributiven Verhältnis dienstbar, indes zugleich gewisse Verbalformen auftreten, die nicht die Aktionsart oder die Zeitform als solche, sondern eine Beziehung zwischen dem Subjekt und Objekt der Handlung ausdrücken, die eigentlich in die Begriffssphäre der Kasusformen herüberreicht (S. 198). Dem gegenüber sind im Griechischen Verbum und Nomen scharf geschieden, und das erstere ist, in bestimmten, vom Zustandsbegriff getragenen Aktions- und Temporalformen entwickelt, durchaus der Träger der Aussage, die sich überdies in der gleichen prädizierenden Form auch in die Untergliederungen des Satzes erstreckt. So repräsentieren beide Sprachen, obgleich jede in ihrer Weise hoch entwickelt ist, und obgleich jede über die von der andern vorwiegend gebrauchten Denkmittel ebenfalls in gewissem Grade verfügt, dennoch verschiedene Denkrichtungen. Wie diese beiden typischen Beispiele nicht absolute Gegensätze darstellen, sondern einseitige Entwicklungen gemeinsamer Funktionen, so bildet nun eine Sprache wie das Sanskrit wiederum in gewissem Sinn eine Mittelstufe zwischen beiden. Erinnert es in der Bildung höchst zusammengesetzter, an den Nominalbegriff sich anlehnender attributiver Verbindungen und in der Bildung mannigfacher Verbalnomina an das gegenständliche Denken der turanischen Sprachen, so ist in ihm doch überall das eigentliche Verbum mit seinen Aktionsarten und Zeitbestimmungen der Träger klar ausgeprägter Zustandsbegriffe, in die stets der Schwerpunkt der Aussage verlegt ist. Diese Unterschiede hängen sichtlich damit zusammen, daß hier die Eigenschaften des gegenständlichen und zuständlichen mit denen des synthetischen und analytischen Denkens in gewissem Grade zusammengehen. Das gegenständliche Denken tendiert mehr zur Synthese, indem es jene attributiven Verbindungen begünstigt, bei denen möglichst der ganze Gedankeninhalt des Satzes zu großen Wortkomplexen zusammengefaßt wird. Das zuständliche Denken tendiert umgekehrt zur analytischen Zerlegung

der Satzglieder. Dies hängt psychologisch damit zusammen, daß der Gegenstand der Träger unbestimmt vieler Eigenschaften sein kann, die alle, indem sie annähernd gleichzeitig apperzipiert werden, auch zu gleichzeitigem Ausdruck drängen, während jeder Zustandsbegriff eine für sich bestehende Vorstellung bildet, die, wenn sie einer andern Platz machen soll, meist zugleich eine Änderung auch der begleitenden Umstände verlangt. So ergibt es sich im ersten Fall von selbst, daß möglichst viele Elemente in ein einheitliches Satz- oder selbst Wortganzes vereinigt werden, wogegen im zweiten Fall die Aneinanderreihung und Superposition verschiedener, jeweils wieder aus mehreren Vorstellungen bestehender Situationen zur Zerlegung in Satzglieder führt, die selbst wieder Sätze sind. In dem Sanskrit überwiegt auf der einen Seite die synthetische Gedankenform, auf der andern ist in ihm in den das Satzganze beherrschenden Verbalformen das zuständliche Denken deutlich ausgeprägt. Es vereinigt so in gewissem Grade die Eigenschaften beider Gedankenformen. Im Griechischen dagegen ist mit dem Vorwalten der analytischen Funktion diese zugleich in den prädikativen Verbalformen in die Satzgliederung eingedrungen, während es sich doch für die enger zusammengehörigen Bestandteile in der Fähigkeit der Wortzusammensetzung eine hohe synthetische Kraft bewahrt und diese auch auf den Hauptträger der Zustandsbegriffe, das Verbum, in der Bildung zahlreicher Verbalkomposita übertragen hat.

Aus allem diesem erhellt, daß gegenständliches und zuständliches Denken an sich keineswegs in dem Sinne etwa Stufen einer aufsteigenden Entwicklung bezeichnen, daß die zweite der ersten Gedankenform unter allen Umständen überlegen sein müßte. Vielmehr können innerhalb jeder derselben Sprache und Denken eine hohe Ausbildung erreichen, die eben deshalb, weil sie zugleich eine einseitige ist, eine andere ausschließt. Darum, wenn das Griechische dem Jakutischen allerdings weit überlegen ist, so hat das seinen Hauptgrund nicht in diesen Unterschieden der Gedankenform, sondern in dem sehr viel größeren Reichtum an Begriffen und, soweit die Sprachform in Betracht kommt, in der großen Freiheit, mit der sich das Griechische zwischen der

synthetischen und analytischen Denkfunktion bewegt, und mit der es die erstere zur Neubildung von Wörtern, die letztere zum logisch geordneten Aufbau der Sätze verwertet. Nur in einer Beziehung ist allerdings das gegenständliche Denken zugleich das ursprünglichere. Insofern nämlich, als überall da, wo wir die charakteristischen Merkmale primitiven Denkens, Mangel abstrakter Begriffe und fragmentarische Gedankenform, antreffen, auch das gegenständliche Denken vorwaltend zu sein pflegt. Dies spricht sich darin aus, daß jene meist zwischen Nomen und Verbum indifferent die Mitte haltenden Wortformen der Hauptsache nach Nominalformen sind, wie uns denn auch eine analoge Vorherrschaft der gegenständlichen Begriffe noch fortwährend in der Sprache des Kindes begegnet. Aber nachdem einmal diese Anfangsstufe überschritten ist und sich, wie das in allen entwickelteren Sprachen geschah, beide Gedankenformen in gewissem Grade verbunden haben, ist nun in jeder der beiden Richtungen eine weitere Entwicklung möglich, und auf je höhere Stufe dieselbe gelangt, um so weniger kann nun an die abweichenden Sprachformen ein und derselbe vergleichende Maßstab angelegt werden. Hier wie überall in der Sprache sind daher Wertprädikate nur entweder innerhalb der einander nächstverwandten Formen oder aber bei sehr weit voneinander abliegenden Stufen des Denkens möglich. Die Unterschiede jener Gedankenformen selbst beruhen demnach lediglich auf den verschiedenen Standpunkten, die der Denkende und Sprechende den Dingen gegenüber einnimmt, und die sich in den abweichenden Begriffen reflektieren, welche die Sprache aus der Gesamtvorstellung herausgreift, um diese und die Beziehungen ihrer Teile auszudrücken. Die Möglichkeit solcher Unterschiede entspringt aber im allgemeinen daraus, daß nirgend, auch nicht auf der Stufe eines möglichst alle Teile umfassenden synthetischen oder analytischen Denkens, der ganze Inhalt einer Gesamtvorstellung in vollkommen eindeutiger Weise ausgedrückt werden kann, sondern daß die eigentümliche Richtung der Apperzeption immer in diesen Ausdruck mit eingeht. Wenn der einfache Satz „er weint“ im Sinn unserer Sprache eine vollkommen eindeutige Aussage von einer durch das „er“ bezeichneten dritten Person

macht, so ist der Vorstellungsinhalt des Satzes kein anderer, als wenn dasselbe Faktum in einer andern Sprache durch „seine Träne“ ausgedrückt wird. Auch die Vollständigkeit des Satzes ist die gleiche. Dennoch ist die Richtung des Denkens eine völlig abweichende, und die verschiedenen Wortformen, hier das Nomen mit dem Possessivpronomen, dort das Verbum mit dem Personalpronomen, sind dafür schlagende äußere Zeugnisse. Das gegenständliche Denken faßt den Inhalt einer Gesamtvorstellung als einen Komplex miteinander verbundener, zueinander gehöriger oder in äußeren Beziehungen stehender Gegenstände auf. Dem zuständlichen stehen die Veränderungen, welche die Gegenstände selbst und in ihren Beziehungen zur Umgebung erfahren, ihre Tätigkeiten und deren verschiedene Formen im Vordergrund des Interesses. Die Symptome, an denen sich diese abweichenden Richtungen in der äußeren Sprachform zu erkennen geben, haben wir aber in den mannigfaltigsten Erscheinungen der Wort- wie Satzbildung kennen gelernt. Beim gegenständlichen Denken ist der Satz vom Nomen beherrscht: an die Stelle des verbalen tritt ganz oder teilweise der nominale Ausdruck. An Stelle des persönlichen schiebt sich entweder das possessive Pronomen ein, oder, wo die isolierende Sprachform oder andere Bedingungen die frühe Entwicklung des Personale begünstigen, da tritt dieses in seinen Abwandlungsformen nicht selten in gleiche Linie mit andern Nominalbegriffen. Im Satz endlich herrscht die attributive Verbindung vor, und es mangelt die Ausbildung des Relativpronomens und der hypotaktischen Konjunktionen. Dem stehen dann als äußere Symptome des zuständlichen Denkens die Ausbildung der Verbalformen und ihre Herrschaft im Satze gegenüber, ferner die prädikative Form des Aussagesatzes, die Gliederung in Haupt- und Nebensätze, die Ausbildung des Relativpronomens und hypotaktischer Konjunktionen, endlich die selbständige Stellung der Personalpronomina und ihre Scheidung vom eigentlichen Nomen. Diese Richtungen des Denkens sind aber nicht überall scharf gesondert. Vielmehr nehmen Übergangszustände einen breiten, numerisch genommen wohl die Mehrzahl aller Sprachen umfassenden Raum ein.

Diese Übergänge sind es nun zugleich, die auch hier wieder das Bedürfnis fühlbar machen, engere Unterschiede herauszuheben, die teils als Zwischenstufen, teils als Unterformen betrachtet werden können. Wir wollen sie als die Formen des objektiven und des subjektiven Denkens bezeichnen. Das objektive faßt die Zustände, die Vorgänge und Handlungen in ihrer unmittelbaren Einheit mit den Gegenständen auf, die ihre Träger sind, ohne daß die Beziehungen zu dem denkenden Subjekte selbst zu einer durchschlagenden Geltung kommen. Das subjektive bezieht alles Sein und Geschehen außer ihm auf das eigene handelnde Ich. Es ordnet die Dinge nach dessen Lage in Raum und Zeit, nach den eigenen Wünschen und Bedürfnissen. Demnach begünstigt das objektive Denken attributive Wort- und Satzverbindungen: wo sie aus der Hauptaussage verschwunden sind, da bleiben sie wenigstens in den Nebenbestandteilen des Satzes stehen. So bilden sich jene assoziativen Erweiterungen des Satzes durch Apposition vieler Attribute an die Hauptvorstellungen, wie sie besonders auch noch durch das synthetische Denken und sein äußeres Organ, die agglutinative Sprachform, begünstigt werden. Ein weiteres wichtiges Symptom besteht in der Rolle, die der Objektskasus im Satze spielt: das Subjekt tritt hinter ihm als wenig betonte Nebenbestimmung des Satzprädikats zurück, und je nach den sonst durch die Wortform gegebenen Bedingungen inkorporiert sich der Verbalausdruck selbst das Objekt: so in der „objektiven Konjugation“ der amerikanischen Sprachen. Unter den Verbalformen sind diejenigen, die ein nominales Objekt im Akkusativ oder in dem diesem in solcher Bedeutung ähnlichen Instrumentalis als Ergänzung fordern, die Transitiva, die am meisten hervortretenden: transitive Verbalverbindungen des Aktivums ersetzen so nicht selten das mangelnde Passivum. Im übrigen herrschen in der Verbalbildung durchaus die Aktionsarten vor, die Modal- und Temporalformen treten zurück. Die subjektive Form des Denkens gibt sich dagegen durchweg in den entgegengesetzten Erscheinungen kund. Unter den Kasusformen steht der Subjektskasus im Vordergrund. Die prädikative gewinnt vor der attributiven Verbindung die Vorherrschaft, und in gleichem Maße

wird die Gliederung des Satzes durch Ausbildung der Relativpronomina und der hypotaktischen Konjunktionen eine strenger geordnete. In der Verbalbildung treten die Aktionsarten zurück gegenüber der Ausbildung der Modi und Tempora, in die jene objektiveren Formen durch Bedeutungswandel teilweise übergehen. Damit tritt zugleich eine allmähliche Reduktion der selbständigen Verbalformen ein, die schließlich in der Unterordnung aller Aussagen unter die drei relativen, auf den momentanen Zustand des sprechenden Subjekts bezogenen Zeitstufen der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ihren Abschluß findet.

c. Inhalte des sprachlichen Denkens.
(Konkretes und abstraktes, klassifizierendes und generalisierendes Denken.)

Neben der Art des Zusammenhangs und der Richtung ist es schließlich der Inhalt an Vorstellungen und Begriffen, welcher der inneren Form einer Sprache sein Gepräge verleiht. Hier lassen sich die Hauptunterschiede am einfachsten als die des konkreten und des abstrakten Denkens bezeichnen, Ausdrücke, die freilich in diesem Fall in einem etwas allgemeineren Sinne zu nehmen sind, als in dem sie bei den Begriffsunterscheidungen der Logik verstanden werden. Unter „abstrakt“ soll nämlich hier keineswegs eine Denkweise gemeint sein, die sich wirklich schon in der Bildung abstrakter Begriffe betätigt, sondern jede, in der sich die abstrakte Begriffsbildung durch die Entstehung allgemeinerer, verschiedene Gruppen einzelner Vorstellungen durch ein gemeinsames Merkmal zusammenfassender Begriffsklassen vorbereitet. In dieser Bedeutung würde also z. B. der Begriff „Mensch“, insofern ihn eine Sprache als eine Mann und Weib, hoch und niedrig Stehende, Erwachsene und Kinder zusammenfassende Bezeichnung gebildet hat, bereits als eine Stufe beginnenden abstrakten Denkens zu deuten sein, obgleich dieser Begriff im logischen Sinne kein Abstraktum ist, wie etwa die Begriffe Sein, Substanz, Ursache u. dgl., sondern ein Konkretum, da er nur sinnliche Einzeldinge bezeichnet und daher durch die Vorstellung irgendeines ihm zugehörigen Einzelobjekts

vertreten werden kann[1]). Wir können aber hier die Begriffe um so eher in dieser allgemeineren Bedeutung anwenden, als diese psychologischen Unterschiede offenbar die Vorbedingungen und gewissermaßen das psychologische Substrat der logischen Abstraktionsvorgänge sind. In diesem Sinn äußert sich daher die innere Sprachform des konkreten Denkens in allen den Erscheinungen, in denen sich auf primitiveren Sprachstufen die Wortbedeutungen als festhaftend an bestimmten, mit einer Fülle einzelner Merkmale ausgestatteten Vorstellungen zu erkennen geben. Die Erscheinungen sind darum von doppelter Art: sie bestehen erstens in dem Mangel zusammenfassender Bezeichnungen für verwandte Vorstellungen, und zweitens in der Substitution bestimmter Einzelvorstellungen, denen irgendein allgemeiner Begriff als Merkmal zukommt, für diesen Begriff selbst. Konkrete Ausdrucksweisen der ersten Art sind es z. B., wenn eine Sprache den Menschen nicht als allgemeinen Gattungsbegriff, sondern nur in seinen besonderen Arten, als Mann, Weib, Kind u. dgl., kennt; solche der zweiten Art, wenn sie die Zahl „vier“ durch „Zehen des Straußes“, „fünf“ durch „Hand“, „zwanzig“ durch „Mensch“ bezeichnet. Die hauptsächlichsten Symptome des konkreten Denkens sind demnach: Vielzahl der Orts- und der an den Ort gebundenen Objektsunterscheidungen, also zahlreiche Ortspartikeln und Demonstrativpronomina, die ein „hier“, „dort“, „dort in der Ferne“, „dort in sehr großer Ferne“ in verschiedenen Abstufungen ausdrücken; sodann ähnliche Unterscheidungen in bezug auf den Zustand der Person oder des Gegenstandes beim Pronomen oder bei der dritten Person des Verbums, z. B. verschiedene Ausdrucksarten, je nachdem die Person steht, sitzt, geht usw. Auch der Inklusiv und Exklusiv, der Trial nach seiner ursprünglichen Bedeutung sowie der Dual, als konkretere Mehrheitsbegriffe gegenüber dem allgemeineren Plural, sind hierher zu zählen. Eine andere, weitverbreitete Erscheinung ist die mannigfaltige Ausbildung äußerer Kasusformen beim Nomen, zahlreicher Aktions- und Modalformen beim Verbum. Dagegen sind die Reduktionen dieser ursprünglich

[1]) Über den Gegensatz von abstrakt und konkret in seiner logischen Bedeutung verweise ich auf meine Logik,[4] I, S. 106ff.

mannigfaltigen Ausdrucksformen auf die Ausprägung bestimmter, logisch klarer geschiedener und allgemeinerer Unterschiede als ebenso viele Symptome der beginnenden abstrakten Gedankenbildung anzusehen: also die Zurückführung der Orts- und Personenunterscheidung auf zwei, das Ferne und Nahe, die Einheit und Mehrheit, der äußeren Kasus auf die drei Hauptrichtungen des „wo“, „wohin“ und „woher“, der Aktionsarten des Verbums auf gewisse Hauptgegensätze, wie Tätigkeit und Leiden (Aktivum und Passivum) usw. Dabei ist freilich wiederum zu beachten, daß diese Übergänge fließende sind, und daß sie bei einem bestimmt erreichten Punkte nicht stillstehen. Namentlich dadurch, daß sich hier noch die Verhältnisse des synthetischen und des analytischen Denkens einmischen, verschieben sich mannigfach die Bedingungen der einmal eingetretenen Begriffsbildungen.

Solche Übergänge sind auch in diesem Fall wieder namentlich daran zu erkennen, daß sich die Stufe des abstrakter werdenden Denkens nach gewissen besonders hervortretenden Erscheinungen in *zwei* Unterstufen scheiden läßt, die sich durch die verschiedene Weise auszeichnen, in der die Ordnung und Zusammenfassung der Begriffe geschieht. Wir können diese Stufen als die des *klassifizierenden* und des *generalisierenden* Denkens bezeichnen. Dabei ist die erste wieder eine Art Übergangsstufe vom konkreten zum abstrakten Denken. Unter „Klassifikation“ darf man aber wiederum keine nach irgendwelchen streng festgehaltenen logischen Gesichtspunkten ausgeführte Begriffsbildung verstehen. Vielmehr handelt es sich lediglich darum, daß eine größere Anzahl von Gegenständen oder von Zuständen und Vorgängen nach übereinstimmenden Eigenschaften, die sich vermöge ihrer Gefühlsbetonung oder aus objektiven Ursachen der Apperzeption aufdrängen, durch gewisse den Wortbezeichnungen beigefügte sprachliche Determinationselemente in bestimmte Gruppen vereinigt wird. Solche Systeme einer primitiven Klassifikation sind in unsern Stammbildungssuffixen, sie sind noch deutlicher erkennbar in den Klassenpräfixen der Bantusprachen, und sie sind endlich, wie es scheint, in einer etwas modifizierten Gestalt in den an bestimmte Bedeutungsunterschiede gebundenen Tonakzenten der monosyl-

labischen und mancher afrikanischer Sprachen erhalten. Hier überall liegen die meist in ihrem Ursprung verschütteten Spuren primitiver Begriffssysteme vor, deren psychologische Eigenart darin besteht, daß der eine einzelne Klasse zusammenhaltende Begriff selbst nicht durch ein besonderes Wort ausgedrückt wird, sondern daß nur die einzelnen Glieder der Begriffsklasse durch irgendwelche übereinstimmende Elemente als zusammengehörig gekennzeichnet sind. Dadurch dokumentiert sich zugleich diese Klassenbildung als eine der eigentlichen Begriffsbildung vorausgehende Stufe des Denkens: als ein Vorgang, der nicht sowohl Abstraktion als Assoziation ist, indem er bei der Bildung der Begriffsklassen auf die Zusammenfassung der einzelnen Objekte, die irgendwelche Wert- oder sonstige Eigenschaften gemein haben, beschränkt bleibt, während sich der die einzelnen Glieder zusammenfassende Begriff selbst noch gar nicht gebildet hat.

Hierin geht nun die zweite Stufe, die des generalisierenden Denkens, einen wichtigen Schritt weiter: eben dieser allgemeine Begriff selbst ist es, für den sie einen eigenen Ausdruck in der Sprache schafft. Indem sie daher jene Merkmale, welche die klassifizierende Stufe nur den einzelnen Gegenständen zuteilte, in einem Wort ausdrückt, das alle umfaßt, werden gerade jene an den Einzelobjekten haftenden ursprünglicheren Bezeichnungen hinfällig. Wir haben deshalb guten Grund anzunehmen, daß es dieser Übergang zur eigentlichen Begriffsbildung selbst gewesen ist, der die Bedeutungen der früheren Unterscheidungen meist bis auf schwache Spuren verschwinden ließ.

Der Weg, den das generalisierende Denken bei der Bildung seiner allgemeinen Begriffszeichen einschlägt, ist uns vor allem da noch deutlich bewahrt, wo diese Entwicklung, wie bei den Zahlwörtern, in den verschiedensten Sprachgebieten in übereinstimmender Weise erfolgte. Hier zeigt es sich dann, daß das allgemeine Begriffswort selbst ursprünglich niemals etwas anderes als ein Name für einen konkreten Gegenstand war. Das konkrete weicht nicht dem abstrakten Begriffszeichen, sondern es geht selbst in dieses über. Indem der gleiche konkrete Name auf andere Gegenstände assoziativ übertragen wird, verdunkelt sich allmählich die ursprüngliche konkrete Bedeutung, und der

Begriff eines nach den besonderen Bedingungen gebildeten allgemeinen Merkmals tritt an deren Stelle. Das psychologische Substrat dieser Entwicklung des generalisierenden Denkens besteht also nicht in planmäßigen Abstraktionsprozessen, wie wir sie uns etwa nach irgendeinem logischen Schema zurechtlegen möchten, sondern in Assoziationen und durch sie eingeleiteten Verschiebungen der Vorstellungen und Begriffe, kurz in denjenigen psychischen Vorgängen, die den Bedeutungswandel in seinen mannigfachen Erscheinungsformen zusammensetzen. Dieser ist aber ein Komplex von Vorgängen, der vorzugsweise das innere Leben der Sprache, darunter namentlich auch solche Veränderungen umfaßt, die den geistigen Gehalt einer Sprache wandeln können, ohne daß damit wesentliche Änderungen der Wortbildung und Satzfügung verbunden sind. So ist die Stufe des generalisierenden Denkens diejenige Seite der inneren Sprachform, die nicht mehr, wie die vorangegangenen, in bestimmten Eigenschaften der äußeren Form, sondern in jenen Vorgängen des Lebens der Sprache ihren Ausdruck findet, die sich im Innern derselben, in dem Wechsel der an die Worte gebundenen Begriffe vollziehen.

Wenn nun aber nach allem dem unter den verschiedenen Seiten, welche die innere Sprachform der Betrachtung darbietet, die Eigenschaften des konkreten und abstrakten und innerhalb des letzteren wieder die des klassifizierenden und generalisierenden Denkens am meisten den Charakter von Entwicklungsstufen besitzen, so darf doch auch dieses Verhältnis schließlich nicht im Sinn eines absoluten Wertunterschieds aufgefaßt werden. Denn es ist nicht zu übersehen, daß das konkrete Denken Vorzüge bietet, die dem abstrakten verloren gegangen sind. Sie bestehen in der größeren Anschaulichkeit und in der lebendigeren Beziehung, in der hier noch die sprachlichen Ausdrucksformen zu der Wirklichkeit stehen, eine Eigenschaft, die uns in den nach ihrem Begriffsvorrat und ihren grammatischen Hilfsmitteln sonst sehr armen Sprachen vieler Naturvölker in der poetisch anmutenden Form des Ausdrucks entgegentritt. Sie ist es, die wohl auch zum Teil die Vorstellung veranlaßt hat, Poesie und Gesang seien früher als der gewöhnliche, den Bedürfnissen des

Lebens dienende Gebrauch der Sprache. Natürlich ist dieser Schluß falsch und im Widerstreit mit allem, was wir über die ursprünglichen Motive der Sprachen im allgemeinen und der Poesie insbesondere ermitteln können. Immerhin weist diese irrige, als ein letzter Ausläufer des Mythus vom goldenen Zeitalter zuweilen noch in der neuesten Sprachwissenschaft aufgetauchte Anschauung[1]) auf einen nicht abzuleugnenden Vorzug primitiver Sprachformen hin. Zugleich gilt aber auch hier, daß die Unterschiede der Sprachformen nicht absolute, einander ausschließende Gegensätze sind, sondern daß sich gerade in den entwickelteren Sprachen die Eigenschaften des konkreten und des abstrakten, ebenso wie die des synthetischen und des analytischen, des gegenständlichen und des zuständlichen Denkens verbinden können. Hierauf vor allem beruht dann die Fähigkeit der Sprache, den verschiedensten Zwecken des Denkens, den Schöpfungen der anschaulichen Phantasie wie den begrifflichen Erzeugnissen des Verstandes sich anzupassen, sowie nicht minder die mit der Ausbildung der verschiedenen Ausdrucksmittel zunehmende Mannigfaltigkeit individueller Färbungen des Ausdrucks. Auch diese Vielgestaltigkeit, die den entwickelteren Sprachen eigen ist, hängt aber wieder nicht oder doch höchstens indirekt mit den Verhältnissen der äußeren Sprachformen zusammen, sondern sie liegt vor allem in jenem inneren Leben der Sprache begründet, das in der Geschichte des Bedeutungswandels der Wörter zum Ausdruck kommt. Denn wie dieser auf der einen Seite einzelne sinnliche Bedeutungen auf mancherlei Wegen in allgemeine Begriffe umwandelt und auf diese Weise dem Denken die Hilfsmittel schafft, um von der konkreten zur abstrakten Gedankenform überzugehen, so gestattet er auf der andern Seite nicht minder, aus dem fortan fließenden Born lebendiger Anschauung zu schöpfen, indem er dem Allgemeinen ein einzelnes Bild substituiert und so das konkrete Denken immer wieder von neuem belebt. Gleicherweise werden endlich, nachdem die abstrakte Gedankenform die generalisierende Richtung eingeschlagen hat, an Stelle der nun meist absterbenden

[1]) Vgl. hierüber Kap. IX, Nr. II.

klassifizierenden Hilfsmittel neue geschaffen, die den gleichen Zweck in logisch vollkommenerer Weise erfüllen, so daß nun die entwickelte Sprachform in diesem Sinn alle Eigenschaften der vorangegangenen Stufen in sich vereinigen kann, falls nicht die allgemeine Richtung des Denkens und der von ihr getragene Geist der Sprache einzelne dieser Eigenschaften verkümmern läßt. In allem dem, in ihrem Reichtum wie in ihren Mängeln, spiegelt die Sprache den Geist des Volkes und in ihm wieder den des Einzelnen, der sie redet.

Achtes Kapitel.

Der Bedeutungswandel.

I. Allgemeine Eigenschaften des Bedeutungswandels.

1. Verhältnis zum Lautwandel.

Mit Rücksicht auf die gesetzmäßige Verbindung und Gliederung ihrer Bestandteile, auf die Erscheinungen ihres Wachstums und ihres Verfalls hat man nicht selten die Sprache mit einem lebenden Wesen verglichen. Leicht wird dadurch auch noch ein zweites Bild nahegelegt. Wie das körperliche und das geistige Leben des Menschen eng verbundene Vorgänge sind, so erscheinen Laut und Bedeutung als die physische und die psychische Seite der Sprache. So ansprechend diese Vergleichung aber auch sein mag, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sie ein Bild ist, das nicht in jeder Beziehung zutrifft. Vor allem besteht ein wichtiger Unterschied darin, daß die physischen wie die psychischen Kräfte, die das Leben der Sprache bedingen, nicht in ihr selbst, sondern in dem beseelten lebenden Körper ihren Sitz haben, zu dessen Lebensäußerungen sie gehört. Die Sprache schafft sich nicht selbst, sondern sie wird von dem redenden Menschen geschaffen. Sie ist eine Funktion oder vielmehr ein Zusammenhang von Funktionen, auf die erst der Mensch, der sie erzeugt, seine eigene organisierende Kraft übertragen hat. Mag man darum den Aufbau der Sprache der Struktur der Gewebe und Organe, ihre geschichtlichen Veränderungen dem Leben, Wachstum und Verfall des Körpers vergleichen, oder selbst die Laut- und Bedeutungsgeschichte als ein „Leben der Wörter“ betrachten, bei dem diese wachsen, sich verzweigen, im Kampf miteinander obsiegen oder untergehen, — alle diese Bilder sind im letzten Grund unzu-

treffend[1]). So läßt sich denn auch die Beziehung zwischen Laut und Bedeutung nur unter sehr erheblichen Einschränkungen dem allgemeinen Verhältnis der physischen zur psychischen Seite des Lebens unterordnen. Während sich für dieses ein durchgängiger Parallelismus der elementaren seelischen Vorgänge und physischer Funktionen ergibt, kann auf dem Gebiete von Laut und Bedeutung von einem solchen nur unter ganz besonderen Bedingungen die Rede sein. Auf der einen Seite führt der gesetzmäßige Lautwandel tiefgreifende Veränderungen des Lautbestandes von Wörtern mit sich, deren Bedeutungen unverändert bleiben. Auf der andern kann aber auch die Bedeutung eines Wortes völlig wechseln, obgleich sich dessen Lautkörper nur unwesentlich verändert hat. Wenn es ferner der Natur der Sache nach, von besonderen Bedingungen abgesehen, ausgeschlossen ist, daß neben dem durch den Lautwandel veränderten Wort auch noch das ursprüngliche, unveränderte fortbesteht, so gehört auf dem Gebiet des Bedeutungswandels gerade dieser Fall zu den geläufigsten Erscheinungen: neben der ursprünglichen kann sich eine zweite, eine dritte Bedeutung erheben, und so fort, indem sich bald die primäre mehrfach verzweigt, bald eine sekundär entstandene neue Zweige treibt.

Besteht nach allem dem ein innerer Zusammenhang zwischen Laut- und Bedeutungsänderungen im allgemeinen ebensowenig, wie ein solcher in der Regel zwischen dem Laute selbst und seiner Bedeutung nachzuweisen ist, so ist aber damit nicht ausgeschlossen, daß beide aufeinander Einflüsse ausüben. Zunächst unterstützt in der Tat der Laut- den Bedeutungswandel, da, wo etwa eine ursprüngliche Affinität zwischen Laut und Begriff bestand, diese durch den Lautwandel allmählich verwischt werden kann. Nun vermögen wir freilich eine solche Affinität nur noch in Aus-

[1]) Mit Bezug auf die Probleme der allgemeinen Veränderungen der Sprachen und ihrer genetischen Verhältnisse hat sich wohl zuerst A. Schleicher im Anschluß an die Darwinsche Theorie dieser biologischen Analogien bedient. (A. Schleicher, Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft. 1863.) Mit seinen Ausführungen berühren sich, unter besonderer Hervorkehrung der durch den Bedeutungswandel an die Hand gegebenen Gesichtspunkte, manche neuere Schriftsteller: so A. Darmesteter, La vie des mots,[2] 1887.

nahmefällen nachzuweisen, nämlich bei jenen Lautgebärden und natürlichen Lautmetaphern, von denen die meisten zugleich Neubildungen sind (Kap. III, S. 345 ff.). Gerade sie sind aber insofern ein indirekter Beleg für jene Wechselbeziehung, als sie, solange sie ihren onomatopoetischen Charakter bewahren, dem Bedeutungswandel nahezu unzugänglich sind. Höchstens kann einmal ein Onomatopoetikum in übertragenem Sinne gebraucht werden, *klatschen* und *munkeln* z. B. nicht von den durch diese Laute nachgeahmten Geräuschformen, sondern von Gerüchten, deren laute und aufdringliche oder stille und heimliche Verbreitungsweise durch jene Wörter angedeutet wird. Diese Übertragungen sind jedoch so unmittelbar in der anschaulichen Natur unseres Denkens begründet, daß sie zu den ursprünglichsten Arten des Bedeutungswandels gehören, weshalb auch sofort die übertragenen Wörter als adäquate Bezeichnungen empfunden werden. Wie der Laut- auf den Bedeutungswandel, so kann nun dieser auf jenen zurückwirken. Namentlich kann dies in dem Sinne geschehen, daß bei der Erzeugung eines bestimmten Lautwandels von vornherein Begriffsassoziationen mitwirken, oder daß durch den Lautwandel Variationen einer Wortform entstehen, an die sich dann auch verschiedene Modifikationen der Bedeutung anlehnen. Wird nämlich ein Lautgebilde *A* durch eine Komplikation lautändernder Ursachen in zwei andere *B* und *C* umgewandelt, so sind im allgemeinen drei Fälle möglich. Entweder verschwindet eine der Lautformen *B* oder *C* wieder, so daß Laut und Bedeutung sich abermals eindeutig entsprechen. Oder *B* und *C* bleiben erhalten, ohne daß mit ihnen verschiedene Bedeutungen assoziiert werden: dies sind die seltenen Fälle eigentlicher Synonyma, wo zwei Wörter das nämliche bezeichnen, weil sie nur verschiedene lautliche Umgestaltungen eines und desselben ursprünglichen Wortes sind. Oder die aus *A* entsprungenen Lautformen *B* und *C* bleiben beide erhalten, es verbinden sich aber zugleich mit ihnen verschiedene Bedeutungen, so daß Lautwandel und Bedeutungswandel einander parallel gehen. Wir wollen diesen Fall als den des korrelativen Bedeutungswandels bezeichnen und von ihm alle jene Bedeutungsänderungen, bei denen

sich der Lautbestand eines Wortes nicht oder doch nicht in einer die Bedeutung irgendwie beeinflussenden Weise geändert hat, als selbständigen Bedeutungswandel unterscheiden.

Es ist leicht ersichtlich, daß und warum von diesen Erscheinungen die des selbständigen Bedeutungswandels für die geschichtliche wie für die psychologische Betrachtung die wichtigere ist. Die korrelativen Bedeutungsänderungen sind mehr insofern von Interesse, als sie die trotz aller zerstörenden Einflüsse nicht ganz auszutilgenden Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung dartun. Sie schließen sich darum eng den in Kap. III erörterten „Lautmetaphern" an. Dagegen offenbaren sich in dem selbständigen Bedeutungswandel gerade deshalb, weil er von den etwa gleichzeitig stattfindenden Lautänderungen unabhängig ist, die in den Vorstellungen und Begriffen selbstbegründeten Bedingungen ihres Wechsels am klarsten. Wo von Bedeutungswandel schlechthin die Rede ist, da verstehen wir daher unter ihm vorzugsweise diese selbständige, von der Lautgeschichte unabhängige Form. Immerhin besitzen wegen jener zum Teil abweichenden Bedingungen die korrelativen Bedeutungsänderungen auch vom Gesichtspunkt des Bedeutungswandels aus ein eigentümliches Interesse.

2. Korrelative Laut- und Bedeutungsänderungen.

Die Erscheinungen einer Wechselbeziehung von Laut- und Bedeutungsänderung sind eng verwachsen mit der gesamten Entwicklung der Sprache. Sie reichen daher bis in die früheste Zeit der Sprachgeschichte zurück, und sie begegnen uns nicht minder in den jüngsten Neubildungen[1]). Wo immer wir nun solche Erscheinungen genauer zu verfolgen imstande sind, da ergibt es sich regelmäßig, daß die Lautänderung der primäre Vorgang ist, an den sich erst die Bedeutungsänderung anschließt. Spaltet sich ein Wort *A* lautlich in zwei Wörter *A* und *B* oder *B* und *C*, und bezeichnen wir die den Wörtern *A*, *B* und *C* beigelegten Bedeutungen mit α, β und γ, so ist demnach die Spaltung

[1]) Solche Korrelationen sind in anderm Zusammenhang bereits früher erörtert worden, vgl. Kap. III, S. 325ff., und Kap. V, S. 615ff.

in die Begriffe α, β und γ stets ein der Spaltung der Laute *A*, *B* und *C* nachfolgender Vorgang. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Begriffe β und γ vor dem Eintritt dieser Spaltung der Bedeutung nicht existiert hätten. Im Gegenteil, die Assoziation der gesonderten Bedeutungen α, β, γ mit den Lautgebilden *A*, *B*, *C* kann überall erst eintreten, nachdem sich die Begriffe α, β, γ selbst geschieden haben. Demnach muß der neuen, das Parallelgehen von Laut- und Bedeutungsänderung herbeiführenden Zuordnung sowohl die Begriffs- wie die Lautdifferenzierung vorausgehen. Dies bestätigt sich auch in der geschichtlich in vielen Fällen nachweisbaren Erfahrung, daß sich die feste Zuordnung von Laut und Bedeutung in einem unbestimmten oder schwankenden Gebrauch der Wörter vorbereitet.

Mannigfache Belege hierzu bieten namentlich die romanischen Sprachen. Der Umstand, daß das mittelalterliche Latein zu verschiedenen Zeiten ihren Wortschatz bereichert hat, ist bei ihnen den abweichenden Entwicklungen eines und desselben Wortes besonders günstig gewesen. So ist *chose* „Sache“ eine sehr frühe Umbildung des lat. *causa*; in der Bedeutung „Ursache“ ist aber später das nämliche Wort in der Form *cause* aufgenommen worden. Ähnlich ist das Verhältnis von *frêle* „gebrechlich, schwach“ und *fragile* „zerbrechlich“ zu lat. *fragilis*, von *roide* „steif“ und *rigide* „starr“ zu *rigidus*, von *sûreté* „Gewißheit“ und *sécurité* „Sorglosigkeit“ zu *securitas* u. a.[1]). Von diesen zweimaligen Entlehnungen, bei denen die erste regelmäßig dem nach Laut wie Begriff stärker veränderten, die zweite dem weniger veränderten Worte entspricht, scheiden sich andere Fälle, in denen sich eine ältere und eine jüngere Stufe des Lautwandels durch allmählich eintretende Differenzierung der Bedeutungen fixiert haben. So steht der heutigen Form *plier* „falten“ (aus lat. *plicare*) die ältere *ployer* (*je plie*, *nous ployons*) gegenüber. Nachdem die letztere durch die Einwirkung der Singularform *plie* verdrängt ist (*plier*, *nous plions*), hat sich *ployer* für eine besondere Modifikation des Begriffs in der Bedeutung „beugen,

[1]) Vgl. zahlreiche weitere Beispiele bei Caroline Michaelis, Studien zur romanischen Wortschöpfung, 1876, bes S. 221 ff.

niederdrücken“ erhalten[1]). Ähnlich haben sich im Deutschen *Bett* und *Beet* seit dem 17. Jahrhundert geschieden. In der Aussprache ist aber die Differenzierung noch gegenwärtig nicht überall durchgedrungen. In Mitteldeutschland wird immer noch zuweilen das Gartenbeet *Bett* und im Oberdeutschen das Federbett *Beet* genannt. Darin verrät sich zugleich die Entstehungsweise dieser Spaltung: die dialektische Differenzierung der Laute war zuerst da; daran hat sich in verhältnismäßig neuer Zeit die Differenzierung der Bedeutungen angeschlossen. Etwas älteren Datums ist die Scheidung der Wörter *Rabe* und *Rappe*. Beide waren dasselbe Wort, das niederdeutsch *Rabe*, oberdeutsch *Rappe* gesprochen wurde. *Rappe* wie *Rabe* bezeichnen ursprünglich den bekannten Vogel. Die schwarze Farbe führte dann zur Übertragung des gleichen Namens auf ein schwarzes Pferd, und wahrscheinlich erst, nachdem diese Übertragung stattgefunden, wird nun im Neuhochdeutschen die Form *Rappe* konstant für das Pferd, *Rabe* für den Vogel gebraucht[2]). Ähnlich verhalten sich Wortpaare wie *Born* und *Brunnen*, *Schaft* und *Schacht*, *Knabe* und *Knappe*, *Ritter* und *Reiter* und manche andere. Jünger ist die Begriffsspaltung der Konjunktionen *dann* und *denn*, *wann* und *wenn*. Beide werden bis in das 18. Jahrhundert gemischt in temporaler wie konditionaler Bedeutung gebraucht. Von da an haben sich die Formen *dann* und *wann* im temporalen, *denn* und *wenn* im konditionalen Sinne befestigt. Ähnlich verhält es sich mit den doppelgestaltigen Pluralformen *Worte* und *Wörter*, *Orte* und *Örter*, *Bande* und *Bänder*, *Lande* und *Länder*, *Gesichte* und *Gesichter* u. a. Bei einzelnen ist die Differenzierung der Bedeutungen noch heute nicht allgemein durchgedrungen. Gleichwohl hat sich eine solche für das feinere Sprachgefühl unzweifelhaft ausgebildet: wir gebrauchen die Form *Wörter*, *Örter*, wenn wir dem Plural die Bedeutung einer Vielheit zahlreicher individueller Begriffseinheiten geben wollen; wir bedienen uns der

[1]) Darmesteter, La vie des mots,[2] p. 140.

[2]) Über den wahrscheinlichen Grund dieser Spaltung vgl. Sprachgeschichte und Sprachpsychologie, S. 66ff., und oben Kap. III, S. 334f., zu dieser und einigen andern der hier erwähnten Wortspaltungen außerdem unten S. 475ff.

mit dem Singular übereinstimmenden Formen *Worte*, *Orte*, wenn wir mit dem Plural den Begriff einer Gesamtheit, also einer Einheit der vielen Individuen verbinden[1]).

3. Grundformen des selbständigen Bedeutungswandels.

Unter selbständigem oder eigentlichem Bedeutungswandel verstehen wir alle diejenigen Bedeutungsänderungen, die unabhängig von etwaigen Lautänderungen vermöge einer in den ursprünglichen Eigenschaften der Begriffe begründeten Entwicklung erfolgen. Dabei kann entweder ein Wort seine Bedeutung wechseln, ohne daß es überhaupt seine Lautform merklich verändert hat, — dies gilt in der Regel bei solchen Erscheinungen des Bedeutungswandels, die sich während einer kürzeren Zeit ereignen. Oder es kann zwar neben dem Bedeutungs- auch ein Lautwechsel stattgefunden haben, der jedoch bei jenem höchstens insofern mitwirken mochte, als er in gewissen Fällen dazu beitrug, die ursprüngliche Bedeutung zu verdunkeln. Dieser zweite Fall trifft im allgemeinen für solche Veränderungen zu, die in größeren Zeiträumen erfolgt sind.

In jeder Sprache gibt es zahlreiche Wörter, die lange Zeit hindurch trotz eingetretener mehr oder minder großer lautlicher Änderungen in ihrer Bedeutung stabil geblieben sind. Bei manchen reicht diese Beharrlichkeit des Begriffs wenigstens in einer einzelnen Bedeutung, die wir darum als die Grundbedeutung ansehen, bis zu den uns erreichbaren Anfängen der Sprache zurück. Solche anscheinend konstante Bedeutungen beziehen sich stets auf sinnliche Gegenstände oder deren Eigenschaften und Zustände. Viele andere Wörter haben jedoch entweder ihre Bedeutungen gänzlich verändert oder, wo sich ihre Grundbedeutung erhalten haben sollte, da sind neben dieser primären noch sekundäre Bedeutungen in größerer oder kleinerer Menge entstanden. Da man nun in vielen Fällen nachweisen kann, daß sich die spätere Bedeutung eines Wortes durch Abzweigung aus einer früheren entwickelt hat und dann mittels dieser, die in ähn-

[1]) Weitere analoge Beispiele aus deutschem Sprachgebiet vgl. bei Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte⁴, S. 251 ff., aus französischem bei H. Lehmann, Der Bedeutungswandel im Französischen, 1884, S. 26 ff.

licher Weise entstanden sein mag, günstigenfalls bis zur Grundbedeutung zurückverfolgt werden kann, so darf es als wahrscheinlich gelten, daß die Spaltung der Bedeutungen der Vorgang ist, der den wichtigsten Fällen von Bedeutungswandel zugrunde liegt. Unter diesem Gesichtspunkt erklärt sich ohne weiteres die Tatsache, daß sich, ganz äußerlich, bloß mit Rücksicht auf das Verhältnis der späteren Bedeutungen zu der Grundbedeutung betrachtet, die verschiedensten Fälle von Bedeutungswandel in zwei Klassen bringen lassen: in die des partiellen und des totalen Bedeutungswandels. Ein Wort hat bloß partiell seine Bedeutung geändert, wenn es die alte neben der neuen beibehalten hat. Ein Wort hat dagegen total seine Bedeutung geändert, wenn die erste ganz verschwunden und eine neue oder eine Mehrheit neuer an ihre Stelle getreten ist. Kommt bei dem partiellen Bedeutungswandel zu der Erhaltung der Grundbedeutung noch hinzu, daß die sämtlichen sekundären Bedeutungen direkt oder indirekt aus dieser hervorgegangen sind, so liegt unmittelbar eine Spaltung der Bedeutungen vor: der Bedeutungswandel selbst ist dann ein in diesem allgemeineren Prozeß der Spaltung eingeschlossener Vorgang. Ist der Bedeutungswandel ein totaler, so kann entweder der Ursprung der sekundären Bedeutungen aus der erloschenen Grundbedeutung geschichtlich nachgewiesen, oder es kann wenigstens in vielen Fällen ein solcher wegen des inneren Zusammenhangs der Begriffe als wahrscheinlich angenommen werden. Auch hier wird daher der Bedeutungswandel als die Wirkung einer Spaltung anzusehen sein, wobei aber diese Wirkung zugleich mit dem Erlöschen früherer Bedeutungen, namentlich der Grundbedeutung, verbunden war. Hiernach können wir uns das Verhältnis dieser beiden Erscheinungen durch die Fig. 46 veranschaulichen, in welcher *A* einer Spaltung mit partiellem Bedeutungswandel und *B* einem totalen Bedeutungswandel entspricht. Eine einzelne gerade Strecke bezeichnet in jedem der

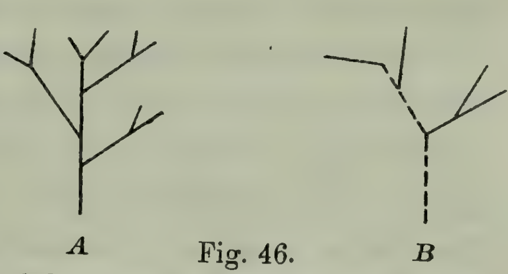


Fig. 46.
Schemata der beiden Grundformen des regulären Bedeutungswandels.

beiden Schemata eine bestimmte Wortbedeutung; die erhalten gebliebenen Bedeutungen sind aber durch ausgezogene, die verschwundenen durch unterbrochene Linien dargestellt. Man ersieht hieraus, daß bei dem partiellen Bedeutungswandel möglicherweise der ganze Prozeß der Spaltung in seinen noch lebendig gebliebenen oder wenigstens leicht zugänglichen Verzweigungen vollständig erhalten sein kann, während es umgekehrt bei dem totalen vorkommt, daß alle noch erhaltenen Bedeutungen eines Wortes ohne Beziehung zueinander zu sein scheinen, und daß die ursprüngliche Grundbedeutung zweifelhaft ist, so daß in diesem Fall der Vorgang der Spaltung selbst hypothetisch wird. Dies sind jedoch Grenzfälle, die im ganzen, abgesehen von gewissen in das prähistorische Gebiet hineinreichenden „Wurzelbedeutungen", selten sein dürften.

Neben diesen auf allgemeingültige Gesetze der Begriffsentwicklung zurückgehenden Vorgängen gibt es nun aber auch Erscheinungen innerhalb des Bedeutungswandels, deren Bedingungen auf ganz individuellen oder mindestens nach dem Umfang ihrer Verbreitung sehr beschränkten Motiven beruhen. Da sich in solchen Fällen eine in den ursprünglichen Eigenschaften der Begriffe begründete Entwicklung nicht nachweisen läßt, so ist irgendein Zusammenhang dieses Bedeutungswandels mit dem auf jenen Eigenschaften beruhenden Prozeß der Spaltung der Bedeutungen weder nachzuweisen noch anzunehmen. Die neue Bedeutung erscheint nicht als eine aus der alten hervorgewachsene, sondern als eine ihr äußerlich aufgepflanzte. Hiermit hängen zwei andere unterscheidende Eigenschaften zusammen. Erstens besteht der Vorgang in diesem Fall durchweg nicht in einem Bedeutungswechsel, sondern in einer Bedeutungsübertragung; die alte Bedeutung besteht neben der neuen fort, sie geht nicht, wie so oft bei dem mit der Spaltung zusammenhängenden Begriffswandel, in diese über. Zweitens ist der Vorgang kein allmählicher und stetiger, sondern ein plötzlicher. Zuweilen läßt sich der Augenblick der Entstehung der neuen Bedeutung direkt nachweisen; aber auch wo dies nicht zutrifft, macht die Beziehung der Begriffe eine solche Entstehung wahrscheinlich. Auch um dieser äußeren Verlaufsunterschiede willen macht daher der aus

der Spaltung der Begriffe hervorgehende Bedeutungswandel den Eindruck eines unwillkürlichen, mehr einem Naturprozeß gleichenden psychischen Geschehens, der außerhalb dieser Spaltungsvorgänge sich ereignende den einer willkürlich ausgeführten Handlung.

Hiernach treten beide Gruppen von Bedeutungsänderungen in einigermaßen analogem Sinn einander gegenüber wie die beiden früher unterschiedenen Hauptfälle des Lautwandels; und wir können sie daher, die dort gebrauchten symptomatischen Ausdrücke benutzend, als die beiden Fälle des regulären und des singulären Bedeutungswandels unterscheiden[1]). Selbstverständlich sollen übrigens auch hier diese Ausdrücke keinerlei Werturteil über die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen in sich schließen. Veränderungen, die von singulären, d. h. beschränkteren psychischen Motiven ausgehen, können und werden darum nicht minder nach allgemeinen und im einzelnen Fall notwendig wirkenden Gesetzen erfolgen wie solche, die in einer ganzen Sprachgemeinschaft oder in einem großen Teil einer solchen ihren Ursprung nehmen. Die zeitliche oder räumliche Ausdehnung, in der gewisse Ursachen wirken, hat hier wie dort mit der Frage der Notwendigkeit dieser Wirkung nicht das geringste zu tun.

Dagegen gibt es ein besonderes Merkmal, welches den regulären und den singulären Bedeutungswandel wesentlich unterscheidet, während es doch zugleich auf eine gewisse Gemeinsamkeit der psychischen Grundbedingungen für beide hinweist. Wie bei dem Lautwandel, so wird man nämlich auch bei dem Bedeutungswandel stets voraussetzen dürfen, daß irgendeine Änderung zeitlich wie räumlich allmählich sich ausbreitet, und daß ihre größere oder geringere Allgemeingültigkeit wesentlich davon abhängt, ob sie entweder gleichzeitig in vielen Individuen beginnt oder zunächst von einem beschränkten Kreise ausgeht. Diese Bedingungen des allgemeineren oder des beschränkteren Ursprungs sind nun beim Bedeutungs- wie beim Lautwandel zugleich mit dem regulären oder singulären Charakter der Vorgänge verbunden, insofern die von Anfang an verbreiteteren

[1]) Über die Begriffe des regulären und des singulären Lautwandels vgl. oben Kap. IV, S. 412f.

Erscheinungen regelmäßigeren und gleichförmigeren Gesetzen folgen. Damit hängt zusammen, daß der reguläre Bedeutungswandel meist auf eine mehr oder minder generelle Entstehungsweise zurückführt, während für den singulären ein individueller Ursprung teils nachzuweisen, teils mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist. Singulärer und regulärer Bedeutungswandel unterscheiden sich daher im allgemeinen derart, daß jener auf die einmalige, dieser auf die mehrmalige unabhängige Entstehung bestimmter Motive zurückweist. Hieraus ergibt sich, daß diese Gegensätze hier einen etwas andern Inhalt besitzen als bei dem Lautwandel. Natürlich ist aber auch bei dem singulären Bedeutungswandel nicht notwendig ein Einzelner der Urheber einer Begriffsübertragung. Der Unterschied der einmaligen und der vielfältigen Entstehung liegt vielmehr darin, daß der singuläre Vorgang beim Bedeutungswandel jedesmal den Charakter einer willkürlichen Handlung an sich trägt, während bei dem regulären die bei allen oder den meisten Individuen einer Gesellschaft wirksamen Assoziationsmotive mit dem den Triebhandlungen eigenen Zwang die Umwandlung der Begriffe bewirken. So hat das Wort *Merkur*, wenn es für den Planeten dieses Namens oder gar für das metallische Quecksilber gebraucht wird, nicht bloß für uns den Charakter einer willkürlichen Namengebung, sondern es hat diesen stets für alle diejenigen besessen, die sich außerhalb des Gesichtskreises astrologischer und alchimistischer Vorstellungen befanden. Selbst innerhalb dieses Gesichtskreises beruht aber die Beziehung des schnellsten Planeten zu dem Götterboten *Merkurius* auf einer so speziellen Assoziation, daß wir wohl annehmen dürfen, irgendein einzelner Astrolog sei der Erfinder dieser Benennung; und das gleiche wird von der im Zeitalter der Blüte alchimistischer und astrologischer Bestrebungen entstandenen weiteren Übertragung des Namens auf das Quecksilber gelten. In andern Fällen mag es unbestimmter bleiben, ob eine Bedeutungsübertragung einen im strengsten Sinn individuellen Ursprungsort habe: solange der Zusammenhang zwischen der alten und der neuen Bedeutung in ähnlicher Weise auf äußeren, für den Begriff selbst zufälligen Verhältnissen beruht, wird man immer noch den Vorgang einen

singulären nennen müssen. Wenn z. B. die Römer ihre erste Münzstätte *moneta* nannten, nach dem in der Nähe befindlichen Tempel der *Juno Moneta*, so war die Beziehung der beiden Vorstellungen jedem römischen Einwohner verständlich. Da aber zwischen den Gegenständen selbst, abgesehen von ihrer zufälligen räumlichen Nähe, nicht die geringste Beziehung besteht, so bleibt die Namengebung eine willkürliche, und sie wird aller psychologischen Wahrscheinlichkeit nach schließlich ebenfalls auf einen Einzelnen zurückgehen. Zugleich lehrt aber dieses Beispiel, daß die Ausbreitung, die eine neue Bedeutung gewinnt, bei dieser Frage nicht in Betracht kommt, da das Wort *moneta* für den gleichen Begriff fast von allen neueren Sprachen assimiliert worden ist (franz. *monnaie*, ital. *moneta*, span. *moneda*, engl. *money*, deutsch *Münze*). Wesentlich anders verhält sich der reguläre Bedeutungswandel, wie die Geschichte des begrifflich nahestehenden Wortes *pecunia* zeigt: es bezeichnet das Geld als Vermögensobjekt, nicht die einzelne Geldmünze, ist aber ebenfalls erst Produkt eines Bedeutungswandels. Wie *moneta* die Mahnerin, so ist *pecunia* ursprünglich die Viehherde. Aber während zwischen der Mahnerin und dem Gelde keine begriffliche Beziehung irgendwelcher Art besteht, bedeuten *pecunia* = Viehherde und *pecunia* = Geld = beweglichem und zum Tausch verwendetem Besitz ursprünglich eins und dasselbe, weil der bewegliche Besitz des Römers in ältester Zeit zum größten Teil in Vieh bestand und das Vieh die allgemeine Tauschware im Handel war. Als später an die Stelle des Tauschverkehrs der Geldverkehr trat, ging der Name des allgemein gebrauchten Tauschobjekts auf das gemünzte Geld über. Hier besteht also dieser Übergang nicht in einer äußeren Übertragung an sich entlegener Bedeutungen, sondern in einer Weiterentwicklung eines und desselben Begriffs. Der alte und der neue Begriff sind in dem Merkmal, auf das es ankommt, in dem des Tauschmittels, identisch; daß dieses Tauschmittel jedesmal ein anderer Gegenstand ist, tritt hiergegen zurück. Nachdem das Wort *pecunia* sowohl seine Grundbedeutung Viehherde wie die erste Abzweigung aus dieser, „Vieh als Tauschmittel“, neben der zuletzt entstandenen „Geld“ eine Zeitlang beibehalten hatte, schwanden

die beiden ersten naturgemäß um so mehr aus dem Gebrauch, je mehr Rom aufhörte ein Ackerbaustaat zu sein und zur Geldwirtschaft überging. In allem dem gibt sich dieser Bedeutungswandel als ein stetiger Vorgang zu erkennen, dem ein Prozeß der Spaltung der Bedeutungen zugrunde liegt.

Im Hinblick auf diese typischen Beispiele läßt sich nun das Verhältnis des singulären und des regulären Bedeutungswandels auch noch unter eine andere Formel bringen, deren Anwendung die Frage, ob eine Erscheinung der einen oder der andern Klasse zuzurechnen sei, in der Regel am schnellsten entscheiden läßt. Der singuläre Bedeutungswandel ist in erster Linie die Geschichte eines Wortes, nur in nebensächlicher Weise berührt er sich mit der Geschichte des Begriffs, den das Wort bezeichnet. Der reguläre Bedeutungswandel ist die Geschichte eines Begriffs: er ist Wortgeschichte insofern, als der Begriff durch ein Wort ausgedrückt werden muß. Alle diese Merkmale sind aber nur äußerliche, und sie sind daher gegenüber den psychologischen Prozessen der Bedeutungsentwicklung, auf die wir unten eingehen werden, von nur sekundärem Wert.

4. Gesetzmäßigkeit des Bedeutungswandels.

Daß der Lautwandel nach festen Gesetzen vor sich geht, und daß überall da, wo ein bestimmtes Lautgesetz eine Ausnahme zu erleiden scheint, dies nur dem Eingreifen anderer Gesetze zuzuschreiben sei, gilt, wie wir früher sahen, heute mit Recht auch in der Sprachwissenschaft als eine notwendige Voraussetzung, die durch solche Fälle, in denen über die Ursachen einer bestimmten Veränderung nicht mit Sicherheit Rechenschaft zu geben ist, nicht hinfällig werden kann[1]). Im Hinblick hierauf ist es nun auffallend, daß immer noch manche Sprachforscher von einer ähnlichen Gesetzmäßigkeit im Gebiet der Bedeutungsänderungen nichts wissen wollen. Hier sollen Zufall und Laune walten, und, wenn es auch möglich sei, gewisse „Gewohnheiten“ und „Tendenzen“ in der Umwandlung der Wortbedeutungen nachzuweisen, so sei doch nicht einmal an eine erschöpfende Klassi-

---

[1]) Vgl. oben Kap. IV, S. 373f.

fikation der zahllosen, mehr oder minder isoliert dastehenden Erscheinungen zu denken[1]).

Solche Äußerungen dürften jedoch die verschiedenen Tatsachen mit einem verschiedenen Maße messen. Es ist ja zweifellos richtig, daß Lautänderungen, die nach den für ein bestimmtes Sprachgebiet geltenden Gesetzen der Lautverschiebung erfolgen, den Charakter einer strengeren Allgemeingültigkeit an sich tragen als solche Vorgänge, wie sie etwa bei dem oben geschilderten Begriffswandel der Wörter *moneta*, *pecunia* u. dgl. zu beobachten sind. In Anbetracht der einfacheren Bedingungen des regelmäßigen Lautwandels ist dies begreiflich. Sobald wir aber jene Fälle ins Auge fassen, wo sich bestimmte Lautänderungen durch einzelne Assoziationswirkungen vollzogen haben, könnte man hier mit demselben Recht von Laune und Zufall reden. Auf der andern Seite gibt es zahlreiche Erscheinungen des Bedeutungswandels, wo sich dieser als eine so notwendige Folge der äußeren und inneren Bedingungen darstellt, unter denen die Sprachgemeinschaft lebte, daß wir uns die Entstehung einer bestimmten Begriffsbezeichnung kaum anders denken können als so, wie sie wirklich erfolgt ist[2]). So erscheint es selbstverständlich, daß ein Volk, bei dem Vieh als allgemeines Tauschmittel für größere Werte diente, diese nach Viehherden maß, und daß daher, sobald nur die Veränderung hinreichend langsam erfolgte, die Bezeichnung für die Viehherde dann auf andere, neu eingeführte Tauschmittel überging. Natürlich sind nicht überall, namentlich nicht in den Fällen des „singulären Bedeutungswandels“, die Bedingungen von ähnlich allgemeingültiger Art. Dennoch handelt es sich auch hier im allgemeinen nur um eine beschränktere Verbreitung von Motiven, welche da, wo sie überhaupt wirken, von zwingender Beschaffenheit sind. So kann es, wenn man sich in den Vorstellungskreis der alten Astrologie hineindenkt, in dem die Idee eine wichtige Rolle spielte, daß die Planeten wan-

[1]) Vgl. z. B. Whitney, Leben und Wachstum der Sprache, S. 83; G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, S. 226.

[2]) Dies hebt auch K. Brugmann, unter Bezugnahme auf zahlreiche Nachweise Rud. Hildebrands in Artikeln des Deutschen Wörterbuchs, hervor (Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde, V, 1895, S. 17f.).

delnde Götter seien, nicht wundernehmen, wenn in dem schnellsten der Planeten der Gott Merkur gesehen wurde. Ebenso ist es vollkommen begreiflich, daß die erste Münzstätte in Rom nach der bekannten Nachbarschaft, in der sie sich befand, benannt wurde, da die Herstellung gemünzten Geldes eine neue Kunst war, für die sich in dem geläufigen Wortvorrat außer dem Metall, aus dem man die Münzen herstellte (*aurum*, *argentum*), kein geläufiger Name vorfand.

Vor allem auch bei den Erscheinungen korrelativer Laut- und Bedeutungsänderungen (S. 463 ff.) glaubte man aber in der Regel auf den Versuch einer Erklärung verzichten zu müssen. So z. B. bei den Wortspaltungen *Reiter* und *Ritter*, *Rabe* und *Rappe*, *Bett* und *Beet*, *denn* und *dann* usw.[1]). Hier hat der Umstand, daß die Lautvariationen der Differenzierung der Bedeutungen vorangingen, diese Zufallstheorie offenbar begünstigt. War die Spaltung der Lautformen unabhängig von der Bedeutung vor sich gegangen, warum sollte dann nicht ebensogut das Bett *Beet* und das Beet *Bett*, der Vogel *Rappe* und das Pferd *Rabe*, der Reiter *Ritter* und der Ritter *Reiter* genannt werden können wie umgekehrt? Würden uns doch diese Bezeichnungen sicherlich nicht als unpassend auffallen, wenn sie statt der gewohnten mit den entsprechenden Begriffen assoziiert wären. Doch dieser Gesichtspunkt ist hier nicht der entscheidende. Eine ursprüngliche Affinität zwischen einer Laut- und einer Bedeutungsform kann für unser Bewußtsein unkenntlich geworden sein. Aber wir dürfen daraus nicht schließen, daß sie niemals existiert haben. Ebensowenig kann der Umstand, daß die Lautvariationen durchweg den Bedeutungsvariationen vorausgegangen sind, im Sinne der Zufallstheorie verwertet werden. An und für sich liegt es natürlich am nächsten, wo eine Beziehung zwischen Laut und Bedeutung überhaupt in Frage steht, zu vermuten, eine bestimmte Vorstellung habe den ihr irgendwie adäquaten Laut erst hervorgebracht. Dadurch wird aber nicht ausgeschlossen, daß, sobald überhaupt einmal ein Vorrat von Wörtern mit entsprechenden Bedeutungen gebildet ist, nun unter geeigneten Bedingungen auch die Vorgänge in umgekehrter Richtung sich

[1]) H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte,[4] S. 255 ff.

abspielen; und solche Bedingungen sind gerade bei den lautlichen Doppelformen gegeben. Diese entstehen zunächst ganz als lautgesetzliche Wirkungen, sei es, weil sich neben einer regelmäßigen Form durch Assoziationseinflüsse eine Nebenform, sei es, weil sich aus einer älteren eine jüngere Lautform entwickelt, während jene noch nicht ganz erloschen ist, sei es endlich auch, weil sich dialektisch verschiedene Formen mischen. Diese Fälle mögen unzählige Male vorkommen, ohne daß eine Differenzierung der Bedeutungen folgt, und dann wird in der Regel die eine der beiden Doppelformen durch die andere verdrängt werden. Bemächtigt sich dagegen eine bis dahin noch nicht zum Ausdruck gekommene Begriffsnuance der eingetretenen Lautdifferenzierung, so wird diese eben dadurch am Leben erhalten, weil sich nun die anfangs bloß lautliche mit einer begrifflichen Spaltung verbindet. Da man nun aber überhaupt für menschliches Handeln irgendwelche Motive voraussetzen muß, so wird hier von vornherein anzunehmen sein, daß der Zustand des zweideutigen Gebrauchs der Doppelformen eben deshalb allmählich verschwunden sei, weil aus bestimmten psychischen Motiven zwischen den Laut- und Bedeutungsformen eine Assoziation entstand. Diese Motive in jedem einzelnen Falle nachweisen zu können, wird man schwerlich erwarten dürfen. Sie können entweder einen uns nicht mehr zugänglichen individuellen Ursprung haben oder mit unbekannten kulturhistorischen Einflüssen zusammenhängen. In den meisten Fällen wird man daher auf Vermutungen angewiesen bleiben, die von gewissen naheliegenden Assoziationsmotiven ausgehen. So ist es z. B. augenfällig, daß wir bei den Doppelformen *Orte Örter*, *Worte Wörter*, *Bande Bänder* usw. die jüngere mit dem Umlaut behaftete Form (*Örter*, *Wörter*, *Bänder*) anwenden, wo es sich um die Betonung vieler einzelner Objekte handelt, daß wir uns dagegen der älteren, mit dem Singular übereinstimmenden (*Orte*, *Worte*, *Bande*) bedienen, um die Vielheit wieder zu einer Einheit zusammenzufassen. Es ist aber klar, daß diese Vorstellung der kollektiven Einheit durch die lautliche Assoziation mit der Singularform auch begrifflich gehoben wird. Wäre es der reine Zufall, der die Spaltung der Bedeutungen bewirkte, so würde schwer begreiflich sein, warum in allen ein-

zelnen Fällen, wo sich solche doppelte Pluralformen erhielten, jene im gleichen Sinne den Lautformen gefolgt ist. Unsicherer haben sich im Präteritum des Verbums *werden* die Singularformen *ward* und *wurde* nach ihrer Bedeutung geschieden: in der Tat ist darum auch wohl in der neuhochdeutschen Schriftsprache eine allmähliche Verdrängung der älteren Form *ward* durch die jüngere *wurde* zu bemerken. Sicherlich nicht zum Vorteil der Bedeutungsentwicklung. Denn bei unsern besseren Schriftstellern hatte sich bereits die Neigung herausgebildet, *ward* für momentane, *wurde* für dauernde Ereignisse zu gebrauchen. In den Worten der Genesis „und es *ward* Licht“ werden wir nicht leicht das *ward* durch *wurde* ersetzen. Umgekehrt würden wir in dem Satze „Napoleon *wurde* in Rußland zum Rückzug genötigt“ die Form *ward* als eine unpassende empfinden. In diesem Falle kann nun aber von einer begrifflichen Beziehung zum Plural nicht die Rede sein, sondern entweder empfinden wir *ward* als die wirksamere Form, weil in ihr die kraftvolle Sprache älterer Literaturwerke, wie der Lutherschen Bibel, anklingt, oder es hat sich die Bedeutungsdifferenz des Momentanen und des Allmählichen an die kürzere und die längere Lautform geknüpft, oder es haben — und dies ist vielleicht das wahrscheinlichste — beide Motive zusammengewirkt. Wesentlich anders verhält es sich mit den Formen *dann* und *denn*, *wann* und *wenn*, die ursprünglich promiscue sowohl in temporalem wie in konditionalem Sinne gebraucht und erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an geschieden wurden. Dies hat sich bei den gelehrten Dichtern der Zeit sichtlich mit der bestimmten Tendenz durchgesetzt, eine logische Sonderung zu gewinnen: sie gehört also zu den singulären Bedeutungsänderungen. Daß sich aber eine solche anscheinend unabhängig an mehreren Stellen in gleicher Weise vollzog, also mit der Bevorzugung des inlautenden *a* für die temporalen, des *e* für die konditionalen Konjunktionen, dazu mögen Lautassoziationen mit Wörtern von analoger zeitlicher Bedeutung, wie *da*, *damals*, *nachdem*, mitgewirkt haben, die den Begriff des *dann* fixierten. Hatten sich erst *dann* und *denn* in diesem Sinne differenziert, so mochten ihnen nun durch Laut- und Begriffsassoziation *wann* und *wenn* nachfolgen. Aus einer

onomatopoetischen Lautassoziation wird dagegen wohl, wie schon früher (Kap. III, S. 334 f.) bemerkt wurde, die Scheidung der Wörter *Rabe* und *Rappe* entsprungen sein. Nachdem sich beide Aussprachen in gemischter Bedeutung aus verschiedenen Dialekten über ein gemeinsames Sprachgebiet verbreitet hatten, konnte hier leicht eine Wirkung sekundärer Onomatopöie eintreten. Durch *Rabe* wurde der krächzende Ruf des Vogels, durch *Rappe* der Hufschlag des Rosses, auf das seiner Farbe wegen der gleiche Name übergegangen war, leichter assimiliert. Auf eine Verbindung sprachgeschichtlicher und psychologischer Bedingungen kann endlich die Differenzierung von *Ritter* und *Reiter* zurückgeführt werden. Im Mittelalter fielen beide Begriffe zusammen: der Ritterstand war es, der fast ausschließlich die Kunst des Reitens übte. Als sich dann vom Beginn der Neuzeit an diese Kunst verbreitete, wurde im Anschluß an das Verbum *reiten*, in welches indessen durch Lautwandel mhd. *rîten* übergegangen war, das Wort *Reiter* in seiner allgemeinen Bedeutung gebildet, während für den Standesbegriff das an die alte Form sich anlehnende *Ritter* erhalten blieb, gemäß der auch sonst (z. B. bei Wörtern wie *Marschall*, *Connétable*, *Lord* usw.) zu beobachtenden Regel, daß Amts- und Standesbezeichnungen die Vorstellungen, aus denen sie ursprünglich entstanden sind, lange überdauern. Der psychologische Grund für diese Regel liegt aber darin, daß sich solche Bezeichnungen durch ihre Assoziation mit der Vorstellung individueller Persönlichkeiten befestigen und dadurch aus demjenigen Zusammenhang von Wörtern lösen, dem sie nach Laut und Bedeutung ursprünglich angehören.

Wo bestimmte kulturhistorische Bedingungen in die Differenzierung der Bedeutungen entscheidend eingegriffen haben, da sind nun freilich nicht überall diese Bedingungen mit zureichender Wahrscheinlichkeit nachzuweisen. Man müßte z. B. eine genaue Kenntnis der Verbreitung der Gartenkunst in Deutschland besitzen, um zu entscheiden, ob diese an der Differenzierung der Wörter *Beet* und *Bett* irgendwie beteiligt war. Dabei konnten wieder einzelne Schriftsteller durch die Einführung einer bis dahin bloß provinziell vorkommenden Bedeutung in die Schriftsprache einen entscheidenden Einfluß ausüben. Aber auch die

dialektische Entlehnung hat ihre Gründe, und auch der Einzelne folgt der Wirkung bestimmter Motive. Es handelt sich nur darum, diese Gründe und Motive zu ermitteln, um den Zufall oder, was auf psychologischem Gebiet gleichbedeutend ist, die „Laune“ zu verscheuchen. Gewiß soll damit nicht gesagt sein, daß es jemals möglich sein werde, jedes einzelne Problem der Bedeutungsgeschichte zu lösen. Das gleiche gilt ja von der Lautgeschichte. Doch ein anderes ist es, zuzugestehen, daß wir vorläufig und in manchen Fällen vielleicht für immer außerstande sind, die Bedingungen einer bestimmten Bedeutungsentwicklung zu durchschauen, ein anderes, die Differenzierung der Bedeutungen schließlich auf eine unberechenbare individuelle Willkür zurückzuführen. Vielmehr ist prinzipiell von dem Gegenteil dieser Annahme auszugehen: von der Forderung, daß der Bedeutungswandel, ebenso wie der Lautwandel, überall einer strengen Gesetzmäßigkeit unterworfen ist, deren Erkenntnis nur in vielen Fällen durch die Konkurrenz mannigfacher Ursachen verschiedenen Ursprungs erschwert wird. Bei der Anwendung dieses Prinzips wird aber nach allgemeinen methodologischen Grundsätzen immer zunächst nach den allgemeingültigen Bedingungen und dann erst in zweiter Linie nach den singulären und individuellen zu fragen sein, die bei einer einzelnen Erscheinung in Betracht kommen.

II. Allgemeine Erklärungsgründe für den Bedeutungswandel.

1. Historische Interpretation.

Die Bedeutungsgeschichte ist ein Stück Geistesgeschichte. Es spiegelt sich in ihr die Geschichte der menschlichen Vorstellungen, wie sie durch die Gegenstände der Umgebung und durch die mannigfachen Veränderungen, die diese mit und ohne Zutun des Menschen erfahren haben, bedingt sind. Der nächste Gesichtspunkt, der sich für die Interpretation der Bedeutungsentwicklungen bietet, ist daher der historische. Für ihn sind die Erscheinungen des Bedeutungswandels erklärt, wenn die geschichtlichen Bedingungen ihrer Entstehung nachgewiesen sind.

In der Tat gibt es eine Fülle von Erscheinungen, die im Lichte der kulturgeschichtlichen Betrachtung sofort verständlich werden. So enthält die lateinische Sprache eine große Zahl von Wörtern, in deren Urbedeutungen sich die Verhältnisse eines von Ackerbau und Viehzucht lebenden Volkes spiegeln, und wo wir zugleich in den Veränderungen dieser Bedeutungen den Übergang dieses Volkes zu einem Militär- und Rechtsstaat mit ausgebildeter Geldwirtschaft verfolgen können. *Cohors*, ursprünglich ein Gehege zur Abteilung des Viehes, bezeichnet im republikanischen Rom eine Abteilung Soldaten, dann in spätrömischer Zeit die militärische Begleitung des Imperators, woraus der Begriff „Hof, Hofhaltung“ (*corte*, *cour* in den romanischen Sprachen) hervorgegangen ist. *Cornu* („Horn“) wurde in Rom ein Flügel der Armee, *manipulus* „Garbe“ (eigentlich eine Handvoll Getreide) eine Abteilung der Cohorte genannt, Bilder, die sämtlich auf den Anschauungskreis eines Hirten- und Ackerbauvolkes zurückweisen. Dem schon oben (S. 471) erwähnten *pecunia*, wörtlich „Viehherde“, für Geld, stellen sich *salarium* und *emolumentum* zur Seite: das erstere von dem Salz (*sal*), das für kleinere Werte als Tauschmittel diente, daher es den in der Regel in kleineren Werten bestehenden Lohn des Arbeiters bezeichnet, wogegen *emolumentum* (*ēmolĕre* „ausmahlen“) das aus dem Korn Gewonnene, dann das Gewonnene überhaupt, den erlangten Vorteil bedeutet. *Stipulatio*, in die römische Rechtssprache im Sinne von Vereinbarung über bestimmte Vertragsbedingungen übergegangen, ist der bei solchen Vereinbarungen dereinst üblichen Sitte des Halmwurfs (von *stipula* Halm) entnommen; die *confarreatio*, der Ausdruck für die feierliche Patrizierehe, der symbolischen Sitte des gemeinsamen Brotgenusses usw. Wie diese Bezeichnungen einem regulären Bedeutungswandel angehören, der sich bei dem Wechsel der Kulturbedingungen mit Notwendigkeit einstellen mußte, so hat aber anderseits die Geschichte Roms durch singuläre Bedingungen zu Bezeichnungen Anlaß gegeben, die zum Teil heute noch fortwirken. Hierher gehört, neben dem schon erwähnten Wort *moneta* für *Münze*, das *palatium*, zuerst für das auf dem Palatinischen Berg erbaute goldene Haus des Nero gebraucht, dann mit Erweiterung des Be-

griffs in die modernen Sprachen übergegangen, als *Palast*, *palais*, *palazzo*. Auch das deutsche *Pfalz* ist möglicherweise ein Seitenableger des gleichen Wortes, oder durch dieses beeinflußt.

Wie das römische Weltreich zur Verbreitung zahlreicher Wörter in zumeist veränderten Bedeutungen Anlaß gab, die in den besonderen Kulturbedingungen des römischen Volkes wurzelten, so hat auf der andern Seite das Christentum nicht sowohl Wörter geschaffen, als die Bedeutungen vorhandener Wörter durch die mit den Begriffen verbundenen religiösen Vorstellungen verändert; und aus dem mittelalterlichen Latein sind diese Begriffe teils direkt, teils durch wörtliche Übersetzungen in die neueren Sprachen übergegangen. So *redemptio* Erlösung, *salvator* Erlöser, *tentator* Versucher, *creator* Schöpfer, *absolutio* Vergebung, Ablaß, *ascensio* Erhöhung, *peregrinus* Pilger, *reliquiae* Reliquien, *coena* Abendmahl, *peccatum* Sünde, *poenitentia* Buße, *confessio* Beichte, Bekenntnis, *conversio* Bekehrung. Nicht minder haben andere Kulturzustände und geschichtliche Entwicklungen in dem Wortschatz bleibende Spuren zurückgelassen. So spiegelt sich in den Wandlungen des Wortes *Vasall* die ganze Geschichte des Lehnswesens. Wahrscheinlich dem Keltischen entlehnt, bezeichnet es den „Insassen einer Wohnstätte“, dann den „streitbaren Mann“ (*pugnator*), hierauf den Mann vom streitbaren Dienstgefolge, den „Lehnsmann“, endlich in den neueren Diminutivbildungen *valet*, ital. *valetto* den „Diener“[1]). Umgekehrt ist der *Marschall*, aus ahd. *marah* „Pferd“ und *schalk* „Knecht“ zusammengesetzt, zuerst der „Pferdeknecht“, dann der Aufseher über Pferde und Troß, woraus allmählich der Begriff eines Oberbefehlshabers im Kriege hervorging. Eine Art Übersetzung des deutschen Marschall ist *comes stabuli*, der „Oberstallmeister“, der in dem *connestabile*, *connétable* die nämliche Bedeutungsentwicklung zurückgelegt hat. *Minister*, aus *minor* kleiner, den „Geringeren“, den „Diener“ bedeutend, wurde am fränkischen Hofe zum Titel des Vorgesetzten der Hofhaltung, woraus sich mit der Veränderung der staatlichen Verhältnisse seine spätere Bedeutung entwickelte. *Ministerium*, der Dienst, wurde aber nicht bloß für das ent-

[1]) Diez, Etymolog. Wörterb.[5] S. 338. Windisch, Ber. der sächs. Ges. der Wiss. 1892, S. 157ff.

sprechende weltliche, sondern auch für das geistliche Amt (*ministerium divinum*) gebraucht. In der Volkssprache wurde dann das aus dem gleichen Wort abgeleitete *ministerialis* in seiner dialektisch veränderten Gestalt auf die Dienste und den Stand der wandernden Sänger und Musiker, der *Minstrels* (afr. *menestrel*), und endlich, als sich ein Stand freier Handwerker entwickelt hatte, in Wörtern wie *mestiero*, *métier* auf das Handwerk und andere technische Berufsarten übertragen[1]). Der Gegensatz des Ministers ist der *Magister*, von *magis*, der „Obere", der „Vorgesetzte", dann der Vorgesetzte der Schule, der Lehrer, worauf das Wort unter dem Einfluß der Hochschätzung, dessen sich Kunst und Wissenschaft besonders am fränkischen Hofe erfreuten, die Bedeutung einer Ehrenbezeichnung für gelehrte Männer angenommen und sich endlich in den dialektisch veränderten Formen der neueren Sprachen, *maestro*, *maître*, *Meister*, einer verbreiteten Eigenschaft solcher Ehrenbenennungen folgend, weiter verallgemeinert hat.

Ähnliche Beispiele lassen sich in Fülle den verschiedensten Gebieten der Kultur und des geistigen Lebens entnehmen[2]). Die Geschichte der Schiffahrt, des Kriegswesens, der Technik hat ebenso wie die der Wissenschaften und Künste in den Bedeutungsentwicklungen zahlreicher Wörter ihre Spuren zurückgelassen. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man daher mit Recht sagen, daß die Geschichte der Wörter vor allen Dingen aus der Geschichte der Gegenstände, der Begriffe und Anschauungen, die in ihnen ausgedrückt sind, erklärt werden muß, und daß also in diesem Sinn eine historische Interpretation unentbehrlich ist. Gegen die ausschließliche Anwendung einer solchen entspringt aber ein erstes Bedenken schon aus dem Umstand, daß es eine große Zahl von Bedeutungsentwicklungen gibt, die offenbar gar nicht an bestimmte geschichtliche Bedingungen geknüpft sind, weil sie überall, in Sprachen, die den verschiedensten, geschichtlich durchaus nicht zusammenhängenden Völkern angehören, in übereinstimmender Weise erfolgen. Daß sich der Begriff der *Kunst*

[1]) Diez a. a. O., S. 212.

[2]) Vgl. F. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, I, 1895, II, 1900.

aus dem des *könnens*, der des *Kummers* wahrscheinlich aus dem der *Belastung* entwickelt hat[1]), daß allgemein die Bezeichnungen psychischer Zustände und Vorgänge aus den Wörtern für äußere Gegenstände und Tätigkeiten hervorgegangen sind, das sind Tatsachen, bei denen uns jede historische Interpretation im Stiche läßt. Diese kann also immer nur einen Teil der Erscheinungen umfassen; und gerade solche, die wegen ihrer Allgemeingültigkeit von besonderem Interesse sind, schließt sie aus. Dazu kommt, daß die geschichtliche Erklärung auch da, wo sie gefordert ist, nur die äußeren Bedingungen liefert, von denen eine Bedeutungsentwicklung ausging; über die psychischen Vorgänge, die dabei wirksam waren, gibt sie keine Rechenschaft. Dennoch ist es klar, daß solche Vorgänge stets als Mittelglieder zwischen den gegebenen geschichtlichen Ursachen und ihren Wirkungen vorausgesetzt werden müssen. Wenn der Begriff der *pecunia* aus der Bedeutung der Viehherde in die des Geldes überging, so mußte zu der äußeren Bedingung, daß ursprünglich das Vieh als Tauschmittel diente, doch noch die innere hinzutreten, daß das menschliche Bewußtsein vermöge der ihm zukommenden allgemeingültigen Eigenschaften überhaupt solche Übertragungen ausführt. Warum und wie, auf Grund welcher psychischer Prozesse dies geschieht, darüber sagen uns aber jene geschichtlichen Bedingungen nichts. Es ist also klar, die historische Interpretation umfaßt auch da, wo sie möglich und notwendig ist, immer nur einen Teil der Aufgabe; der andere, der allgemeinere bezieht sich auf die geistigen Vorgänge, die stets als die nächsten Ursachen bestimmter Begriffsentwicklungen und der aus ihnen hervorgehenden Bedeutungsänderungen anzusehen sind.

2. Logische Klassifikation.

Der nächste Gesichtspunkt, der sich bei einem solchen Rückgang auf die subjektiven Bedingungen der Erscheinungen darbietet, ist nun hier, wie in so manchen andern Fällen, der logische. Man ordnet die verschiedenen Formen des Bedeutungswandels, indem man jedesmal das Begriffsverhältnis zwischen der

[1]) H. Paul, Deutsches Wörterbuch, 1897, S. 264.

primären und der sekundären Bedeutung feststellt. Um in einer solchen logischen Klassifikation eine psychologische Interpretation sehen zu können, muß dann freilich noch die Annahme hinzukommen, daß die nämlichen Motive, die uns nachträglich zu dieser Ordnung bestimmen, auch ursprünglich bei dem Bedeutungswandel selbst wirksam gewesen seien. Nun lassen sich im allgemeinen drei Begriffsverhältnisse als diejenigen aufstellen, denen schließlich alle irgendwie verschiedenen, aber zugleich in Beziehung stehenden Begriffe subsumiert werden können. Dies sind die Verhältnisse der Überordnung, der Unterordnung und der Nebenordnung. Den beiden ersten fügt sich ohne weiteres eine Menge von Erscheinungen. Erweiterung und Verengerung der Bedeutungen werden daher fast in allen Untersuchungen über diesen Gegenstand als zwei wohl zu unterscheidende Grundformen aufgestellt[1]). So kann es als eine Erweiterung betrachtet werden, wenn sich *pecunia* aus „Vieh als Tauschmittel" in das „Tauschmittel überhaupt", *gagner* (afr. *gaagner*) aus „wählen, erhalten" in „erwerben, gewinnen" umgewandelt haben usw. Eine Verengerung ist es dagegen, wenn der *praetor* (für *prae-itor*) von dem „Vorausgehenden" in eine bestimmte Magistratsperson, die *universitas* von der „Gesamtheit" auf eine bestimmte wissenschaftliche Körperschaft überging, oder wenn im Franz. *jumentum* Zugvieh zu *jument* Stute, im Deutschen das *Getreide*, ahd. *gitregidi*, „das Erträgnis", zur Feldfrucht geworden ist, usw. Es ist bemerkt worden, von diesen beiden logisch entgegengesetzten Formen sei die zweite, die Verengerung der Bedeutungen, die verbreitetere. Auch ist man geneigt, sie für die ursprünglichere, aus dem Geist der Sprache selbst hervorgehende zu halten, während die Erweiterung immer erst auf besonderen geschichtlichen Bedingungen beruhe[2]). Doch ist diese Bemerkung keineswegs überall zutreffend. Der Bedeutungswandel von Wörtern wie *ungefähr* („ohne Gefahr"), *fast* (identisch mit „fest"), *beinahe* (eigentlich „in der Nähe") zeigt,

[1]) Vgl. z. B. H. Lehmann, Der Bedeutungswandel im Französischen, 1884, S. 14, 63ff. H. Paul, Prinzipien,[4] S. 81f. M. Bréal, Essai de sémantique, 1897, p. 118ff.

[2]) M. Bréal, Essai de Sémantique, p. 128.

daß Erweiterungen auch unter den Erscheinungen des allgemeingültigen Bedeutungswandels nicht selten sind. Dazu kommt, daß die Annahme einer „Verengerung der Bedeutung“ zumeist auf einer eigentümlichen logischen Rekonstruktion beruht, und daß sie daher nur vom Standpunkt des Etymologen aus, nicht im wirklichen Verlaufe der Erscheinungen eine Verengerung ist. Die *consules*, der *praetor*, der *tribunus*, die M. Bréal als Beispiele anführt, sind Wörter, die wahrscheinlich niemals in den ihnen zugeschriebenen allgemeinen Bedeutungen der „Zusammensitzenden“, des „Vorausgehenden“, des „Mannes aus dem Tribus“ gebraucht worden sind[1]).

Größere Schwierigkeiten bietet wegen der Komplikation mit andern Momenten das Verhältnis der Nebenordnung. In der Regel werden daher statt dieses Verhältnisses selbst eben solche hinzutretende Momente, wie Ähnlichkeit und Gegensatz, Verschlechterung und Veredlung der Bedeutung oder metaphorische Übertragung, der weiteren Einteilung zugrunde gelegt. Damit ist natürlich das Prinzip der rein logischen Klassifikation verlassen, und es mengen sich andere Momente ein, die uns noch unten beschäftigen werden. Übrigens sucht man auch die von der alten Rhetorik unterschiedenen Formen des tropischen Ausdrucks, namentlich die Metaphern, der logischen Klassifikation einzufügen. In diesem Sinne zählt z. B. A. Darmesteter die Tropen zu den „logischen Bedingungen“ des Bedeutungswandels[2]). So gilt der Übergang von *homo* aus „Mann“ in „Mensch“ (Mann und Frau einschließend), von *confessio* aus „Bekenntnis“ in „religiöses Bekenntnis“, von *Segler* oder *Segel* in „Schiff“, von *Dorn* in „Dornstrauch“ usw. als „Synekdoche“ oder als „Ersetzung der Gattung durch die Art, des Ganzen

[1]) Bréal a. a. O., p. 124. Die oben berührte Etymologie von *consules* (von *solium* Sitz) ist überdies unsicher. Vgl. Osthoff (Paul und Braune, Beiträge zur Gesch. der deutschen Sprache, XIII, S. 429f.), nach dem das Wort einst den „Vertreter einer Körperschaft“ bedeutet hat.

[2]) La vie des mots,[2] p. 45ff. Nach ähnlichen logischen Gesichtspunkten mit den Hauptfällen der Einschränkung und Erweiterung der Bedeutung ordnet Kristoffer Nyrop die Erscheinungen in seinem manche hübsche Beispiele enthaltenden populären Büchlein: Das Leben der Wörter. Aus dem Dänischen von R. Vogt. 1903.

durch den Teil oder umgekehrt". Wenn ferner das Wort *Arbeit* gebraucht wird, um das Ergebnis einer Arbeit, oder *ein Glas*, *eine Tasse*, *ein Liter*, um die in dem Glas, der Tasse enthaltene oder den Raum von 1 Liter einnehmende Flüssigkeit zu bezeichnen, so sei das eine „Metonymie", eine „Substitution der Ursache für die Wirkung, des Hilfsmittels für den Zweck, des Allgemeinen für das Einzelne oder umgekehrt". Und wenn endlich der Ausdruck *Blatt* von dem Blatt des Baumes auf das Papierblatt, *hell* vom Klang auf das Licht übertragen, wenn der *Begriff* ursprünglich ein Angreifen, Betasten bedeutet, wenn *Geist* und *Seele* in zahlreichen Sprachen ein „Hauch" genannt werden, so ordnet man alle diese Übertragungen unter die „Metapher", die als die Substitution eines Begriffs durch einen andern vermöge gemeinsamer Merkmale, also ebenfalls unter irgendeinem Gesichtspunkt logischer Koordination, betrachtet wird[1]).

Bei dieser Subsumtion der Fälle des Bedeutungswandels unter logische Begriffsverhältnisse bleiben aber die psychischen Motive offenbar ganz im Dunkeln. Allerdings hat die logische Betrachtung nicht den Fehler der einseitig historischen, daß sie nur einen Teil der Erscheinungen umfaßt; aber sie steht darin gegen sie weit zurück, daß sie über die Bedingungen des Bedeutungswandels, über die äußeren wie die inneren, überhaupt nichts enthält. Denn daß in der Sprache selbst ein ursprünglicher „Trieb" zur Verallgemeinerung oder in andern Fällen zur Einschränkung der Bedeutungen, zu Übertragungen nach räumlichen, zeitlichen, kausalen oder Ähnlichkeitsverhältnissen liege, das läßt sich doch unmöglich annehmen. Wollte man aber dem sprechenden Menschen diese verschiedenen, gelegentlich nach ganz entgegengesetzten Richtungen gehenden Triebe zuschreiben, so würde auch damit nicht das geringste erklärt werden. Denn dieser verschieden gerichtete logische Trieb würde im günstigsten Fall jedesmal nur ein anderer Ausdruck für das durch einen Bedeutungswandel entstandene logische Verhältnis, keine Erklärung

[1]) Vgl. zu diesem der traditionellen Rhetorik entnommenen logischen Schematismus der sogenannten „Tropen" die treffenden kritischen Bemerkungen von E. Elster, Prinzipien der Literaturwissenschaft, 1897, I, S. 374 ff.

des Vorgangs sein. Gegenüber diesem Mangel wird man daher auch den Vorzug der Vollständigkeit nicht allzu hoch anschlagen können. Jeder Begriff steht zu jedem beliebigen andern, vorausgesetzt nur, daß dieser nicht völlig disparat und unvergleichbar ist, in irgendeinem logisch angebbaren Verhältnis. Auch die zwei Glieder eines Bedeutungswandels müssen also selbstverständlich irgendeinem angebbaren Begriffsverhältnis entsprechen. Aber die Feststellung des letzteren ist natürlich ein nachträglich ausgeführter Akt unserer Reflexion, der mit dem Vorgang selbst nichts zu tun hat. Demnach kann eine logische Klassifikation zwar allenfalls dazu dienen, die Tatsachen zu ordnen. Doch bleibt diese Ordnung eine künstliche; denn es darf auch hier nicht vorausgesetzt werden, daß sich in jener logischen Reflexion, die bei der begrifflichen Ordnung wirksam ist, die Vorgänge wiederholen, welche die Erscheinungen hervorgebracht haben. Dies erhellt schon daraus, daß die charakteristischen Eigenschaften in der Regel in ganz anderen Momenten liegen als in denjenigen Merkmalen der Begriffe, auf die sich die logische Klassifikation gründet.

3. Wertbeurteilung.

Unter „Wertbeurteilung“ soll hier jene Betrachtungsweise des Bedeutungswandels verstanden werden, die in der „Verschlechterung“ und der „Veredlung“ der Bedeutungen eine wichtige Seite der Erscheinungen sieht. Man kann sie auch eine „ethische Beurteilung“ nennen, weil es im Grund ethische Kräfte sind, die dabei als die wirksamen Motive vorausgesetzt werden[1]). Nun ist es zweifellos, daß sich zahlreiche Vorgänge dem Gesichtspunkt der Erhöhung oder Erniedrigung des Wertes der Wörter unterordnen lassen. Dahin gehören als Fälle von Werterhöhung manche Beispiele des aus geschichtlichen Bedingungen abzuleitenden Bedeutungswandels, wie *cohors*, *corte* (*cour*), *Marschall*, *Connétable*, *Minister*, *Herzog*, engl. *duke* Führer, *comes*, *conte*, *comte* Begleiter, engl. *knight* Knecht usw. Auch ist eine Werterhöhung in der Regel mit solchen Ausdrücken verbunden, die ein spezifisch religiöses Gepräge empfangen haben. Hierher ge-

[1]) L. Tobler, Ästhetisches und Ethisches im Sprachgebrauch, Zeitschrift für Völkerpsychologie, VI, S. 385ff.

hören der Name des *Christen* (*Christianus*) selbst, dann die *miracula*, *signa*, *reliquiae* usw. Diesen Fällen stehen aber nicht minder Werterniedrigungen gegenüber, wie z. B. die Benennungen des Pferdes: *Mähre* (ahd. *marha*), *Pferd* (ahd. *pfarifrid* aus spätlat. *paraveredus*), oder der Titel *Herr*, verwandt mit *hehr* und *herrschen*, *Frau* (ahd. *frouwa*, femininum zu *frô* Herr) usw.

Während sich in diesen auf kulturgeschichtliche Verhältnisse zurückgehenden Veränderungen wohl im allgemeinen die entgegengesetzten Bewegungen die Wage halten, scheint im Gebiet der allgemeingültigen intellektuellen und moralischen Begriffe die Werterniedrigung zu überwiegen. So ist die *List*, zusammenh. mit *lehren*, *lernen*, ursprünglich mit „Klugheit" gleichbedeutend: sie bezeichnet ebensowohl die in guter Absicht angewandte wie die *arge List*. *Elend* (ahd. *elilenti*) ist der „Ausländer", dann der „Verbannte" und nimmt von da aus seinen heutigen, auf das physische wie moralische Gebiet übergreifenden Wert an. Analog verhält sich das franz. *chétif*, aus *captivus* gefangen. *Schlecht* ist identisch mit *schlicht* „gerade, eben, einfach", wovon sich eine Andeutung dieses Sinnes noch in der Redeweise *schlecht und recht*, in der beide Wörter als sich verstärkende Synonyme gebraucht sind, erhalten hat. Ähnlich ist engl. *silly*, dem deutschen *selig* verwandt, ursprünglich *gut*, jetzt *einfältig;* lat. *simplex* „einfach" ist im franz. *simple* in „einfältig", *benedictus* der Gelobte in *benêt* „dumm" umgewandelt. Der *bonhomme* bedeutet nicht mehr einen guten, sondern einen gutmütigen, aber schwachen Menschen; *suffisant* ist noch im 16. Jahrhundert, als Partizip des Verbums *suffir*, „einer Sache fähig", gegenwärtig ist es im wesentlichen mit „anmaßend", „sich überhebend" identisch; *tromper* aus lat. *triumphare* ist durch den Nebenbegriff des Frohlockens über einen andern in „betrügen" übergegangen usw.

Im Hinblick auf diese Erscheinungen, die auf eine Werterniedrigung hinweisen, hat man von einem „pessimistischen Zug in der Entwicklung der Wortbedeutungen" geredet[1]). Mit

[1]) R. Bechstein, Pfeiffers Germania, VIII, 1863, S. 330ff. Eine nicht überall zuverlässige Zusammenstellung zahlreicher hierher gehöriger Beispiele gibt M. Nitsche, Die Qualitätverschlechterung französischer Wörter und Redensarten. Diss. Leipzig 1898. Vgl. dazu O. Dittrich, Zeitschr. f.

Recht hat hiergegen M. Bréal bemerkt, daß die Wörter überhaupt keinerlei Tendenzen in sich tragen, und daß in der Sprache keine andern Kräfte leben als solche, die der Geist des Menschen ihr mitteilt[1]). Aber wenn er darum das angebliche Gesetz der Verschlechterung auf die allgemein menschliche Tendenz, das Schlechte und Beleidigende zu verhüllen und zu mildern, bezieht, so ist diese optimistische Erklärung, wenn sie auch für einige wenige Fälle gelten mag, als allgemeingültiger Grund wohl ebensowenig maßgebend, wie die Meinung von Trench, der die Erscheinung auf die Zunahme des Schlechten in der Welt zurückführt[2]). Zunächst ist gegen alle diese Interpretationen einzuwenden, daß das Faktum, das sie voraussetzen, teils in der ihm zugeschriebenen einseitigen Richtung nicht zutrifft, teils aus allgemeineren, von Wertunterschieden ganz und gar unabhängigen Bedingungen abgeleitet werden kann. Das Faktum trifft insofern nicht zu, als jener „pessimistische Zug" meist verschwindet, sobald man sich bemüht, dem Wandel der Bedeutungen derjenigen Wörter nachzugehen, die von frühe an zur Bezeichnung entgegengesetzter, also mit Gefühlen der Anerkennung und Billigung behafteter Begriffe gebraucht wurden. Stellt man auf diese Weise den moralischen und intellektuellen Minuswerten die entsprechenden Pluswerte gegenüber, so ergibt sich, daß diese eine ganz ähnliche Veränderung durchgemacht haben. Beide haben sich von Punkten aus, die nach unserem heutigen Werturteil einer indifferenten Mitte näher lagen, nach entgegengesetzten Richtungen voneinander entfernt: wie die Begriffe des Schlechten und Tadelnswerten schlechter, so sind die des Guten und Lobenswerten edler geworden. Dieser divergierende Zug wurzelt aber darin, daß äußere Eigenschaften und Handlungen, also körperliche Vorzüge, Nutzen und eigenen Vorteil verschaffende Taten ursprünglich Lob und Tadel ernten, während späterhin an die Stelle dieser äußeren allmählich innere, geistige Eigenschaften treten. Indem dies im guten

franz. Spr. u. Lit., Bd. 21, S. 159ff., und K. Jaborg, Pejorative Bedeutungsentwicklung im Französischen. Diss. (Halle) 1901.

[1]) M. Bréal, Essai de sémantique, p. 110.

[2]) Trench, On the Study of Words, 1851, 25. Edit. 1896, p. 73ff. (On the Morality in Words.)

wie im schlimmen Sinne geschieht, steigen auf der einen Seite die Begriffe des Guten und Lobenswerten ebenso, wie auf der andern die des Schlechten und Tadelnswerten in der Wertskala herabsinken. So ist der Bedeutungsinhalt der ἀρετή bei Homer ein anderer als in der Zeit der Tragiker und der Philosophen; und das Wort *Tugend*, wörtlich das „Taugende", also „Brauchbarkeit, Tüchtigkeit", hat für uns eine andere Bedeutung als für unsere germanischen Vorfahren. Ebenso hängt *gut* wahrscheinlich mit derselben Wortsippe zusammen wie *Gatte* (got. *gadiliggs* „Verwandter") und weist daher auf die Grundbedeutung „passend, tauglich" hin; *fromm*, nahe zusammenhängend mit dem noch heute in einem niedrigeren Sinne gebrauchten Verbum *frommen* nützen, ist „nützlich, förderlich". Einen ähnlichen Wandel zeigen die Wörter für die allgemeinsten intellektuellen Begriffe: *weise*, zu *wissen*, bedeutet in der älteren Sprache nicht mehr als „kenntnisreich"; *erkennen* ist das Reflexivum zu *kennen*, heißt also „kundgeben, wissen machen" usw.

Diese Erscheinungen führen zu der Folgerung, daß zwar von einer zunehmenden Divergenz der Bedeutungen der Wörter, die moralische und intellektuelle Wertbegriffe enthalten, nicht aber von einer einseitigen Verschlechterung die Rede sein kann. Gleichwohl gibt es einen Unterschied in der Entwicklung der beiden Bedeutungsweisen; und dieser ist es offenbar, der bei den mißbilligten Eigenschaften die Veränderung augenfälliger hervortreten läßt. Er besteht darin, daß die Wörter mit positivem Wert in der Regel vom Anfang bis zum Ende ihrer Bedeutungsentwicklung einen positiven Wert behalten, und daß sich nur die Art und für unser heutiges Urteil der Grad dieses Wertes verändert hat. Die Identität der Wörter erweckt dann leicht die Vorstellung, daß auch die zugehörigen Begriffe dieselben geblieben seien. Die Wörter der negativen Reihe dagegen verstärken nicht bloß ihre Bedeutung im ursprünglichen Sinne, sondern sie sind auch häufig aus Wörtern von einer indifferenten oder positiven, lobenden Bedeutung hervorgegangen. Die Ursache dieses Überganges liegt aber nicht darin, daß sich die menschlichen Eigenschaften selbst verschlechtert haben — was hier dahingestellt bleiben mag —, sondern teils darin, daß

solche Eigenschaften, die eine frühere Zeit hochschätzte, später, und zwar zumeist gerade wegen der Vertiefung der menschlichen Gefühle, minder geschätzt werden, teils darin, daß allgemein sinnliche in geistige Bedeutungen übergehen. Zudem können spezielle Bedingungen der Wortassoziation, wie sie namentlich aus dem geläufig gewordenen Gebrauch gewisser Wortverbindungen entspringen, als mehr oder minder begünstigende Momente hinzutreten. So ist das Wort *List* aus seiner älteren in seine neuere Bedeutung zunächst wahrscheinlich unter der Wirkung jener christlichen Anschauung übergegangen, der die Klugheit als solche nicht, wie den alten Germanen und Griechen, eine Tugend war. Auch hat dann wohl noch die ebenfalls innerhalb des christlichen Vorstellungskreises häufig gewordene Verbindung *arge List*, *Arglist* mitgeholfen. Verbannung und Gefangenschaft gelten einer roheren Kultur als die beklagenswertesten Schicksale; daher die Heimatlosigkeit zum *Elend*, der Gefangene, *captivus*, zum *chétif*, zum Elenden, Schlechten wird. Auch auf die heutige Bedeutung von Wörtern wie *einfältig*, *seely*, *simple* hat möglicherweise die christliche Anschauung eingewirkt, welche die „Einfältigen im Geiste" selig preist. In die profane Denkweise übertragen mußte aber das lobende in ein tadelndes Werturteil übergehen, das sich um so mehr befestigen konnte, je mehr die zunehmende Nuancierung intellektueller Begriffe nach mannigfaltigen Ausdrücken drängte, die sich den alten Bedeutungen von Wörtern wie *dumm*, *sot*, *foolish* u. a. an die Seite stellten. Bei der Differenzierung von *schlecht* in *schlecht* und *schlicht*, von dem das letztere den ursprünglichen Begriff bewahrt, ist wohl der in Wörtern wie *schlechtweg*, *schlechthin* noch erhaltene Sinn des Einfachen allmählich zu dem des Geringwertigen überhaupt und dann, in dem Maße als das Wort *böse* wiederum durch religiöse Einflüsse eine beschränktere, ausschließlich auf die Gesinnung gerichtete Bedeutung annahm, zu dem jetzigen Begriff entwickelt worden. Auf diese Weise führt die nähere Analyse jedes einzelnen Falles solcher Verschlechterung teils auf allgemeingültige Bedingungen der geistigen Entwicklung, teils auf kulturgeschichtliche Einflüsse zurück, denen gegenüber jene Wertänderungen lediglich als Nebenergebnisse ohne selbständige Bedeutung erscheinen.

4. Teleologische Betrachtung.

Nicht als besondere Theorie, wohl aber als leitender Gedanke bei der Darstellung des Bedeutungswandels und bei der Interpretation einzelner Erscheinungen hat neben der historischen, der logischen und der „moralischen“ häufig auch noch jene teleologische Betrachtung eine Rolle gespielt, die in der Sprache überhaupt ein zu den Zwecken des Denkens und seiner Äußerung nützliches Werkzeug erblickt und daher geneigt ist, jedes einzelne sprachliche Phänomen zunächst auf seine Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit zu prüfen. „Die Geschichte der Sprache“, so sagt man von diesem Standpunkt aus, „bewegt sich in der Diagonale zweier Kräfte: des Bequemlichkeitstriebs und des Deutlichkeitstriebs“[1]). Nun sind es allerdings der Lautwandel und die Vorgänge der Wortbildung, in deren Geschichte man vor allem die Wirksamkeit jener beiden Triebe glaubt nachweisen zu können[2]). Aber auch der Bedeutungswandel kann sich dieser Teleologie um so weniger entziehen, je mehr man geneigt ist, bei ihm in höherem Grade noch ein zweckbewußtes, auf Überlegung und Absicht beruhendes Handeln vorauszusetzen, als bei dem Lautwandel.

Hier erscheinen nun für die Betätigungen des „Deutlichkeitstriebs“ besonders verführerisch jene Fälle von korrelativem Laut- und Bedeutungswandel, wo aus einer einzigen Wortform zwei hervorgegangen sind, wie *Worte* und *Wörter*, *Orte* und *Örter*, *dann* und *denn*, *Rabe* und *Rappe* usw. (s. oben S. 465). Indem man hier die Verbindung einer bestimmten Lautform mit einem bestimmten Begriff als eine rein „zufällige“ anzusehen pflegt, erscheint sie zugleich als eine „willkürliche“, die zum Zweck der Unterscheidung gewisser Nuancen der Bedeutung eingeführt und allgemein geworden sei. Das nämliche Streben läßt sich aber auch da voraussetzen, wo einem Wort, das ur-

[1]) G. von der Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, S. 251. Die gleiche teleologische Betrachtung herrscht noch in vielen andern sprachwissenschaftlichen Werken aus neuerer Zeit, so z. B. sehr ins einzelne ausgeführt bei Caroline Michaelis, Studien zur romanischen Wortschöpfung, S. 13ff.

[2]) Vgl. oben Kap. IV, S. 376f.

sprünglich einen äußeren sinnlichen Gegenstand oder Zustand bezeichnet, irgendeine geistige Bedeutung beigelegt wird. Denn da für diese vorher noch kein Ausdruck existierte, so war der Forderung der Deutlichkeit am ehesten genügt, wenn nicht ein völlig neues Wort geschaffen wurde, sondern wenn sich die Bezeichnung an einen irgendwie ähnlichen oder verwandten sinnlichen Begriff anlehnte. Diesem Streben nach Deutlichkeit kommt dann der Trieb nach „Bequemlichkeit“ ergänzend zu Hilfe. Schon jede Spaltung der Bedeutungen eines Wortes läßt sich auf eine Betätigung dieses Triebes beziehen. In diesem Sinne pflegt man die Erscheinungen einem „Prinzip der Sparsamkeit“ unterzuordnen, wonach die Zahl der Wörter für die zu bezeichnenden Begriffe auf das mittels der Verwandtschaften und der Übergänge der Bedeutungen erreichbare Minimum eingeschränkt werde.

Augenscheinlich hat diese teleologische Betrachtung vor der Wertbeurteilung das eine voraus, daß sie auf das ganze Gebiet des Bedeutungswandels nötigenfalls anwendbar ist. Was nicht aus dem Streben nach Deutlichkeit erklärt werden kann, das läßt sich in der Regel aus der Bequemlichkeit begreifen, und umgekehrt. Anderseits steht sie freilich darin hinter jener andern zurück, daß sie nicht einmal als eine oberflächliche Einteilung der Tatsachen oder auch nur gewisser Gruppen derselben brauchbar ist. Da sie sofort auf die Ursachen der Erscheinungen zurückgeht, so ist übrigens ihr Schicksal ohne weiteres entschieden, wenn die angenommenen psychischen Triebe überhaupt keine zulässigen Erklärungsgründe sind. Daß sie das nicht sind, ist für den Lautwandel bereits gezeigt worden. Die nämlichen Einwände wie dort gelten aber auch in vollem Maße für den Bedeutungswandel. Es kann im einzelnen Fall vorkommen, daß ein Schriftsteller, um sich deutlicher auszudrücken, ein bisher nur dialektisch gebrauchtes Wort oder ein neues Fremdwort in die Schriftsprache einführt, oder daß er aus Bequemlichkeit eine elliptische Redeform gebraucht, und es mag sein, daß in beiden Fällen dieses Beispiel auf den Sprachgebrauch überhaupt einwirkt. Aus derartigen individuellen Fällen bewußter, willkürlicher Veränderung lassen sich jedoch die allgemeinen Vor-

gänge der Sprachentwicklung schon deshalb nicht ableiten, weil eine solche Einwirkung überall erst auf Grund der vorhandenen Sprache und ihrer Gesetze der Laut- wie Bedeutungsentwicklung möglich ist. Zudem sind selbst für jene sporadischen Fälle willkürlichen Eingreifens die angenommenen Triebe bloße Lückenbüßer für die völlig im Dunkeln bleibenden psychischen Vorgänge, aus denen auch die Handlungen des Einzelnen hervorgehen. Der Grund dieses Mangels liegt, wie bei den meisten teleologischen Erklärungen psychischer Vorgänge, darin, daß bei dieser Betrachtung die Vorgänge selbst ganz unbeachtet bleiben, ja daß sie nicht einmal nach Analogie der uns sonst bekannten gedeutet werden, sondern daß man sich lediglich die Frage stellt, wie sie verlaufen müßten, wenn ein logisch reflektierender Verstand sie möglichst zweckmäßig hervorbringen wollte.

Es bedarf hiernach kaum noch des Nachweises, daß auch im einzelnen diese teleologische Interpretation überall scheitert. Wenn das Streben nach Deutlichkeit irgendeine Macht hätte, wie könnte es zulassen, daß z. B. das französische *homme* ebensowohl den *Menschen* wie den *Mann* bedeutet, oder daß ein Wort wie das deutsche *Geist* in einer fast unabsehbaren Reihe von Bedeutungen vorkommt, während wir in andern Fällen eine Fülle von Wörtern besitzen, um kaum bemerkbare Nuancen des gleichen Begriffs auszudrücken? Man wird doch nicht sagen können, daß es für die Sprache minder wichtig sie, den *Menschen* vom *Manne*, als etwa die *Traurigkeit* von der *Betrübnis* zu unterscheiden. Auch jene Doppelformen, wie *Wörter* und *Worte*, *denn* und *dann*, *Rabe* und *Rappe* usw., bei denen sich am ehesten der Gedanke an eine zweckbewußte Unterscheidung regen könnte, sie zeigen durch ihre wirkliche Entstehungsweise, daß diese Annahme mit den Tatsachen nicht in Einklang zu bringen ist. Denn die Lautunterscheidung ist hier nicht aus der Begriffsunterscheidung hervorgegangen, sondern umgekehrt diese aus jener, und wo sich überhaupt Motive derselben vermuten lassen, da führen sie auf Assoziationen zurück, die hier wie überall einem willkürlichen psychischen Mechanismus angehören.

5. Psychologische Interpretationen.

So weisen denn alle diese kritischen Betrachtungen auf die psychologische Interpretation als diejenige hin, auf die eine Untersuchung des Bedeutungswandels in letzter Instanz immer angewiesen ist. So wichtig in vielen Fällen die Ermittelung der geschichtlichen Zusammenhänge sein mag, sie bleibt selbst auf ihrem eigensten Gebiet bei den äußeren Bedingungen stehen, deren Wirkung ganz und gar darauf beruht, daß sie psychische Vorgänge auslösen. Die logische Interpretation liefert im besten Fall eine vollständige Klassifikation der Erscheinungen. Aber die Gesichtspunkte dieser haben weder mit den Entstehungsbedingungen noch mit den psychischen Vorgängen des Bedeutungswandels irgend etwas zu tun. Die Wertbeurteilung beschränkt sich auf eine kleine Gruppe von Erscheinungen; und auch hier ist sie unvollständig und einseitig, indem sie über die wirklichen Ursachen mit dem geläufigen Auskunftsmittel hinweggeht, daß sie die tatsächlichen oder vermeintlichen Wirkungen in irgendeinen „Trieb“ umwandelt, mag sie nun diesen in die Sprache selbst oder in den sprechenden Menschen verlegen, und mag sie ihn als einen pessimistischen oder optimistischen oder euphemistischen ansehen. Endlich bei der teleologischen Interpretation mit den von ihr angenommenen beiden Hauptzwecken der Deutlichkeit und der Bequemlichkeit ist die Unzulänglichkeit dieser Zweckmotive augenfällig. Im Grunde tritt aber bei ihr nur die bei den andern Theorien mehr latent bleibende Voraussetzung, daß die Sprache ein System willkürlich erfundener Begriffszeichen sei, besonders deutlich zutage.

Dem gegenüber muß nun das Streben der psychologischen Untersuchung hier wie überall darauf gerichtet sein, die Vorgänge selbst nachzuweisen, die zu bestimmten Wirkungen geführt haben. Da uns diese Vorgänge nur selten direkt in der Beobachtung gegeben sind, so kann dies im allgemeinen auf keinem andern Wege geschehen, als auf dem auch sonst in ähnlichen Fällen betretenen: es müssen zunächst so weit als möglich die sprach- und kulturgeschichtlichen Bedingungen ermittelt

werden, unter denen sich die Erscheinungen vollzogen haben; und es ist dann die Wirkung dieser Bedingungen nach Maßgabe der auf allen Gebieten des geistigen Lebens nachweisbaren psychischen Prozesse zu beurteilen. Eine auf solchem Weg unternommene Untersuchung der Bedeutungsentwicklungen entfernt sich von der logischen Klassifikation ihrer Formen grundsätzlich womöglich noch weiter, als eine nach äußeren Merkmalen ausgeführte Einteilung der Naturerscheinungen von einer physikalischen Theorie. Denn psychologisch übereinstimmende Erscheinungen des Bedeutungswandels können ebenso leicht unter ganz verschiedene logische Kategorien fallen, wie umgekehrt psychologisch weit voneinander abweichende häufig dem gleichen logischen Begriffsverhältnis entsprechen werden. Nicht minder sind die Standpunkte der Wert- und Zweckbetrachtung der psychologischen Interpretation fremd. Diese kennt nur beobachtete oder aus bestimmten empirisch gegebenen Daten zu erschließende Tatsachen. Diese Tatsachen sind aber für die psychologische Beurteilung sämtlich von gleichem Werte: sie sind ebensowenig gut oder schlecht, wie es vom Standpunkte des Physikers aus die Naturerscheinungen sind. Endlich das Handeln nach irgendwelchen Zweckmotiven ist ein seelischer Vorgang, der streng auf die Bedingungen des individuellen Bewußtseins einzuschränken ist, unter denen er tatsächlich vorgefunden wird, der aber in keiner Weise von hier aus auf beliebige Erzeugnisse des geistigen Lebens übertragen werden darf, bloß deshalb, weil unsere nachträgliche Reflexion solche Erzeugnisse gewissen, von uns willkürlich eingeführten Zweckbegriffen unterordnen kann.

Welcher Art, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, die dem Bedeutungswandel zugrunde liegenden psychischen Prozesse seien, dies kann sich nun selbstverständlich nur aus der Untersuchung der einzelnen Erscheinungen selbst ergeben. Darum ist die psychologische Interpretation mehr als irgendeine andere, die einen logischen, ethischen oder teleologischen Maßstab an die Dinge anlegt, auf die sorgfältige Analyse des Einzelnen angewiesen. Mag ihr immerhin bei dieser die sonstige psychologische Erfahrung zu Hilfe kommen, so ist doch auch hier nicht zu ver-

gessen, daß die Psychologie der Sprache nicht bloß ein Anwendungsgebiet der Psychologie, sondern selbst eine Quelle allgemeiner psychologischer Erkenntnisse ist. Diesem doppelten Zweck entsprechend läßt sich die Untersuchung des Bedeutungswandels in zwei Aufgaben zerlegen. Die erste, allgemeinere wird darin bestehen, nachzuweisen, wie überhaupt infolge fortschreitender Veränderung der Bedeutungen Begriffe entstehen und sich weiterbilden. Die zweite, speziellere bezieht sich auf die psychischen Vorgänge, die den einzelnen Erscheinungen zugrunde liegen.

III. Bedeutungswandel und Begriffsentwicklung.

1. Wort und Begriff.

Da jedes Wort irgendeinen Begriffsinhalt ausdrückt, so spiegelt sich in jedem Bedeutungswandel ein Begriffswandel, und jeder zusammenhängenden Reihe von Bedeutungsänderungen entspricht eine Begriffsentwicklung. Unter Begriff im psychologischen Sinne verstehen wir aber hierbei jeden im Bewußtsein isolierbaren Bestandteil eines durch die Zerlegung einer Gesamtvorstellung entstehenden Satzes, während der Satz wiederum dadurch definiert ist, daß er eine Gesamtvorstellung in Bestandteile gliedert, die sich den allgemeinen Begriffsformen Gegenstand, Eigenschaft und Zustand unterordnen. An diese Begriffsformen, die das sprechende Denken mittels der Zerlegung seiner Gesamtvorstellungen gewinnt, ist daher von Anfang an die Entstehung der Begriffe gebunden, und das Wort verrät seinen Zusammenhang mit der Begriffsbildung vor allem darin, daß es entweder einer der drei genannten Kategorien angehört oder eine Beziehung zum Ausdruck bringt, durch die jene Hauptbegriffe selbst näher determiniert werden[1]). Wie sich aber auf einer niedrigeren Sprachstufe das Wort oft noch nicht deutlich aus dem Satze gesondert hat, so bleibt auch die Scheidung der verschiedenen Wortkategorien vielfach teils unvollständig teils unsicher. Obgleich demnach die mit der Gliederung der Gesamtvorstellungen verbundenen Begriffsentwicklungen von allgemeingültiger Art

[1]) Vgl. oben Kap. VI, S. 6.

sind, so sind sie eben doch Entwicklungen, Vorgänge, die sich in einer gewissen Aufeinanderfolge vollziehen, und die wir daher in den gewordenen Sprachen noch in verschiedenen Stadien ihres Ablaufs antreffen.

Dieser Gesichtspunkt ist zugleich geeignet, ein Vorurteil zu beseitigen, das die richtige Auffassung des Verhältnisses zwischen Sprechen und Denken nicht selten beeinträchtigt. Dieses Vorurteil besteht in der Meinung, daß jedes Wort nicht bloß einen Begriff, sondern einen Allgemeinbegriff bezeichne. Ihm geht auf logischer Seite das andere parallel, daß überhaupt jeder Begriff einem allgemeinen Gedankeninhalt entspreche, und daß also zwischen verschiedenen Begriffen nur ein Gradunterschied der Allgemeinheit möglich sei. Diese Anschauung ist ein Überlebnis der traditionellen Subsumtionslogik. Wären alle Begriffe ein einziges System ineinandergeschachtelter Begriffskreise von verschiedenem Umfange, so müßte man allerdings schon um der Gleichartigkeit dieses Systems willen annehmen, daß auch noch der engste etwa mögliche Begriffskreis ein Allgemeines sei, weil er immer noch eine Mehrheit einzelner Vorstellungen in sich schließen könnte. Von der Seite der Sprache gewinnt dieses Vorurteil eine scheinbare Stütze in der Tatsache, daß jedes Wort, auch wenn es, wie der Eigenname, eine ganz individuelle Bedeutung hat, stets zur Bezeichnung vieler Gegenstände dienen kann. Die logische Grundlage dieser Theorie wird jedoch hinfällig, sobald man sich die wirklichen Inhalte unserer Urteile vergegenwärtigt. Dann erscheint die Subsumtion unter einen Allgemeinbegriff nur als ein einzelner, und kaum als der logisch wichtigste unter den Akten unseres Denkens. Beziehungen der Gleichheit, der räumlichen, zeitlichen oder begrifflichen Abhängigkeit treten uns hier als mindestens gleich wichtige, an und für sich von der Funktion der Über- und Unterordnung völlig verschiedene Formen der Begriffsbeziehung entgegen. Wenn man sich aber darauf beruft, daß jedes Wort auch noch auf viele andere ähnliche konkrete Erfahrungen angewandt werden könne, so übersieht man, daß die begriffliche Bedeutung des Wortes nicht auf dem beruht, was es in dem einzelnen Fall seiner Anwendung nicht bedeutet, sondern eben nur auf dem, was es wirklich

bedeutet. Wenn ich einen Menschen bei seinem Eigennamen nenne, so meine ich damit nur diesen individuellen Menschen, und ich meine ihn vielleicht sogar nur in der besonderen, niemals wiederkehrenden Lage, in der ich ihn wahrnehme. Ebenso können sich Urteile wie „es blitzt“, „das Haus brennt“ auf ganz bestimmte augenblickliche Vorgänge beziehen, bei denen weder an andere ähnliche Vorgänge, noch überhaupt an die Möglichkeit, die nämlichen Wörter auf weitere individuelle Erfahrungen anzuwenden, gedacht wird. Wie es nun nicht notwendig im Wesen eines Urteils liegt, daß es eine allgemeine, für viele einzelne Fälle geltende Regel aufstellt, so besteht das Wesen eines Begriffs nicht darin, daß er allgemein, sondern darin, daß er Bestandteil eines Denkaktes ist. Da aber alles Denken mit einzelnen sinnlichen Anschauungen beginnt, so beziehen sich die ursprünglichen Begriffe notwendig auf konkrete einzelne Bestandteile der unmittelbaren Wahrnehmung, und Allgemeinbegriffe können so gut wie allgemeine Aussagen erst durch die Entwicklung des urteilenden Denkens von den ersten unmittelbaren Wahrnehmungsurteilen aus entstehen. Im Anfang seiner Bedeutungsentwicklung kann daher das Wort immer nur einem individuellen, durch Gliederung irgendeiner sinnlichen Gesamtvorstellung entstandenen Begriff als sein lautliches Äquivalent entsprechen. Die psychischen Kräfte, die diese individuellen Begriffe in allgemeine und immer allgemeiner werdende umwandeln, liegen freilich von Anfang an im Bewußtsein. Auch sie bestehen aber nicht, wie eine nachträglich die Reflexion über die Dinge in diese selbst übertragende Betrachtung annimmt, in einer fortschreitenden Abstraktion, der dann wieder zur Erfüllung gelegentlicher Bedürfnisse eine umgekehrt gerichtete Determination gefolgt wäre, sondern in den nämlichen Prozessen der Assoziation und den durch sie vermittelten fortschreitenden Veränderungen der Apperzeption, aus denen überhaupt der Bedeutungswandel der Wörter hervorgeht. Ist darum auch die individuelle Bedeutung des Wortes in der Regel nur als ein virtueller Ausgangspunkt anzusehen, der höchstens in einzelnen Fällen onomatopoetischer Neubildung einmal wirklich aufgefunden werden mag, so bleibt sie doch für die psychologische

Betrachtung deshalb von großer Wichtigkeit, weil jede aus irgendwelchen Gründen angenommene allgemeinere Bedeutungsentwicklung der Forderung genügen muß, daß sie, wenn man auf ihre Vorbedingungen zurückgeht, auf einen solchen Ausgangspunkt zurückweist.

2. Urbedeutung der Wörter.

Alle Vorgänge des Bedeutungswandels setzen naturgemäß eine ursprüngliche Bedeutung der Wörter voraus. Ob diese noch aufzufinden sei, das muß allerdings in vielen, wenn nicht den meisten Fällen zweifelhaft bleiben, abgesehen von jenen wenigen Beispielen einer willkürlichen Neubildung, wo mit der Entstehung des Wortes selbst auch die seiner Bedeutung der direkten Nachweisung zugänglich, wo aber zugleich dieser Befund aus naheliegenden Gründen für das allgemeinere Problem von geringem Wert ist. Überall sonst bleibt es immer möglich, daß irgendeiner in früher Zeit nachweisbaren Bedeutung, die wir als die ursprüngliche ansehen, eine noch ältere vorausging. Die angenommenen Urbedeutungen bilden daher im allgemeinen nur hypothetische Anfangspunkte, deren empirische Grundlage lediglich in der Existenz einer Anzahl von Wörtern besteht, die nach Laut wie Bedeutung einander verwandt erscheinen. Wenn man eine solche Gruppe als eine „Wortsippe“ bezeichnet, so will daher dieser Ausdruck nur sagen, daß die einzelnen Wörter der Gruppe gewisse Grundbestandteile gemein haben, analog wie sich die einzelnen Mitglieder einer menschlichen Sippe in gewissen Eigenschaften gleichen. Wie im letzteren Falle die Ähnlichkeit gleichzeitig eine physische und eine psychische zu sein pflegt, so fordert auch die Sippengemeinschaft der Wörter sowohl Laut- wie Bedeutungsverwandtschaft. Nun können aber die Merkmale der Lautverwandtschaft durch die Wirksamkeit der Lautgesetze, und ebenso kann die unmittelbare Erkennung der Bedeutungsverwandtschaft durch den Bedeutungswandel beeinträchtigt werden. Wie dort die Lautgesetze, so müßten darum hier die Gesetze des Bedeutungswandels bei der Ermittlung der Verwandtschaft zu Rate gezogen werden. Leider ist bis jetzt die erste dieser Regeln leichter zu befolgen als die zweite. Denn die

Zugehörigkeit zur gleichen Wortsippe läßt zwar vermuten, daß die betreffenden Wörter irgendwie genetisch verbunden sind. Eine solche genetische Beziehung kann aber wieder verschieden gedacht werden. Die Wörter eine Sippe können von einem einzigen Wort abstammen, das entweder noch selbständig fortdauert oder in einer geschichtlich erreichbaren Zeit existiert hat: nur in diesem Falle würde die Vergleichung mit einer menschlichen Sippe von gemeinsamer Abstammung einigermaßen zutreffen. Ihre Verwandtschaft kann aber ebensogut daraus entspringen, daß die Wörter vermöge einer allgemeinen Affinität zwischen Laut und Bedeutung verwandt sind, ohne daß das eine aus dem andern, oder ohne daß beide aus irgendeinem ihnen vorausgehenden Urwort abzuleiten wären. In der Sprachwissenschaft hat man meist die erste dieser beiden denkbaren Entstehungsweisen der Sippengemeinschaft für die regelmäßige gehalten. Bei der Durchführung dieser Voraussetzung bedient man sich dann wiederum der Annahme, daß die „Wurzel" eines Wortes ursprünglich selbst die Funktion eines Wortes gehabt habe. Wo irgendein Wort aus einem andern der gleichen Sippe nicht ohne weiteres grammatisch abgeleitet werden kann, da tritt daher die gemeinsame Ableitung beider aus der „Wurzel", d. h. empirisch gesprochen aus dem ihnen beiden zugrunde liegenden Lautkomplex, den man als Träger ihrer gemeinsamen Grundbedeutung ansieht, an die Stelle. Wie *fructus* Frucht zu *frui* genießen, *serpens* Schlange zu *serpere* schleichen, oder wie im Deutschen der *Redner*, der *Käufer*, die *Tat* zu *reden*, *kaufen*, *tun* als abgeleitete Verbalnomina gehören, so nimmt man an, daß *ager* Acker und *ago* „ich bin tätig", ἀήρ Luft und ἄημι „ich wehe", *domus* Haus und gr. δέμω „ich baue" je aus einer und derselben Wurzel hervorgegangen seien. Verfolgt man auf diese Weise die verschiedensten Wörter zurück bis auf ihre nach Laut und Begriff nicht weiter analysierbaren Bestandteile, so bilden die so gewonnenen Elemente den gesamten ursprünglichen Vorrat der Sprache an selbständigen Begriffen. Da die Anzahl dieser Wurzeln sehr klein ist im Verhältnis zu der Menge der Wörter, über die eine Sprache verfügt, so folgt daraus von selbst, daß die den Wurzeln zugeschriebenen Bedeutungen in der Regel von

sehr allgemeiner und unbestimmter Art sein müssen, und daß sie in der Mehrzahl der Fälle Verbalbegriffen entsprechen[1]). Die Gegenstände würden also nach allgemeinen Eigenschaften oder nach Tätigkeiten, die an ihnen wahrgenommen wurden, ursprünglich benannt worden sein: so etwa die Erde das „gepflügte", das Haus das „gebaute", der Blitz das „leuchtende", der Leib das „lebende" oder vielleicht auch das „bleibende" usw.[2]). Für die Begriffsentwicklung ergeben sich aus dieser Auffassung zwei Folgerungen. Erstens beruht nach ihr die ursprüngliche Namengebung eigentlich selbst schon auf einem Bedeutungswandel, denn es werden die Namen der Eigenschaften und Handlungen auf die Gegenstände übertragen, an denen jene wahrzunehmen sind. Die Frage nach dem Ursprung der Begriffsformen würde daher im Sinne dieser Auffassung dahin zu beantworten sein, daß die Bildung der Eigenschafts- und Zustands- derjenigen der Gegenstandsbegriffe vorausgegangen sei. Zweitens soll der Vorgang primärer Namengebung in der Subsumtion des Gegenstandes unter einen allgemeinen Begriff, also einer „Einschränkung der Bedeutung" bestehen. Diese „Restriktion des Sinnes" wird darum auch als diejenige Erscheinung des Bedeutungswandels bezeichnet, die aus dem eigensten Wesen der Sprache hervorgehe[3]).

---

[1]) Vgl. Kap. V, S. 603ff.

[2]) Die Modifikationen dieser Hypothese beziehen sich weniger auf die Frage der ursprünglichen Begriffe als auf die der selbständigen Existenz der Wurzeln. Doch ist es bemerkenswert, daß selbst solche Forscher, die diese letztere bezweifeln, an der Annahme ursprünglicher Begriffe von allgemeinster Bedeutung festhalten. So vor allem W. von Humboldt (Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Werke VI, S. 117, 119). Eine große Rolle spielt die angebliche Ursprünglichkeit der Verbalbegriffe sodann in den Theorien von L. Geiger (Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, I, S. 198, 217ff., dazu II, S. 44ff.) und L. Noiré (Ursprung der Sprache, S. 298). Dagegen hat sich Steinthal, obgleich er an der Gleichsetzung von Wurzeln und Wörtern festhält (Zeitschr. f. Völkerpsychologie, III, S. 250), von den psychologischen Folgerungen aus dieser Annahme hinsichtlich des Ursprungs der Begriffe freizumachen gesucht (Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, S. 404ff.). Auch lassen manche neuere Etymologen die Theorie der Verbalwurzeln beiseite, indem sie lediglich empirisch auf die Urbedeutungen zurückschließen. Selbst in diesem Falle macht sich aber die oben bemerkte logische Wirkung der Analyse in dem Übergewicht der Wurzeln von verbaler Bedeutung immer noch geltend.

[3]) M. Bréal, Essai de sémantique, p. 118, 128. Vgl. oben S. 484.

Die innere Unmöglichkeit dieser Theorie der Namengebung wird um so augenfälliger, je älter und ursprünglicher die Begriffe sind, auf die man sie anwendet. Einen Beleg hierzu liefern die Namen für die einfachsten Verwandtschaftsverhältnisse *Vater*, *Mutter*, *Sohn*, *Tochter*, *Bruder*, *Schwester* in den indogermanischen Sprachen. Der *Vater* soll nach der Wurzel *pâ* schützen der „Beschützer“, die *Mutter* nach *mâ* messen die „Zumessende, Austeilende“, oder nach einer andern Version von *mâ* bilden, schaffen die „Bildnerin“, der *Bruder* nach der Wurzel *bhar* tragen der „Träger“, d. h. der Erhalter der Mutter und der jüngeren Geschwister nach dem Tode des Vaters, die *Tochter* endlich von *dhugh* melken die „Melkerin“ genannt worden sein, weil ihr in der Hauswirtschaft die Besorgung des Viehes obgelegen habe, usw. Diese Etymologien richten sich selbst. Wenn man auch ganz von der psychologischen Unmöglichkeit absieht, daß Begriffe wie „hüten, austeilen, melken“, ja daß Metaphern wie „tragen“ im Sinne von „erhalten“ der Entstehung der einfachen Bezeichnungen für die Personen der nächsten Umgebung vorausgegangen seien, — was für einen Begriff von geschichtlicher Entwicklung schließt schon die Voraussetzung in sich, eine bestimmte Organisation der Familie mit Teilung der häuslichen Arbeiten und mit einer bestimmten Ordnung der Erbfolge sei dagewesen, ehe die Personen selbst, denen diese Organisation ihre Stellung anwies, benannt wurden[1])!

---

[1]) Steinthal (Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, S. 425) suchte allerdings dieser Wurzelableitung der Verwandtschaftsnamen dadurch eine etwas größere psychologische Wahrscheinlichkeit zu geben, daß er annahm, *papa* und *mama* seien ursprünglich onomatopoetisch entstanden; in Wörtern wie *pater* und *mater* seien sie aber den Wurzeln *pâ* und *mâ* angeglichen, und so sei nachträglich der Vater als der „Herrschende“, die Mutter als die „Schaffende“ apperzipiert worden. Aber diese Hypothese schließt, abgesehen von den Bedenken gegen die Wurzeltheorie überhaupt, die andere, nicht geringere psychologische Unwahrscheinlichkeit ein, daß ein geläufiges, in konkreter Bedeutung gebrauchtes Wort nachträglich zu einem davon weit abliegenden, relativ abstrakten Begriff in Beziehung gesetzt worden sei. Ein anderer Versuch, über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen, bestand darin, daß man die Allgemeinheit des Umfangs unmittelbar aus der Unbestimmtheit des Inhalts der Begriffe ableitete. Die Wurzel sollte gleichzeitig „allgemeiner, vager als jedes daraus entwickelte Wort, und dennoch ihrem ursprünglichen Inhalte nach in-

Gleichwohl liegt der Irrtum dieser Auffassung weniger in solchen Anwendungen, als in der psychologischen Grundanschauung, nach der jede primäre Namengebung ein logischer Prozeß, eine „Subsumtion unter ein Merkmal oder eine Einschränkung der Bedeutung“ sein soll. Wenn wir im Urteil einem Gegenstand eine Eigenschaft zuerkennen, so wird damit nicht einmal im logischen Sinne der Gegenstand der Eigenschaft untergeordnet, sondern diese Subsumtion kommt immer erst dann zustande, wenn man sich zu der Eigenschaft einen allgemeineren Klassenbegriff von gegenständlichem Charakter hinzudenkt. Da es aber ursprünglich gar nicht in der Absicht des Sprechenden lag, auf eine solche Klasse hinzuweisen, so ist diese Umwandlung der Eigenschaftsaussage in ein Subsumtionsurteil logisch ein willkürliches Artefakt, und das psychologische Verhältnis zwischen Gegenstand und Merkmal wird durch eine derartige Umformung völlig auf den Kopf gestellt. Die unmittelbare psychologische Erfahrung kennt überhaupt keine Klassen und Ordnungen, sondern nur Vorstellungen, die für uns Gegenstände bedeuten, und die in der mannigfachsten Weise miteinander verbunden sein können. Die Merkmale dieser Gegenstände sind daher auch nicht Klassenbegriffe, sondern Elemente der Vorstellungen, die wir nur an und mit den Gegenständen vorstellen, und zu denen wir, auch wenn wir sie zu irgendeinem logischen Zweck isoliert denken wollen, in unserem Bewußtsein einen Gegenstand als ihren Träger hinzudenken müssen.

Diese psychologische Zusammengehörigkeit des Gegenstandes und seiner Merkmale ist nun aber sehr wohl mit der Tatsache vereinbar, daß sich unsere Aufmerksamkeit bald auf den Gegen-

---

dividueller, sinnlich anschaulicher, unmittelbar lebendiger“ sein. (Heyse, System der Sprachwissenschaft, S. 130ff. G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie,[5] S. 97ff.) Nun könnte eine derartige Unbestimmtheit allenfalls bewirken, daß die Merkmale des Gegenstandes ineinander fließen; warum aber ein Merkmal statt aller apperzipiert wurde, vollends wenn die ursprüngliche Wahrnehmung trotz ihrer Unbestimmtheit „sinnlich anschaulicher“ war, das macht sie nicht begreiflich. Denn unter dieser Voraussetzung konnte vor allem das Anschaulichste, was es in der Wahrnehmung gibt, der Gegenstand selbst, unmöglich aus ihr verschwinden.

stand selbst mit der Gesamtheit seiner Eigenschaften und Zustände richtet, bald ein einzelnes Merkmal bevorzugt. Hieraus ergibt sich, daß die Namengebung als psychischer Vorgang, auf welche Seiten des Vorstellungsinhalts sie sich auch beziehen mag, stets von einem und demselben Vorstellungssubstrat ausgeht, das wir, wenn es nach seinem ganzen Inhalt gedacht wird, als Gegenstand, wenn es nur nach einzelnen Vorstellungselementen oder Merkmalen gedacht wird, je nach deren besonderem Charakter als eine Eigenschaft oder einen Zustand des Gegenstandes auffassen. Die sprachliche Unterscheidung hält hierbei mit der psychologischen gleichen Schritt. Der Begriffsform entspricht die Wortform: der Gegenstandsbegriff wird so in den zu klarer kategorialer Unterscheidung gelangten Sprachen durch das Substantivum, der Eigenschaftsbegriff durch das Adjektivum, der Zustandsbegriff durch das Verbum bezeichnet. Erst auf einer fortgeschritteneren Stufe treten dann mit den kategorialen Wandlungen der Begriffe Verschiebungen der Wortformen ein. Eigenschafts- und Zustandsbegriffe werden zu gegenständlichen Objekten des Denkens, und umgekehrt Gegenstandsbegriffe zu Eigenschaften und Zuständen umgeprägt. Diesen Wandlungen gehen entsprechende Umbildungen der Wörter parallel: aus dem Adjektivum und Verbum werden Substantiva gebildet; und ursprüngliche Substantiva gehen in adjektivische und verbale Formen über. Zusammenhängend mit diesem Wandern der Begriffe und Wortformen wird jetzt auch die ursprüngliche Beziehung der logischen zu den grammatischen Kategorien vielfach verändert. Die Klasse der Substantiva namentlich enthält von nun an neben den ursprünglichen Gegenständen eine Fülle gegenständlich gedachter Eigenschafts- und Zustandsbegriffe, und in der Region des abstrakten Denkens kann es unsicher bleiben, in welcher Kategorie ein bestimmter Begriff ursprünglich entstanden sei.

Diese Vorgänge des Begriffswandels sind selbstverständlich für alle Annahmen über die Entstehung der Urbedeutungen der Wörter maßgebend. Wenn aber überhaupt für eine Wort- und Begriffsform eine Priorität anzunehmen ist, so ist dies offenbar die Kategorie der Gegenstandsbegriffe. Denn die Unter-

scheidung des Gegenstandes von seiner räumlichen und zeitlichen Umgebung muß der Unterscheidung seiner Merkmale und ihres Wechsels notwendig vorangehen. Die Sprache bestätigt diese psychologische Forderung in allen jenen Erscheinungen, die auf eine gegenständliche Form des Denkens als die ursprünglichste hinweisen. Doch so wahrscheinlich es danach auch sein mag, daß Gegenstände am frühesten in der Sprache benannt wurden, für die Entwicklungsgeschichte der Begriffe ist dieser Ausgangspunkt längst verschüttet; und es würde ein nahezu ebenso verfehltes Unternehmen sein, etwa den Wortvorrat unserer Kultursprachen aus einer Anzahl primitiver Nomina von substantivischer Bedeutung ableiten zu wollen, wie es der Versuch war, alle Wörter auf eine kleine Summe prädikativer Verbalwurzeln zurückzuführen. Vor allem ist es der Vorgang der kategorialen Verwandlung der Begriffe, der den Ursprung der Wortbildungen von frühe an unsicher macht. Wie weit aber dieser Vorgang in der Sprache zurückreicht, ist völlig ungewiß. Wir können ihn samt dem stets mit ihm verbundenen Bedeutungswandel immer nur bei verhältnismäßig neuen Wortbildungen verfolgen. So ist zweifellos lat. *fructus* die Frucht aus dem Begriff des „genießens“ (*frui*), die *Tat* aus der Handlung des *tuns*, das *erneuern* aus der Eigenschaft *neu*, die Handlung des *fischens* aus dem Gegenstandsbegriff *Fisch* hervorgegangen usw. Wie und in welcher Richtung aber solche Umwandlungen in einer vor der geschichtlichen Überlieferung liegenden Zeit erfolgt sind, darüber vermag uns die Geschichte der Sprache natürlich keine Auskunft zu geben, sondern wir bleiben hier, soweit sich nicht aus der allgemeineren Vergleichung der sprachlichen Entwicklungen Anhaltspunkte ergeben, wesentlich auf psychologische Erwägungen über das angewiesen, was nach den Gesetzen des menschlichen Bewußtseins möglich oder wahrscheinlich ist.

3. Benennung von Gegenständen.

Gegenstände können, wie uns die kategoriale Verwandlung der Begriffe zeigt, benannt werden, indem bestimmte zuvor schon benannte Eigenschaften oder Zustände derselben mittels einer bloßen Veränderung der Wortform auf sie übertragen werden.

Dabei wird dann durch die Bildung der substantivischen Wortform immer zugleich ein materialer Bedeutungswandel herbeigeführt. Dies ist dadurch bedingt, daß der Gegenstand neben der Eigenschaft oder der Tätigkeit, nach denen er benannt ist, auch andere Merkmale besitzt, die nun zu jenem Hauptmerkmal assoziiert werden. Doch bleiben diese Nebenmerkmale bei solchen sekundären Benennungen so lange in der Regel im Hintergrund, als der Zusammenhang mit dem Hauptmerkmal seinen durch das entsprechende Stammwort lebendig erhaltenen Vorrang behauptet. Im Gegensatze zu dieser sekundären wird aber die Benennung eines Gegenstandes mit größerer Wahrscheinlichkeit als eine primäre betrachtet werden können, wenn sie nicht aus einem andern Wort abgeleitet, sondern höchstens auf einen Lautkomplex, eine „Wurzel“, zurückverfolgt werden kann, die das Wort mit andern, mutmaßlich gleich selbständigen Wörtern gemein hat, und wenn überdies der Begriff als ein relativ ursprünglicher vorausgesetzt werden darf. Jede Benennung von Gegenständen, mag sie eine primäre oder eine sekundäre sein, pflegt nun nach einem einzelnen Merkmal zu geschehen. Dabei bedarf freilich der Ausdruck „Merkmal“ auch hier einer psychologischen Deutung, d. h. einer Zurückführung dieses logischen Begriffs auf den ihm entsprechenden psychologischen Tatbestand[1]). Dann ergibt sich, daß das „Merkmal“ nie eine selbständige Vorstellung, sondern entweder irgendeinen Bestandteil einer Vorstellung oder ein allgemeines Verhältnis zwischen verschiedenen Vorstellungen bezeichnet. So ist, wenn in *domus* das „gebaut sein“ und in *fructus* das „genossen werden“ als Merkmal herausgegriffen wird, weder das erste noch das zweite dieser Merkmale für sich vorstellbar; denn beide weisen auf Tätigkeiten hin, als deren Substrat der Gegenstand gedacht werden muß. Aus dieser psychologischen Bedeutung des „Merkmals“ ergibt sich nun ohne weiteres der psychologische Inhalt jener allgemeinen Begriffsbestimmung für das Wesen der Benennung, wonach diese die Hervorhebung eines dem Gegenstand zukommenden Merkmals ist. Kann aber schon logisch dieser Vorgang nur mit einem seine wahre logische

[1]) Vgl. hierzu Kap. V, S. 588f.

Bedeutung verbergenden Zwang als eine Subsumtion oder Einschränkung gedeutet werden, so gilt das in noch höherem Grad von seiner psychologischen Natur, indem hier das Herausheben des Merkmals mindestens die gleichzeitige Vergegenwärtigung anderer Elemente derselben Vorstellung fordert. Der Satz, daß der Gegenstand nach einem Merkmal benannt wird, ist also lediglich ein Ausdruck für die Tatsache, daß unter allen Bestandteilen, aus denen sich seine Vorstellung zusammensetzt, jeweils einem eine derart vorherrschende Bedeutung zukommt, daß er die Benennung bestimmt. Da jedoch der Gegenstand selbst im allgemeinen sehr viele Eigenschaften hat und in den mannigfachsten Beziehungen zu andern Objekten stehen kann, die eventuell abermals die psychologischen Substrate von Merkmalen abgeben, so ist von vornherein klar, daß diese Eigentümlichkeit der Funktion der Benennung nicht in den Gegenständen, sondern nur in dem benennenden Subjekt, in den Eigenschaften seines Bewußtseins und in den durch diese Eigenschaften bedingten Gesetzen der Apperzeption der Objekte ihren Grund haben kann.

Zwei Eigenschaften des Bewußtseins sind es nun, die hier in Betracht kommen, und die, wie sie das gesetzmäßige Verhalten desselben allen vorgestellten Gegenständen gegenüber zum Ausdruck bringen, so auch für die Benennungen der Gegenstände, die primären wie die sekundären, entscheidend sind. Die erste ist die Einheit, die andere die Enge der Apperzeption.

Unter der Einheit der Apperzeption verstehen wir die Tatsache, daß jeder in einem gegebenen Augenblick apperzipierte Inhalt des Bewußtseins ein einheitlicher ist, so daß er als eine einzige mehr oder minder zusammengesetzte Vorstellung aufgefaßt wird. Das objektive Korrelat dieser subjektiven Einheit ist der einzelne Gegenstand, und bei der Auffassung äußerer Gegenstände sind es daher allgemein zwei Bedingungen, die Inhalt und Umfang der Apperzeption bestimmen. Die erste besteht in der Beschaffenheit der in der sinnlichen Wahrnehmung gegebenen Eindrücke, die zweite in den Eigenschaften der Apperzeption selbst. Ob sich die apperzipierte Vorstellung aus vielen oder aus wenigen Bestandteilen zusammensetzt, ob

sie einem einzigen Sinnesgebiet angehört oder eine Komplikation von Empfindungen verschiedener Sinne ist, dies ist natürlich von den Objekten abhängig. Das Einheitsgesetz selbst läßt sich aber nur auf eine Grundeigenschaft der Apperzeption zurückführen. Entscheidend tritt dies vor allem darin zutage, daß, wo immer die Mannigfaltigkeit der Eindrücke einen beschränkten Umfang überschreitet, jeweils bloß ein Teil herausgehoben und als Einheit apperzipiert wird. Hier hängt diese Eigenschaft zugleich mit der Enge der Apperzeption nahe zusammen, ohne jedoch mit ihr identisch zu sein, da die Begrenzung des Umfangs, solange dieser überhaupt mehrere Inhalte umfaßt, die Verbindung der letzteren zu einer Einheit nicht notwendig mit sich bringt. Diese wird man daher nur als einen unmittelbaren Ausdruck für den Zusammenhang der psychischen Vorgänge überhaupt ansehen können. Da wir den Gesamtinhalt dieser Vorgänge in den Begriff des Bewußtseins zusammenfassen, so hat man dem beschränkteren Ausdruck der „Einheit der Apperzeption" nicht selten den allgemeineren der „Einheit des Bewußtseins" substituiert. Aber wenn auch diese Ausdehnung insofern eine gewisse Wahrheit enthält, als alle Bewußtseinsinhalte mit dem jeweiligen Inhalt der Apperzeption in Beziehungen treten und dadurch indirekt ebenfalls zu einer umfassenderen Einheit verbunden werden, so gibt sich doch diese deutlich als eine Wirkung zu erkennen, die erst aus den Beziehungen entspringt, in welche die übrigen Bewußtseinsinhalte zu dem apperzipierten Teile treten. Wenn wir z. B. aus einer Menge von Tonempfindungen einzelne, die sich zu einem Akkord verbinden, apperzipieren, so bilden die übrigbleibenden eine Vielheit von Tönen, die als die allgemeine Empfindungsgrundlage, auf der sich der Akkord erhebt, diesem und seiner Gefühlswirkung einen eigentümlichen, wiederum einheitlichen Charakter verleihen. Oder wenn wir aus einer Menge von Gesichtsobjekten ein einzelnes apperzipieren, so beteiligen sich die außerdem vorhandenen, dunkler bewußten an der räumlichen Lagebestimmung dieses Objekts, und häufig wirken sie auch auf den ihm eigenen Gefühlston. Bei allen diesen Beobachtungen sondert sich aber doch deutlich das von der Aufmerksamkeit

Erfaßte von jenem dunkleren und unbestimmteren Hintergrunde der übrigen Bewußtseinsvorgänge, und unmittelbar bezieht sich die Zusammenfassung zu einer Einheit immer nur auf jene apperzipierten Inhalte selbst.

Der Einheit steht die Enge der Apperzeption als eine zweite wichtige Eigenschaft gegenüber. Noch häufiger als jene wird auch sie mit der Enge des Bewußtseins überhaupt zusammengeworfen, in dem Sinne, daß man alle die Erscheinungen, die eine gewisse Begrenztheit der psychischen Prozesse verraten, der Enge des Bewußtseins zuschreibt. Dem ist entgegenzuhalten, daß Umfang des Bewußtseins und Umfang der Aufmerksamkeit zwei verschiedene Größenwerte sind, die schon deshalb sorgfältig gesondert werden müssen, weil sie in einem äußerst wechselnden Verhältnis zueinander stehen, so daß bei sehr beschränkter Apperzeption ein relativ weiter Bewußtseinsumfang vorhanden sein kann, und umgekehrt. Wenn das Experiment nachweist, daß der allgemeine Umfang des Bewußtseins den der Apperzeption an Vorstellungsinhalten mindestens um das Vierfache übertreffen kann, so sind das freilich Werte, die, unter bestimmten Bedingungen gefunden, keine allgemeingültige Bedeutung besitzen; doch geben sie immerhin auch für die vorliegenden Anwendungen ein ungefähres Bild der hier obwaltenden Verhältnisse[1]). Zugleich sieht man, daß, abgesehen von dieser äußeren Analogie, das Verhältnis der beiden Umfangsbegriffe ein wesentlich anderes ist als das der Einheitsbegriffe. Während die Einheit des Bewußtseins als eine Rückwirkung betrachtet werden kann, welche die Einheitsfunktion der Aufmerksamkeit auf den gesamten Bewußtseinsinhalt ausübt, stehen sich die beiden Umfangsbegriffe selbständiger gegenüber: beide sind Folgen der für alle Lebensgebiete geltenden Funktionsbegrenzung. Hier aber ist das Bewußtsein überhaupt die allgemeinere und daher umfassendere Funktion, innerhalb deren die Apperzeption nur ein gewisses Gebiet einnimmt.

Vermöge der Einheit der Apperzeption wird jeder Gegenstand als ein einheitliches Ganzes aufgefaßt, während zugleich die unmittelbare räumliche Verbindung der Empfindungsinhalte und

[1]) Vgl. Grundzüge der physiol. Psychologie,[6] III, S. 324ff.

die Stetigkeit ihrer zeitlichen Veränderungen als die entscheidenden objektiven Motive mitwirken. Der Einheit der Apperzeption des Gegenstandes entspricht nun die Einheit seiner Benennung. Da aber vermöge der Enge der Apperzeption unter den verschiedenen Elementen des Gegenstandes wieder eine begrenzte Anzahl deutlicher apperzipiert wird, so erscheint im allgemeinen der Name des Gegenstandes als die Wirkung eines bestimmten, enger begrenzten Bestandteiles auf die Apperzeption. Bezeichnen wir diesen Bestandteil als das dominierende Merkmal, so läßt sich demnach jede zusammengesetzte Gegenstandsvorstellung als ein Verschmelzungsprodukt mehrerer Komponenten betrachten, von denen eine dominiert und für die Apperzeption des Gegenstandes bestimmender ist als die andern, die in ihrer Verschmelzung mit dem dominierenden Bestandteil die ganze Vorstellung des Gegenstandes bilden. So ist in einem Einzelklang der tiefste der Teiltöne das dominierende Element; so in einem Durdreiklang der tiefste, in einem Molldreiklang der höchste der Klänge, wobei nur in den beiden letzten Fällen die Vorherrschaft des dominierenden Tones eine geringere ist, daher denn auch der Molldreiklang in der Regel nicht nach dem wirklich dominierenden, sondern in Analogie mit dem Durdreiklang nach dem tiefsten Tone genannt wird. Im übrigen folgt aber diese künstliche Benennungsweise der Tonverschmelzungen dem nämlichen Gesetz, das die Sprache von Anfang an bei der natürlichen Benennung der Gegenstände eingehalten hat: sie richtet sich nach der im Blickpunkt der Aufmerksamkeit stehenden Partialvorstellung. Dabei kann natürlich das bevorzugte Merkmal je nach den sonstigen Vorbedingungen, insbesondere also je nach der Wirkung der dunkler bewußten Elemente, ein sehr verschiedenes sein. Ja die Bedingungen der Apperzeption sind an sich so variabel, daß eine Benennung, wo sie sich nicht aus einer ursprünglichen Zeit wirklicher Sprachgemeinschaft erhalten hat oder aus der einen Sprache in die andere eingedrungen ist, auch inhaltlich sogar in sonst verwandten Sprachen eine sehr verschiedene sein kann. So ist die *Erde* dem Römer die *trockene*, wohl im Gegensatz zum Meere (*terra* = **tersa* verwandt mit *torrere* dörren), dem Griechen die *fruchtbare* (γῆ, γαῖα

vielleicht verwandt mit γύα Saatfeld), dem Germanen die *bewohnte* oder *bebaute* (ahd. *ërda*, wohl zusammenh. mit *artôn*, *bewohnen*, *bebauen*, lat. *arare*). Das *Weib* ist dem Römer die *säugende* (*femina* zusammenh. mit *felare* säugen und *filius*, *filia* ursprüngl. Säugling), dem Inder die *Erzeugerin* (*strī* vielleicht verwandt mit lat. *sator* Erzeuger) usw. Bei der Unsicherheit vieler Etymologien, die bloß auf sogenannte Wurzelverwandtschaft zurückgehen, mögen manche dieser angenommenen Urbedeutungen zweifelhaft sein. Aber ähnliche Verhältnisse lassen sich doch auch da beobachten, wo die Benennung eine sekundäre, aus einem älteren Wort mit Sicherheit abzuleitende ist. So wenn der Römer das *Getreide* das „was genossen wird" (*frumentum*, *fructus* von *frui*), der Deutsche das was (vom Boden oder von der Ähre) „getragen" wird (ahd. *gitregidi*) nennt; oder wenn das *Geld* bald nach dem zur Zahlung dienenden Vieh (*pecunia*), bald nach dem Silber (ἀγρύριον), bald allgemein das „was erstattet wird" (ahd. *gëlt* „Vergeltung") genannt ist. In jedem Fall bezeichnet also das Wort eine zusammengesetzte Vorstellung, innerhalb deren ein Bestandteil bei der Benennung als der dominierende apperzipiert wurde. Mit diesem dominierenden Element δ verschmolz dann das Lautbild n zu einer festen Komplikation, mit der alle übrigen konstanten und variablen Elemente als relativ dunklere assoziiert wurden. Bezeichnen wir jene konstanten Elemente zusammen mit dem Symbol A, die variabeln mit X, und deuten wir die in der Apperzeption relativ zurücktretenden durch eine sie umschließende Klammer an, so läßt sich demnach die Konstitution einer solchen Benennungskomplikation durch die Form

$$n\delta\ (A\,.\,X)$$

darstellen, wobei zwischen den Elementen aller dieser Bestandteile die mannigfaltigsten, durch die der Vorstellungsbildung zugrunde liegenden Prozesse vermittelten Verschmelzungen, Komplikationen und sonstigen Assoziationen vorauszusetzen sind. Zugleich ist zu bemerken, daß δ sowohl zu den konstanten Bestandteilen A wie zu den variabeln X gehören kann, wie das ein Blick auf die obigen Beispiele zeigt. Auch ist dieser Unter-

schied in doppelter Hinsicht ein fließender: erstens können gewisse für einen Gegenstand wesentliche und daher relativ konstante Merkmale jenem nur zeitweise zukommen, dem Getreide z. B. die daß es „genossen“, oder von der Ähre „getragen“ wird; und zweitens können selbst die konstantesten Merkmale in dem Wechsel der Apperzeption gegen andere, die sich vorübergehend aus der Verbindung $(A \, . \, X)$ erheben, zurücktreten. Denn wir dürfen bei jeder solchen Symbolik nicht übersehen, daß die Vorstellungen fließende Gebilde sind, so daß ein gegebenes Symbol eigentlich immer nur einen momentanen Zustand darstellt.

Ist die Benennung entstanden, so ändert sich nun dies Verhältnis zugunsten des Namens. Dieser erweist sich jetzt als der konstanteste Bestandteil der Verbindung, der bei jeder Benennung vorzugsweise apperzipiert wird, während das dominierende Merkmal δ, das zuerst dem Namen seinen Ursprung gab, andern Bestandteilen weichen kann. Dadurch verschwindet allmählich die engere Beziehung zwischen δ und n aus dem Bewußtsein, und nur die feste Assoziation von n mit dem ganzen Gebilde $(A \, . \, X)$ bleibt zurück. Hieran ist der weitere wichtige Erfolg geknüpft, daß durch diesen Übergang von δ in die Gesamtmasse der Elemente zugleich der Weg für einen fast unbeschränkten Bedeutungswandel frei wird. Solange δ dominierendes Element bleibt, ist dieser nur innerhalb der Grenzen möglich, in denen die Verbindung $(A \, . \, X)$ eine Determination durch δ zuläßt. In dem Augenblick, wo n ganz an die Stelle von δ getreten ist, entfaltet dagegen das Wort seine Fähigkeit, sich mit jedem beliebigen Vorstellungsganzen assoziieren zu können, falls nur die psychologischen Bedingungen günstig sind. Solche Bedingungen sind aber in dem unablässigen Fließen der Elemente des Komplexes $(A \, . \, X)$ gegeben.

In der so für die Konstitution eines Gegenstandsbegriffs gewonnenen allgemeinen Formel $n\delta \, (A \, . \, X)$ ist der wesentliche Unterschied der Benennung nach einem dominierenden Merkmal von einer „Subsumtion“ unter dieses Merkmal oder von einer „Restriktion“ der Bedeutung deutlich ausgedrückt. Eine Subsumtion unter das Merkmal δ würde voraussetzen, daß der Begriff δ zuvor unabhängig von $(A \, . \, X)$ existiert und den Namen n

empfangen hätte, worauf dann erst dieses n von δ auf $(A . X)$ übertragen worden wäre. Ein solcher Vorgang ist aber psychologisch unmöglich, weil es keine Merkmale gibt, die nicht Merkmale von Gegenständen sind. Wenn irgendeine Eigenschaft klarer apperzipiert wird als der gesamte übrige Gegenstand, so muß dieser doch immerhin ebenfalls apperzipiert werden, und der Name n wird daher auch niemals auf das Merkmal δ allein, sondern stets auf das Ganze, zu dem δ gehört, bezogen. Ebenso wird, wenn etwa δ in einer ganzen Reihe von Begriffen, wie $\delta (A_1 . X_1)$, $\delta (A_2 . X_2)$, $\delta (A_3 . X_3) \ldots$ als dominierendes Element vorkommt, dadurch zwar eine assoziative Beziehung zwischen allen diesen Begriffen entstehen, die möglicherweise zu einer gleichen oder ähnlichen Benennung führen kann. Aber von einer „Unterordnung“ unter das Merkmal kann um so weniger die Rede sein, da dieses δ als isolierter Begriff überhaupt nicht existiert. Dagegen entspricht offenbar dieser isoliert gedachte Begriff δ dem, was man eine „Wurzelbedeutung“ zu nennen pflegt. In der Tat ist genau in demselben Sinne das Element δ erst das Produkt der Zerlegung des ganzen Begriffs $n\delta (A . X)$, wie die „Wurzel“ kein real existierendes Wort, sondern ein Produkt der vergleichenden Analyse einer Reihe verwandter Wörter ist. Daraus ergibt sich für die sprachlichen Bezeichnungen jener dominierenden Merkmale dasselbe, was für die Urbedeutungen der „Wurzeln“ gilt: wie die dominierenden Merkmale von uns erschlossen, so sind die Bezeichnungen erst von uns und mit den uns geläufigen Sprachmitteln geschaffen. Auf der Stufe dagegen, zu der uns die Entstehung der Gegenstandsbezeichnungen zurückführt, haben wir jene Merkmale zwar als in der Apperzeption vorherrschende, nie aber als isoliert benannte vorauszusetzen. Sie bestimmen die Benennung des Gegenstandes und bringen seinen Namen in Beziehung zu den Namen anderer nach dem gleichen oder einem ähnlichen Merkmal benannter Gegenstände. Doch nach allem, was wir von der allmählichen Entwicklung der Begriffe wissen, ist zu vermuten, daß es eine sehr lange Zeit gedauert hat, bis dem tatsächlichen Einfluß der dominierenden Merkmale ihre Unterscheidung von den Gegenständen selbst gefolgt ist.

4. Benennung von Eigenschaften und Zuständen.

Adjektivum und Verbum sind in den entwickelteren Sprachen diejenigen beiden Wortformen, in denen, gegenüber dem Substantivum, dem Träger der Gegenstandsbegriffe, die beiden andern Kategorien sich ausprägen: in dem Adjektivum oder in einer ihm logisch entsprechenden attributiven Wortform die Eigenschaft, in dem Verbum der Zustand. Wie uns nun schon in der Sprache mannigfache Hinweise auf ein höheres Alter der substantivischen Nominalformen entgegentraten, so ist es psychologisch undenkbar, daß eine Eigenschaft oder ein Zustand anders vorgestellt werden könne außer in Verbindung mit Gegenständen. Eben wegen dieser Priorität der Gegenstandsbegriffe müssen aber auch notwendig für die Eigenschafts- und die Zustandsbegriffe wieder wesentlich verschiedene psychologische Vorgänge der Namengebung angenommen werden; und auf die Art, wie diese Vorgänge abweichen, läßt wiederum die Geschichte des Bedeutungswandels zurückschließen. Diese zeigt nämlich zunächst, daß die primären Bedeutungen, soweit sie überhaupt mit einiger Sicherheit nachweisbar sind, in allen drei Begriffskategorien von sinnlich wahrnehmbaren Objekten ausgehen, also entweder die sinnlichen Gegenstände selbst oder deren in der Wahrnehmung gegebene Eigenschaften und Zustände ausdrücken. Wo geschichtlich eine solche sinnliche Urbedeutung nicht mehr nachzuweisen ist, da verrät sie sich meist noch in den der sinnlichen Vorstellung näherliegenden Urbedeutungen laut- und begriffsverwandter Wörter. So ist lat. *malus* schlecht mit sanskr. *mála* Schmutz und griech. μέλας schwarz begriffs- und lautverwandt; *totus* ganz mit *tomentum* vollgestopftes Polster; *pendere* erwägen ist ursprünglich „wägen", ein Gewicht (*pondus*) heben usw. Nach Analogie dieser Entwicklungen darf man annehmen, daß überhaupt den allgemeinen Benennungen sinnlicher Eigenschaften oder Tätigkeiten die konkreteren Ausdrucksformen der nämlichen Begriffe vorausgegangen seien: so der Bezeichnung des *tuns* die Wörter für *setzen*, *legen*, *schlagen*, der des *gehens* die des *laufens*, *springens*, *schleichens* usw. Direkt wird dies durch die Sprachen vieler

Naturvölker bestätigt, in denen jene allgemeinen Begriffe nicht selten ganz fehlen. So ist auch noch im Griechischen und Deutschen das Wort *Mensch* jünger als *Mann*, und *Mensch* ahd. *mannisco* ist eigentlich der, der einem Manne ähnlich ist[1]).

Auch dieses Ergebnis führt aber zu dem Schlusse, daß die Wörter und Begriffe für Eigenschaften und Zustände ursprünglich nur im Anschluß an Gegenstandsbegriffe gebildet werden konnten. Denn wenn man auch möglicherweise von abstrakteren Eigenschaften und Zuständen wie *gut*, *schön*, *wahr* oder *hoffen*, *glauben*, *sein* annehmen könnte, sie bedürften einer sie tragenden Gegenstandsvorstellung überhaupt nicht, bei den konkreten wie *schwarz*, *weiß*, *rauh*, *glatt* oder *laufen*, *klettern*, *schwimmen* und ähnlichen ist das undenkbar. Ja bei ihnen bedarf offenbar der Eigenschafts- und Zustandsbegriff nicht nur des Gegenstandes, um entstehen zu können, sondern er kann desselben auch dauernd nicht entraten: wir vermögen uns die Eigenschaft rot nur als die eines roten Gegenstandes, die Tätigkeit des Laufens nur als die eines laufenden Menschen, Tieres usw. vorzustellen. Seine dauernden Spuren hat dieses Verhältnis in jener Abhängigkeitsbeziehung der Wörter im Satze zurückgelassen, nach der das Substantiv als „Nomen regens“ die Form des ihm zugeordneten Adjektivs wie Verbums bestimmt. In einer Sprache, in der gesonderte Wörter für Eigenschafts- und Zustandsbegriffe überhaupt noch nicht entstanden sind, wie in der frühesten Sprache des Kindes und annähernd in gewissen einfachsten Sprachformen der Naturvölker, werden daher auch nur die Gegenstandsbegriffe deutlich geschieden; der übrige Gedankeninhalt bildet hier noch eine unbestimmtere Umgebung, die mit dem Gegenstand in eine begrifflich unzerlegbare Gesamtvorstellung zusammenfließt[2]). Erst in dem Augenblick, wo sich Eigenschaften und Zustände ausgesondert haben, wird dies anders: nun wird jene wechselnde Umgebung auch begrifflich

[1]) Diese größere Ursprünglichkeit der konkreten Gestaltungen der Begriffe gegenüber ihren abstrakteren Formen ist treffend schon von G. Curtius, Griech. Etymologie,[5] S. 97ff., hervorgehoben worden. In ähnlichem Sinne äußern sich Steinthal, Einleitung in die Psychol. und Sprachw., S. 404ff., und Osthoff, Vom Suppletivwesen, S. 46ff., u. a.

[2]) Vgl. Kap. VII, S. 314ff.

geschieden. Von dem Gegenstand lösen sich seine Eigenschaften und Zustände, nicht um getrennt von ihm vorgestellt zu werden, was unmöglich ist, sondern um in einer Reihe von Gesamtvorstellungen, in denen die nämlichen Gegenstände vorkommen, als deren wechselndere Bestimmungen erfaßt zu werden. So bildet sich um einen und denselben Gegenstand S eine Gruppe von Gesamtvorstellungen G_1, G_2, G_3, . . ., in denen verschiedene Eigenschaften oder Zustände A_1, A_2, A_3, . . . zu S in Beziehung treten. Aus den so bereits in einzelne Bestandteile sich sondernden Gesamtvorstellungen $G_1\,(S^{-}A_1)$, $G_2\,(S^{-}A_2)$, $G_3\,(S^{-}A_3)$ . . . entspringen dann die neuen Begriffsformen unmittelbar durch die Gliederung jener. Aus G_1, G_2, G_3, . . . scheiden sich die Sätze $\widehat{SA}_1$, $\widehat{SA}_2$, $\widehat{SA}_3$, . . . aus; und während die Gegenstandsbegriffe zwar noch nicht in klarer begrifflicher Sonderung, was eben die Unterscheidung von den andern Begriffskategorien voraussetzen würde, wohl aber als Mittelpunkte einer durch wechselnde Gefühlsfärbung charakterisierten Vorstellungseinheit vor der Entstehung der Grundfunktion des diskursiven Denkens, des Satzes, möglich sind, ist die Bildung der Attributiv- und Prädikativbegriffe ohne diese Funktion der Gliederung undenkbar. Der mit ihr gegebene Übergang des fragmentarischen in das diskursive Denken (S. 444 f.) ist darum als der Geburtsmoment der Eigenschafts- und Zustandsbegriffe und in diesem Sinne des Ursprungs der Begriffskategorien überhaupt anzusehen.

Nun sind es aber auch bei den Eigenschaften und Zuständen, wie dies die Zeugnisse der Sprache beweisen, gewisse dominierende Elemente der Vorstellungen, welche die Wortassoziation bestimmen. Demnach läßt sich, wenn wir die Symbole δ, n usw. wieder in dem obigen Sinne anwenden, als das Substrat eines Eigenschafts- oder Zustandsbegriffs eine Reihe annehmen von der Form:

$$\delta\,(A_1\,.\,X_1)\quad \delta\,(A_2\,.\,X_2)\quad \delta\,(A_3\,.\,X_3)\quad \delta\,(A_4\,.\,X_4)\ \ldots$$

Auch hier kann der dominierende Bestandteil sowohl zu den konstanten wie zu den variabeln Elementen gehören, ja er kann in einzelnen Gliedern konstante, in andern variable Elemente enthalten. Der nächste Effekt dieser Reihenassoziation ist aber

ein doppelter; erstens wird eine Gegenstandsvorstellung δ (A . X), die zugleich zwischen den verschiedenen Gliedern wechseln kann, als stellvertretende apperzipiert; zweitens wird das dominierende Merkmal δ intensiver in der Apperzeption gehoben. Die erste dieser Wirkungen läßt sich aus der fortwährend vorhandenen Möglichkeit, von einer Gegenstandsvorstellung (A_1 . X_1) auf irgendeine andere ihr assoziierte (A_2 . X_2) überzugleiten, leicht begreifen. Dies verursacht jene unbestimmt fluktuierende Beschaffenheit der Vorstellungen, wie wir sie bei diesen Begriffsformen beobachten. Der zweite Erfolg, die stärkere Hebung von δ, wird durch die gleiche Bedingung herbeigeführt, indem bei allem Wechsel der sonstigen Elemente das die Assoziation vermittelnde δ relativ konstant bleibt. Zugleich hat jedoch δ wieder die Eigenschaft, daß es immer nur gebunden an bestimmte andere Elemente gegenständlicher Vorstellungen vorkommt, also isoliert niemals vorgestellt werden kann. Assoziiert sich nun weiterhin mit δ ein Wort n, so bleibt dieses ausschließlich dem Element δ selbst assoziiert, während die Gebilde (A_1 . X_1), (A_2 . X_2) usw. mit ihm immer nur in vorübergehende Verbindungen treten.

Diese Erscheinungen bieten außerdem insofern wichtige Unterschiede, als der Umstand, ob δ zu den relativ konstanten oder zu den variabeln Elementen der Gebilde (A . X) gehört, in diesem Fall einen wesentlichen Einfluß auf den Begriff und das ihn bezeichnende Wort ausübt. Gehört δ zu den relativ konstanten Elementen A, so ist es das, was wir eine Eigenschaft der Gegenstände der Reihe nennen. Gehört es zu den variabeln X, so entspricht es dem, was wir als einen Zustand unterscheiden. Demnach erhält das zugehörige n im ersten Fall eine Eigenschafts-, im zweiten eine Zustandsbedeutung. Dabei ist übrigens zu beachten, daß es sich bei der Entstehung des Eigenschaftsbegriffs wieder nur um eine relative Konstanz von δ handelt, da die Bildung des Begriffs und des ihm entsprechenden Wortes durch das zeitweise Fehlen von δ in einer Gruppe A ebensowenig gehindert wird, wie dadurch, daß δ in den einzelnen A in verschiedenen qualitativen oder intensiven Abstufungen vorkommt. Solange diese nicht so erheblich wechseln, daß sie

die von einer Vorstellung auf die andere ausgeübte Assimilationswirkung stören, ist die relative Konstanz von δ gewahrt. Anderseits bleibt bei der Zugehörigkeit von δ zur Reihe der variabeln Elemente *X* immer die Bedingung bestehen, daß die einzelnen δ innerhalb der verschiedenen Glieder X_1, X_2, X_3 ... zwar als zusammengehörige, dennoch aber als hinreichend verschiedene Variationen einer und derselben Vorstellung erscheinen, so daß ihre Verschiedenheit stets ebenso deutlich bleibt wie ihre wechselseitige Beziehung. Psychologisch findet dieses Verhältnis darin seinen Ausdruck, daß, wenn δ zu den konstanten Gruppen *A* gehört, unmittelbar die einzelnen Vorstellungen (*A* . *X*) sich wechselseitig assimilieren, während dagegen, wenn δ den variabeln Gruppen *X* zufällt, wegen der viel größeren Verschiedenheit derselben nur eine sukzessive Assoziation möglich ist. So kommt es, daß sich im ersten Fall die ganze Verbindung *n*δ (*A* . *X*) immer noch als eine verhältnismäßig stabile Vorstellung fixieren kann, wogegen im zweiten ein Wechsel der Vorstellungen entsteht, in welchem δ selbst innerhalb gewisser Grenzen variiert und nur *n* relativ fest bleibt, Unterschiede, die in der bestimmten Natur namentlich der konkreten Eigenschaftsbegriffe gegenüber den unbestimmteren Zustandsbegriffen sich ausprägen.

Von der Bildung der Gegenstandsbegriffe unterscheiden sich hiernach diese auf Reihenbildung beruhenden Begriffsentwicklungen in allen Fällen wesentlich dadurch, daß wegen des Wechsels aller übrigen Bestandteile der Gruppen (*A* . *X*) die dominierenden Elemente, die ursprünglich die Reihen zusammenhalten, eine weit größere Bedeutung gewinnen und zum Teil auch nach dem Hinzutritt der Wortbezeichnung *n* noch bewahren. Ganz besonders gilt dies für die erste Form der Reihenbildung, wo δ den konstanten Bestandteilen *A* angehört: also für die Bildung der Eigenschaftsbegriffe. Hat sich ein Gegenstandsbegriff nach dem einfachen Schema δ *n* (*A* . *X*) gebildet, so pflegt, wie schon bemerkt, δ, nachdem es sich mit *n* assoziiert hat, sehr bald wieder mit der ganzen Komplexion (*A* . *X*) zu verschmelzen. Es verliert also seinen dominierenden Charakter, und allmählich wird an seiner Stelle *n* dominierender

Bestandteil, wobei jedoch mit *n* immer der ganze Elementenkomplex ($A . X$) fest assoziiert ist. Dagegen bringen es jene Reihenbildungen, aus denen die Eigenschaftsbegriffe entspringen, notwendig mit sich, daß δ mit *n* verbunden bleibt, daher nun die Komplikation $n\,\delta$ als der dominierende Bestandteil beharrt, an den sich dann eben jene fluktuierende Vorstellungsreihe anschließt. So stellen wir uns bei dem Begriff *Geld* zunächst das Wort, dann aber wohl auch das Bild einzelner Geldstücke vor, an das der ursprünglich dominierende Bestandteil zuweilen noch deutlich geknüpft sein wird, nicht selten aber auch ganz verschwunden sein mag: letzteres z. B., wenn *pecunia* (Viehherde), ersteres, wenn ἀργύριον (Silber) das dominierende Element gewesen ist. In allen Fällen ist aber dieses Element selbst nicht mehr an das Wort *n*, sondern an das ganze begleitende Bild ($A . X$) gebunden. Bei dem Begriff *blau* dagegen denken wir stets gleichzeitig an das Wort und an die blaue Farbe; und diese ist dann außerdem immer noch an irgendeine zusammengesetzte, freilich äußerst unbestimmte und fließende Gegenstandsvorstellung, z. B. an den blauen Himmel oder an irgendeine sonstige blaue Fläche, gebunden.

Die Entstehungsweise der Komplikationen in den zwei Fällen, wo δ der konstanten Gruppe A oder der variabeln X angehört, bringt es nun ferner mit sich, daß dort, bei den Eigenschaftsbegriffen, die Verbindung $n\,\delta$ fester bleibt als hier, bei den Zustandsbegriffen. Bei diesen nimmt nämlich δ wegen der Zugehörigkeit zu X an der Fluktuation der Gruppen ($A . X$) selbst teil, nur daß die Variationen von δ in den einzelnen X_1, X_2, X_3 . . . gering genug bleiben, um jene sukzessive Assoziation der Vorstellungen ($A . X$), welche allein durch die Elemente δ zustande kommt, nicht zu zerstören. Darum sind nach einer leicht zu bestätigenden psychologischen Beobachtung die Vorstellungen sinnlicher Gegenstände die festesten. Schwankender sind schon die Eigenschaftsvorstellungen. Doch kann hier immer noch durch eine beharrliche Assoziation mit irgendeinem zugehörigen Gegenstand aus der Reihe ($A . X$) eine willkürliche Fixierung zustande kommen. Am unbestimmtesten sind die Zustandsvorstellungen, weil bei ihnen nicht bloß die Gruppe

$(A . X)$, sondern das ursprünglich herrschende Element δ selbst fluktuiert; daher es denn auch in diesem Fall leicht völlig verschwimmt. So sind denn diese am meisten geeignet, dem Wort n die dominierende Stellung zu lassen. Unter allen sinnlichen Vorstellungen sind deshalb die Zustandsvorstellungen den abstrakten Begriffen am nächsten verwandt: sie liegen gewissermaßen auf der Schwelle zu ihnen[1]).

Angesichts der Zeugnisse, die uns die Sprache für die genetischen Beziehungen der Wörter verschiedener Begriffskategorien bewahrt hat, würde es aber offenbar nicht zulässig sein, dieser Abhängigkeit aller Begriffe von der Vorstellung sinnlicher Gegenstände die Deutung zu geben, daß sich die Wortkategorien fortwährend in der entsprechenden Reihenfolge entwickeln müßten. Vielmehr macht es gerade die Rolle, die bei der Entstehung aller Begriffe den herrschenden Elementen zukommt, von vornherein wahrscheinlich, daß, sobald einmal überhaupt Begriffe der verschiedenen Kategorien existieren, je nach der Stufe des Denkens bald mehr die Gegenstände selbst in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, bald deren mannigfache Beziehungen und ihre Veränderungen die Ausbildung des Denkens und der Sprache bestimmen. Von dem Punkt an, wo verschiedene Begriffsformen nebeneinander entstanden sind, muß namentlich die Stellung, die das dominierende Element zu dem ganzen Inhalt $(A . X)$ einnimmt, dafür maßgebend werden, ob der Name eines Gegenstandes der Bezeichnung von Eigenschaften und Zuständen den Ursprung gibt, oder ob umgekehrt diese auf jenen übertragen, oder auch Wörter verschiedener Kategorie unabhängig voneinander gebildet werden. Da die Bildung des Elements n ein an die Apperzeption des herrschenden Vorstellungsbestandteils sich anschließender, aber immerhin sekundärer Vorgang ist, so ist es klar, daß auch die Verbindung $n\ \delta$ in verschiedenen Momenten erfolgen kann: entweder unmittelbar nachdem sich ein Gegenstandsbegriff $(A . X)$ gebildet hat, oder erst nachdem eine Reihen-

[1]) Diese überwiegende Bedeutung der Lautbestandteile der Wortkomplikationen für die Zustandsvorstellungen findet auch in den früher Kap. V, S. 554, berührten Erscheinungen bei der Abnahme des Wortgedächtnisses ihren Ausdruck.

bildung $\delta (A_1 . X_1)$, $\delta (A_2 . X_2)$, $\delta (A_3 . X_3) \ldots$ entstanden ist, wobei dann wiederum die Bedingungen für n verschieden sind, je nachdem δ zu den relativ konstanten oder zu den variabeln Elementen gehört. Endlich kann, falls die Verbindung $n\,\delta$ aus einer solchen Reihenbildung hervorgeht, n entweder als unmittelbarer lautlicher Ausdruck des zu ihm gehörigen δ, oder erst auf Grund einer Assoziation mit einer bereits vorhandenen Gegenstandsvorstellung $n\,\delta\ (A\,.\,X)$ mit dem gleichen dominierenden Element, oder es kann auf Grund einer andern, parallel gehenden Reihenbildung mit gleichem δ entstehen. Ganz dieser wechselvollen Möglichkeit entspricht es, daß wir schon bei den einfachsten Begriffen anscheinend primäre wie abgeleitete Benennungen vorfinden. Um so bezeichnender ist es für die psychologische Abhängigkeit der verschiedenen Vorstellungsformen, daß gerade da, wo die Bildung von Eigenschafts- oder Zustandsbenennungen verhältnismäßig neueren Ursprungs ist, eine Anlehnung an die Namen von Gegenständen besonders häufig vorkommt. Man denke z. B. an Farbenbezeichnungen, wie *violett*, *orange*, *purpur*, oder an gewisse moralische und ästhetische Eigenschaftswörter, wie *teuflisch*, *ehrsam*, *grausam*, *freudig*, *leidvoll* usw., ferner an Verba, wie *tagen*, *nächtigen*, *köpfen*, *enthaupten*, *knospen*, *zahnen* u. dgl. Man empfindet bei diesen Ableitungen im Grunde nur deutlicher das bei allen Begriffen obwaltende Verhältnis der Abhängigkeit der Begriffe von vorgestellten Gegenständen.

5. Bildung abstrakter Begriffe.

Die Entstehung der Eigenschaftsbegriffe ist der erste, die der Zustandsbegriffe ein zweiter Schritt auf dem Wege der Entwicklung abstrakter Begriffe. Die Eigenschaft ist abstrakter als der Gegenstand, weil die konkrete Vorstellung, an die sie jedesmal gebunden wird, unbestimmt bleibt. Der Zustand ist wieder abstrakter als die Eigenschaft, weil bei ihm sowohl der Gegenstand selbst, wie die Summe der ihm in einem gegebenen Augenblick zukommenden Eigenschaften nur durch die Beziehung zu seinem Verhalten in andern Momenten bestimmt ist.

In der Tat pflegt daher die Logik schon die Bildung des Eigenschaftsbegriffs als eine „Abstraktion“ von den übrigen Eigenschaften, die Bildung des Zustandsbegriffs als eine solche von den gesamten übrigen Eigenschaften und Zuständen des Gegenstandes zu betrachten. Auch ist dagegen vom logischen Standpunkt aus nichts einzuwenden. Wohl aber beruht es auf einer Vermengung der Tatsachen mit ihrer logischen Interpretation, wenn ein solches Abstrahieren und Isolieren für eine Schilderung der psychologischen Natur der Begriffsbildung angesehen wird. Dies ergibt sich schon daraus, daß jene Abstraktion zwar logisch gefordert, und daß diese Forderung für bestimmte Zwecke des logischen und wissenschaftlichen Denkens als erfüllt angenommen werden kann, daß sie aber in unserem Bewußtsein niemals erfüllbar ist. Nun hat es die Psychologie nur mit den in der Erfahrung gegebenen Tatsachen des Bewußtseins zu tun, nicht mit logischen Postulaten. Aufgabe der Psychologie kann es darum nur sein, über den Tatbestand Rechenschaft zu geben, der diesen an und für sich in der Erfahrung niemals erfüllbaren Forderungen zugrunde liegt. Hierbei sind, als die beiden Hauptstufen solcher Begriffspostulate, die Gattungs- und die Beziehungsbegriffe zu unterscheiden.

Gattungsbegriffe entstehen offenbar dann, wenn sich der nämliche psychische Vorgang, der zur Bildung von Eigenschaftsbegriffen und ihren Benennungen geführt hat, auf die ursprünglichen konkreten Gegenstandsbegriffe selbst überträgt. Jeder konkrete Gegenstandsbegriff entspricht nämlich zunächst einem einzelnen sinnlichen Gegenstand, der, wie oben bemerkt, in der Apperzeption die Form $\delta\,(A\,.\,X)$ annimmt, d. h. aus einer unbestimmten Menge konstanter und variabler Elemente besteht, über die sich ein Element durch bevorzugte Apperzeption als das dominierende erhebt. Sobald ein solches Gebilde entweder in Teilvorstellungen zerlegt oder selbst als Teil einer zusammengesetzteren Gesamtvorstellung gedacht wird, so übernimmt es damit die Funktion eines Begriffs: es bildet einen einheitlichen Gedankeninhalt, der zu andern, ähnlichen Inhalten in eine Beziehung gesetzt ist, die sich, wenn sie in der Sprache zum Ausdruck kommt, zu einem

Satze gestaltet. Dieser sprachliche Ausdruck ist aber daran gebunden, daß sich mit dem dominierenden Element δ ein ihm entsprechendes Lautgebilde n verbindet. Denn nun erst ist der Festhaltung des Begriffs das fortwährende Wandern und Fließen der Vorstellungselemente nicht mehr hinderlich, und wenn infolge dieser Vorgänge δ unter den übrigen Elementen der Vorstellung $(A \,.\, X)$ wieder verschwindet, so kann nun n als das allein dominierende erhalten bleiben: damit ist der Punkt erreicht, wo die ursprüngliche Beziehung zwischen Laut und Bedeutung erlischt, und wo um so mehr das Wort infolge der Veränderungen, welche die Verbindung $(A \,.\, X)$ erfährt, dem Bedeutungswandel zugänglich wird. Auf diesen sind aber, gerade so wie auf die ursprüngliche Wortbildung und Wortbedeutung, die jeweils dominierenden Elemente von Einfluß. Indem das Gesetz der Enge der Apperzeption fortwirkt, können solche Elemente, auch nachdem sich das Wort als der feste Punkt der Begriffsbildung ausgeschieden hat, niemals ganz verschwinden, sondern sie werden nur in der Komplikation $n\,\delta$ relativ variablere Bestandteile, die nun dem unveränderlich bleibenden Worte n gegenüber wesentlich den Bedeutungswandel dieses letzteren vermitteln helfen. Dieser spielt sich so als ein Vorgang ab, bei welchem nacheinander die Komplexe $n\delta_1$, $n\delta_2$, $n\delta_3$ . . . mit Vorstellungen $(A_1 \,.\, X_1)$, $(A_2 \,.\, X_2)$, $(A_3 \,.\, X_3)$ . . . verbunden sind. Ein solcher Prozeß liegt schon jenen Reihenbildungen zugrunde, aus denen die Eigenschafts- und Zustandsbegriffe hervorgehen. Indem hier die Elemente δ eine selbständigere Stellung in der Komplexion der Merkmale eines Gegenstandes gewinnen, wirkt dies nun auf die Gegenstandsvorstellung selber zurück. Die nächste und einfachste Wirkung geht dabei von jenen Assoziationen aus, die sich zwischen einer Reihe verschiedener Gegenstandsvorstellungen mit annähernd konstantem δ bilden. Wie eine solche Reihe das Substrat des Eigenschaftsbegriffs, so ist sie daher gleichzeitig das des Gattungsbegriffs. Der Unterschied beider besteht nur darin, daß bei dem ersteren δ als ein relativ konstanter dominierender Bestandteil im Vordergrund des Bewußtseins bleibt, indes die sämtlichen andern, die gegenständliche Vorstellung zusammensetzenden Elemente $(A \,.\, X)$ in

einem fortwährenden Flusse begriffen sind. Wird dagegen die Reihe $n\delta\,(A_1 . X_1)$ $n\delta\,(A_2 . X_2)$ $n\delta\,(A_3 . X_3)$ . . . zum Substrat eines Gattungsbegriffs, so sind die Komplexionen $(A . X)$ von festerer Beschaffenheit, während das Element δ fließender ist und daher leichter durch das Wort n abgelöst werden kann. Dieser Unterschied ist selbst wieder dadurch bedingt, daß die Reihenbildungen $(A_1 . X_1)$ $(A_2 . X_2)$ $(A_3 . X_3)$ . . . in beiden Fällen ein wesentlich abweichendes Verhältnis der einzelnen Glieder darbieten. Die Eigenschaftsbegriffe gehen nämlich aus Reihen hervor, die sehr disparate, eventuell nur durch das dominierende Element δ assoziativ verbundene Glieder enthalten. Die Gattungsbegriffe schließen dagegen lauter Glieder ein, die außer δ noch zahlreiche andere Elemente gemein haben. Dies ist zugleich der Grund, weshalb im ersten Falle δ fortan viel fester an n gebunden bleibt, während es bei der Bildung der Gattungsbegriffe sehr leicht in die Verbindung der übrigen dunkleren Elemente $(A . X)$ zurücktritt. Bei den Gattungsbegriffen bildet daher viel häufiger das Wort allein den deutlich erkennbaren Vorstellungsinhalt des Bewußtseins als bei den Eigenschaftsbegriffen. Die Wörter *rot*, *grün* usw. kann ich nicht aussprechen, ohne die Farbe als eine bestimmt gestaltete farbige Fläche mitzuempfinden. Bei Wörtern wie *Mensch*, *Tier*, *Baum*, *Stein* u. dgl. fehlt zwar nicht ganz die begleitende Einzelvorstellung, diese ist aber äußerst flüchtig und unbestimmt.

Ähnlich wie den Eigenschafts- die Gattungsbegriffe, so stehen nun in ihrer psychologischen Genese den Zustands- die Beziehungsbegriffe nahe. Besteht die wesentliche psychologische Eigentümlichkeit der Zustandsbegriffe darin, daß sie aus Vorstellungsreihen hervorgehen, deren dominierende Elemente den variablen Bestandteilen X der Glieder $(A . X)$ zugehören, so ist die Grundlage eines Beziehungsbegriffs dann gegeben, wenn zunächst je zwei verschiedene dominierende Elemente einer Gegenstandsvorstellung $(A . X)$ in den Verbindungen $\delta_1\,(A . X)$ und $\delta_2\,(A . X)$ vorgestellt werden, also wegen der Verschiedenheit der Elemente δ als zwei Vorstellungen auftreten. Werden diese beiden Vorstellungen wegen der im allgemeinen bestehenden Übereinstimmung der gegenständlichen Elemente

$(A \,.\, X)$ mit einem einzigen Lautgebilde n verbunden, so ist dieses demnach weder dem Gegenstand noch einem Zustand desselben, sondern zwei Zuständen assoziiert, die als verschiedene des nämlichen Gegenstandes nicht zusammen vorkommen können. In dieser Verbindung, die wir symbolisch durch das Schema $n\delta_1/\delta_2(A \,.\, X)$ darstellen können, kommt demnach in den herrschenden Elementen ein Verhältnis von Vorstellungen zum Ausdruck, während die zugrunde liegende Vorstellung selbst gleichwohl als eine Einheit aufgefaßt wird. Nun ist das Verhältnis zweier dominierender Elemente, die nicht gleichzeitig Elemente derselben Vorstellung sein können, nur sukzessiv vorstellbar. Das mit beiden zeitlich getrennten Vorstellungsakten verbundene n dagegen kann trotzdem in einem Akt gedacht werden. Demnach hat hier das Wort n im höchsten Maße die Tendenz, an Stelle der schon wegen der Verschiedenheit der Elemente δ_1, δ_2 unbestimmt fluktuierenden Vorstellungen $(A \,.\, X)$ allein zum herrschenden zu werden.

Die einfachsten Formen solcher Beziehungsbegriffe, die Ausgangspunkte aller verwickelteren und allgemeineren dieser Art sind, begegnen uns in der Form konkreter Beziehungsbegriffe. Diese entstehen in jeder der drei Kategorien und ebenso im Gebiet der allgemeinen Beziehungsformen: als Gegenstandsbegriffe z. B. in *Vater* und *Mutter*, *Vater* und *Sohn*, *Bruder* und *Schwester*, *Berg* und *Tal*, *Land* und *Meer* usw.; als Eigenschaftsbegriffe in *groß* und *klein*, *hoch* und *tief*, *schnell* und *langsam*; als Zustandsbegriffe in *gehen* und *stehen*, *tun* und *leiden*, *lieben* und *hassen*; endlich als allgemeine Beziehungsformen in *auf* und *ab*, *her* und *hin*, *mit* und *ohne* u. a. Indem sich dann weiterhin mit den so entstandenen Bildungen andere, namentlich Gattungsbegriffe verschiedener Stufen, durchkreuzen, gewinnen die Formen der Beziehungsbegriffe selbst immer allgemeinere Bedeutungen. Zugleich unterstützt hier wieder die Verdunkelung der ursprünglich herrschenden Elemente die Entstehung von Gebilden, die nur noch an dem bezeichnenden Wort ihr unmittelbar vorstellbares Substrat haben. Die allgemeinen Beziehungsbegriffe sind daher die im eminenten Sinn abstrakten Begriffe, insofern wir psychologisch unter diesen nur solche verstehen

können, denen irgendeine repräsentative Vorstellung von adäquater Beschaffenheit nicht mehr entspricht. Abstrakte Begriffe dieser Art sind demnach Begriffe, deren wesentliches Vorstellungssubstrat nur noch in dem Worte besteht.

Der geschilderte Übergang zu abstrakteren Begriffsformen ist nun zugleich mit einer stetigen Verschiebung der Kategorien in dem Sinne verbunden, daß die Begriffe mehr und mehr die Form der Gegenstandsbegriffe annehmen. Während die konkreten Beziehungsbegriffe, mit denen diese Entwicklung beginnt, zu einem großen Teil Eigenschaften und Zustände bedeuten, entwickeln sich die abstraktesten Begriffe zu korrelativen Gegenstandsbegriffen, die, als reine Denkobjekte, ihre begriffliche Bedeutung erst durch die mannigfachen Beziehungen des Denkens empfangen, die das sie vertretende Wortsymbol in uns anregt. Hierher gehören Begriffe wie *Grund* und *Folge*, *Ursache* und *Wirkung*, *Mittel* und *Zweck*, *Substanz* und *Akzidens*, *Sein* und *Nichtsein*, *Wesen* und *Erscheinung*, *Tugend* und *Laster* und andere mehr. Der weite Abstand, der diese abstrakten Beziehungsbegriffe von der konkreten Wirklichkeit trennt, gibt sich nicht bloß daran zu erkennen, daß bei ihnen das Wort als alleinige repräsentative Vorstellung zurückbleibt, sondern besonders auch daran, daß sie bei ihrer Anwendung auf die Tatsachen der Wirklichkeit immer in eine Menge konkreter Begriffe zerfallen, so daß sie diesen gegenüber logisch die Rolle zusammenfassender und abkürzender Symbole übernehmen. Die fortschreitende Umwandlung der andern Begriffsformen in solche abstrakte Gegenstandsbegriffe führt zugleich für das wissenschaftliche Denken den wichtigen Erfolg mit sich, daß nunmehr die allgemeingültigen Aussagen die Form von „Relationsurteilen" annehmen können, deren beide Hauptbegriffe, Subjekt und Prädikat, eben weil sie von der gleichen Kategorie der Gegenstandsbegriffe sind, stets in ein exaktes Verhältnis zueinander gebracht werden können[1]).

Die Sprache begleitet diese Entwicklung der Denkfunktionen mit Vorgängen korrelativen wie selbständigen Bedeutungs-

[1]) Über diese logische Bedeutung der kategorialen Verwandlung der Begriffe vgl. Logik,[3] I, S. 120ff., 182ff.

wandels, unter denen der erstere namentlich die kategoriale Verschiebung der Begriffe, der zweite die besondere Entwicklung der einzelnen Begriffsinhalte vermittelt. Während unter den drei ursprünglichen Kategorien die der Gegenstände das früheste, konkreteste Denken repräsentiert, entfernen sich die Eigenschafts- und noch mehr die Zustandsbegriffe schon von der unmittelbaren Wirklichkeit, und bei der Bildung der Gattungsbegriffe nimmt diese Abweichung immer mehr zu, um endlich bei den wiederum der Klasse der Gegenstandsbegriffe angehörenden abstrakten Beziehungsausdrücken ihre äußerste Grenze zu erreichen. Im Gebiet dieser sekundären Begriffsbildung ist daher, im Gegensatze zur primären, der Gegenstandsbegriff stets abstrakter als der aus dem gleichen Wortstamm gebildete Eigenschafts- oder Zustandsbegriff. So sind die *Bläue*, die *Größe*, das *Gute* oder die *Güte*, die *Stärke*, die *Härte* usw. abstrakter als *blau*, *groß*, *gut*, *stark*, *hart*. Die Umwandlung in den Gegenstandsbegriff hindert uns, die Eigenschaft an ein konkreteres Objekt gebunden zu denken, was bei den zugehörigen Eigenschaftswörtern ohne weiteres geschehen kann. Ebenso sind das *Leben*, das *Wissen*, die *Bewegung*, der *Lauf* u. a. abstrakter als *leben*, *wissen*, *bewegen*, *laufen*. Wenn wir das eine Mal vom *Lauf* der Ereignisse reden, das andere Mal die Ereignisse *laufen* lassen, so berührt uns darum die letztere Redeweise sinnlich anschaulicher. Eine weitere Erhebung in die Region des Abstrakten tritt dann nicht selten noch dadurch ein, daß gewisse in ihrer ursprünglichen Form sinnliche oder dem Sinnlichen näherstehende Wörter mit Beziehungsformen, z. B. mit präfigierten Elementen, verschmelzen, wie im Lateinischen mit *con-*, *ab-*, *in-*, *ex-*, im Deutschen mit *be-*, *er-*, *ver-*, *ge-* usw. Wenngleich diese Elemente ursprünglich selbst eine konkrete räumliche Bedeutung besaßen, so haben sie doch diese in der lebendigen Sprache durchweg verloren. Daß das *be-* in *begreifen* ein *umgreifen* (*be* aus *umbe*), das *er-* in *erwägen* ein *auswägen* (*er-* aus *ur-* „*aus*“), das *ge-* in *Gewissen* ein *Mitwissen* (*ge-* urverwandt mit lat. *con-*) bezeichne, ist völlig unserem Bewußtsein entschwunden. Aber dieses Verblassen der sinnlichen Bedeutung hat nun auf das Wort selbst herübergewirkt. Das Präfix, das nur noch eine unbestimmte Modifikation des

Sinnes ausdrückte, hat das Wort, zu dem es hinzutrat, überhaupt aus seiner sinnlichen Sphäre weiter entfernt, — im Gegensatze zu der ursprünglichen Wirkung, die, solange das Präfix selbst seine konkrete Bedeutung bewahrt hatte, nur in einer Verstärkung dieses sinnlichen Eindrucks bestehen konnte. Solange *begreifen* noch als *umgreifen* verstanden wurde, bot es ein lebendigeres Bild als das unbestimmtere *greifen*. Jetzt ist umgekehrt *begreifen* abstrakter geworden als *greifen*, und *Begriff* infolge des Überganges in den sekundären Gegenstandsbegriff abermals abstrakter als *begreifen*. So ist auch der *Verlauf* abstrakter als der *Lauf*, das *Betragen* als das *Tragen*, die *Gewohnheit* als das *Wohnen*, das *erwägen* als das *wägen*, das *verstehen* als das *stehen*, das *vorstellen* als das *stellen* usw.

Wichtiger als diese korrelativen Begriffsänderungen sind jedoch für das Studium der Prozesse, aus denen sich die Entwicklung der Begriffe zusammensetzt, die Erscheinungen des selbständigen Bedeutungswandels. Bei den korrelativen Veränderungen, in deren Gebiet die kategoriale Verschiebung der Begriffe gehört, stehen Wortänderung und Begriffsänderung in Wechselwirkung: der Wandel des Begriffs verändert das Wort, und die Umbildung des Wortes modifiziert den Begriff. Der selbständige Bedeutungswandel dagegen besteht nur noch in solchen Umwandlungen des begrifflichen Inhalts, die durch die Eigenschaften des Inhalts selbst und die auf ihn einwirkenden Einflüsse verursacht werden. Unter diesen Veränderungen sind die des regulären Bedeutungswandels die hauptsächlichsten Hilfsprozesse der allgemeinen Begriffsentwicklung, während der singuläre mehr in einzelnen Fällen und für besondere Begriffsgebiete ergänzend eingreift.

IV. Regulärer Bedeutungswandel.

1. Begriff und Hauptformen des regulären Bedeutungswandels.

Als das wesentliche Kriterium des regulären Bedeutungswandels wurde oben (S. 469) dieses hervorgehoben, daß er alle jene Veränderungen der Wortbedeutungen in sich schließt, welche durch die innerhalb einer Sprachgemeinschaft allgemeingültig

auftretenden allmählichen Veränderungen der Apperzeption erfolgen. Hierin liegt eingeschlossen, daß die einzelnen Vorgänge in diesem Falle nicht auf individuelle Willkür zurückzuführen sind, und daß sie im allgemeinen einen stetigen Verlauf zeigen. Dabei bleibt freilich zu beachten, daß individuelle und generelle Einflüsse auch hier nicht als absolut disparate Ursachen einander gegenüberstehen, sondern daß das Generelle immer nur eine Wirkung bezeichnet, die unter den gegebenen Bedingungen in unbestimmt vielen Individuen hervortreten kann. Ähnlich ist die Stetigkeit des Verlaufs nicht in jenem mathematischen Sinne zu nehmen, in welchem stetige und diskrete Größen qualitativ unvergleichbar bleiben; sondern die stetige Veränderung bezeichnet eigentlich nur eine solche, bei der jeder neue Zustand mit dem zunächst vorausgegangenen durch eine unmittelbar erkennbare Bedeutungsverwandtschaft zusammenhängt, so daß während einer Reihe regulärer Bedeutungsänderungen eine innere Beziehung zwischen den aus einem Grundbegriff erwachsenen abgeleiteten Bedeutungen besteht. Die wirklichen Veränderungen sind darum auch hier unstetige Vorgänge, und der ganze Verlauf gewinnt nur dadurch einen stetigen Charakter, daß bei jedem Eintritt eines neuen, das Ganze der Bedeutung verändernden Momentes die kontinuierliche Verbindung des Begriffs mit den vorangegangenen Stufen seiner Entwicklung erhalten bleibt.

Die einzelnen Apperzeptionsakte, die einen solchen aus der allmählichen Differenzierung und Spaltung eines Begriffs bestehenden regulären Bedeutungswandel zusammensetzen, sind nun stets von bestimmten Assoziationen abhängig. Zugleich sind sie aber von den allgemeinsten Eigenschaften der Apperzeption selbst bestimmt, vor allen von denjenigen, die wir oben als die Einheit und die Enge derselben bezeichnet haben (S. 507). Diese Verhältnisse bringen es mit sich, daß der reguläre Bedeutungswandel in formaler Beziehung an jene Konstitution der Begriffe gebunden ist, die in dem Hervortreten dominierender Bestandteile, in der Sonderung relativ konstanter und variabler Elemente sowie in den Beziehungen dieser zueinander sich ausspricht (S. 509 ff.). Für die materielle Beschaffenheit der Er-

scheinungen dagegen sind naturgemäß die Assoziationsprozesse entscheidend, durch die nicht nur die mannigfachen Verbindungen der Elemente entstehen, auf denen die Konstitution eines Begriffs beruht, sondern die auch durch den Wechsel ihrer Bedingungen Veränderungen dieser Elemente herbeiführen. Hier nun besteht das entscheidende Merkmal des regulären Bedeutungswandels darin, daß zwar auch bei ihm, wie bei allen zusammengesetzteren psychischen Entwicklungen, die sukzessive Assoziation verschiedentlich in den Verlauf der Prozesse eingreifen kann, daß aber die wesentliche Rolle den simultanen Assoziationen zukommt: der Assimilation, die zwischen Eindrucks- und Erinnerungselementen des gleichen Sinnesgebiets sich abspielt, und der Komplikation, die in einer Assoziation von Empfindungselementen verschiedener Sinnesgebiete besteht.

Als Grundformen des regulären Bedeutungswandels ergeben sich demnach zunächst zwei, die wir als „Bedeutungswandel durch assimilierende Apperzeption" und als „Bedeutungswandel durch simultane Komplikationen" oder, um uns kürzerer Ausdrücke zu bedienen, als assimilativen und komplikativen Bedeutungswandel unterscheiden können. Neben jenen auf gewisse Grundformen der Assoziation zurückgehenden Hauptbedingungen machen sich aber vielfach noch Nebenbedingungen geltend. Dahin gehören in erster Linie Gefühlswirkungen, die durch die Richtung, die sie der Assoziation geben, den Bedeutungswandel bestimmen. Sodann hat auf den Verlauf der Prozesse die Verdichtung der Bedeutungen nicht selten einen maßgebenden Einfluß. Im Gegensatze zu der Gefühlswirkung, die dem Stadium der Assoziation selbst angehört, ist diese Verdichtung ein Ergebnis, das oft wiederholten Wortassoziationen gleicher Richtung nachfolgt. Es äußert sich darin, daß ein Wort durch andere Wörter, die häufig mit ihm assoziiert waren, in seiner Bedeutung verändert wird. Wir können diesen Vorgang eine assoziative Verdichtung nennen, weil bei ihm ein ursprünglich gegebener Begriff Nebenbegriffe, die mit ihm oft assoziiert wurden, allmählich unter seine eigenen Elemente aufnimmt.

2. Assimilativer Bedeutungswandel.

Die assimilative Form des Bedeutungswandels ist diejenige, die durch die allgemeinen Bedingungen der Apperzeption überall zuerst nahegelegt wird. Bei der Apperzeption eines Gegenstandes werden, wie die Vorgänge der Sinneswahrnehmung, des sinnlichen Erkennens und Wiedererkennens auf Schritt und Tritt zeigen, stets Elemente reproduziert, die aus früher erlebten Wahrnehmungen als Anlagen in uns bereit liegen, und zwischen denen und dem neu apperzipierten Eindruck eine wechselseitige Assimilation stattfindet. Als Resultat ergibt sich so, daß die neu apperzipierte Vorstellung aus direkten und reproduktiven Elementen zusammengesetzt ist, die auf das innigste miteinander verschmelzen, und daß die neue Wahrnehmung auf eine frühere oder auf eine Reihe früherer Vorstellungen unter Beteiligung eines bestimmten Gefühlseffekts, des sogenannten „Bekanntheitsgefühls“, bezogen wird. In Wahrheit ist übrigens dieses Gefühl keineswegs ein spezifisches oder gar bei verschiedenen reproduzierten Vorstellungen gleichförmig wiederkehrendes, sondern es besteht lediglich in dem Gefühlston, der einer bestimmten Vorstellung anhaftet, und an dem sie daher bei ihrer Wiederkehr als die nämliche wiedererkannt wird. Spielen sich nun diese Vorgänge bei jenen Vorstellungsgebilden ab, die in dem oben (S. 498) erörterten Sinn als Repräsentanten von Begriffen in unserem Bewußtsein vorkommen und die allgemeine Eigenschaft der Begriffskomplexe zeigen, mit einer Wortvorstellung von dominierendem Werte verbunden zu sein, so geht der geschilderte Assimilationsprozeß von selbst in das Grundphänomen des assimilativen Bedeutungswandels über. Aus der Mischung neuer und reproduktiver Elemente von übereinstimmender und verschiedener Qualität assoziieren sich die übereinstimmenden mit der Wortvorstellung. Indem aber der gesamte übrige Inhalt auf diesen einen Bestandteil bezogen und daher als das aufgefaßt wird, was das konstant bleibende Wort bedeutet, erscheint im Wechsel der Assimilationen der Bedeutungsinhalt des Wortes als ein veränderliches Vorstellungsgebilde. Soll diese Veränderung zu einem eigentlichen Bedeutungswandel werden, so ist nur

noch erforderlich, daß neben den übereinstimmenden auch die abweichenden Elemente der Vorstellungen deutlich genug hervortreten, ein Ereignis, das in den bei den Assimilationen der Sinneswahrnehmung vorkommenden Erscheinungen, die zwischen „Wiedererkennung" und „Erinnerung" mitteninne stehen, sein einfaches Vorbild hat[1]).

Die allgemeine Bedingung des assimilativen Bedeutungswandels besteht hiernach darin, daß bei der Apperzeption eines Vorstellungsinhalts übereinstimmende Elemente eines andern von gleicher Begriffskategorie eine assimilierende Wirkung auf die neue Vorstellung ausüben, worauf sich dann an diese assimilativ wirkenden Elemente das mit ihnen fest assoziierte Wort anschließt. Betrachtet man den Vorgang unter dem Gesichtspunkt der veränderten Anwendung des assoziierten Wortes, so erscheint er daher als Bedeutungswandel; betrachtet man ihn unter dem Gesichtspunkt der Veränderung der übrigen Vorstellungsinhalte, so erscheint er als Begriffsübertragung. Hierbei sind zugleich zwei Hauptfälle möglich, deren Verhältnis am einfachsten ersichtlich wird, wenn wir uns wieder symbolischer Ausdrücke für die Konstitution der Begriffe bedienen. Nur sollen der Einfachheit wegen für den allgemeinen Inhalt eines Begriffs statt der oben (S. 516) gebrauchten zusammengesetzten Ausdrücke $(A . X)$, $(A_1 . X_1)$ ... einfache Buchstabensymbole A, A_1, B, B_1 usw. verwendet werden. Doch muß man sich bei diesen stets erinnern, daß die so bezeichneten Vorstellungen veränderliche Vorgänge, nicht bleibende Objekte sind, und daß sie sich stets aus relativ konstanten und aus variabeln Bestandteilen zusammensetzen, wie das der vollständige Ausdruck $(A . X)$ andeutet. Damit nun die Komplexion $n \delta A$, in der wie oben δ das dominierende Merkmal und n die Wortvorstellung bezeichnet, einen Bedeutungswandel erfahre, muß n konstant bleiben, während sich δA verändert. Dabei ist als Bedingung dieser Veränderung nur die festzuhalten, daß irgendwelche Elemente zugleich unverändert bleiben. Diese Be-

[1]) Über den allgemeinen Charakter der Wiedererkennungs- und Erinnerungsvorgänge vgl. Physiologische Psychologie,[6] III, S. 510 ff., Grundriß der Psychologie,[14] S. 288 ff.

dingung kann aber in doppelter Weise erfüllt sein: entweder, und dies ist der einfachste Fall, kann δ konstant bleiben, während die übrige Vorstellung A wechselt; oder es können irgendwelche von den in A enthaltenen Elementen konstant bleiben, während sich die andern, und mit ihnen auch das dominierende δ, verändern. Diese beiden Hauptfälle können wir demnach als assimilativen Bedeutungswandel mit konstant bleibender und als solchen mit wechselnder dominierender Vorstellung bezeichnen.

a. Bedeutungswandel mit konstanter dominierender Vorstellung.

Hier lassen sich die beiden Begriffe, die als die Glieder eines einfachen Bedeutungswandels vorkommen, symbolisch ausdrücken durch die Formeln

$$n\,\delta\,A \;—\; n\,\delta\,A_1,$$

wobei die komplexen Werte A und A_1 irgendwelche Vorstellungselemente miteinander gemein haben können, und außerdem die Verbindungsweise der Elemente variieren kann. Es ist klar, daß die psychologischen Bedingungen zu dieser Form des Bedeutungswandels die einfachsten sind. Ist doch das Wort n ursprünglich stets als ein adäquater Ausdruck des dominierenden Merkmals δ entstanden. Mag daher irgendein anderer Vorstellungskomplex noch so abweichend von dem ursprünglichen sein: solange ihm nur das nämliche δ zukommt, wird das gleiche Wort n als angemessen dem Begriff aufgefaßt. Dies gilt auch noch dann, wenn jene erste dominierende Vorstellung, die das Wort entstehen ließ, verschwunden und eine andere für sie eingetreten ist. Was ursprünglich durch die natürliche Verbindung zwischen Laut und Bedeutung bewirkt worden war, das leistet nun die Assoziation zwischen Wort und Vorstellung; und in dieser Vorstellung ist es wieder irgendein, möglicherweise höchst sekundärer, dominierender Bestandteil, an den das Wort fester als an die übrigen gebunden ist, und der nach dem oben gegebenen Schema die Übertragung von einem Begriff auf einen andern mit dem gleichen dominierenden Elemente vermittelt.

Der Einfachheit der psychischen Vorgänge, die diesem Bedeutungswandel zugrunde liegen, entspricht es, daß die Begriffsübertragungen, die er erzeugt, in der Regel von Objekten ausgehen, die der Anschauung naheliegen und immer gegenwärtig sind, um dann auf entferntere, später entstandene überzugehen. So sind es in erster Linie die Teile des eigenen Leibes, deren Namen auf äußere Natur- oder Kunstgegenstände von ähnlicher Form oder Lage übertragen werden. Wir reden vom *Fuß* eines Berges oder Turmes, von den *Armen* eines Flusses, vom *Hals* einer Flasche, von den *Füßen* und *Beinen* der Tische, Stühle und anderer Geräte, oder in Zusammensetzungen von einem *Mohnkopf*, *Krautkopf*, *Brückenkopf*, *Kehlkopf*, von der *Mündung* einer Kanone, eines Flusses, von einer *Ader* im Gestein, von der *Zunge* der Wage usw. Das *sitzen*, *liegen*, *stehen*, *gehen*, ursprünglich Lage- und Zustandsbestimmungen des menschlichen und tierischen Körpers, sind in allen Sprachen auf beliebige Objekte übertragen worden: der Wagen *geht*, der Fluß *läuft*, eine Stadt *liegt*, die Blätter und Früchte *sitzen* auf Zweigen. Ebenso gehen die Namen, die wir Gegenständen beilegen, auf andere von ähnlicher Form über: der *Hut* auf den *Fingerhut* und das *Zündhütchen*, das *Horn* des Ochsen auf das ihm ähnlich gewundene Blasinstrument, der *Himmel* in Wörtern wie *Thronhimmel*, *Himmelbett* auf andere gewölbte Bedeckungen über dem Haupte und in manchen Sprachen auf die gewölbte Gestalt des menschlichen Gaumens (οὐρανίσκος, ital. *cielo della bocca*), oder die Assoziation mit dem Gewölbe eines Palastes wirkt im gleichen Sinne (franz. *palais* = „palais de la bouche“)[1]).

Man wendet auf die Erscheinungen eine ihnen selbst völlig fern liegende Betrachtungsweise an, wenn man in diesen Übertragungen „Metaphern“ erblickt. Der einzige Punkt, in welchem eine Übereinstimmung mit der wirklichen Metapher gesucht werden könnte, ist der, daß die eine Bedeutung früher war als

[1]) Dabei handelt es sich aber im letzteren Falle wahrscheinlich nicht, wie bei dem Griechischen, dem Italienischen und dem noch in andern romanischen Sprachen dem Himmel entlehnten Wort, um eine einfache assimilative Übertragung, sondern es hat wohl auch noch die Lautassoziation mit lat. *palatum* und *palatium* eingewirkt. Vgl. Diez, Etymol. Wörterb.[5], S. 653.

die andere. Im übrigen erscheinen aber bei diesem assimilativen Bedeutungswandel die ursprüngliche und die übertragene Bedeutung beide als unmittelbar kennzeichnende, so daß die Übertragung an sich ebensogut in der umgekehrten Richtung hätte stattfinden können. So bildet der Thronhimmel oder der Gaumen im Munde gerade so gut eine gewölbte Decke wie der wirkliche Himmel, die Füße und Beine eines Tisches tragen diesen ebenso, wie der Mensch von seinen Füßen und Beinen getragen wird. Da ferner die Benennung überall aus der Apperzeption eines solchen dominierenden Merkmals hervorgeht, so haben wir gar keinen Grund anzunehmen, daß hier irgendein Akt der Vergleichung übereinstimmender und widerstreitender Merkmale im Spiele sei, wie die willkürliche Übertragung ihn voraussetzen würde. Vielmehr hat offenbar die an dem neuen Gegenstand hervortretende Eigenschaft unmittelbar eine Assimilation ausgelöst, durch die sich der Gegenstand mit der dominierenden Eigenschaft und infolgedessen auch mit dem an diese gebundenen Namen eines andern bereits geläufigen Gegenstandes assoziierte. Für das Bewußtsein desjenigen, der zum erstenmal einem toten äußeren Objekt Beine und Füße zusprach, waren diese Teile wirkliche Beine und Füße, natürlich verschieden von denen des Menschen und der Tiere, aber im wesentlichen doch nicht verschiedener, als es die gleichen Teile bei verschiedenen lebenden Geschöpfen auch sind: das herrschende Merkmal wurde von ihm als das *gleiche* apperzipiert. Ebenso bestand in dem Bewußtsein dessen, der zum erstenmal den Wagen gehen, den Fluß laufen und den Baum stehen ließ, zwischen den so benannten Zuständen dieser Objekte und den entsprechenden von Menschen und Tieren kein Unterschied. Hierin verraten sich eben diese Erscheinungen als Assimilationswirkungen, die von den dominierenden Begriffselementen ausgehen, und bei denen diese selbst unverändert bleiben, während die übrigen Begriffsinhalte wechseln.

b. Bedeutungswandel mit wechselnder dominierender Vorstellung.

Verwickeltere und zugleich mannigfaltigere Erscheinungen bietet die zweite Hauptform des assimilativen Bedeutungs-

wandels. Da hier die dominierenden Elemente vor und nach diesem verschiedene sind, so können die beiden zusammengehörigen Begriffe, der ursprüngliche und der, auf den die gleiche Benennung übertragen wurde, nach Analogie der oben angewandten Symbole allgemein ausgedrückt werden durch die Formeln:

$$n\,\delta A - n\,\delta_1 A_1\,.$$

Eine unumgängliche Bedingung der assimilativen Wechselwirkung zwischen diesen beiden Gebilden besteht nun darin, daß irgendwelche Elemente den Vorstellungen A und A_1 gemeinsam angehören, eine Bedingung, die bei der vorigen Form nicht erfüllt sein mußte. Damit der wirkliche Zusammenhang der beiden Begriffsformeln ersichtlich sei, ist darum hier jenen notwendig vorhandenen gemeinsamen Elementen ein besonderer symbolischer Ausdruck zu geben. Bezeichnen wir sie mit ε, so kann dieses ε selbst wieder einfach oder zusammengesetzt sein, und es kann sowohl zu den konstanteren wie zu den variableren Elementen von A und A_1 gehören. Allgemein können wir also die beiden Glieder des Bedeutungswandels durch die Formeln ausdrücken:

$$n\,\delta\,\varepsilon A - n\,\delta_1\,\varepsilon A_1\,.$$

Nun ist aber stets vorauszusetzen, daß im Moment der eintretenden Bedeutungsänderung der gleichzeitig zu den Verbindungen A und A_1 gehörende Bestandteil ε dominierte, und daß er erst, nachdem die Veränderung erfolgt ist, seine Stellung wieder verlor. Statt der beiden obigen Formeln, die das Verhältnis der Begriffe nach vollendetem Prozeß angeben, werden also, wenn wir die dominierenden Elemente wieder durch Voranstellung der entsprechenden Symbole ausdrücken, für den Ablauf des Vorgangs die beiden folgenden anzunehmen sein:

$$n\,\varepsilon\,\delta A - n\,\varepsilon\,\delta_1 A_1.$$

Sie sind ganz und gar denen konform, die wir als Ausdruck der einfachsten Art des assimilativen Bedeutungswandels mit konstant bleibender dominierender Vorstellung kennen lernten

(S. 533), und sie gehen unmittelbar in diese über, wenn wir auch hier die im Augenblick der Bedeutungsänderung dominierende Vorstellung mit δ bezeichnen und den vorhin δ genannten Bestandteil, da er sich in dem angenommenen Zustand noch nicht über die sonstigen Elemente von A und A_1 erhebt, unbezeichnet lassen. Mit andern Worten: der wirkliche Vorgang des assimilativen Bedeutungswandels ist in beiden Fällen der nämliche, und die endgültige Form unterscheidet sich von der dem Moment des Wechsels entsprechenden nur dadurch, daß sich nach geschehener Assimilation die herrschende Vorstellung verändert hat, wie die Umformung von $n\,\varepsilon\,\delta_1 A_1$ in $n\,\delta_1\,\varepsilon A_1$ andeutet. Die letztere Formel hat jedoch in diesem Fall des Fließens der dominierenden Vorstellungen natürlich wiederum nicht unter allen Umständen eine dauernde Geltung, sondern es kann geschehen, daß die herrschenden Elemente später infolge der weiteren Umwandlungen der Begriffe ganz verschwinden. Dann erscheint die Umwandlung als eine totale oder mindestens als eine solche, bei der die etwa noch vorhandenen gemeinsamen Elemente von nebensächlichem Werte sind.

Zeigen uns diese Erörterungen, daß die Eigentümlichkeiten dieser Form nicht in dem eigentlichen Prozeß der Bedeutungsänderung selbst, sondern in dem ihm folgenden weiteren Wandel der Begriffe ihren Grund haben, so ist nun dadurch freilich nicht ausgeschlossen, daß diese konsekutiven Vorgänge durch die Bedingungen der Begriffsentwicklung bereits vorbereitet werden. Unter diesen Bedingungen spielen namentlich diejenigen eine Rolle, die auf ein allmähliches Schwinden der ursprünglich herrschenden Elemente gerichtet sind. Sie sind es, die dem ganzen Prozeß sein Gepräge geben, und die zugleich in vielen Fällen ein völliges Erlöschen der einstigen Bedeutung bewirken.

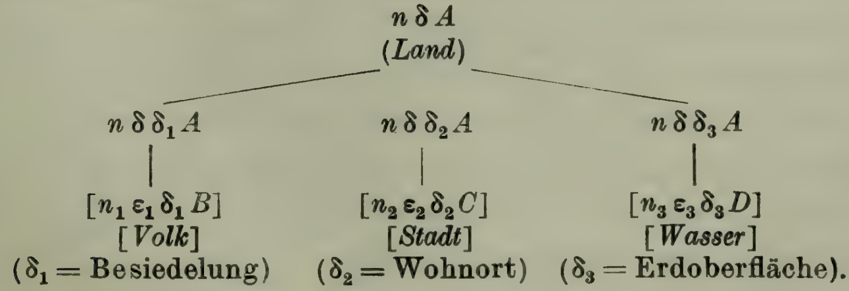
Diese Verhältnisse bringen es mit sich, daß der assimilative Bedeutungswandel mit wechselnden dominierenden Vorstellungen eine weit größere Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bietet als die vorige, einfachere Form, die nach allem, was oben über die Wichtigkeit der konsekutiven Vorgänge bemerkt wurde, offenbar zugleich als die ursprünglichere anzusehen ist. Die Untersuchung

der Erscheinungen wird demnach auch hauptsächlich auf die Bedingungen zurückgehen müssen, unter denen jene konsekutiven Vorgänge, welche die einfachere in die verwickeltere Form überführen, zustande kommen. Wir können diese Bedingungen in solche der rein reproduktiven Veränderung und in solche der Wahrnehmung oder, um einen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, in innere und äußere unterscheiden. Da in den Fällen, wo die Wahrnehmungsbedingungen von entscheidendem Einflusse sind, immer auch assoziative Momente mitwirken, so sind hier die durch rein reproduktive Faktoren verursachten Erscheinungen wieder die einfacheren.

α. Wechsel der dominierenden Merkmale durch reproduktive Assoziationseinflüsse.

Der nächste Fall solcher Veränderungen ist dann gegeben, wenn sich das dominierende Merkmal eines Begriffs durch die momentanen Assoziationen verändert, in denen der Begriff in einem gegebenen Gedankenzusammenhang steht. Der eintretende Bedeutungswandel ist dann in der Regel von geringem Umfang, da lediglich der Wechsel der reproduktiven Assoziation die Spaltung in mehrere Begriffsnuancen hervorbringt. Darum gibt dieser einfachste Fall ganz besonders zur Bildung von Begriffsverzweigungen Anlaß, bei denen man sich, um bei dem Bilde zu bleiben, die Richtung eines jeden Begriffszweiges durch einen Nachbarbegriff bestimmt denken kann, der die assoziative Beziehung vermittelt. So bedeutet *Land*, ohne bestimmte Nebenbeziehungen gedacht, irgendein Stück der Erdoberfläche mit der zugehörigen der Vegetation dienenden Erdschicht. In den Verbindungen *Land* und *Meer*, *Land* und *Wasser*, *Land* und *Stadt*, *Land* und *Volk* nimmt aber dieser Begriff jedesmal eine andere Färbung an, die durch die Beziehung zu dem gegenüberstehenden Begriff bestimmt ist. Diese Wirkung kann vorhanden sein, auch wenn der Relationsbegriff selbst nicht ausgesprochen wird, falls nur der Vorstellungszusammenhang auf ihn hinweist. Man kann dann annehmen, jener nicht ausgesprochene Begriff stehe im dunkeln Hintergrund des Bewußtseins und übe auf den Hauptbegriff eine Art induzierender Wirkung aus. Ähnliche Wirkungen

durch Begriffsrelationen bieten sich in folgenden Beispielen. *Kunst*, dem Zusammenhang mit dem Verbum *können* entsprechend, bedeutet zunächst allgemein eine irgendwie erworbene Fähigkeit oder Fertigkeit. In den Verbindungen *Kunst* und *Natur*, *Kunst* und *Wissenschaft*, *Kunst* und *Handwerk*, *Kunst* und *Pfuscherei* oder in Gedankenverbindungen, die ihnen äquivalent sind, verändert sich aber der Begriff von Fall zu Fall. Ähnliche Wandlungen erfährt der *Staat* in den Beziehungen *Staat* und *Gesellschaft*, *Staat* und *Volk*, *Staat* und *Kirche*, der *Staat* und der *Einzelne*, *Staats-* und *Weltbürgertum*, das *Recht* in *Recht* und *Sitte*, *Recht* und *Unrecht*, *Recht* und *Billigkeit*, der *Glaube* in *Glaube* und *Unglaube*, *Glauben* und *Wissen*, *Glauben* und *Meinen*, *Glaube* und *Aberglaube* usw. Strenggenommen fehlen nun solche Wirkungen niemals: jedes Wort nimmt im einzelnen Fall eine bestimmte Färbung an, die ihm durch seine Umgebung angewiesen wird. Zugleich zeigen uns aber diese Erscheinungen den Bedeutungswandel gewissermaßen in seinem Entstehungsmoment. Denn indem hier die Assoziationswirkungen von Fall zu Fall wechseln, ist die Bedeutungsänderung noch eine labile, die sich stets um eine und dieselbe Grundbedeutung bewegt. Suchen wir diesen Grenzfall symbolisch auszudrücken, so läßt sich bei ihm der dominierende Bestandteil in einen konstant bleibenden Faktor δ und in assoziativ veränderliche Faktoren δ_1, δ_2, δ_3 ... sondern, während die Vorstellung A bei der geringen Variation des Begriffs als annähernd konstant in dem ganzen durch das gleiche Wort zusammengehaltenen Begriffskontinuum anzusehen ist. Hiernach lassen sich diese Erscheinungen unter Zugrundelegung des oben angeführten Beispiels „Land", wenn wir die assoziativ einwirkenden Korrelatbegriffe durch Einschließung in eckige Klammern andeuten, folgendermaßen schematisieren:



Eingreifender sind die Veränderungen der Bedeutung, wenn die Wirkung, die der jedesmalige Zusammenhang der Vorstellungen ausübt, nicht bloß das dominierende Merkmal, sondern mit ihm den ganzen den Begriff bildenden Vorstellungskomplex *A* verändert. In diesem Fall erscheint der Vorgang als die Übertragung eines Wortes von dem ihm ursprünglich eigenen auf einen völlig neuen Begriff. Sie kann aber nur dadurch geschehen, daß unter den dominierenden Bestandteilen, zu denen stets auch die Wortbezeichnung gehört, noch andere übereinstimmende Elemente vorkommen, durch die dann die Wortassoziation vermittelt wird. Im Moment des Bedeutungswandels sind also hier gewisse dominierende Elemente beiden Begriffen gemeinsam, während andere variieren, so daß wir die beiden Merkmalgruppen wieder wie oben in ihren die Übertragung vermittelnden Gliedern durch binäre Symbole $\delta\delta_1$, $\delta\delta_2$ ... ausdrücken können:

$$n\,\delta\,\delta_1\,A - n\,\delta\,\delta_2\,A_1\,.$$

Man sieht ohne weiteres, daß diese Formel zwischen der früher (S. 533) für den Bedeutungswandel mit konstant bleibender dominierender Vorstellung und der für den einfachsten Fall einer Variation dieser aufgestellten (S. 536) die Mitte hält. Mit jener hat sie die Veränderung der Vorstellung *A*, mit dieser zum Teil die Variation der dominierenden Elemente gemein. Für das Verständnis des psychologischen Vorganges in diesem Fall sind aber die durchsichtigeren Assoziationseinflüsse des vorigen von wegweisender Bedeutung. Auch hier wird der Übergang offenbar durch allgemeine Assoziationsbedingungen verursacht, wobei jedenfalls wieder die Vorstellungen, die in wiederholten Verbindungen mit dem Begriff vorkommen, die Hauptrolle spielen. Nur ist, im Unterschied von dem vorigen Fall, die assoziierte Vorstellungsgruppe, die dem Begriff seine neue Bedeutung gibt, minder fest begrenzt, wodurch es leicht geschehen kann, daß sie überhaupt ganz aus dem Bewußtsein verschwindet. Darum läßt sich dieser Begriffswandel im allgemeinen nicht, wie oben, durch die Beziehung auf eine leicht zu assoziierende Korrelatvorstellung unmittelbar verfolgen, sondern wir können in der Regel auf die assoziativen Nebenbeziehungen, die den Übergang bewirkt haben,

nur aus dem Erfolg zurückschließen. Man wird also auch hier irgendwelche im Hintergrund stehende Beziehungsvorstellungen hinzuzudenken haben. Aber statt einer einzigen bestimmten und daher leicht reproduzierbaren wird eine ganze Reihe solcher von der Form [n_1 ε_1 δ_1 B], [n_2 ε_2 δ_2 C] . . . an einem bestimmten Bedeutungswandel beteiligt sein, so daß sich nur die allgemeine Richtung der die Wortübertragung vermittelnden Assoziationswirkungen angeben läßt.

Am klarsten sind diese dann zu durchschauen, wenn die ursprüngliche Bedeutung neben der neuen erhalten bleibt, — ein Fall, der ja auch in seinem Effekt den Erscheinungen direkter assoziativer Färbungen der Bedeutung am nächsten steht, nur daß es sich eben nicht mehr bloß um unerheblichere Nuancen des Begriffs, sondern um einen wirklichen Begriffswechsel handelt. Immerhin kann bei diesem schon die Erhaltung der ersten Bedeutung als ein Symptom des noch lebendig gebliebenen assoziativen Zusammenhangs betrachtet werden. So bezeichnet die *Feder* zunächst nur die Vogelfeder. Das Wort geht dann aber auf die Flugwerkzeuge anderer Tiere, wie der Insekten, Schmetterlinge, Fledermäuse, über. Von da wird es durch eine etwas abweichend gerichtete Assoziation in der älteren Sprache auf andere Körperanhänge, wie Haare, Schuppen, übertragen. Nachdem diese Seitenentwicklung wieder verschwunden ist, hat sich durch die Verwendung der Feder zum Schreiben der Begriff der *Schreibfeder* entwickelt, der durch die Übertragung auf ähnliche Hilfsmittel aus anderem Material, in der *Stahlfeder*, *Goldfeder*, *Bleifeder*, auf Objekte, die mit der Feder des Vogels gar nichts mehr zu tun haben, überging. Endlich hat noch nach einer weiteren Richtung hin die Vorstellung der durch die Schwungkraft der Feder bewirkten Bewegung die Beziehung auf Vorrichtungen, die durch ihre elastische Spannung eine Bewegung bewirken oder einen Druck ausüben können, hervorgerufen: so in Bezeichnungen wie *Uhrfeder*, *Sprungfeder*, *Spiralfeder*, eine Anwendung, nach der nun die elastische Reaktion solcher Hilfsmittel selbst *Federkraft* genannt wird. Bei dieser letzten Bedeutungsentwicklung ist sichtlich der assoziative Zwischenvorgang wieder von komplizierterer Beschaffenheit. Die End-

glieder der Assoziation, die Schwungkraft der Vogelfeder und die Federkraft einer Spiral- oder ähnlichen Feder, werden hier durch ein Mittelglied, die Vorstellung der gegen einen Widerstand anstrebenden Bewegung, verbunden, das mit beiden nur noch eine entfernte Verwandtschaft hat. Gerade in diesen Fällen pflegt es aber an Hilfsassoziationen nicht zu fehlen: als eine solche wird man hier die elastische Eigenschaft der Feder ansehen können, vermöge deren sie nach Druck und Biegung wieder in ihre vorige Lage zurückkehrt[1]). Eine ähnliche Differenzierung hat das Wort *Korn* erfahren. Ursprünglich bezeichnet es das *Getreidekorn*. Von da geht es durch eine Assoziation, bei der sich sowohl die äußere Form wie die Beziehungen der Entstehung und Verwendung zu einer Kollektivwirkung verbinden, auf sonstige Frucht- und Samenkörner über. Eine anders gerichtete Assoziation bewirkt die Übertragung von dem Getreidekorn auf die ganze Pflanze, die es trägt, wo es nun bald für jede beliebige, bald nur für eine bestimmte Getreideart verwendet wird. Doch weist in dem letzteren Fall der Umstand, daß durchweg die am meisten angebaute und als Brotfrucht benutzte vorzugsweise den Namen *Korn* führt, auf den Zusammenhang mit jener allgemeineren Verwendung hin. Denn dieser Übergang findet sich überall wieder, als eine notwendige Folge des die repräsentativen Begriffsvorstellungen beherrschenden Assoziationsgesetzes, daß bei dem Denken eines Begriffs die geläufigste Einzelvorstellung dessen Stellvertreterin zu sein pflegt. Dazu kommt noch eine dritte Richtung der Bedeutungsentwicklung, die von der Form des Getreidekorns ausgeht und demnach auf alles, was eine ähnliche Größe und Form hat, das Wort überträgt. So reden wir von einem *Sandkorn*, *Salzkorn*, *Hagelkorn*. Von hier aus geht es endlich auf besondere, durch die nämliche Form ausgezeichnete Gegenstände oder Teile von Gegenständen über: so auf die gröbere und feinere Struktur eines Körpers oder

[1]) Für die verwickeltere und darum mehr dem Singulären sich nähernde Beschaffenheit des Bedeutungswandels im letzteren Fall ist es charakteristisch, daß andere neuere Sprachen diese Entwicklung nicht mitgemacht, sondern für den Begriff der „Federkraft" Bezeichnungen geschaffen haben, wie franz. *ressort*, engl. *spring*, die unmittelbar den Begriff der Bewegung enthalten.

Gewebes, in den Ausdrücken *grobes* und *feines Korn*, und auf das „Korn“ am Gewehrlauf, das zum Zielen dient. Eine vierte Assoziationsrichtung geht aus der in alter Zeit üblichen Verwendung des Getreidekorns als kleinster Gewichtseinheit hervor. In der Form des *Grans* (*granum*) hat sie sich in den Apothekergewichten, allerdings zurückgeführt auf eine mit der Wage bestimmte konventionelle Gewichtsgröße, noch bis in das 19. Jahrhundert erhalten. Eine Abzweigung dieser Gewichtsbedeutung hat eine Art selbständiger Entwicklung in der Münzkunde erfahren. Bezeichnete hier ursprünglich das *Korn der Münze* im Sinne dieser Gewichtsbedeutung deren mit Getreidekörnern bestimmtes Gewicht, so änderte sich dies, sobald durch die Legierung der Münzen der Wert bei gleichem Gewicht erhebliche Veränderungen erfuhr: das *Korn* wurde nun gebraucht, um das Gewicht des in der Münze enthaltenen Edelmetalls und dann, indem die Vorstellung der absoluten Gewichtsgröße zurücktrat, allgemein den Feingehalt einer Münze, d. h. das Gewichtsverhältnis des edeln Metalls zu den unedleren Beimengungen, auszudrücken. Jeder einzelne Schritt dieser Bedeutungsentwicklungen entspricht, wie man leicht sieht, der oben aufgestellten allgemeinen Formel, insofern der Übergang jedesmal durch eine Modifikation des herrschenden Merkmals herbeigeführt wird, bei der doch stets eine gewisse Grundbedeutung erhalten bleibt. Der Grad der Veränderung kann aber dabei ein äußerst verschiedener sein, je nachdem in den beiden Gliedern eines einfachen Bedeutungswandels $n\,\delta\,\delta_1 A$ — $n\,\delta\,\delta_2 A_1$ vorzugsweise die Elemente A oder die dominierenden Merkmale $\delta\,\delta_1$ an der Veränderung beteiligt sind. Der erste Fall liegt z. B. bei der Übertragung des Begriffs Korn auf das Getreide, Frucht samt Halm, vor: hier hat sich die ganze Vorstellung stark verändert, indes die Merkmale $\delta\,\delta_1$, da das Getreide immer noch als die korntragende Pflanze gedacht wird, nahezu dieselben geblieben sind. Ähnlich verhält es sich mit dem Übergang in „Samenkorn, Salzkorn“ u. dgl., wogegen sich bei der Bedeutung „Feingehalt“ (einer Münze) neben A auch $\delta\,\delta_1$ wesentlich veränderte, so daß nun auf den ersten Blick eine Beziehung zwischen der primären und der sekundären Bedeutung überhaupt nicht mehr besteht. Hierbei zeigt es sich aber, daß der Bedeutungs-

wandel in solchem Fall immer durch Zwischenstufen vermittelt wird, bei denen die dominierenden Merkmale noch irgendwelche beiden Begriffen gemeinsame Faktoren bewahrt haben: eine solche Zwischenstufe ist eben im gegenwärtigen Fall das Korn als Gewichtseinheit[1]). Damit führt dieses Beispiel zugleich zu einer weiteren Gruppe von Erscheinungen über.

Denken wir uns, in „Korn“ = „Feingehalt“ wäre die ursprüngliche Bedeutung samt den ihr näherliegenden Begriffsentwicklungen aus dem Sprachgebrauch verschwunden, so würde dieser Ausdruck zunächst als eine unverständliche und völlig willkürliche Bezeichnung erscheinen. Dies ereignet sich nun in der Tat sehr häufig, besonders wenn die frühere Bedeutung durch irgendein anderes Wort ersetzt wird. In den einfachsten dieser Fälle ist der Zusammenhang der zur Herrschaft gelangten Bedeutung mit der ursprünglichen trotzdem zu erkennen, weil die dominierenden Merkmale immer noch bestimmte Elemente gemein haben: hier gilt daher die oben gebrauchte Formel $[n\, \delta\, \delta_1 A] - n\, \delta\, \delta_2 A_1$ mit der durch die Umklammerung des ersten Gliedes

[1]) Mit dem Bedeutungswandel des Wortes *Korn* hängt derjenige von *Kern* nahe zusammen. Beide Wörter sind, wie es scheint, Ablautvariationen eines und desselben ursprünglichen Wortes gewesen (vgl. *Brett* und *Bord* u. a.). Das romanische und englische *grana, grain* geht in seinem Bedeutungswandel dem deutschen *Korn* ziemlich parallel, jedoch mit einigen Variationen: so findet sich, vielleicht infolge eines ähnlichen Übergangs wie bei dem Feingehalt der Münze, engl. *grain* auch in der Bedeutung „echte Farbe“, ital. *grana* sogar in der von „scharlachrot“, wie man annimmt vom Kern der Scharlachbeere (Diez,[5] S. 171, Ed. Müller, Etymol. Wörterbuch der engl. Sprache,[2] I, S. 536). Von denjenigen Bedeutungsentwicklungen des Wortes *Korn*, die einem andern Gebiete, den sogenannten metaphorischen Bedeutungen, angehören, ist hier abgesehen worden: sie ordnen sich den später (in Nr. V) zu besprechenden Begriffsübergängen unter. Das Französische bietet wegen der verhältnismäßig vollständigen literarischen Überlieferung der Zeugnisse zu diesen wie zu den im folgenden zu erörternden Formen ein reiches Material. Vgl. außer den schon angeführten Werken von Lehmann, Darmesteter, Bréal u. a. die Abhandlungen von K. Morgenroth, in denen auch der Versuch gemacht wird, die Erscheinungen möglichst nach psychologischen Gesichtspunkten zu ordnen. Von den oben dargelegten Anschauungen weicht M. namentlich darin ab, daß er der Reflexion einen nicht unbeträchtlichen Spielraum zuweist. Daneben wird von ihm der im Französischen besonders hervortretende Einfluß syntaktischer Verknüpfungen eingehender betrachtet (Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Bd. 15, 22, 23, 25 u. 26).

angedeuteten Modifikation, daß dieses die Urbedeutung repräsentierende Glied im Bewußtsein erloschen ist. Bewegt sich aber der Vorgang durch mehrere Glieder und verschwinden auch die vermittelnden Bedeutungen, so können Anfang und Ende einer solchen Reihe scheinbar einander völlig ferne liegen, ein Resultat, das namentlich dann auffällt, wenn nur das Zwischenglied, nicht auch der ursprüngliche Begriff verdunkelt ist. Die Hauptfälle dieses den Wörtern scheinbar einen neuen Inhalt verleihenden assimilativen Bedeutungswandels lassen sich in den drei folgenden Formeln festhalten, wobei wir jedesmal einen verschwundenen oder verdunkelten Begriff durch eine eckige Klammer kennzeichnen und uns übrigens bei dem durch Zwischenglieder vermittelten Wechsel auf die Annahme eines einzigen solchen Gliedes beschränken wollen:

$$[n\delta\delta_1 A] - n\delta\delta_2 A_1,$$
$$[n\delta\delta_1 A - n\delta\delta_2 A_1] - n\delta\delta_2\delta_3 A_2,$$
$$n\delta\delta_1 A - [n\delta\delta_2 A_1] - n\delta\delta_2\delta_3 A_2.$$

Der ersten dieser drei Formeln entsprechen Erscheinungen eines einfachen Bedeutungswandels, bei denen der ursprüngliche Begriff bald noch Spuren hinterlassen hat, bald völlig geschwunden ist. So ist *Kopf* ein altes Lehnwort aus lat. *cupa* Tonne mit der Urbedeutung eines „hohlen Trinkgefäßes". Mittels der dominierenden Vorstellung des Hohlen ist es auf die „Hirnschale" und damit durch Assimilation weiterer sich hier anschließender Elemente in den jetzigen Begriff übergegangen. Wir können demnach hier einen durch ein einziges Zwischenglied vermittelten Begriffswandel *Schale* — *Schädel* — *Kopf* annehmen. Die ursprüngliche Bedeutung ist noch in Zusammensetzungen wie „Tassenkopf", „Pfeifenkopf" erhalten geblieben. Genau dem deutschen *Kopf* entspricht das franz. *tête*, aus lat. *testa* Gefäß. Nur sind hier die Spuren des Ursprungs noch vollständiger erloschen. Doch hat sich im Volksdialekt eine Art Ersatz für die verloren gegangene Beziehung des Schädels zur Schale in *boule* („Kugel, Knopf") gebildet[1]). Die weiteren Entwicklungen gehen

[1]) Darmesteter, La vie des mots, p. 194.

dann bei *Kopf* wie bei *tête* nur noch von der neu gewonnenen Bedeutung aus, und sie bewegen sich, soweit sie nicht den unten zu erörternden komplikativen Vorgängen zufallen, sämtlich in den Formen des einfachen assimilativen Bedeutungswandels mittels konstant bleibender dominierender Merkmale: so in dem „Kopf des Berges“, dem „Kopf des Heeres“, dem „Kopf der Note“, dem „Kehlkopf“, dem „Brückenkopf“ usw.

Leicht können bei dieser Form auch Verzweigungen der Begriffe entstehen, indem an Stelle des Zwischenglieds der obigen Formeln mehrere, einander parallel laufende Glieder vorkommen, in denen die Elemente des dominierenden Merkmals zum Teil variieren. Verschwinden dann alle früheren Bedeutungen mit Ausnahme der letzten, so erscheinen diese als Differenzierungen eines verloren gegangenen Grundbegriffs. So hat lat. *articulus* von *artus* Gelenk (also eigentlich „kleines Gelenk“) in dem ital. *artiglio* die Bedeutung „Kralle“, in dem franz. *orteil* die der „Zehe“ und dann auf einer weiteren Stufe vorzugsweise derjenigen Zehe, die am häufigsten genannt wird, der „großen Zehe“. Eine unabhängig davon entstandene Bedeutung ist die des *Artikels*, eines einzelnen kleinen Teils einer Rede, woraus wieder die des „grammatischen Artikels“ (als des kleinsten Redeteils) und die einer kleineren schriftlichen Ausarbeitung, z. B. eines „Zeitungsartikels“, hervorgegangen ist. Nicht selten treten dabei freilich auch, wie schon in diesem Beispiel, Abweichungen der Lautform hinzu; namentlich ergeben sich solche von selbst, wenn die Aufnahme des Wortes aus einer fremden Sprache oder aus einer älteren Sprachform zu verschiedenen Zeiten geschieht. So ist aus lat. *hospitalis* gastlich von *hospes* Gastfreund das *Hospital*, franz. *hôpital*, anderseits aber auch das *Hôtel*, letzteres urspr. nur im Sinne von „Gasthaus“, dann in der neueren Sprache in dem allgemeineren eines großen öffentlichen Hauses und endlich sogar in dem eines größeren Privathauses entsprungen. Hier weisen *Hospital* und *Hôtel* auf Zwischenglieder mit variierendem dominierendem Merkmal hin: von dem einstigen *hospitalis* ist beiden die „Aufnahme Obdach Suchender“ gemeinsam, bei dem Hospital ist aber das besondere Moment des Hilfsbedürftigen, bei Hôtel das des zugereisten Fremden hinzugekommen. In der

Tat dienten die Pflegehäuser des Mittelalters nicht selten beiden Zwecken zugleich, so daß die Differenzierung der Begriffe durch die der Sache selbst nahegelegt war. Die letzte Entwicklung des Wortes endlich hat nur das äußerlich anhängende Merkmal des großen öffentlichen Gebäudes, zuletzt sogar nur noch das des großen Gebäudes zurückbehalten.

Erheblicher noch kann sich bei sonst gleicher Beschaffenheit der Übergänge der Wechsel dann gestalten, wenn solche an die dominierenden Merkmale herantretende Nebenvorstellungen nicht bloß Differenzierungen des Begriffs verursachen, sondern wenn sie selbst zu dominierenden Merkmalen werden, hinter denen die bisherigen zurücktreten. Natürlich sind aber zwischen diesen und den vorangegangenen Fällen die verschiedensten Zwischenstufen möglich, da es sich hier doch eigentlich nur um Gradunterschiede der elementaren Verschiebungsvorgänge handelt. So bedeutet *Reim* (ahd. und mhd. *rîm*) ursprünglich eine „Reihe“, ohne besondere Beziehungen auf metrische Anwendung. Dann geht es, vielleicht unter gleichzeitiger Mitwirkung der äußeren Assoziation zum lateinischen *versus rhythmicus*, in die Bedeutung „Vers“ über, und schließlich gewinnt es, während diese durch das Fremdwort *Vers* ersetzt wird, seinen heutigen Sinn, bei welchem demnach das ursprünglich dominierende Merkmal nur noch in einer schwachen Assoziation anklingt, insofern der Reim am Ende der Verszeile zu stehen pflegt. Das franz. *repaire* bedeutet, als Verbalsubstantiv zu *repairier* = *repatriare*, im afr. „Rückkehr“, namentlich „Rückkehr in die Heimat“. Von da geht es in die Bedeutung „Zufluchtsort“ und schließlich aus dieser in die andere „Höhle“ oder „Nest“ über. Auch hier kann die Beziehung zwischen der „Heimkehr“ und der „Höhle“ als Zufluchtsstätte für Räuber und wilde Tiere nur durch zwischenliegende Assoziationen vermittelt sein, welche die frühere Vorstellung fast völlig verdrängt haben. *Genesen* bedeutet ursprünglich „glücklich davonkommen“; es kann daher ebensogut für die Überstehung irgendeiner andern Gefahr wie für die einer Krankheit gebraucht werden; dann geht es in glückliches Überstehen der Krankheit, und endlich in das „Gesundwerden“ über, das die Folge dieses Überstehens ist, usw. Ebenso lassen sich hierher

viele adverbiale Bildungen zählen, die durch ihre wechselnden Verbindungen in der Rede zu besonders starken Veränderungen des Sinnes disponiert sind. So ist *ohngefähr* oder *ungefähr*, wie es bis ins 18. Jahrhundert hieß, eigentlich „ohne Gefahr“, das heißt, da „Gefahr“ ursprünglich Nachstellung mit feindlicher Absicht ist, „ohne Feindseligkeit“. Indem sich mit dieser Vorstellung die andere einer Annäherung, die gewagt werden kann, assoziierte, wurde der Begriff der „Annäherung überhaupt“ der dominierende, und dieser gewann nun durch die wechselnde Verbindung mit den mannigfaltigsten Verbalbegriffen eine Unbestimmtheit, die ihn zur limitierenden Partikel machte. *Kaum* bedeutet, analog dem lat. *aegre*, eigentlich „schwach“, „gebrechlich“; damit verband sich die Vorstellung des Unzulänglichen, als eine Assoziation der Eigenschaft mit ihrer Wirkung, und wie vorhin erlangte dann dieser Begriff durch den großen Wechsel der mit ihm verknüpften sonstigen Begriffe wieder jene Unbestimmtheit, die seine abstrakte Verwendung bewirkte. In dasselbe Gebiet gehören Partikeln, wie *fast*, *gar*, *sehr*, *nach* u. a. *Fast* ist urspr. identisch mit „fest“, also nahe verwandt mit „stark“. Vorstellungen wie die der festen Verfolgung des Feindes mögen hier die der räumlichen Nähe und durch diese dann allmählich, wiederum durch starken Wechsel der adhärierenden Begriffe begünstigt, die des „Annähernden überhaupt“ hervorgerufen haben. *Nach* ist urspr. *nahe*: die durch die umgebenden Begriffe bewirkten wechselnden Assoziationen haben dann diese Grundbedeutung in verschiedener Weise räumlich und zeitlich differenziert, so daß sie räumlich die dominierende Vorstellung der Richtung wohin, zeitlich die des späteren Eintritts erhielt. *Sehr* ist eigentlich „schmerzlich“ (zu ahd. *sêr* Schmerz). Auch hier darf man annehmen, daß zunächst die Assoziation des Schmerzes mit dem starken Eindruck, der ihn verursacht, den Begriff „schmerzlich“ in „stark“, „gewaltig“ übergeführt hat, worauf nun abermals die wechselnden Assoziationen mit Eigenschafts- und Verbalbegriffen die immer abstrakter werdende Verwendung des Wortes begünstigten, so daß es schließlich zu einem unbestimmten Ausdrucksmittel der Steigerung überhaupt wurde.

β. Wechsel der dominierenden Merkmale durch äußere Wahrnehmungseinflüsse.

Ist es in diesen letzten Fällen der starke Wechsel der Assoziationen, der das Wort immer weiter von seiner ursprünglichen Stelle rückt, so bildet die zweite Grundform des assimilativen Bedeutungswandels, die Veränderung der äußeren Apperzeptionsbedingungen, hierzu noch eine augenfälligere Veranlassung. Sie ist daher auch diejenige, bei der Anfangs- und Endglied des Vorgangs am weitesten voneinander abzustehen pflegen. Zu den „äußeren Bedingungen“ haben wir aber alles zu zählen, was dem Menschen in der ihn umgebenden Welt als Gegenstand seiner Apperzeption entgegentritt. Mit den Veränderungen der Naturumgebung durch den Wechsel der Wohnplätze stehen also hier die Veränderungen der von dem Menschen selbst geschaffenen Kultur auf gleicher Linie. Daß solche meist eingreifender und, wo es die Umstände mit sich bringen, schneller einen Wandel der Begriffe herbeiführen können, ist einleuchtend. Da aber außerdem dabei sehr häufig die früheren Gegenstände der Apperzeption ganz verschwinden und neue auftreten oder, wie namentlich bei den Erzeugnissen der Kultur, jene in diese sich umwandeln, so ist hier viel häufiger als in den vorigen Fällen der Bedeutungswandel mit einem völligen Erlöschen der einstigen Bedeutungen verbunden. Auch kann es, sobald er verschiedene Stufen durchläuft, geschehen, daß die ursprüngliche und die endgültige Bedeutung gänzlich verschiedene Begriffe sind, indem selbst aus den dominierenden Merkmalen alle gemeinsamen Elemente verschwinden. In diesem Fall läßt sich daher, wenn wir uns wieder, wie oben, auf die Annahme eines einzigen Übergangsgliedes beschränken, der ganze Bedeutungswandel darstellen durch die Formel:

$$n\,\delta\,\delta_1\,A — n\,\delta_1\,\delta_2\,A_1 — n\delta_2\,\delta_3\,A_2.$$

Dies würde der Ausdruck für den möglichst vollständigen Ablauf eines solchen Vorgangs mit dem Effekt eines totalen Bedeutungswandels sein. Doch bildet dieser gänzliche Verlust der gemeinsamen Elemente immerhin auch hier nur einen

Grenzfall, zwischen dem und einem bloß partiellen Wechsel alle möglichen Übergänge vorkommen können.

Im allgemeinen sind es kulturgeschichtliche Vorgänge, die dem von außen veranlaßten Bedeutungswandel zugrunde liegen. Doch vollziehen sich diese oft so verborgen und allmählich, daß sie nicht selten erst aus den Erfolgen selbst zu erschließen sind. So haben die romanischen Sprachen aus dem mittellat. *adripare* an das Ufer treiben ein Zeitwort *arrivare*, franz. *arriver* „ankommen", gebildet. Dies war natürlich nur möglich, indem ursprüngliche Küstenbewohner, für die jede Ankunft aus größerer Ferne eine Ankunft zu Schiff ist, allmählich zu Binnenbewohnern wurden, die nun jenen von der See mitgebrachten Ausdruck fortan gebrauchten. Ähnlich verhält es sich mit *équiper*, afr. *esquiper*, it. *schifo*, das, von ahd. *skif* (Schiff), urspr. „einschiffen", „sich zur Fahrt rüsten", endlich überhaupt „ausrüsten" bedeutet. *Arracher* entreißen entstammt dem lat. *exradicare* „mit der Wurzel ausreißen": es deutet auf eine Kultur hin, in der die Rodung der Wälder noch eine hervorragende Form der Beschäftigung bildete: *mener*, ital. *menare* führen weist auf lat. *minare*, das als Aktivum zu *minari* drohen die Bedeutung „Vieh antreiben" hatte. *Foresta*, *forêt* Wald, wovon auch das deutsche Forst entlehnt ist, entstammt wahrscheinlich dem Adverbium *foris*, *foras* außerhalb, so daß *forest*, *forast* ursprünglich „das außerhalb seiende", was nicht betreten werden darf, d. h. die dem Wildbann unterworfene Flur bezeichnet. In allen diesen Beispielen setzen die Urbedeutungen Lebensverhältnisse voraus, die durch ihr Verschwinden das ihnen entnommene Wort in wesentlich verändertem Sinne zurückließen. Kam dann hinzu, daß der so modifizierte Begriff die Wirkungen neu eintretender Verhältnisse in sich aufnahm, so mußte die Bedeutung mehr und mehr von ihrem Ursprungspunkt entfernt werden.

In der Tat läßt sich das Nebeneinander dieser beiden Einflüsse, des Verschwindens früherer Vorstellungselemente und der Entstehung neuer, namentlich in den Fällen nachweisen, bei denen wir den Bedeutungswandel auf bestimmtere geschichtliche Bedingungen zurückführen können. So beruht der Wechsel

gewisser Verwandtschaftsbezeichnungen sichtlich auf Veränderungen in dem Leben und den Rechtsverhältnissen der Familie, die in eine sehr frühe Zeit zurückreichen. In dieser Zeit bezeichnet der *Schwager* nur den Bruder der Frau, der *Oheim* den Bruder der Mutter (*avunculus*), im Gegensatze zum Vatersbruder oder *Vetter* (*patruus*), der anfänglich von den andern Angehörigen der väterlichen Sippe nicht unterschieden wurde. Diese Bevorzugung des Mutterbruders durch die Sprache läßt sich aber kaum anders denn als eine Nachwirkung des alten Mutterrechts deuten, auf dessen einstige Geltung auch für die germanischen Stämme gerade diese Verwandtschaftsnamen hinweisen. Dem entspricht es, daß jene Unterscheidung dahinschwand, als die Sitte die Verwandten beider Ehegatten in gleiche Ferne rückte: *Schwager* und *Oheim* wurden nun auf die entsprechenden Verwandtschaftsglieder beider Seiten ausgedehnt, der *Vetter* aber ging — darin blieb eine Nachwirkung der früheren Stufe erhalten — auf entferntere männliche Verwandte überhaupt über[1]). Andere Verwandtschaftsbezeichnungen haben an diesem durch den Wechsel in den Verhältnissen der Familienglieder veranlaßten Bedeutungswandel nur indirekt teilgenommen, indem die eintretende Lockerung der Beziehungen Übergänge begünstigte. Solche sind noch

[1]) Von manchen Indogermanisten wird freilich die Existenz des Mutterrechts nicht bloß für die Inder, Arier u. a., für die sich in Sprache und Sitte keine Spuren desselben nachweisen lassen, sondern für die Indogermanen überhaupt geleugnet. (Vgl. Delbrück, Abhandl. der sächs. Ges. d. W., Phil. Kl. Bd. 11, 1890, S. 379ff.) Abgesehen aber von den Hinweisen, die z. B. in der deutschen Heldensage enthalten sind, ist gerade die Geschichte der Verwandtschaftsnamen ein beachtenswertes Zeugnis. Wenn Delbrück (a. a. O., S. 505) umgekehrt meint, der Mangel gewisser Bezeichnungen auf seiten der Vaterfamilie erkläre sich aus der festen Geschlossenheit derselben, so widerspricht das der sonst durchgehends bestätigten Erfahrung, daß mit dem Wert bestimmter sozialer Verhältnisse die sprachlichen Unterscheidungen zunehmen, nicht abnehmen. Eher wird man nach allem, was wir heute über primitive Zustände wissen, die frühe Ausdehnung der Begriffe *patruus*, *Vetter* darauf beziehen dürfen, daß in die matriarchalische Ordnung zugleich die ursprüngliche „Männergesellschaft“ hineinreichte. (Vgl. H. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde, 1902, S. 102ff.) Vgl. auch zu dieser Frage O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde (s. v. Familie, Mutterrecht usw.), der sich übrigens selbst der Hypothese eines urindogermanischen Vaterrechts zuneigt. Siehe ferner unten Kap. IX, Nr. IV.

in verhältnismäßig neuer Zeit eingetreten, indem z. B. *Neffe* und *Nichte* erst im Laufe der letzten Jahrhunderte endgültig ihre heutige Bedeutung gewannen, während früher der Neffe, ebenso wie das verwandte lateinische Wort *nepos*, den *Enkel* bezeichnete. Ähnlich ist *Braut* ursprünglich die Schwiegertochter, dann die junge Frau, die Neuvermählte in der Familie, und von da an nimmt endlich das Wort seinen heutigen, von der Familienzugehörigkeit überhaupt unabhängigen Sinn an. Auch hier beruht offenbar der Bedeutungswandel nicht auf einem unbegreiflichen Trieb nach „Verallgemeinerung", sondern er ist eine notwendige Wirkung der allmählichen Lockerung der Familienbande selbst. In der Tat ist daher ein solcher Wandel bei den nächsten Verwandtschaftsgraden, bei Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Sohn und Tochter, nicht erfolgt.

Analoger Art sind die mannigfachen Bedeutungsänderungen, die in den Beziehungen von Sitten, Rechtseinrichtungen, politischen Institutionen, gesellschaftlichen Verbänden und von den mannigfachsten andern der Veränderung durch kulturgeschichtliche Einflüsse unterworfenen Gegenständen und Zuständen eingetreten sind. Hier steht der Bedeutungswandel mitteninne zwischen zwei andern Vorgängen, die mit ihm an der Erneuerung des Begriffsvorrats der Sprache tätig sind, dem Absterben von Wörtern, das ein völliges Schwinden der zugehörigen Objekte begleitet, und der Neubildung, die Ersatz schafft, wo jene Kontinuität mit der Vergangenheit, die der Bedeutungswandel fordert, nicht mehr besteht. Die Veränderung der Begriffe ist aber auch da, wo ein Bedeutungswandel vorliegt, nicht selten eine so große, daß Anfangs- und Endbedeutung außer allem Zusammenhang zu stehen scheinen: so bei den früher erwähnten Ämter- und Würdenbezeichnungen *Marschall*, *Connétable*, *Comte*, *Herzog* usw. (S. 480 f.). Infolge des Abstandes der Endglieder nähern sich zugleich diese Erscheinungen äußerlich denen des singulären Bedeutungswandels. Doch trennt sie von ihnen der Umstand, daß hier immer noch der Wechsel der Bedeutungen ein allmählicher ist und auf langsam sich vollziehenden allgemeinen Veränderungen der Apperzeptionsbedingungen beruht.

3. Komplikativer Bedeutungswandel.

Unter Komplikationen verstehen wir Verbindungen zwischen Vorstellungen oder Vorstellungsbestandteilen verschiedener Sinnesgebiete. Es liegt in der Natur solcher Verbindungen, daß sie von loserer Beschaffenheit sind als die Assimilationen, da bei ihnen die disparaten Sinnesinhalte, wie sehr sie auch aufeinander einwirken mögen, doch immer unterscheidbar bleiben, so daß ein Zusammenfließen von Elementen verschiedenen Ursprungs, wie es bei den Assimilationen fortwährend stattfindet, von vornherein ausgeschlossen ist. Deutlich verrät sich dies namentlich darin, daß, wenn von zwei Bestandteilen einer Komplikation der eine einem direkten Sinneseindruck, der andere einer Erinnerungsvorstellung angehört, dieser niemals mit jenem zu einem scheinbar einheitlichen Wahrnehmungsinhalt verschmelzen kann. Erweckt z. B. ein Gesichtseindruck, wie der Anblick einer gefahrdrohenden Waffe oder der eines musikalischen Instruments, reproduktive Tast- oder Gehörsempfindungen, so werden diese nicht als wirklich stattfindende aufgefaßt. Nur die an sie gebundenen Gefühle bestimmen den äußeren Eindruck in der Regel so unmittelbar, daß wir sie auf das Wahrnehmungsbild selbst, nicht bloß auf die komplikativ verbundenen Erinnerungselemente zu beziehen pflegen. Dieser loseren Beschaffenheit der Komplikationen entspricht es, daß sie nicht nur als simultane, sondern auch als sukzessive Verbindungen vorkommen können, indem die einem bestimmten Sinnesgebiet angehörige Vorstellung nicht selten erst nach einer merklichen Zeit oder während sie selbst schon im Verschwinden begriffen ist, eine mit ihr komplizierte Erinnerungsvorstellung wachruft.

Da der komplikative Bedeutungswandel als die Übertragung eines Wortes von einer bestimmten Vorstellung auf eine zweite erscheint, die einem andern Sinnesgebiet angehört, so werden auch diese Erscheinungen meist zu den „Metaphern der Sprache“ gerechnet und von den eigentlichen Metaphern höchstens insofern unterschieden, als man sie „verblaßte Metaphern“ nennt. Man sieht also in ihnen ursprüngliche Metaphern, bei denen schließlich durch den häufigen Gebrauch das Bewußtsein der metapho-

rischen Bedeutung abhanden gekommen sei. Daß es solche „verblaßte“ Metaphern gibt, daran läßt sich nun allerdings nicht zweifeln; auf die Tatsachen, die hierher gehören, werden wir unten zurückkommen (Nr. V). Ebenso gewiß ist es aber, daß zahlreiche Erscheinungen, die man in der Regel hierher rechnet, in Wahrheit mit Metaphern gar nichts zu tun haben, sondern Bedeutungsänderungen sind, die unmittelbar aus den natürlichen Komplikationen der Vorstellungen hervorgehen, so daß sie in keinem Stadium ihrer Entwicklung als wirkliche Metaphern aufgefaßt werden.

Die einfachsten Bedingungen bietet nun dieser komplikative Bedeutungswandel in dem Falle dar, wo die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes schon als Komplikation die Vorstellung enthält, die für den späteren Begriff bestimmend ist. Wir können diesen Fall einen Bedeutungswandel durch primäre Komplikationen nennen. Ihm stehen solche Erscheinungen gegenüber, wo der Wechsel der Begriffe durch später erst eintretende, zu der ursprünglichen Wortbedeutung infolge weiterer Assoziationen hinzukommende Komplikationen vermittelt wird. Dieser Fall kann als Bedeutungswandel durch sekundäre Komplikationen bezeichnet werden. Symbolisch können wir demnach den primären komplikativen Bedeutungswandel durch die Formel darstellen:

$$n\,\delta\,A\,(\varepsilon\,B) - n\,\delta\,\varepsilon\,(A\,.\,B) - n\,\varepsilon\,B.$$

Dagegen wird der sekundäre durch die folgende ausgedrückt werden können:

$$n\,\delta\,A - n\,\delta\,\varepsilon\,(A\,.\,B) - n\,\varepsilon\,B.$$

In beiden Fällen bezeichnet $\delta\,A$ die ursprüngliche Vorstellung und $\varepsilon\,B$ irgendeinen von ihr mehr oder minder entfernt liegenden Begriff, auf den das Wort schließlich übertragen wird. Mittelglied und Endglied sind demnach beidemal dieselben, aber das Anfangsglied unterscheidet sich wesentlich. Bei der primären Komplikation ist das Endglied, wenngleich mehr zurücktretend, in dem Anfangsglied bereits enthalten. Bei der sekundären sind Ausgangs- und Endglied toto genere verschieden: der Sprung

ist also hier weit größer als dort. Deshalb kann es aber auch leichter geschehen, daß beide Bedeutungen noch unabhängig nebeneinander erhalten bleiben. Denn sie sind so verschieden, daß die Gleichheit des Wortes, ebenso wie bei der zufälligen Lautgleichheit stammesfremder Wörter, unbeachtet bleiben kann, da der richtige Sinn jeweils durch die sonstigen Verbindungen der Vorstellungen bestimmt wird.

a. Bedeutungswandel durch primäre Komplikationen.

Er läßt sich wieder in verschiedene Gruppen von Erscheinungen zerlegen, die sich weniger durch die bei ihnen stattfindenden psychischen Prozesse als durch die Formen psychischer Gebilde unterscheiden, auf die sich die Prozesse beziehen. Mit Rücksicht hierauf kann man als erste und einfachste Form der Übertragung die durch die Komplikationen der einfachen Empfindungen und der an sie gebundenen sinnlichen Gefühle vermittelte eines eine Empfindung ausdrückenden Wortes von einem Sinnesgebiet auf ein anderes betrachten. So ist *hell* zusammenhängend mit *hallen* (ahd. *hellan*) urspr. „hell tönend". In dieser Bedeutung ist es aber in der neueren Sprache selten geworden; dafür wird es hier in der Regel für Lichteindrücke gebraucht. Umgekehrt ist *dumpf*, verwandt mit *Dampf*, urspr. etwa gleichbedeutend mit „dunstig", bezeichnet also einen Lichteindruck. Gegenwärtig wird es, außer für beklemmende Gemeinempfindungen, am häufigsten für Klänge gebraucht. *Scharf* und *stechend* sind zunächst Tastempfindungen, die selbst schon durch einen komplikativen Bedeutungswandel, den wir unten näher kennen lernen werden, von dem äußeren Gegenstand, der die Empfindung hervorruft, auf diese selbst übergegangen sind. Vom Tastsinn wurden sie dann weiterhin auf den Geruchs- und Geschmackssinn und wurde das Wort *scharf* (in Ausdrücken wie „scharfe Töne", „scharfe Dissonanzen") auch auf den Gehörssinn übertragen. Eben dahin gehören das griech. ὀξύ spitz und βαρύ schwer, lat. *acutum* und *grave*, in der Anwendung auf Töne. Die Temperaturempfindungen werden endlich in den *warmen* und *kalten* Farben der Maler auf die Lichtempfindungen angewandt, und in den Ausdrücken *Farbenton* und *Klangfarbe*

ist die Qualitätsbezeichnung im ersten Fall vom Ton auf die Farbe, im zweiten von der Farbe auf den Ton übergegangen. Handelt es sich auch in diesen letzteren Fällen um spät entstandene, erst der technischen und wissenschaftlichen Terminologie angehörende Benennungen, so sind diese doch offenbar nach den nämlichen natürlichen Assoziationen gebildet, wie die allgemeineren, der vorwissenschaftlichen Stufe zufallenden Übertragungen. Die Bedingungen zu solchen liegen aber überall darin, daß gewisse an sich disparate Sinnesqualitäten übereinstimmende Gefühle wachrufen, so daß infolge der außerdem stattfindenden engen Gebundenheit des Gefühlstons an die Empfindung die Sinneseindrücke selber als verwandte empfunden werden, daher nun auch weiterhin das einen bestimmten Sinneseindruck bezeichnende Wort für den gefühlsverwandten Eindruck eines andern Sinnesgebiets als ein adäquater Ausdruck erscheint. Die dominierenden Elemente δ und ε der obigen Formeln bedeuten also hier verwandte Gefühle, die eben deshalb die Übertragung auf ein anderes Sinnesgebiet unwillkürlich und unbemerkt, durch die Macht der bei jedem Sinneseindruck in gleicher Weise sich wiederholenden Assoziationen, bewirken können.

An diesen ersten reiht sich als ein zweiter Fall die durch Komplikationen von Empfindungen mit bestimmten Vorstellungen vermittelte Übertragung der Bezeichnungen äußerer Gegenstände oder Zustände auf Empfindungen. Dieser sehr verbreitete Übergang beruht darauf, daß es keine Empfindung gibt, die nicht auf irgendwelche äußere Objekte bezogen würde, sei es nun, daß sie unmittelbar als Eigenschaft eines Gegenstandes aufgefaßt, sei es, daß sie mit objektiven Vorgängen assoziiert wird, die der Tätigkeit der Sinne bei der Empfindung und darum der Empfindung selbst verwandt erscheinen. Hierher gehört eine Reihe von Bedeutungsänderungen, die aus einer sehr frühen Zeit sprachlicher Entwicklung stammen. Sie lassen sich nichtsdestoweniger insofern dem Bedeutungswandel zuzählen, als es die sprachlichen Zusammenhänge wahrscheinlich machen, daß es in der Geschichte der Sprache eine Zeit gab, in der subjektive Zustände als solche überhaupt noch

nicht benannt, und daß daher, als dies zuerst geschah, irgendwie mit ihnen assoziierte objektive Vorstellungen auf sie übertragen wurden. Auch wird diese Annahme durch psychologische Erwägungen und durch sprachliche Erscheinungen, die sich fortwährend unter unsern Augen ereignen, unterstützt. Es ist nämlich schwer zu begreifen, wie eine von der Beziehung auf äußere Gegenstände unabhängige Benennung subjektiver Zustände jemals entstehen sollte, da es solche unabhängige subjektive Zustände überhaupt nicht gibt. Die Farben Blau oder Rot oder einen Ton nehmen wir nicht als reine Empfindungen, sondern als Eigenschaften oder Tätigkeiten von Gegenständen außer uns wahr. So untrennbar aber bei solchen Wahrnehmungen von Anfang an Subjekt und Objekt zusammengehören, so tritt doch in der natürlichen Entwicklung unserer Vorstellungen das Subjekt zunächst ganz hinter den Objekten zurück. Farben und Töne, Tast-, Geruchs- und Geschmacksqualitäten sind für uns Bestandteile der Außenwelt, und für das naive, nicht reflektierende Bewußtsein bleiben sie es immer. Nicht bloß die ursprüngliche Benennung der Empfindungen bleibt daher unberührt von unserer Selbstbesinnung, sondern auch die willkürlichen Unterscheidungen, deren Entstehung noch der geschichtlichen Nachweisung zugänglich ist, haben sich niemals anders als in Anlehnung an äußere Objekte entwickelt. So benennen wir Geruchs- und Geschmacksempfindungen nach den riechenden und schmeckenden Stoffen. Die Farbenbezeichnungen, zu denen die neuere Optik und Farbentechnik gegriffen haben, um die altüberlieferten Farbennamen zu ergänzen, wurden, soweit sie nicht ganz willkürlich nach Personen- oder Ortsnamen gebildet sind (wie *bismarckbraun*, *schweinfurtergrün* u. dgl.), gefärbten Gegenständen entnommen: wie *orange*, *cyanblau*, *indigoblau violett*, *purpur*. Alles spricht daher dafür, daß auch die alten Farbennamen *rot*, *grün*, *gelb*, *blau*, *schwarz*, *weiß*, *grau* den nämlichen Ursprung haben, wenngleich ein sicherer Nachweis bei ihrem hohen Alter selten möglich ist. Doch ist z. B. das griechische μέλας „schwarz“ wahrscheinlich mit sanskr. *málas*, das die Urbedeutung „schmutzig“ bewahrt hat, sowie mit lat. *malus* „schlecht“ verwandt, wobei das letztere gemäß dem Prinzip, daß

sinnliche Bedeutungen den abstrakteren vorausgegangen sind, ebenfalls auf „besudelt, beschmutzt“ hinweist. Ähnlich läßt sich das deutsche *schwarz* oder gemeingermanische *swartaz* mit lat. *sordes* Schmutz in Zusammenhang bringen. In den semitischen Sprachen scheint die Benennung des Schwarzen von der Vorstellung des Brennens ausgegangen zu sein, wobei man wohl an die schwarz gebrannte Kohle oder an den schwarzen Rauch, der vom Feuer aufsteigt, zu denken hat: so im hebr. *chamam* glühen und *chum* schwarz. Bei den Farben rot, gelb, grün, blau, auch bei braun, grau und weiß bleibt jedoch der Ursprung der Namen unsicher[1]). Auch ist es nicht ausgeschlossen, daß hier die Farben selbst, natürlich nur als Benennungen von farbigen Objekten, nicht von Empfindungen, die ursprünglichen Bedeutungen abgegeben haben[2]). Dagegen scheint es, daß die Bezeichnung des allgemeinen Begriffs Farbe, die, gemäß dem Bildungsgesetz der Begriffe, späteren Ursprungs als die Benennung der Einzelfarben ist, überall von den Vorstellungen des „bedeckens, verbergens“ und ähnlichen ausging. So läßt sich *color* mit *celare*, χρῶμα mit χρώς Haut, sanskr. *várnas* Farbe mit *var* bedecken in Verbindung bringen[3]). Sind auf solche Weise die Licht- und Farbenqualitäten

[1]) Nach O. Weise (Die Farbenbezeichnungen der Indogermanen, in Bezzenbergers Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen, II, 1878, S. 273 ff.) sollen alle Farbenbenennungen im Indogermanischen auf die drei Grundbedeutungen des „Brennens“, des „Verhüllens“ und des „Beschmutztseins“ zurückgehen. Diese Untersuchung ist aber leider von zwei bedenklichen Voraussetzungen beeinflußt: von der abstrakten Wurzeltheorie auf der einen und von Lazarus Geigers Annahme einer direkten Abhängigkeit der Farbenbenennungen von der physiologischen Entwicklung des „Farbensinns“ auf der andern Seite, wobei W. die letztere Annahme sogar so weit ausdehnt, daß er der Menschheit ursprünglich nur die Unterscheidung von Licht und Dunkel zuschreibt. Dann seien die Farben in der Abstufung ihrer Wellenlängen gefolgt, also Rot voran, Blau zuletzt, wegen des „größeren Gehaltes der langen Wellen an lebendiger Kraft“.

[2]) So führt man *weiß*, gemeingerm. *hwita*, auf eine idg. Wurzel *çwid* glänzen zurück, die aber ebensogut „weiß sein“ bedeutet haben könnte; *rot* auf idg. *rudh* „rot sein“; *fulvus, helvus*, χλωρός, *gelb*, ir. *gel* sind alles urverwandte Wörter, die zugleich mit (*h*)*olus, Galle, Gold, glühen* zusammenzuhängen scheinen, dabei aber in den verschiedenen Sprachen zwischen den Bedeutungen gelb, gelbgrün und weiß variieren. *Grün* weist auf eine germ. Wl. *grô* hin, die ebensogut auf den Begriff des „wachsens“ wie auf den des „grün seins“ bezogen werden kann.

[3]) Curtius, Griechische Etymologie,[5] S. 114.

im allgemeinen von den Objekten der Außenwelt, sei es direkt, durch die Beziehung zu irgendeinem farbigen Gegenstand, sei es indirekt, durch die zu einem den Lichteindruck erzeugenden Vorgang, auf die Empfindungen selbst übertragen worden, so erklärt sich daraus nun auch leicht, daß einzelne Farbenbenennungen früher auftreten als andere, und daß in einer Zeit, der eine feinere Unterscheidung noch ferne liegt, meist die Farbennamen vieldeutig sind, womit zusammenhängt, daß sie in verwandten Sprachen nicht immer die gleiche Bedeutung bewahren[1]).

Die nämlichen Erscheinungen bieten sich uns bei den andern Sinnesqualitäten. In der Regel sind es äußere Vorstellungen, die, mit der Entstehung der Empfindungen in Beziehung stehend, auf diese übertragen wurden; nur in einigen wenigen Fällen, namentlich solchen, in denen die Empfindung einen besonderen Gefühlswert besitzt, ist sie selbst, aber offenbar wieder nur als objektive Eigenschaft äußerer Gegenstände, benannt worden. So stehen sich im Griech. λεπτός zart und das Verbum λέπω schäle, ψυχρός kalt und ψύχω blase, πάγος Frost und πήγνυμι mache fest, im Lat. *tenuis*, *tener* zart und *teneo* mit der Urbedeutung „strecke, dehne“ gegenüber. Das deutsche *weich* hängt mit *weichen* zusammen, heißt also wohl eigentlich „weichend, nachgebend“. *Hart* entspricht einem vorgermanischen **kortús*, das lautlich dem griech. κρατύς „stark, standhaft“ nahesteht. Bei *Schmerz* findet sich in dem engl. *smart* „scharf“ noch der Hinweis auf eine Urbedeutung, die wohl in dem lat. *mordere* beißen erhalten ist. Aus dem Gebiet des Geschmackssinnes stellen sich diesen Beispielen die Ausdrücke für *sauer* und *bitter* zur Seite. So hängt lat. *acer* mit *acus* Spitze, *bitter* ahd. *bittar* mit *beißen*, got. *beitan* zusammen.

---

[1]) Daß es unmöglich ist, aus der Entwicklung der Farbennamen auf die Entwicklung des „Farbensinns“ oder auch aus dem höheren Alter mancher unter ihnen, wie rot, gelb, blau, grün, auf die Einfachheit der entsprechenden Empfindungen schließen zu wollen, versteht sich danach von selbst. Ein solcher Schluß würde nur zulässig sein, wenn die Farbenbezeichnungen aus der Reflexion über unsere subjektiven Empfindungen entstanden wären, was natürlich psychologisch absurd ist. Die einzig mögliche Annahme bleibt vielmehr die, daß die frühesten Farbennamen solchen Gegenständen angehörten, die am häufigsten oder mit dem intensivsten Gefühlseindruck wahrgenommen wurden. (Vgl. Grundriß der Psychologie[14] S. 74ff.)

Die Wörter für *salzig* sind durchgängig von dem seit uralter Zeit den meisten Völkern bekannten Salz selbst genommen (*Salz*, ἅλς, *sal*). Nur *süß* ἡδύς, *suavis*, sanskr. *svâdú* scheint eine ursprüngliche Geschmacksbezeichnung zu sein, was vielleicht mit dem starken Gefühlston dieser Empfindung zusammenhängt. Denn es ist jedenfalls wahrscheinlicher, Wörter wie ἡδονή Lust, ἥδομαι freue mich aus dem Lustgefühl des süßen Geschmacks als diesen aus der Freude abzuleiten. Auch bei *dulcis* und γλυκύς ist wohl „süß" die Grundbedeutung. Übrigens schwanken die Namen der Geschmacksempfindungen, ähnlich wie die der Farben, nicht selten innerhalb verwandter Sprachen, was wiederum aus der Beziehung auf äußere Gegenstände begreiflich ist. So ist lit. *súras* (sauer) das Salzige und *saldus* (salzig) das Süße.

Mehr als in irgendeinem andern Sinnesgebiete hat schließlich in dem des Gehörssinnes eine direkte Benennung der Klang- und Geräuschformen selbst, natürlich wieder in ihrer Beziehung auf äußere Gegenstände und Vorgänge, stattgefunden: das bezeugt die große Zahl onomatopoetischer Wortbildungen, die, mögen sie zum Teil auch spät entstandene Neuschöpfungen sein, jedenfalls den starken Einfluß beweisen, den in diesem Fall die Empfindung fortwährend ausübt[1]). Anders steht es aber auch hier mit den allgemeineren, von der besonderen Beschaffenheit der Empfindung unabhängigen Bezeichnungen. Der Ton, griech. τόνος oder lat. *tonus*, führt auf τείνω spanne, also auf die Spannung der Saiten zurück. Ebenso sind die Unterschiede der Tonhöhe teils objektiven Eindrücken auf den Tastsinn entlehnt, wie griech. ὀξύ und βαρύ, lat. *acutum* und *grave*, teils Gegensätzen räumlicher Richtung, wie *hoch* und *tief*, wo möglicherweise auch das Auf- und Absteigen des Kehlkopfs eine mitwirkende Rolle gespielt haben könnte. Bei Ausdrücken wie *spitz* und *schwer*, *scharf* und *schneidend* u. a. findet eine doppelte Komplikation statt, zuerst eine solche zwischen Gehörs- und Tastsinn — in diesem Zusammenhang ist dieser Übertragungen schon oben (S. 555) gedacht worden — und sodann eine solche der Tastempfindung mit dem äußeren Eindruck.

[1]) Vgl. Kap. III, S. 338ff.

Die nämlichen Einflüsse der Assoziation der Empfindungen mit den Objekten erstrecken sich nun auch auf die Benennungen der Sinnestätigkeiten: des Tastens, Schmeckens, Riechens, Hörens, Sehens. So ist *berühren* eigentlich „umrühren“; *fühlen* ahd. *fuolen* hängt mit ahd. *folma* lat. *palma* griech. παλάμη Hand zusammen, bedeutet also „mit der Hand berühren“[1]). *Sapio* schmecke hat außer *sapor* Geschmack auch *sapa* Most, *sapo* Seife, *sebum* Talg als verwandte Wörter neben sich, die sämtlich leichtflüssige Gegenstände bezeichnen. Das deutsche *schmecken*, das einer eigenen germanischen Wortsippe angehört, hat einen wesentlich andern, darum aber nicht minder vom Objekt zum Eindruck herüberführenden Bedeutungswandel zurückgelegt: es fällt zuerst nahe zusammen mit *riechen* in intransitivem Sinne, urspr. „rauchen“, „einen Geruch ausströmen“. Beide, „schmekken“ und „riechen“, gehen dann in den transitiven Begriff über: einen Gegenstand „beriechen“, in welchem Sinn auch „schmekken“ noch gegenwärtig dialektisch vorkommt. Diese schwankende Bedeutung, die bei den engen physiologischen Beziehungen beider Sinnesorgane begreiflich ist, weicht dann allmählich bei dem letzteren Wort der Einschränkung auf den Geschmackssinn, wo nun die intransitive und die transitive Bedeutung nebeneinander bestehen bleiben. Im Griechischen und Lateinischen entsteht der subjektive Begriff sogar erst durch eine Wortzusammensetzung, die an den objektiven sich anlehnt: griech. ὄζειν, lat. *olere* einen Geruch ausströmen, — dagegen ὀσφραίνεσθαι, *olfacere* oder *olfactare* riechen im transitiven Sinne. Auf eine ähnliche Assoziation zwischen objektivem Vorgang und subjektiver Funktion weisen die Bezeichnungen des Hörens und Sehens hin. Bei dem Hören tritt aber die Assoziation mit dem Sinnesorgan besonders hervor, was immerhin eine relativ frühe Aufmerksamkeit auf den subjektiven Vorgang der Empfindung erschließen läßt, und die Beziehung auf den schallerzeugenden Vorgang tritt mehr zurück. So hängt ebensowohl das deutsche *hören* mit *Ohr* wie lat. *audire* mit *auris*, griech. ἀκούω mit οὖς zusammen. Es ist daher wahrscheinlich, daß sich hier der Ver-

[1]) Unser *tasten* ist erst in verhältnismäßig später Zeit aus ital. *tastare* (franz. *tâter*) assimiliert. (Vgl. Diez, Etymol. Wörterb.,[5] S. 318.)

balbegriff erst an den im Substantiv ausgedrückten Gegenstandsbegriff angelehnt hat, wofür die Tatsache spricht, daß die Wortbildung des Substantivs die einfachere ist. Davon unterscheiden sich die Ausdrücke für das Sehen schon durch ihre größere Mannigfaltigkeit, wobei namentlich die einzelnen Temporalformen auf ganz verschiedene Wortstämme zurückgehen, so daß das Sehen mit noch einigen andern Verbalbegriffen („schlagen, gehen, sagen, sein") an den früher (S. 13) erwähnten „Suppletiverscheinungen" teilnimmt. So griech. ὁράω, fut. ὄψομαι, perf. ὄπωπα, aor. εἶδον, wo ὁράω mit *verēri*, *wahren* (wahrnehmen), ὄψομαι mit ὄψις, *oculus*, *Auge*, εἶδον, ἰδεῖν mit *vidēre* zusammenstimmt. Schon in der Fülle der Bezeichnungen verrät sich hier eine von objektiven Bedingungen abhängige wechselnde Begriffsfärbung, die zugleich an die Temporalbedeutung geknüpft ist: so enthält ὁράω (wahrnehmen) mehr den Begriff eines dauernden, ἰδεῖν (mit der Grundbedeutung „ausfindig machen") den eines momentanen Vorgangs, während ὄψομαι, ὄπωπα, gerade so wie ἀκούω, einfach auf das tätige Organ hinweist[1]).

Nahe verwandt den Komplikationen der Empfindungen und Sinneswahrnehmungen mit äußeren Vorstellungen ist eine dritte Reihe von Erscheinungen: die Übertragung von Benennungen äußerer Eindrücke auf subjektive Gemütszustände und auf die psychischen Kräfte, von denen diese abhängig gedacht werden. Hier ist in vielen Fällen die ursprüngliche, objektive Bedeutung neben der späteren sub-

[1]) Osthoff, Vom Suppletivwesen der indogerm. Spr., S. 12f. Delbrück, Vergl. Syntax, II, S. 256ff. Schon Fritz Bechtel (Über die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmung in den indogermanischen Sprachen, 1879, Vorwort S. IX) stellt den Satz auf: „Die Wahrnehmungen durch die fünf Sinne werden, falls ihre Bezeichnung nicht Verengung ist der Bezeichnung für die Wahrnehmung allgemein, sprachlich in der Weise zum Ausdruck gebracht, daß von der Perzeption als solcher völlig abgesehen und statt ihrer die Tätigkeit genannt wird, auf welche die Perzeption erfolgt, oder welche Gegenstand der Perzeption ist". Obgleich die von Bechtel aufgestellten einzelnen Etymologien wahrscheinlich zu einem großen Teile nicht mehr aufrechtzuhalten sind und die Anwendung des Begriffs einer „Restriktion der Bedeutung", wie früher (S. 483f.) gezeigt, gegründeten Bedenken begegnet, so wird im ganzen dieser Satz als zutreffend, wenn auch, angesichts der obenerwähnten besonderen Fälle (wie ἡδύς süß) nicht als allgemeingültig anzuerkennen sein.

jektiven stehen geblieben: so kann *angustia* sowohl die räumliche Enge wie das Gefühl der Not, *tremor* die zitternde Bewegung wie die Furcht, *Schmerz* den sinnlichen wie den psychischen Schmerz bedeuten. Wir reden ferner von *heißer* Begierde, von *bitterem* Ärger, von einer *kühlen* Aufnahme, Ausdrücke, die eigentlich Temperatur- und Geschmackseindrücke bezeichnen. In andern Fällen ist aber die ursprüngliche Bedeutung ganz geschwunden: so bei der *Angst*, die zwar im Laut noch an die räumliche *Enge* anklingt, selbst aber diesen Sinn längst verloren hat; oder in *craindre* fürchten, das auf *tremere* zittern, in *détresse* Besorgnis, das auf mittellat. *destrictia* Verstrickung, *penser* denken, das auf *pensare* abwägen, in *devis*, *diviso* Entwurf, Wunsch, das auf *divisare* anordnen (von *dividere* teilen, unterscheiden) zurückgeht, usw. Offenbar ist die Bildung solcher Übertragungen ein in der Sprache fortwährend dauernder Prozeß, so daß uns überall neben Produkten eines uralten Bedeutungswandels, dessen Spuren fast völlig erloschen sind, andere begegnen, die bis in die neueste Zeit herabreichen, und bei denen daher die sinnlichen Bedeutungen noch bemerkbar sind. So stehen sich im Deutschen in verwandtem Sinne Wörter wie *überlegen*, *erwägen*, denen die Vorstellungen des Legens und Wägens unmittelbar anhaften, und das uralte *denken* gegenüber, bei dem wir bis auf die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen zurückgreifen müssen, um etwa in alat. *tongere* eine verwandte Wortbildung anzutreffen, die auf ein „stellen", „legen" hinweist (*tangere*). Der Übergang selbst ist hierbei wohl immer ein allmählicher, indem Zwischenstadien durchlaufen werden, in denen die Bedeutung eine doppelte oder in der Mitte liegende war: so ist *versutus* sowohl „drehbar" wie „verschlagen", und in *versare*, *vertere* sind der sinnlichen Vorstellung näherliegende Angehörige der gleichen Wortsippe erhalten geblieben. So bildet ferner bei dem Übergang des Begriffs *divisio* Teilung in die an die romanischen Wörter *divisio*, *devis* gebundenen Begriffe Entwurf, Wunsch, der dem lat. *dividere* zuweilen zukommende Begriff des „unterscheidens" eine Übergangsstufe.

Alle diese und zahlreiche ähnliche Bedeutungsübertragungen führen, so verschieden ihr Alter sein mag, doch insofern auf

Komplikationen zurück, als bei ihnen mit Sicherheit angenommen werden kann, daß es einmal eine Zeit gab, wo der äußere Eindruck, auf den die ursprüngliche Bedeutung hinweist, und der psychische Vorgang oder Zustand, den die abgeleitete ausdrückt, miteinander verbunden, also eigentlich Bestandteile eines und desselben sinnlich-geistigen Ganzen gewesen sind. Am sichersten ist das natürlich bei den Benennungen von Gemütsbewegungen nachzuweisen, die fortwährend von sinnlichen Empfindungen und Gefühlen begleitet werden, und wo daher jene primäre Komplikation eigentlich immer bestehen bleibt, wenn auch die in sie eingehenden objektiven Vorstellungselemente aus den dominierenden des Begriffs verschwinden. So begleiten den Kummer, die Angst wirklich Empfindungen und Gefühle, wie sie dem Druck einer Last, der physischen Bedrängnis durch den Gegner im Kampfe eigen sind. Gemütsbewegungen aus rein inneren Motiven treten aber beim Naturmenschen zurück gegen diejenigen, die er in seinem Zusammenleben mit andern und im Konflikt mit äußeren Naturmächten erlebt; daher sich die hier entstehenden Vorstellungen fest mit den Gemütsbewegungen assoziieren. Die fortwirkende Macht dieser Verbindungen bedingt es denn auch, daß gerade bei den Bezeichnungen der Gemütsbewegungen die Neigung besteht, neue, noch sinnlich lebendige Ausdrücke zu schaffen, wenn die früheren in ihrer ursprünglichen Bedeutung verblaßt sind. So treten neben die alten, rein psychisch gewandelten Wörter, wie *Gram*, *Kummer*, *Angst*, *Sorge*, *Furcht* u. a., neue, wie *Beklemmung*, *Drangsal*, *Bestürzung*, *Erbitterung*. Aus denselben Ursachen bleiben Wortverbindungen, wie *scharfe Worte*, ein *hartes Gemüt*, *schwerer Kummer*, *lastende Sorge*, *nagende Reue*, *bitterer Ärger* fortwährend in ihrer halb sinnlichen, halb psychischen Bedeutung bestehen. Bei den Bezeichnungen der mehr intellektuell gearteten Geistestätigkeiten verhält es sich, soweit sie nicht erst sekundären Komplikationen ihren Ursprung verdanken, nicht anders, um so mehr, da sie, besonders beim Naturmenschen, nicht minder von Affekten begleitet sind, so daß es überhaupt nicht sowohl der Charakter der psychischen Vorgänge als der ihrer Verbindungen und Beziehungen ist, der die einzelnen scheidet. Auch das Denken übt der Naturmensch

nicht als eine rein innere Tätigkeit, sondern er begleitet es mit Ausdrucksbewegungen, in denen er die Entwürfe, die ihn beschäftigen, sinnlich anschaulich vor sich hinstellt. Das Holz, das er zum Bau schichten, die Genossen, die er zum Kampfe führen will, ordnet er in Gebärden, ehe noch der Augenblick der Tat gekommen ist: er „überlegt“ wirklich und in der sinnlichen Bedeutung des Wortes die Sache, die ihn beschäftigt. Diese Vorstellungen des Hin- und Herwendens, des Abwägens und die mit ihnen verbundenen Gefühle assoziieren sich auch dann noch, wenn sie nicht mehr in Gebärden nach außen treten. Sie übertragen sich aber weiterhin auf andere ähnliche Formen des Vorstellungswechsels, da der Vorgang des Denkens eben dadurch sich auszeichnet, daß er immer wieder auf gewisse Ausgangspunkte zurückgeht, die Objekte bald in diese, bald in jene Beziehungen bringt und so in der inneren Anschauung eigentlich das nämliche Bild der tastenden, den äußeren Stoff ordnenden Bewegung erzeugt, das bei der wirklichen oder in Gebärden vorausgenommenen Ausführung eines Entwurfs tatsächlich entsteht. Ist aber zwischen der Ordnung der Erinnerungsbilder und der wirklichen Gegenstände bei planmäßigem äußerem Handeln schließlich kein anderer wesentlicher Unterschied als der einer größeren oder geringeren Lebendigkeit der Vorstellungen und der Tätigkeitsgefühle, so entspricht es nur der allgemeinen Entwicklung der Begriffe, daß auch die Bezeichnungen des äußeren Handelns auf das Gebiet des inneren hinüberwandern, und daß, wenn infolge dieses Übergangs mit der Lebendigkeit der Vorstellungen die ursprünglichen Bedeutungen abgeblaßt sind, aus der nie ganz versiegenden Quelle jener Wechselbeziehungen neue Ausdrücke von ähnlicher sinnlicher Lebendigkeit wieder entstehen. Dadurch gehen dann solche aus dem natürlichen Drange der Assoziation zwischen dem inneren Vorgang und seinem äußeren Vorbild entstandene Wortbildungen ohne scharfe Grenze in den Bedeutungswandel durch sekundäre Komplikationen über, während sie sich zugleich mit willkürlich erfundenen bildlichen Bezeichnungen, die auf Assoziationen singulärer Art beruhen und von Anfang an die Spuren individuellen Ursprungs an sich tragen, nahe berühren.

b. Bedeutungswandel durch sekundäre Komplikationen.

Die Erscheinungen, die hierher gehören, schließen sich am nächsten an die Bezeichnungen der Gemütszustände an. Denn es sind die intellektuellen Vorgänge und ihre Erzeugnisse sowie die allgemeinen Geistesfähigkeiten, die sich zumeist als Produkte eines solchen komplikativen Bedeutungswandels zweiter Stufe darstellen. Dieser Unterschied in der Entwicklung ihrer sprachlichen Bezeichnungen von denen der Affekte hängt einerseits damit zusammen, daß diese Begriffe zumeist späteren Ursprungs sind, anderseits aber auch damit, daß bei den Gefühlen und Affekten die begleitenden sinnlichen Empfindungen, die bei der Entstehung der Komplikation wirksam waren, fortwährend erhalten bleiben. Beides verhält sich bei den intellektuellen Vorgängen des *Begreifens*, *Verstehens*, *Wahrnehmens*, *Vorstellens* usw. wesentlich anders. Sie sind überhaupt späteren, in ihren ausgebildeten Formen meist sogar erst wissenschaftlichen Ursprungs, da sich das allgemeine Denken bei ihnen noch lange mit der unmittelbaren Zurückführung auf die körperlich gedachten Substrate der seelischen Vorgänge, den Geist, die Seele, die ψυχή, oder auf besondere körperliche Träger der Prozesse, wie den Kopf, bei Homer das Zwerchfell (φρένες), beschränkt. Ebenso treten die begleitenden Gefühle, wenn sie auch nicht ganz fehlen, mehr zurück, so daß sie bei dem Vorgang der Namengebung keine Rolle spielen. Dazu kommt, daß die genauere Unterscheidung der intellektuellen Begriffe erst eine Sache wissenschaftlicher Reflexion ist, daher zahlreiche Ausdrücke dieses Gebiets überhaupt nicht in den allgemeinen Sprachgebrauch eindringen. In unseren neueren Sprachen sind darum die meisten dieser Bezeichnungen entweder Lehnwörter oder Übersetzungen aus den beiden klassischen Sprachen, dem Lateinischen und Griechischen[1]). Wie die deutschen Wörter meist den lateinischen, so waren diese selbst wieder den griechischen nachgebildet. Schließlich sind es daher, wie schon einer der erfindungsreichsten der römischen Sprachschöpfer, Cicero, bemerkt hat, vornehmlich die griechischen Philosophen gewesen,

[1]) Vgl. Kap. V, S. 622ff.

die das wissenschaftliche Denken mit dem größten Teil des Begriffs- wie des Wortvorrats versahen, über den es noch heute verfügt. Angesichts dieser hier überall eingreifenden erfinderischen Tätigkeit Einzelner könnte man fragen, ob es sich nicht dabei schon um Erscheinungen des singulären Bedeutungswandels handle. Gleichwohl stehen dem zwei Tatsachen im Wege, die es unzweifelhaft machen, daß selbst die Erfindung in diesem Fall einem natürlichen Trieb gefolgt ist. Erstens sind alle diese Wortbildungen, so unabhängig sie auch zweifellos häufig eingetreten sind, doch von einer übereinstimmenden Gesetzmäßigkeit beherrscht, die überdies in ihrem Grundcharakter der Entwicklung des Bedeutungswandels durch primäre Komplikationen durchaus konform ist. Zweitens beobachten wir in allen diesen Fällen, daß das Wort nach geschehener Übertragung unmittelbar als ein angemessener Ausdruck des neuen Begriffs empfunden wird, wodurch zugleich sehr bald die ursprüngliche sinnliche Bedeutung gänzlich zurücktritt. Der Übergang vom Sinnlichen zum Geistigen gleicht daher auch darin den sonstigen Erscheinungen des regulären Bedeutungswandels, daß er in dem allgemeinen Denken mindestens gewisser Kreise einer Sprachgemeinschaft zureichend vorbereitet ist, um eventuell von mehreren Individuen unabhängig vollzogen zu werden.

Der Bedeutungswandel durch sekundäre Komplikationen unterscheidet sich nun aber von dem durch primäre regelmäßig dadurch, daß die ursprüngliche Bedeutung des Wortes nichts, auch nicht einmal irgendein sicher nachweisbares Gefühlselement, von der späteren Bedeutung in sich enthält, und daß ebenso hinwiederum die endgültige Bedeutung die Merkmale der ursprünglichen entweder ganz verloren oder höchstens schattenhafte, erst der psychologischen Analyse erkennbare Reste bewahrt hat. (Vgl. das Schema S. 554.) Dennoch ist auch hier ein Zwischenzustand vorauszusetzen, wo der Begriff sinnlich und geistig zugleich gewesen sein muß. In der Tat geht dies schon daraus hervor, daß die meist dem psychologischen, logischen und ethischen Gebiet angehörigen Begriffe, um die es sich hier handelt, zunächst aus Anlaß psychischer Vorgänge entstehen, die sich äußeren Sinnesobjekten gegenüber betätigen. So ist das *Vor-*

stellen auch im psychologischen Sinne zunächst ein Vorgang, bei dem versucht wird, ein ursprünglich wirklich gegenüberstehendes Objekt in der Erinnerung gegenüberstehend zu denken, das *Begreifen* eine Tätigkeit, die durch eine äußere Handlung, durch das Ergreifen und Sammeln der Objekte, die man zu einem Ganzen verbinden möchte, erleichtert wird, und bei der man daher, auch wenn diese äußere Tätigkeit nicht mehr erforderlich ist, immer noch an ein Ergreifen und Zusammenlegen von Vorstellungen, die sich auf getrennt wahrgenommene Objekte beziehen, denkt. Demnach stimmen alle Erscheinungen dieses Bedeutungswandels darin überein, daß die Urbedeutungen äußere Handlungen sind, namentlich solche, die wir mit unsern Händen und Armen ausführen, und daß dagegen die daraus entwickelten sekundären Bedeutungen auf geistige Vorgänge gehen, aus denen die Anschauung der äußeren Handluug verschwunden ist, sei es, weil die bezeichnete Tätigkeit überhaupt nicht mehr als eine sinnliche, sei es, weil sie wenigstens nicht als eine „Handlung" im buchstäblichen Sinn, als ein Tun unserer Hände, vorgestellt wird. So sind wir uns bei Wörtern, wie *begreifen*, *vorstellen*, *verstehen*, *wahrnehmen*, *auffassen*, *erinnern* usw., oder bei den analogen lateinischen, wie *concipere*, *percipere*, *repraesentare*, *recordari*, *definire*, *praesumere* u. a., sobald sie in einem Gedankenzusammenhang vorkommen, der ihnen die übliche psychologische Bedeutung anweist, des Zusammenhangs mit dem *stehen*, *stellen*, *nehmen*, *fassen*, *greifen* oder der sinnlichen Vorstellungen des *Inneren* (im Gegensatze zum Äußeren) des *Herzens* als eines inneren Organs (bei *erinnern* und *recordari*) u. dgl. so wenig mehr bewußt, wie bei manchen dem gleichen Begriffsgebiet angehörenden Wörtern älteren Ursprungs, wie *denken*, *wissen* usw., die von der äußeren sinnlichen Vorstellung schon um deswillen weiter abliegen, weil sich die ursprünglichen Bedeutungen nicht mehr in den noch aufzufindenden Stammwörtern erhalten haben[1].

[1]) In seinem Buch „Über das Leben der Wörter" bemerkt A. Darmesteter, die Dunkelheit (obscurité), die man der deutschen Philosophie vorwerfe, habe nach seiner Ansicht eine ihrer hauptsächlichsten Ursachen in der „valeur trop métaphorique de son langage". „Man vergleiche nur", fährt er fort, „so pittoreske und sinnliche Wörter wie Anschauung, Empfindung, Vorstellung, Begriff, mit den so abstrakten Wörtern unserer (der

Wesentlich erleichtert wird dieser Bedeutungswandel mittels sekundärer Komplikationen, ähnlich wie andere Übergänge konkreter in abstraktere Bedeutungen, durch Partikeln, die das nach seinem Begriff veränderte Wort auch äußerlich umwandeln, und die so die ohnehin bestehende Neigung unterstützen, ein Wort, das je nach der Verschiedenheit der Assoziationsbedingungen seine Bedeutung ändert, jedesmal auch als ein anderes aufzufassen. So haben in *begreifen*, *verstehen*, *enthalten*, *gestehen* die Präfixe *be-*, *ver-*, *ent-*, *ge-* usw. im lebendigen Sprachgebrauch nur noch die Funktion, diese Begriffe von den sinnlichen des *greifens*, *stehens*, *haltens* usw., aus denen sie entstanden sind, zu unterscheiden, und ähnlich verhält es sich mit den analogen lateinischen *per-*, *de-*, *re-*, *prae-* u. dgl.

c. Verhältnis des komplikativen Bedeutungswandels zur Metapher.

Überblickt man alle Erscheinungen des komplikativen Bedeutungswandels, die des primären wie des sekundären, so erhellt aus ihrer Entstehungsweise, daß es in keiner Weise gerechtfertigt ist, sie, wie es so oft geschieht, zusammen mit allen andern

französischen) Sprache wie *intuition, perception, représentation, idée* usw. Hier bedeuten die Ausdrücke reine Abstraktionen, dort überraschen den Leser metaphorische Ausdrücke durch sinnliche Bilder. Hier braucht man nur zu verstehen, dort muß man erst übersetzen, — und zwar übersetzen nach den eigenen Eingebungen seiner Einbildungskraft.“ (La vie des mots, p. 71.) Des Verfassers Urteil über die deutsche Philosophie mag seine Richtigkeit haben; ich lasse das dahingestellt. Aber für den Zustand der Sprachpsychologie scheint es mir äußerst bezeichnend zu sein, daß der Autor, der ausführliche Untersuchungen über die „Actions et conditions psychologiques“ in der Sprache anstellt, dem Gedanken nicht näher getreten ist, einem Leser, der, weil ihm die französische Sprache wenig geläufig ist, bei jedem Wort an seine etymologische Herkunft denkt, könnten Wörter wie *intuition, perception, représentation* genau so sinnlich und metaphorisch vorkommen, wie einem französischen Linguisten Wörter wie *Begriff, Empfindung, Vorstellung* usw. A. Darmesteter begeht den gewöhnlichen Fehler der Psychologen, die keine Psychologen sind: er ist überzeugt, daß sein eigener Standpunkt der Betrachtung für jeden andern Menschen auch gelte. Demgemäß betrachtet er die deutschen Wörter vom Standpunkte des Etymologen, dem die deutsche Sprache von Haus aus fremd ist; die französischen von dem des Franzosen, der bei ihrem Gebrauch an keine Etymologie denkt.

sprachlichen Erscheinungen, denen wir von unserem Standpunkt der Betrachtung aus eine bildliche Bedeutung zuschreiben können, unter dem Gesamtnamen der Metaphern zusammenzufassen. Denn soll dieser Begriff überhaupt noch einen bestimmten Sinn bewahren, so werden zwei Erfordernisse festzuhalten sein: erstens muß eine wirkliche Übertragung einer Vorstellung oder einer Verbindung von Vorstellungen auf ein anderes Begriffsgebiet vorliegen; und zweitens muß mindestens im Moment der Entstehung das Bewußtsein des Aktes der Übertragung vorhanden, diese selbst muß also eine willkürliche, zum Zweck der stärkeren sinnlichen Gefühlsbetonung eines Begriffs geschaffene sein. Trifft das letztere nicht zu, sondern gesellt sich von selbst, durch ihre natürlichen Beziehungen, die eine Vorstellung zur andern, so handelt es sich um keine Metapher, sondern um eine unwillkürliche Assoziation, und zwar gewöhnlich, da die Verbindung zwischen Vorstellungen verschiedener Sinnesgebiete stattzufinden pflegt, um eine Komplikation. Dabei muß nun allerdings beachtet werden, daß die Bedingungen, die der ursprünglichen Entstehung einer Metapher zugrunde liegen, nicht fortdauernd bestehen bleiben, sondern daß die anfangs willkürliche Übertragung in eine feste Assoziation übergehen kann. Es gibt daher lebendige und verblaßte Metaphern. Auch die letzteren wird man aber hinsichtlich ihrer Entstehungsweise den eigentlichen Metaphern zuzählen dürfen, um so mehr, da nach dem Prinzip der Mechanisierung eingeübter psychischer Vorgänge alle Metaphern allmählich verblassen, wenn sie häufig gebraucht werden. Dagegen kann von keiner Metapher die Rede sein, wenn jene oben hervorgehobenen beiden Bedingungen nicht einmal für den Entstehungsmoment einer Bedeutungsänderung gelten, wenn also entweder überhaupt keine Übertragung stattfand, oder wenn der Prozeß sich als eine nur aus den allgemeinen Assoziationsmotiven entspringende natürliche Komplikation darstellt.

In der Tat ist dies nun für die beiden Formen des komplikativen Bedeutungswandels in verschiedenem Grade der Fall. Bei den primären Komplikationen existiert überhaupt keine Übertragung: was später als übertragene Bedeutung erscheinen

kann, das ist in Wahrheit schon ein ursprünglicher Bestandteil der ganzen Vorstellung, der nur erst in den Vordergrund tritt, sobald der anfänglich dominierende verschwindet. Eine Komplexion *A B* geht, wenn wir den einfachsten symbolischen Ausdruck für diesen oben (S. 554) eingehender analysierten Vorgang wählen, zuerst in *B A* und dann in *B* über. Etwas anders verhält es sich bei den sekundären Komplikationen. Indem sich hier die zuerst vorhandene Vorstellung *A* durch einen Zwischenzustand *A B* in *B* umwandelt, läßt sich der Prozeß äußerlich betrachtet in der Tat als eine Übertragung auffassen. Aber auch in diesem Fall ist bei den ursprünglicheren Erscheinungen dieser Art keine Spur davon zu entdecken, daß das, was wir bei unserer sprachlichen Analyse des Wortes als Bild empfinden, anfänglich als ein Bild gedacht worden sei. Die Assoziation des Begriffs mit den im Wort ausgedrückten äußeren Vorstellungen ist vielmehr eine so naheliegende, daß man annehmen darf, sie sei von Anfang an schon eine natürliche Assoziation des seelischen Vorgangs mit begleitenden sinnlichen Anschauungen gewesen. Einem sinnlichen Denken erscheint die *Vorstellung* als ein wirkliches Nachaußenstellen des Gedachten, das *Begreifen* als ein wirkliches Umgreifen der Objekte. Die Auffassung aller dieser Erscheinungen als Metaphern beruht daher wiederum nur auf dem psychologischen Irrtum, daß man den Standpunkt sprachwissenschaftlicher Analyse auf die sprachlichen Vorgänge selbst überträgt. Sicherlich gibt es in der Sprache zahlreiche wirkliche Metaphern (vgl. Nr. V). Dennoch ist der oft zitierte Ausspruch Jean Pauls: „Die Sprache ist ein Wörterbuch vergilbter Metaphern“ in dieser Allgemeinheit psychologisch nicht zutreffend, weil bei ihm die Erscheinungen primärer und sekundärer Komplikationen vorzugsweise gemeint sind, und weil er aus jenem populären Vorurteil entspringt, unsere auf dem Wege logischer Vergleichung gewonnene Auffassung psychischer Erscheinungen sei die Entstehungsweise der Erscheinungen selbst. Ist aber auch die Sprache von Haus aus keine Sammlung von Metaphern, da in ihr ursprünglich alles wirklich geschaut und unmittelbar gefühlt ist, so liegt doch in jenen natürlichen Komplikationen, die allen willkürlichen und künstlichen Übertragungen voraus-

gehen, der Ausgangspunkt für die Entstehung der eigentlichen Metaphern und zugleich der Erklärungsgrund für den Eindruck, den die gut erfundene Metapher auf uns hervorbringt, und für die unmittelbare Verständlichkeit, die sie besitzt. Diese Eigenschaften würden unbegreiflich sein, wenn sie nicht an jene ursprünglichen Gesetze der Vorstellungsverbindungen anknüpften, die in dem komplikativen Bedeutungswandel hervortreten. Dadurch wird es aber auch verständlich, daß die Grenzen zwischen diesen Erscheinungen, die hier mit den Grenzen zwischen regulärem und singulärem Bedeutungswandel zusammenfallen, nicht in jedem einzelnen Falle mit Sicherheit festzustellen sind.

4. Gefühlswirkungen beim Bedeutungswandel.

Daß die Gefühlselemente der psychischen Gebilde einen hervorragenden Einfluß auf den Bedeutungswandel der Wörter ausüben können, ist eine Tatsache, die uns bei den verschiedensten der oben erörterten Erscheinungen begegnet ist. Solange sich jedoch, wie in den bisher betrachteten Fällen, der Einfluß der Gefühlselemente lediglich den übrigen assimilativen und komplikativen Wirkungen einordnete, lag in dieser Beteiligung der Gefühle, die ja nur ihrem engen Zusammenhang mit allen andern Elementen des psychischen Geschehens entspricht, kein Motiv zur Bildung einer besonderen Gruppe von Bedeutungsänderungen. Dies ist nun anders bei einer Reihe von Vorgängen, die sich ausschließlich aus gewissen Eigenschaften der Gefühlsprozesse verstehen lassen, während die sonst noch mitwirkenden Momente nur einen indirekten Wert besitzen.

Die Erscheinungen dieses Gebiets führen einerseits auf die Assoziation verwandter Gefühle, anderseits auf Assoziationen zwischen den Objekten, die Gefühle erregen, und subjektiven Zuständen, in welche die nämlichen Gefühle eingehen, zurück. Dabei können zugleich die Assoziationen der Gefühle mit den Objekten eine doppelte, gewissermaßen zentripetale und zentrifugale Richtung haben, indem entweder die objektive Vorstellung ein ihr entsprechendes Gefühl oder indem umgekehrt ein subjektiv erzeugtes Gefühl andere Vorstellungen von gleichem

Gefühlscharakter hervorruft. Hiernach lassen sich die diesen Assoziationen entsprechenden Erscheinungen in drei Gruppen sondern: 1) in Vorgänge reiner Gefühlsassoziation: ein Wort wird von einem Begriff auf einen andern übertragen, dem ein verwandter Gefühlston beiwohnt, ohne daß im übrigen die Begriffe selbst Vorstellungsbeziehungen, die eine solche Übertragung verständlich machen würden, darbieten; 2) in Vorgänge der Assoziation eines objektiven Eindrucks mit einem Gemütszustand: ein Wort wird von einem objektiven Begriff auf einen subjektiven Gemütszustand übertragen; 3) in Vorgänge von umgekehrter Richtung: ein Wort, das zunächst einen subjektiven Gemütszustand ausdrückt, geht auf einen objektiven Begriff über. Wenden wir analoge Symbole wie früher an, und bezeichnen wir speziell die den Assoziationsvorgang vermittelnden Gefühlselemente mit γ, so lassen sich demnach in diesen drei Fällen Anfangs- und Endzustand der Wortkomplikation durch folgende Formeln verdeutlichen:

$$1)\ n\gamma\delta(A) - n\gamma\delta_1(B),$$
$$2)\ n\delta\delta_1(A) - n\gamma\delta_1(B),$$
$$3)\ n\gamma\delta(A) - n\delta\delta_1(B).$$

In diesen Formeln repräsentieren wieder δ, δ_1 Vorstellungselemente von dominierender Bedeutung. Ebenso bezeichnen A und B irgendwelche zusammengesetzte Bewußtseinsinhalte aus relativ konstanten und aus variabeln Bestandteilen, gleichgültig ob ihnen Vorstellungs- und Gefühlselemente gemeinsam sind oder nicht, so daß also die verschiedene Bezeichnung wiederum nur auf das Ganze dieser Inhalte gehen soll. Bei jeder der durch die obigen Formeln repräsentierten Arten des Bedeutungswandels wird nun zwischen den beiden Endgliedern, ähnlich wie in allen früheren Fällen, mindestens ein Zwischenglied anzunehmen sein, dem etwa die Form

$$n\gamma\delta\delta_1(A\,.\,B)$$

gegeben werden kann, einen Zustand andeutend, in welchem wesentliche Bestandteile des End- und des Anfangsgliedes zusammen ein Vorstellungsganzes gebildet haben.

Der Bedeutungswandel durch Gefühlsassoziationen schließt sich in allen diesen Gestaltungen eng an den komplikativen Bedeutungswandel an, namentlich an diejenigen Formen, als deren Faktoren Gefühle oder aus Gefühlen zusammengesetzte Gemütsbewegungen auftreten (S. 566 f.). Seinen besonderen Charakter empfängt er jedoch dadurch, daß bei ihm die Gefühle nicht bloß in der allgemeinen Form komplikativer Bestandteile der Vorstellungen, sondern durch die den Gefühlen spezifisch zukommenden und sie von den eigentlichen Vorstellungselementen wesentlich unterscheidenden Eigenschaften wirksam werden. Immerhin bringen es diese Verhältnisse mit sich, daß in viele Erscheinungen des komplikativen Bedeutungswandels bereits solche Gefühlswirkungen hineinreichen, wie dies auch manche der oben angeführten Beispiele erkennen lassen.

a. Reine Gefühlsassoziationen.

Die erste der obigen Gruppen, die der reinen Gefühlsassoziationen, umfaßt Erscheinungen, bei denen ein Wort dadurch seine Bedeutung ändert, daß es auf eine Vorstellung übergeht, der ein analoger Gefühlsinhalt zukommt, und daß infolgedessen die neue Vorstellung durch die vorher mit dem Wort assoziierte mehr oder minder stark modifiziert wird. Anfangs- und Endglied haben also gleichen Gefühlscharakter, aber verschiedenen Gefühlswert. Der Übergang setzt ein Zwischenstadium voraus, in welchem die beiden Vorstellungen samt ihren Gefühlswerten zu einer einzigen Komplexion verbunden waren. So bezeichnet das Wort *elend* ursprünglich den, der sich außer Landes befindet, den Verbannten, Heimatlosen (ahd. *eli-lenti*); dann geht es auf den Unglücklichen, von Not oder Trübsal Bedrängten über. Schließlich wird es durch einen Bedeutungswandel, der bereits in die Erscheinungen der nächsten Gruppe hinüberreicht, zu einem nach Gesinnung oder Leistung erbärmlichen Menschen. So reden wir z. B. von einem „elenden Betrüger“, aber auch von einem „elenden Dichter“. Einen analogen Wandel zeigt das lat. *captivus* der Gefangene in seinen romanischen Ableitungen, ital. *cattivo*, franz. *chétif*. *Piètre*, von *pedestris* Fußgänger herstammend, ist in den Begriff „armselig“ übergegangen, der zunächst

von Personen und dann auch von Sachen gebraucht wird. Ebenso ist *imbecillus* der körperlich, dann auch der geistig Schwache und endlich im franz. *imbécille* nur noch der letztere; ferner *simple* (*simplex*) einfach, redlich, dann einfältig usw. (siehe oben S. 486 f.). Die Analogie dieser Bedeutungsentwicklungen zeigt deutlich, daß es sich hier um ein allgemeingültiges Gesetz der Gefühlsassoziation handelt. Auch weist ein solcher Wechsel zwischen Gegensätzen an und für sich auf Gefühlsvorgänge hin, da er schon bei dem spontanen, von äußeren Einflüssen relativ unabhängigen Ablauf unserer Gemütsbewegungen zu bemerken ist. Doch ereignet sich in diesem Fall der Übergang ins Gegenteil immer zugleich auf Grund einer vorangegangenen Assoziation verwandter Gefühle, wie sie bei Wörtern wie *elend*, *chétif*, *imbécille* noch verhältnismäßig unvermischt vorliegt. Schon bei *imbécille* hat aber das Mitleid mit dem körperlich Schwachen dem ähnlichen Gefühl für den geistig Schwachen Platz gemacht, und bei *simple*, *einfältig* hat sich der nämliche Übergang unter der besonderen Bedingung vollzogen, daß die eigentümliche Wertbetonung des Gefühls bei sonst gleichbleibendem Charakter eine andere geworden ist: das Einfache, Einfältige wird gerade innerhalb einer rohen Kultur von dem Klugen und Verschlagenen leicht als ein Zeichen geringerer Verstandesgaben betrachtet. So handelt es sich nur darum, welches von diesen beiden Wertgefühlen schließlich obsiegt. Da entspricht es nun der allgemeinen Richtung der Entwicklung der Gefühle, daß das zuerst an den äußeren Charakter der Handlungen gebundene allmählich auf deren geistige Vorbedingungen übergeht. Wie über die Schätzung der physischen Stärke und der Tapferkeit die der Klugheit die Oberhand gewinnt, so tritt auch die Offenheit und Einfachheit des Benehmens zurück hinter der alle Möglichkeiten des Ausgangs überlegenden Berechnung. Ist einmal der Ansatz zu dieser Umwandlung der Wertgefühle eingetreten, so verstärken sich diese nun unter der Wirkung des Kontrastes; nicht nur der „Einfache“ wird zum „Einfältigen“, sondern auch der „Schlichte“ zum „Schlechten“.

Einen besonderen, zu dieser Klasse reiner Gefühlsassoziationen gehörenden Fall bilden endlich jene Erscheinungen, in denen

ein Wort durch die bloße Änderung der ihm anhaftenden Intensität oder Qualität des Gefühlstons seinen Begriff zu wechseln scheint. Wenn sonst im allgemeinen die Vergleichung solcher Bedeutungsänderungen, bei denen eine Werterniedrigung stattfindet, mit der Wertabnahme abgegriffener Münzen ein unpassendes Bild ist, bei dem die wirklichen Ursachen der Vorgänge im dunkeln bleiben, so kann hier, im Gebiet der Gefühlswirkungen, von einer Abnutzung durch den Gebrauch eher geredet werden. Sie entspricht in diesem Fall der allgemeinen Erfahrung, daß Gefühle durch häufige Wiederholung sich abschwächen. Aber mag dieses Moment mitbeteiligt sein, für sich allein reicht es schwerlich aus, einen Bedeutungswandel zustande zu bringen. Ein positiverer Grund zu einem solchen liegt dagegen sehr häufig in der wirklichen Gefühlssteigerung im Affekt, die den Redenden zu einem Wort greifen läßt, das dem auszudrückenden Gefühlswert, objektiv betrachtet, nicht entspricht. War es nun aber auch subjektiv in dem Moment, wo es zuerst angewandt wurde, ein adäquater Ausdruck des gesteigerten Gefühls, so kann doch diese Wertung nicht andauern. Fixiert sich daher gleichwohl das im Affekt gebrauchte Wort, so ist die Abnahme der ihm innewohnenden Gefühlsstärke die Folge. Auf Vorgänge dieser Art haben wir es wohl zurückzuführen, wenn unser als Steigerungsform verwendetes Adverbium *sehr* (ahd. *sêro* Adv. aus dem Adj. *sêr*) eigentlich „schmerzlich“ bedeutet, oder wenn provinziell dafür auch *arg* gebraucht wird, das sonst mit „böse“ nahe übereinstimmt. Ähnlich verhält es sich mit *kaum* ahd. *kûmo* urspr. „schwach, gebrechlich“, lat. *aegre*, von *aeger* krank, griech. μόλις kaum, das zu μῶλυς matt, träge, μωλύνω „entkräfte“ gehört; endlich mit *fast* gleich „fest“, *schon* gleich „schön“ u. a. (siehe oben S. 546 f.). Mit einer derartigen Veränderung der Gefühlsintensität ist dann zugleich eine gewisse Veränderung der Gefühls**qualität** verbunden, weil schwächere Gefühle an sich indifferenter und daher einem Wechsel der Richtung leichter ausgesetzt sind. So erklärt es sich, daß *sehr*, *arg*, sobald erst einmal die Abschwächung des Gefühlstons bei ihnen eingetreten war, als bloße Steigerungsformen ebensoleicht mit guten wie mit schlimmen Eigenschaften verbunden werden konnten. Bei

Wörtern, die sonst in der allgemeinen Sprache ihre Bedeutung beibehielten, ist eine ähnliche Abschwächung mit gelegentlicher Änderung der Gefühlsrichtung unserer Studentensprache geläufig: *furchtbar*, *riesig*, *schauderhaft* u. dgl. Ursprünglich Produkte jugendlicher Affektsteigerung, haben diese Attribute durch gewohnheitsmäßigen Gebrauch ihren intensiven Gefühlswert verloren. Die ähnliche Erscheinung findet sich in der Umgangssprache solcher Nationen, deren Temperament zu affektvoller Rede disponiert. So verbindet der Franzose mit *enchanté*, *désolé*, *consterné* u. a. meist nur noch entfernte Andeutungen der Gefühle, die durch diese Wörter eigentlich ausgedrückt werden, und der Italiener drückt seine Gefühle in Superlativen aus, wie *felicissimo*, *eccellentissimo*, *bello bellissimo*, die zu der wirklichen Gefühlsstärke in keinem Verhältnis stehen.

In das gleiche Gebiet gehört noch eine andere, allgemein verbreitete Erscheinung, bei der das obenerwähnte scheinbare Überspringen der Gefühlsqualität in ihr Gegenteil besonders auffallend wiederkehrt: der Übergang von Schimpfwörtern in Kosewörter. Dabei bleiben zwar die ursprünglichen Bedeutungen in ihrer allgemeinen Richtung erkennbar, sie verblassen aber in ihrer besonderen Begriffsfärbung. So sind Wörter wie *Luder*, *Schelm*, *Racker*, *Aas*, ebenso die mannigfaltigsten Tierbezeichnungen, *Vieh*, *Kalb*, *Katze*, *Maus*, die letzteren in der Regel in Diminutivformen, scherzhaft gebrauchte Kosewörter geworden. Bei vielen, wie bei *Aas* und bei den Tierbezeichnungen, ist die ursprüngliche, der Verwendung zum Schimpfwort vorausgehende Bedeutung erhalten geblieben; bei andern, wie *Luder* und *Schelm*, die einst mit *Aas* nahe zusammenfielen, sowie bei *Racker*, das eigentlich mit *Schinder* identisch ist, hat sich nur noch die beschimpfende und die gelegentlich sie ablösende kosende Bedeutung erhalten. Zuweilen sind wohl spezielle Assoziationen wirksam, so bei dem *Kätzchen* das weiche Anschmiegen der Hauskatze, bei dem *Mäuschen* die Kleinheit und rasche Beweglichkeit. In sehr vielen Fällen, namentlich bei den ihrer einstigen Bedeutung gänzlich entkleideten Schimpfwörtern, kann davon natürlich nicht die Rede sein: es muß also, abgesehen von solchen besonderen Assoziationen, dem Schimpfwort an sich ein Gefühls-

ton anhaften, der es zum Übergang vom Haß zur Liebe geneigt macht. Hier wird zunächst an die Gefühlsstärke als solche, abgesehen von der qualitativen Gefühlsfärbung, zu denken sein. Wie uns schon in den Benennungen der Affekte durch die Sprache überall die Tatsache entgegentritt, daß für die unlustvollen Affekte reichere und intensivere Bezeichnungen zu Gebote stehen als für die Lustaffekte, so verbindet sich auch in der affektvollen Rede mit dem Gebrauch gesteigerter Ausdrucksformen der Übergang auf die negative Gefühlsseite, die um ihrer größeren Intensität willen im positiven Sinne verwendet wird. So redet man in dieser Affektsprache von *furchtbarem Glück*, von *schrecklicher Freude* u. dgl., ohne daß bei solchem Übergreifen irgendeine bewußte Absicht mitwirkt. Es ist nur der Drang, das Gefühl so stark wie möglich zu betonen, der dieses Resultat herbeiführt. Es beruht wohl, gerade so wie die reichere Bezeichnung der Unlustaffekte, auf der Eigenschaft unseres Gefühlslebens, daß die Unlustformen größere Intensitätsgrade erreichen können. Wo ein sehr starker Lustaffekt ausgedrückt werden soll, da schiebt sich daher leicht von selbst eine Bezeichnung unter, die eigentlich dem Unlustgebiet angehört. Auch darin folgt übrigens die Sprache nur dem Verlauf der natürlichen Vorgänge, bei denen, wenn die höchsten Grade einer freudigen Überraschung erreicht werden, schon infolge der begleitenden physischen Wirkungen der plötzliche Übergang auf die Unlustseite nicht ausbleibt. So gehört denn auch jene Umwandlung der Schimpfwörter in Kosenamen zu den Erscheinungen, bei denen der Trieb nach einer starken Betätigung des Affekts den Ausdruck der entgegengesetzten Gefühlsqualität hervorruft. Das Kontrastgefühl, das durch die letztere erweckt wird, sowie die zu paradoxem Ausdruck neigende Stimmung scherzhafter Ironie können dann außerdem mitwirkende Faktoren sein.

b. Gefühlsassoziationen in objektiv-subjektiver Richtung.

Beispiele dieser Art des Bedeutungswandels finden sich auf allen Sprachgebieten in großer Zahl. So ist *Gunst*, zusammenhängend mit dem Verbum *gönnen*, ursprünglich *Gewährung*, *Erlaubnis*: so noch in Redewendungen wie „mit Gunst“, „eine

Gunst erweisen"; die vorwaltende Bedeutung ist aber die subjektive der „günstigen Gesinnung" geworden. *Tadel* ist in seiner mit „Fehler" zusammentreffenden Urbedeutung noch in „tadellos" erkennbar geblieben; sonst ist es zuerst in den Begriff einer durch die Fehler anderer erregten subjektiven Stimmung und dann weiterhin, indem eine der unten zu besprechenden umgekehrten Gefühlsübertragungen vom Subjekt zum Objekt hinzutrat, in den Begriff der Äußerung einer mißfälligen Gesinnung übergegangen. *Rat*, urspr. was jemand an Mitteln vorrätig hat, hat sich in Zusammensetzungen wie „Vorrat, Hausrat, Unrat" in dieser objektiven Bedeutung erhalten; wahrscheinlich durch Vermittelung von Redeformen, in denen sich der objektive mit einem entsprechenden subjektiven Gemütszustande verband, wie „zu Rate halten", „Rat schaffen", ist es in den im wesentlichen mit dem lat. *consilium* zusammenfallenden Begriff übergegangen. Eine analoge Umwandlung hat lat. *merces* Lohn in den romanischen Sprachen erfahren, indem es in ital. *mercè*, franz. *merci* zuerst in die Bedeutung „Gnade", dann in die von „Dank" überging: der Begriff „Gnade" bildet hier offenbar das assoziative Mittelglied, er bezeichnet ein Gefühl, das, die Spendung des Lohnes begleitend, als Motiv der Handlung wirken kann; in „Dank" ist das Gefühl des Lohnempfängers an die Stelle getreten. Ferner gehört hierher der Übergang des mittellat. *sunnia* gesetzliches Hindernis in *sogna*, fr. *soin* Sorge, von *doubler* verdoppeln in die altfr. Bedeutung „betrügen", von *ressentiment* Erinnerung in „Vergeltung", „Groll", „Rachegefühl", von *suffisant* genügend in „anmaßend". Im letzteren Falle ist der objektive Erfolg zuerst auf einen Handelnden, der mit seinem Erfolg zufrieden ist, und dann auf den, der überall diesen Erfolg zur Schau stellt, übergegangen.

c. Gefühlsassoziationen in subjektiv-objektiver Richtung.

In diese dritte Gruppe gehört der Übergang von *Laster* urspr. „Tadel", „Schmähung", wie noch das Zeitwort *lästern* erkennen läßt, in die objektive Eigenschaft, die Tadel verdient, im Gegensatz zu dem Wort *Tadel* selbst (siehe oben). *Sicher* ist eigentlich „sorglos" ahd. *sihhûri*; schon frühe ist es aber, wahrscheinlich

durch die Zwischenbedeutung „ohne Schuld und Strafe“, in seinen heute geltenden objektiven Sinn übergegangen. Die nämliche Wandlung hat lat. *securus* in dem franz. *sûr* erfahren. Ähnlich leitet sich *danger* Gefahr aus mittellat. *damniarium* Beschädigung ab, *tromper* betrügen aus *triumphare* über jemanden frohlocken; *periculum*, zuerst „Wagnis“, wird objektiv zur „Gefahr“ usw.

Die psychologischen Grundlagen aller dieser unter dem Einfluß von Gefühlsassoziationen entstehenden Formen des Bedeutungswandels sind, wie ihre Vergleichung ohne weiteres erkennen läßt, übereinstimmender Art. Die besonderen Richtungen der Assoziationswirkung sind von untergeordnetem Wert. Es zeigt sich in ihnen nur die Vielseitigkeit der Gefühlsassoziationen überhaupt. Sie gibt sich besonders auch daran zu erkennen, daß, wie oben an einigen Beispielen gezeigt, der Bedeutungswandel eines Wortes teils der einen, teils der andern Gruppe angehören kann. Gegenüber den sonstigen Erscheinungen des regulären Bedeutungswandels zeichnen sich überdies die Gefühlswirkungen durch die außerordentlich starken Begriffsänderungen aus, die nicht selten zum Übergang der Urbedeutung in ihr Gegenteil führen, eine Erscheinung, die in den allgemeinen Eigenschaften der Gefühle ihre Erklärung findet, eben darum aber auch für die Gefühlswirkungen als solche von symptomatischem Wert ist.

5. Assoziative Verdichtungen der Bedeutung.

Als eine Verdichtung der Begriffe kann es bezeichnet werden, wenn sich an ein bestimmtes Wort durch Assoziation ein ihm ursprünglich fremder Begriff anlehnt und sich dann immer fester mit ihm verbindet, so daß der hinzugetretene Begriff schließlich von dem Wort absorbiert wird und dessen einstige Bedeutung mehr oder minder erheblich verändert. Solcher Verdichtungen lassen sich im allgemeinen zwei Arten unterscheiden. Die erste beruht auf der Assoziation des Wortes mit andern Wörtern, mit denen es häufig in den Zusammenhang der Rede eingeht; die zweite auf einer Assoziation des dem Wort anhaftenden Begriffs mit irgendeiner durch ihre Häufigkeit begünstigten Anwendung. In beiden Fällen handelt es sich um Wirkungen oft wiederholter

Assoziationen, durch welche die sonst in der Regel nur als Begleiterscheinungen anderer Formen des Bedeutungswandels vorkommenden Verdichtungen so verstärkt werden, daß sie als die vorwiegenden Ursachen der eintretenden Begriffsübertragung erscheinen. Dabei scheiden sich dann die Assoziationen, aus denen diese Verdichtungen entspringen, von selbst nach den beiden Bedingungen, die überhaupt für die begrifflichen Umwandlungen eines Wortes bestimmend sein können. Im einen Fall bestehen diese Bedingungen in den äußeren Assoziationswirkungen, denen das Wort von gewissen konstanteren syntaktischen Verbindungen her unterworfen ist; im zweiten Fall in den inneren Assoziationswirkungen, die aus der Beziehung der Wortbedeutung selbst zu ihren regelmäßigen oder häufigsten Anwendungen entspringen. Demnach können wir die Erscheinungen der ersten Art als Begriffsverdichtungen durch syntaktische Assoziationen, die der zweiten als solche durch Verwendungsassoziationen des Wortes bezeichnen. Bei den ersteren läßt sich, wenn wir den einfachsten Fall einer syntaktischen Wechselwirkung zwischen zwei Wörtern n und n_1 zugrunde legen und die zu beiden gehörigen Begriffe mit A und A_1 bezeichnen, der eintretende Begriffswandel darstellen durch die Formel:

$$n\,A - n\,n_1\,(A\,.\,A_1) - n\,(A\,.\,A_1) - n\,A_1.$$

Dabei kann der Prozeß entweder bei dem dritten Glied aufhören, wo die Bedeutungsänderung bloß eine partielle ist, oder bis zum vierten, d. h. zu einer völligen Verdrängung des ursprünglichen Begriffs, fortschreiten. Hiernach reiht sich der Vorgang im allgemeinen dem assimilativen Bedeutungswandel an. Das Eigenartige gegenüber andern Formen des letzteren besteht aber darin, daß die Wortvorstellungen selbst die dominierenden Bestandteile sind, die den ganzen Vorgang vermitteln. Die zweite Form läßt sich durch das folgende Schema verdeutlichen:

$$n\,A - n\,(A\,.\,A_1) - n\,A_1.$$

Eine Vorstellung A, die mit n benannt wird, verbindet sich mit einer zweiten A_1; dadurch wird n zunächst auf die Verbindung

beider Begriffe und dann eventuell, wenn der ursprüngliche Begriff verschwindet, auf den neuen Begriff A_1 übertragen. Auch in diesem Fall ist also die Wortvorstellung der dominierende Bestandteil. Zugleich ist aber der äußere Verlauf einfacher, da keine andern Wortvorstellungen außer *n* an ihm beteiligt sind. Demnach schließt sich diese Begriffsverdichtung durch Verwendungsassoziationen dem assimilativen Bedeutungswandel mit konstant bleibender dominierender Vorstellung, der obige Vorgang der syntaktischen Begriffsverdichtung dagegen dem mit veränderlicher dominierender Vorstellung an (S. 532).

a. Begriffsverdichtungen durch syntaktische Assoziationen.

In vielen Fällen besteht diese Art der Begriffsverdichtung in dem einfachen Übergang einer attributiven Bestimmung auf den Hauptbegriff, dem jene verbunden bleibt, obgleich ihre Wortbezeichnung aus dem regelmäßigen Gebrauch verschwunden ist. So ist unsere heutige *Universität* ursprünglich die *universitas scholarium*, der, nachdem die Universitäten ihren schulmäßigen Charakter verloren hatten, die *universitas litterarum* substituiert wurde; *capitale* ist in den romanischen Sprachen die *citta capitale* oder *ville capitale*, die Hauptstadt. Die *axilla brachii*, die kleine Achse des Armes, wird zur *Achsel*, die *bonne domestique* zur *Bonne* usw. Wie das Attribut, so kann sich aber auch die oft wiederholte Assoziation mit ganzen Satzfügungen in einem bestimmten Wort verdichten. So verdankt ital. *oste*, altfr. *ost* Heer wahrscheinlich dem *ire in hostem* „gegen den Feind gehen" seine Begriffsfärbung. Erscheinungen dieser Art, die man wegen der dabei stattfindenden Kontaktwirkungen der Wörter als „Kontagion" bezeichnet hat[1]), sind am auffallendsten dann, wenn durch sie ein Wort überhaupt oder in gewissen oft wiederkehrenden Verbindungen scheinbar in das Gegenteil seiner ursprünglichen Bedeutung übergeht, wie dies besonders bei gewissen Ausdrücken der Verneinung stattfindet: so franz. *pas* (von *passus* Schritt) *point* (*punctum* Punkt), *rien* (*rem* Sache) *aucun* (*aliquem unum*) *jamais* (*jam magis*), *personne* (*persona*). Bei manchen dieser Wörter, wie bei *pas*,

[1]) Michel Bréal, Essai de sémantique, p. 221. A. Darmesteter, La vie des mots,[2] p. 124.

point, *personne*, ist neben der negativen noch die ursprüngliche, positive Bedeutung erhalten geblieben, bei andern, wie *rien*, *jamais*, ist sie völlig verdrängt. Der Übergang in die Negation erklärt sich hier unmittelbar aus der Assoziationswirkung oft wiederkehrender syntaktischer Verbindungen, wie z. B. *je ne vois point* (wörtl. „ich sehe keinen Punkt"), *je ne sais rien* („ich weiß keine Sache"), *il n'y a personne* („es gibt keine Person") usw. Je häufiger solche Verbindungen vorkamen, um so leichter konnte die Negation zu dem Wort assoziiert werden, so daß nun *pas* und *point* „nicht", *rien* „nichts", *personne* „niemand" bedeutet. Bot sich, wie bei *rien*, für die positive Seite ein neues geeignetes Wort, wie *chose*, so blieb schließlich nur noch der negative Begriff zurück. Ähnlich bedeutet engl. *but* (altengl. *butan*) urspr. „außer", wird dann aber sehr häufig im Sinne von „nur" (*no but* = „nicht außer") gebraucht. Ebenso ist das deutsche *weder* (ahd. *wëdar*) eigentlich „jeder von beiden". In der Verbindung *weder-noch*, in der es sich allein erhalten hat, bedeutet es aber „keiner von beiden" (mhd. *enwëder*). Daß gerade die Funktion der Verneinung so leicht dieser Wirkung syntaktischer Assoziationen unterliegt, erklärt sich daraus, daß ein anschauliches Denken selten die abstrakte Verneinung allein anwendet, sondern sie auf irgendeinen Gegenstand oder eine Person (*rien* = *rem*, *personne*) oder, wenn es sich um einen verstärkten Ausdruck der Verneinung handelt, auf den kleinsten Gegenstand (*point*), auf die kleinste Raumstrecke (*pas*) bezieht. Besonders diese Bezeichnungen der gewöhnlichsten Gegenstände des Denkens, der Sache, der Person, des Punktes, des Schrittes, werden daher von frühe an bald mit, bald ohne Verneinung gebraucht (eine Sache — keine Sache, eine Person — keine Person usw.).

Die Betrachtung der psychischen Vorgänge, auf die diese syntaktischen Assoziationswirkungen zurückführen, zeigt, daß sie in mancher Beziehung von den sonstigen Erscheinungen des Bedeutungswandels abweichen. Die Bedeutung von *pas* „nein" hat sich aus der andern von *pas* „Schritt" nicht durch eine Differenzierung des Begriffs entwickelt, die in diesem selbst schon vorbereitet war, sondern die hinzugedachte Verneinung ist zunächst von dem Worte selbst ganz unabhängig gewesen und hat

sich dann erst durch eine bloße äußere Berührungswirkung mit ihm verbunden. Darin stimmt aber auch dieser Bedeutungswandel mit den sonstigen Erscheinungen überein, daß der neue Begriff den früheren gänzlich verdrängen kann; ja für diesen Vorgang der Verdrängung sind die syntaktischen Wirkungen augenfällige Belege, weil, wie der doppelte Gebrauch von Wörtern wie *pas*, *point*, *personne* zeigt, ein solches Erlöschen auf einzelne syntaktische Verbindungen beschränkt bleiben kann, während in andern das Wort seine alte Bedeutung bewahrt, so daß es nun wegen der gänzlichen Heterogenität beider Begriffe in seinem doppelten Gebrauch zwei Wörtern äquivalent wird. Mag man auch bei *personne* im Sinne von niemand wegen der nahen Beziehung der Begriffe *jemand* und *niemand* noch an die Bedeutung *Person* denken, bei der gewöhnlichen verneinenden Anwendung von *pas* und *point* liegt der Gedanke an *Schritt* und *Punkt* völlig ferne. Der Redende empfindet hier die Wörter ganz so, als wenn sie nur durch zufälligen Gleichklang mit den positiven Bedeutungen übereinstimmten. Dies rührt eben daher, daß die neue Bedeutung nur durch eine äußere Assoziation auf das Wort übertragen wurde. Daß übrigens alle diese Erscheinungen in eine falsche Beleuchtung gerückt werden, wenn man sie der rhetorischen Form der „Synekdoche" oder „Ellipse" unterordnet[1]), braucht kaum noch bemerkt zu werden. Man hat bei dieser rhetorischen Bezeichnung eben nur den äußeren Effekt, nicht den psychologischen Vorgang selbst im Auge. Dieser besteht aber, weit entfernt, eine willkürliche oder aus „Bequemlichkeit" vorgenommene Unterdrückung gewisser Bestandteile des Gedankens zu sein, im Gegenteil darin, daß sich die Begriffsinhalte der verbundenen Wörter so innig assoziieren, daß sie nur noch einen Begriff bilden, worauf sich dann dieser auf ein einzelnes Wort zurückzieht, in welchem sich daher die Begriffsinhalte der ganzen Verbindung oder, wenn es sich um eine Begriffsspaltung handelt, mehrerer Verbindungen des gleichen Wortes verdichtet haben.

[1]) Darmesteter, La vie des mots, p. 54. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, S. 235.

b. Begriffsverdichtungen durch Verwendungsassoziationen.

Ähnliche assoziative Verdichtungen können sich ereignen, wenn die Assoziation als ein mehr innerlicher Prozeß an die wechselnden Verwendungen eines einzelnen Wortes sich anschließt. In der Regel wird hier die Verdichtung dann erst augenfällig, wenn die der ursprünglichen Assoziation zugrunde liegenden Bedingungen andere geworden sind, während die Wirkung der Verdichtung fortdauert. So ist *Gift* eigentlich „Gabe“, und in den Zusammensetzungen *Mitgift*, *Brautgift* hat sich diese Bedeutung noch unverändert erhalten. Das Wort selbst hat aber wahrscheinlich durch die häufige Anwendung auf die aus dem Giftschrank der Apotheke dargereichten Gaben seine assoziative Beziehung gewonnen. Einen ähnlichen Wandel zeigen franz. *poison* von lat. *potio* Trank, *viande* Fleisch aus lat. *vivendum* Lebensmittel, franz. *oie*, *oca* (urspr. *auca*) Gans aus *avica*, einer Ableitung von *avis* Vogel, *aumaille*, von *animal* Tier, gewöhnlich für das Rind, oder provinziell für andere Haustiere, wie Schweine, Stuten, gebraucht. Auch diese Erscheinungen beruhen natürlich nicht auf einem seltsamen Trieb nach „Verengerung“ der Bedeutungen“, auf den sie die logische Interpretation zurückführt, sondern auf dem allgemeinen Assoziationsgesetz, daß ein Wort um so geläufiger zu sein pflegt, je größer die Zahl der Objekte ist, auf die es angewandt wird, und daß hinwiederum mit einem Wort die Vorstellungen der geläufigsten Objekte seiner Gattung am häufigsten assoziiert werden. *Tier* ist im allgemeinen Sprachgebrauch häufiger als *Pferd*, und dem Reiter assoziiert sich mit dem Wort sofort diese besondere Vorstellung. Da übrigens der Satz, daß die Wörter von allgemeinerer Bedeutung zugleich die geläufigeren sind, keineswegs für alle Klassen von Gegenständen und nicht für alle Perioden der Sprachentwicklung gilt, so ist auch die assoziative Verdichtung durchaus nicht überall eine Einschränkung der Bedeutung, sondern ihr Effekt richtet sich jeweils nach den Bedingungen, die der Häufigkeit des Wortgebrauchs einerseits und der Entstehung speziell gerichteter Assoziationen anderseits zugrunde liegen. Diese Verhältnisse bringen es auch mit sich, daß die Assoziationen, die einem Wort

eine bestimmte Bedeutung verleihen, häufig nicht zu festen Bestandteilen des Wortes selbst geworden sind, sondern sich ihm nur in bestimmten Vorstellungsverbindungen anheften. So haben Wörter wie *Druck*, *Band*, *Stich* neben den besonderen, aus der Verdichtung einer hinzugedachten Wortvorstellung entstandenen Begriffen wie „Buchdruck“, „Band eines Buches“, „Kupfer-“ oder „Stahlstich“ u. a. ihre ursprünglichen Bedeutungen beibehalten. Hierdurch nähern sich diese Erscheinungen zugleich jenen Assoziationen, bei denen der ganze Gedankenzusammenhang, in den ein Wort eintritt, auf seine Bedeutung zurückwirkt (S. 539). So gehen überhaupt die Vorgänge der assoziativen Verdichtung in die mannigfaltigsten andern Erscheinungen des Bedeutungswandels als mitwirkende Faktoren ein, und in diesem Sinne sind sie ähnlich als Nebenformen des assimilativen wie die Gefühlswirkungen als solche des komplikativen Bedeutungswandels zu betrachten.

V. Singulärer Bedeutungswandel.

1. Begriff und Hauptformen des singulären Bedeutungswandels.

Der singuläre Bedeutungswandel umfaßt nach der früher (S. 468 ff.) für ihn gegebenen Begriffsbestimmung alle diejenigen Erscheinungen des Wechsels der Wortbedeutungen, die aus individuellen, an spezielle Raum- und Zeitbedingungen gebundenen Motiven hervorgehen. Auf den ersten Blick erscheint er daher oft als ein launenhafter, unter keine allgemeine Gesetzmäßigkeit zu ordnender Vorgang. Wenn wir uns aber die besonderen Bedingungen vergegenwärtigen, unter denen er erfolgt ist, so erweist sich dieser Vorgang in der Regel gerade so gut motiviert wie irgendeine Erscheinung des regulären Bedeutungswandels; und als der einzige Unterschied bleibt der zurück, daß die Ursachen, die ihn bestimmen, einem in dieser Kombination nur einmal vorhanden gewesenen Zusammenfluß von Bedingungen ihren Ursprung verdanken. Zuweilen läßt sich dieser singuläre Ursprung direkt dadurch nachweisen, daß er auf einen bestimmten Urheber zurückzuverfolgen ist; in vielen andern Fällen kann er nur aus dem ganzen Charakter des Vorgangs erschlossen

werden. Wo nun aber singuläre Motive aufgezeigt werden können, da erweisen sich als die wirksamen Momente wieder Assoziationen. Letztere unterscheiden sich nur dadurch von den bei dem regulären Bedeutungswandel beteiligten, daß sie nicht aus den innerhalb einer Gemeinschaft allgemeingültigen Bedingungen der Apperzeption, sondern aus individuell beschränkten hervorgehen. Dieser Unterschied führt dann noch den weiteren mit sich, daß der Verlauf als ein sprunghafter Übergang zwischen den assoziierten Vorstellungen erscheint, und daß daher die Assoziation selbst in der Regel als eine sukzessive, nicht, wie durchweg bei dem regulären Bedeutungswandel, als eine simultane anzusehen ist.

Die diesem Gebiet zugehörigen Erscheinungen lassen sich in drei Klassen sondern. Eine erste besteht in der Namengebung nach singulären Assoziationen. Jede solche Namengebung ist gleichzeitig Wortschöpfung und Bedeutungswandel; letzteres insofern, als sich das neue Wort durch irgendeine Laut- und Begriffsassoziation an bereits bekannte Wörter anlehnt. Eine zweite Form ist die singuläre Namenübertragung; die dritte und wichtigste die sprachliche Metapher. Wie die beiden ersteren Formen an den assimilativen, so schließt sich diese in ihrer psychologischen Bildung an den komplikativen Bedeutungswandel an. Aber sie entsteht nicht, wie die regulären Formen des letzteren, auf dem Wege stetiger und allgemeingültiger Veränderungen der Apperzeption, sondern sie ist ein willkürlicher Akt, der den Charakter eines in dieser besonderen Beschaffenheit aller Wahrscheinlichkeit nach einmaligen Vorgangs an sich trägt. In ihrem Ursprung ist diese Übertragung eine wirkliche Metapher; sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen rhetorischen oder dichterischen Metapher nur dadurch, daß sie zu einem geläufigen Sprachgut geworden ist. Diese Eigenschaft verdankt sie aber dem Umstande, daß sie jenen natürlichen Komplikationen, die in dem regulären Bedeutungswandel ungesucht entstehen, immerhin noch verwandt genug ist, um gleich ihnen von der Sprache aufgenommen zu werden.

2. Namengebung nach singulären Assoziationen.

In der Geschichte der Kultur ist es kein seltenes Ereignis, daß ein neuer, bisher unentdeckt oder unbeachtet gebliebener Gegenstand zur Erfindung eines Namens nötigt. In der Regel fesselt ein solcher Gegenstand zunächst die Aufmerksamkeit eines beschränkten Kreises, der daher auch zuerst das Bedürfnis, ihn zu benennen, empfindet. Meist trägt dann der Name das Gepräge willkürlicher Erfindung unmittelbar an sich. Aber als das bestimmende Motiv erweist sich eine naheliegende, bisweilen sogar zwingende Assoziation, die in diesem Falle zugleich deutlich in der Form der sukzessiven auftritt. Denn es kann stets vorausgesetzt werden, daß der Gegenstand, der den Namen hergab, und derjenige, auf den er überging, während einer gewissen Zeit in einer Verbindung standen, die dem Verhältnis einer Sinneswahrnehmung zu dem durch sie assoziativ erweckten, aber selbständig bleibenden Erinnerungsbilde gleicht. Bezeichnen wir im Gegensatze zu der oben (S. 554) für die simultane Verschmelzung zweier Vorstellungen oder Vorstellungsbestandteile A und B gebrauchten Formel $(A \,.\, B)$ die sukzessive Assoziation der nämlichen Vorstellungen mit $A^\frown B$, die Wortvorstellung wieder durch n, so läßt sich demnach die bei der singulären Namengebung stattfindende Wortübertragung ausdrücken durch die Formel:

$$\mathrm{A} - A^\frown n\, B - n\, A,$$

d. h. der Begriff A erhält durch eine Erinnerungsassoziation mit B den dem letzteren eigenen Namen n. Dabei bleibt übrigens das Wort n in der Regel nicht unverändert, sondern seine Übertragung auf den neuen Begriff wird durch grammatische Umbildungen erleichtert, wodurch diese Erscheinung zugleich in das Gebiet des korrelativen Bedeutungswandels hinüberspielt.

Die erste und am häufigsten vorkommende Assoziation solcher Art ist die des Gegenstandes mit dem Ort seines Vorkommens, seiner Auffindung oder Herstellung. So trägt der *Magnet* von der thessalischen Landschaft Magnesia, das *Kupfer*, *aes* cyprium, von der Insel Cypern seinen Namen. Daran schließen sich

zahlreiche Benennungen neueren Ursprungs, wie *Berlinerblau*, *Schweinfurtergrün* u. a. Ebenso der früher (S. 471) erwähnte Name der *Münzstätte*, *moneta*, nach dem Tempel der Juno moneta, des *Heiden*, *paganus*, *païen*, nach dem Leben auf der Heide und in den Dörfern. Noch näher liegt es, Gegenstände, die selbst singulärer Art sind, nach solchen Beziehungen zu benennen. Zahlreiche Namen der Erdkunde (*Albert-*, *Viktoriasee*, *Bismarckarchipel* u. dgl.), der systematischen Naturgeschichte, die Gesetzesbezeichnungen des römischen Rechts (*lex Cornelia*, *lex Julia* usw.), die Benennungen theoretischer Gesetzesformulierungen nach ihren Entdeckern (*Ohmsches*, *Ampèresches*, *Grimmsches Gesetz* usw.) gehören hierher.

Eine zweite Gruppe beruht auf der Assoziation der Erscheinung, die benannt wird, mit einem einzelnen Gegenstand, an dem sie wahrgenommen wurde. So ist die *Elektrizität* nach dem Bernstein, *electrum*, ἤλεκτρον, genannt und die ältere Physik pflegte die beiden Arten derselben nach ihrer Erzeugungsweise bei den Versuchen über Reibungselektrizität als die *Harz-* und die *Glaselektrizität* zu unterscheiden. Unsere *Brille*, die noch im 14. Jahrh. *der bril* heißt, trägt von dem *Beryll*, dem durchsichtigen Edelstein, der vermutlich zuerst zur Korrektur der Fehler weitsichtiger Augen zugeschliffen wurde, ihren Namen, usw.

Eine dritte Gruppe umfaßt Assoziationen nach Ähnlichkeiten: ein Gegenstand wird nach einem andern benannt, dem er irgendwie, namentlich in der äußeren Gestalt, gleicht. Je gesuchter, zufälliger in diesem Fall die Ähnlichkeit ist, um so wahrscheinlicher wird man annehmen können, daß die Benennung ursprünglich individuell entstand. So bezeichnet die französische Sprache die Brille mit *les lunettes* von *luna* Mond, wörtlich also „die Möndchen“, das einzelne Augenglas oder Fernrohr auch als *la lunette*. Auf einen ähnlich singulären Ursprung ist wohl der Gebrauch des Wortes *poulet* „Hühnchen“ für einen Liebesbrief zurückzuführen, der von einer in einer gewissen Zeit üblichen Form dieser Briefe hergenommen sein soll. Ferner gehören hierher zahlreiche Ausdrücke, wie der *Kelch*, die *Krone*, die *Kätzchen* der Blüten, die *Nähte* der Knochen, die *Beeren* und *Läppchen* der Drüsen, die aus der wissenschaftlichen Kunst-

sprache zum Teil in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen sind. Bezeichnend für den singulären Ursprung ist bei diesen Ausdrücken ihre verhältnismäßig späte Entstehung. So findet sich das Wort *Kelch* (calix) für den „Blütenkelch" erst seit dem 17. Jahrhundert. Zugleich ist hier eine Lautassoziation mit dem griech. Wort κάλυξ (Blumenhülle) nicht unwahrscheinlich[1]). Wenn man nun auch diese Benennungen zuweilen als „Metaphern" betrachtet, so entspricht das offenbar wiederum nicht dem tatsächlichen psychologischen Vorgang. Von dem einfachen assimilativen Bedeutungswandel nach einem übereinstimmenden dominierenden Merkmal scheidet diese Übertragungen in der Regel nur die aus den sonstigen Bedingungen sich ergebende Wahrscheinlichkeit, daß die zugrunde liegende Assoziation ursprünglich ein individueller Vorgang gewesen sei. Darum wird aber auch in diesen Fällen nicht selten die Entscheidung zweifelhaft sein. Wenn z. B. der Hecht franz. *brochet* genannt wird, was ursprünglich einen „kleinen Spieß" (altfr. *broche*) bedeutet, oder die Ente *canard* „ein kleines Schiff" (altfr. *cane*), so sind hier die Ähnlichkeiten der Form jedenfalls größer als die zwischen einem Liebesbrief und einem Hühnchen; demnach wird aber auch die Frage der individuellen oder generellen Entstehung in der Regel eine offene bleiben.

Deutlicher ist der singuläre Ursprung im allgemeinen bei einer vierten Gruppe von Namengebungen, bei den völlig willkürlichen. Sie zerfällt wieder in die Bildung willkürlicher Ableitungen und in die willkürlichen Wortschöpfungen. Die abgeleiteten Benennungen gehen von bestimmten Wörtern des allgemeinen Sprachschatzes der eigenen oder einer fremden Sprache aus: dahin gehört ursprünglich die große Mehrzahl der Begriffswörter unserer wissenschaftlichen Terminologie, wie *Bewußtsein*, *Gewissen*, *Gemütsbewegungen*, *Beweggrund*, *Gegenstand*, *Bezeichnung*, *Gewißheit*, *Erkenntnis* und viele andere Wörter, von denen die meisten freie Übersetzungen aus dem Lateinischen sind[2]); ferner gewisse künstliche Wortbildungen, die ihr fremdes Gewand beibehalten haben, wie *Idealismus*, *Realismus*, *Materia-*

[1]) Hildebrand, Grimms Wörterb. V, S. 507.
[2]) Vgl. Kap. V, S. 622ff., und oben S. 566f.

lismus, *Empirismus*, *Nationalismus*, *Nihilismus*, *Egoismus*, *Altruismus* usw. Am augenfälligsten ist natürlich der singuläre Ursprung schließlich da, wo der Name überhaupt ein willkürliches Lautgebilde ist, wie bei den *Or-*, *Ant-*, *Mäl-* und *Omwesen* der Krauseschen Philosophie, dem jetzt wieder verschollenen Reichenbachschen *Od* und andern schrullenhaften Namenerfindungen mehr. Ein merkwürdiges Beispiel solch willkürlicher Wortschöpfung ist das Wort *Gas*. Es ist um das Jahr 1600 von dem Arzt und Mystiker Baptista van Helmont, wie er selbst sagt „paradoxi licentia", erfunden worden. Seine völlige Rezeption ist aber erst im 19. Jahrhundert erfolgt; noch im 18. war der Name „Luftarten" der gewöhnlichere. In diesen Fällen ist zugleich im allgemeinen die Grenze erreicht, wo eine Assoziation noch nachgewiesen werden kann. Daß dennoch eine solche stattgefunden hat, ist freilich auch hier wahrscheinlich. (Vgl. unten Nr. VI, 1.)

3. Singuläre Namenübertragungen.

Der singulären Namengebung kann als ein Vorgang zweiter Stufe die Übertragung des Namens von dem Gegenstand, dem er ursprünglich zukam, auf einen andern folgen. Eine solche geschieht nicht selten auf dem Wege des gewöhnlichen, auf allgemeingültigen Assoziationsmotiven beruhenden Bedeutungswandels, so daß der Vorgang nun in eine reguläre Bedeutungsentwicklung einmündet. So werden wir die Benennung *Candidatus* für den Bewerber um eine Ehrenstelle in Rom als eine ursprüngliche singuläre Benennung auffassen dürfen, da solche Sitten wie die, mit weißer Toga (toga candida) vor versammeltem Volke zu erscheinen, zunächst aus der Verbreitung einer einzelnen Handlung zu entstehen pflegen. Die sodann eingetretenen und bis in die neueste Zeit reichenden weiteren Entwicklungen dieser Bedeutung, durch die das Wort zunächst auf Bewerber um Stellen überhaupt und endlich auf solche überging, die nur eine mehr oder minder entfernte Aussicht haben, sich dereinst einmal bewerben zu können, — diese Veränderungen fallen durchaus in das Gebiet des gewöhnlichen assimilativen Bedeutungswandels. Ähnlich entsprach, als der Name *moneta* vom

Tempel dieses Namens auf andere Münzstätten außerhalb Roms und dann sogar auf das geprägte Geldstück überging, die erste dieser weiteren Übertragungen einem regulären assimilativen, die zweite einem ebensolchen komplikativen Bedeutungswandel. Dem gegenüber zeigen Fälle, wo beide Akte, die ursprüngliche Namengebung wie die folgende Übertragung, singulärer Art sind, eine mit der Häufung der assoziativen Übergänge rasch zunehmende Entfernung von der Anfangsbedeutung. So beruht, wenn eine gewisse Geschwulstform der Lippen und anderer Teile des Angesichts *lupus* oder *lupa* (Wolf, Wölfin) genannt wurde, dies auf einem singulären Bedeutungswandel; als solcher läßt er sich wohl verstehen, wenn wir ihn zugleich als eine Art Metapher nehmen (vgl. unten 4), da er die um sich fressende Natur dieses Geschwürs charakterisiert. Wenn dann aber der Name *lupa* wegen der runden Gestalt des Geschwürs in *loupe*, *Lupe* das „Vergrößerungsglas“ übergegangen ist, so fehlt hier zwischen Anfang und Ende anscheinend jede Beziehung: wäre das Mittelglied verloren, so könnte man glauben, beide Wörter seien ganz unabhängig voneinander entstanden und nur durch eine zufällige Lautähnlichkeit verbunden. An diesem Beispiel läßt sich zugleich deutlich die allgemeine Gesetzmäßigkeit solcher Namenübertragungen erkennen. Bedienen wir uns wieder der ähnlichen Symbole wie oben (S. 545 ff.), so ist der Vorgang auf die Formel zurückzuführen:

$$n\,A \;—\; A^{\frown}B \;—\; n\,B,$$

d. h. das einen Begriff A bezeichnende Wort n wird infolge einer singulären Erinnerungsassoziation zwischen A und B auf den Begriff B übertragen, wobei dieser je nach seinen Assoziationsbeziehungen entweder gewisse Eigenschaften mit A gemein haben oder aber auch nur durch äußere, unter Umständen ganz zufällige Verbindungen an ihn erinnern kann.

Beispiele ähnlicher Übergänge bieten besonders auch gewisse aus der Wissenschaft in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommene Ausdrücke, wie *Realismus*, *Egoismus*, *Nihilismus* u. a. Das Wort *realista* wurde zuerst im Ausgang des Mittelalters gebraucht, um jene platonisierende Richtung der scholastischen

Philosophie zu bezeichnen, deren Anschauungen man unter dem Stichwort „universalia sunt realia" zusammenfaßte[1]). Als dann später das Interesse an den scholastischen Streitfragen und zum Teil auch die Erinnerung an sie zurücktrat, wurde das Wort wieder aufgegriffen, um mit ihm den Gegensatz zu dem *Idealismus* zu kennzeichnen, wobei man sich wohl nur noch der Urbedeutung des Wortes *realis* erinnerte. *Realismus* hieß nun seit Kant jede Anschauung, die den Gegenständen der Sinne oder der Materie Wirklichkeit zugesteht[2]). Der Begriff hatte sich also nahezu in sein Gegenteil umgewandelt. Von sehr modernem Ursprung ist das in seiner jetzigen moralischen Bedeutung in allen neueren Kultursprachen eingebürgerte Wort *Egoismus*. Es kommt zuerst in der Schule des „Port Royal", dem Hauptsitz der französischen Kartesianer und Jansenisten um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts vor, wo es wohl von einem einzelnen Philosophen erfunden wurde. Unter einem „Egoisten" verstand man aber hier, was heute zuweilen „Solipsist" genannt wird. In der gleichen Bedeutung braucht es noch Christian Wolff[3]). Indessen hat sich gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts noch eine andere Bedeutung entwickelt, bei der man zweifelhaft lassen muß, ob sie in Erinnerung an das bereits vorhandene Wort oder selbständig entstand: der *égoiste* wird zur Lustspielfigur des Renommisten. Der Name wird ihm beigelegt, weil er nur von sich selber redet[4]). Die weitere Entwicklung ist jedoch aus dem

[1]) Nach Prantl (Gesch. der Logik, IV, S. 292) ist das Wort *realista*, im Gegensatz zu *nominalista* oder *terminista*, zuerst von dem später als Gegner Luthers bekannt gewordenen Mazolinus de Prieria in seinem 1496 erschienenen Compendium Dialecticae angewandt worden.

[2]) Kant, Kritik der reinen Vernunft, I. Aufl. Kritik des vierten Paralogism. Ausg. von Rosenkranz, S. 297. Wolff bedient sich noch des Gegensatzes „Idealist" und „Materialist". (Vern. Gedanken von Gott, der Welt usw. Vorrede zur 2. Aufl. von 1721.)

[3]) Girard, Synonymes françaises, I, p. 402. Wolff, Vernünft. Gedanken von Gott, der Welt usw. Vorrede von 1721. Hier stellt Wolff die „Egoisten" den „Pluralisten" gegenüber; jene halten sich für das einzige wirkliche Wesen, diese nehmen mehrere Wesen an. Beide zusammen bilden die Unterarten der „Idealisten".

[4]) In dieser Bedeutung erscheint das Wort zum erstenmal zugleich mit dem Zeitwort *égoiser*, von sich selber reden, im Wörterbuch der franz. Akademie von 1762.

philosophischen Begriff entstanden, indem man auf diesen die geläufige Unterscheidung des Theoretischen und Praktischen anwandte. Dem theoretischen Egoisten, der nur sich selbst für gewiß hält, stellte man den praktischen gegenüber, der nur für sich selbst handelt. In der Moralphilosophie der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann so der *Egoism* zuerst andere Wörter wie „Eigennutz“ „amourpropre“ zu verdrängen, um dann allmählich alleinherrschend zu werden[1]). Einen ähnlichen sprunghaften Wechsel hat das Wort *Nihilismus* erfahren. Es ist, wie es scheint, zuerst von dem Philosophen F. H. Jacobi gebraucht worden, und zwar wiederum in theoretischer Bedeutung, um den nämlichen Begriff des „Solipsismus“ auszudrücken, den Wolff mit „Egoismus“ wiedergegeben hatte. Es hat anfänglich wenig Verbreitung gefunden. In neuerer Zeit hat ihm dann wohl zuerst Turgenjew seine jetzige Bedeutung gegeben, in der es eine Gesinnung und praktische Betätigung bezeichnet, die auf die Vernichtung alles Bestehenden gerichtet ist[2]). Wenn man bedenkt, daß ein Mann wie Berkeley sukzessiv ein Egoist, Nihilist und Idealist genannt werden konnte, so kennzeichnet dies hinreichend den ungeheuern Begriffswechsel, der bei solchen willkürlichen Übertragungen möglich ist. Übrigens ist es bei dem letzten Beispiel noch wahrscheinlicher als bei den vorangegangenen, daß bei der Feststellung der späteren Bedeutung eine Erinnerung an die frühere überhaupt nicht vorhanden war, sondern jedesmal eine Neubildung aus dem nämlichen Wort *nihil* vorliegt. Ein Zug, den diese mit vielen andern Fällen wissenschaftlichen Ursprungs gemein haben, besteht aber darin, daß der theoretische

---

[1]) Noch Kant (Anthropologie, 1. Teil, § 2) stellt, wie Wolff, den „Egoisten“ dem „Pluralisten“ gegenüber. Abgesehen von dem theoretischen oder metaphysischen Egoismus unterscheidet er aber noch als Charaktereigenschaften des Menschen drei Arten von Egoism: den logischen, der seinem eigenen Urteil, den ästhetischen, der seinem eigenen Geschmack, und den moralischen, der seinem eigenen Interesse folgt.

[2]) A. Darmesteter (Mots nouveaux dans la langue française, p. 213) nimmt an, die Wörter *Nihilist* und *Nihilismus* seien von Mercier geschaffen worden, in dessen „Néologie ou Vocabulaire des mots nouveaux“ (Paris 1801, 2 vols.) zahlreiche eigene Worterfindungen enthalten sind. Es ist in der Tat wahrscheinlich, daß Mercier ebensowenig wie später Turgenjew den älteren Gebrauch des gleichen Wortes gekannt hat.

Begriff älter ist als der praktische. Auch Ausdrücke wie *Idealismus*, *Realismus*, *Materialismus* sind ursprünglich zur Bezeichnung gewisser metaphysischer Doktrinen verwendet worden. Im allgemeinen Sprachgebrauch nennt man dagegen einen „Realisten" den, der in seinen Plänen und Handlungen mit den realen Verhältnissen rechnet, einen „Idealisten" den, der praktisch nach Idealen strebt, usw. Dieser allgemeine Zug des Bedeutungswandels rührt eben daher, daß die theoretischen Begriffe fortan auf die Wissenschaft beschränkt bleiben, während der allgemeine Sprachschatz einer immer wachsenden Menge praktischer Bezeichnungen für Charaktere und Lebensrichtungen bedarf, die von der fortschreitenden Kultur ihre eigentümlichen Färbungen empfangen. So ergänzt sich der Wortvorrat der Volkssprache aus den willkürlichen Neuschöpfungen der Wissenschaft, indem er nach dem Vorbild einzelner Schriftsteller, die auch hier wieder den Bedeutungswandel einleiten, die von der Wissenschaft geprägten Begriffe nach dem praktischen Bedürfnis umprägt.

Eine besondere Klasse bilden schließlich diejenigen Namenübertragungen, bei denen der Name eines einzelnen Gegenstandes zur Bezeichnung einer größeren Gruppe verwandter Gegenstände gebraucht wird. Diese Erscheinung ist durch eine Assoziation veranlaßt, zu welcher namentlich der Eindruck einer Persönlichkeit oder eines Ereignisses von starker Affektwirkung herausfordert. Sie hat das Gepräge eines singulären Ursprungs, weil der Eindruck, von dem sie ausgeht, keine allgemeingültige Bedeutung hat, und weil die speziellen Motive der Assoziation auf individuellen Bedingungen beruhen. Doch läßt sich der Eintritt dieses Bedeutungswandels kaum jemals auf einen bestimmten Urheber zurückführen. Er gleicht hierin etwa der Entstehung des Sprichworts, das sich trotz der unverkennbaren Merkmale individueller Erfindung doch fast immer der Nachweisung seines Ursprungs entzieht. In der Tat haben viele dieser Namenübertragungen den Charakter sprichwörtlicher Redeformen angenommen. Hierher gehört das bekannte *homerische Gelächter*, das sich auf das laute Lachen der homerischen Götter in der Götterversammlung bezieht; ferner Ausdrücke wie eine *Donquichottiade*, eine *Eulenspiegelei*, ein

faustisches Streben; endlich gewisse Figuren der alten und der neueren Komödie, wie der *Hanswurst* und der *Tartüff*. Ein anderes Beispiel dieser Art ist das Wort *chauvinisme*, das einer Lustspielfigur mit Namen *Chauvin* entstammt, die in einem Stück um das Jahr 1830 als eine Art „miles gloriosus“ vorkam[1]). Hier hat sich dann noch ein weiterer, seinem Charakter nach regulärer Bedeutungswandel angeschlossen: aus einem Ausdruck für das Benehmen eines renommistischen Soldaten ist es ein solcher für den übertriebenen nationalen Ehrgeiz überhaupt geworden, — eine Veränderung, die sichtlich unter dem Einfluß der neueren national-politischen Bewegungen entstand.

4. Aufgenommene und einverleibte Metaphern.

a. Allgemeiner Begriff der Metapher.

Nicht selten hat man in weitem Umfange die „Metapher“, wenn nicht als einen Erklärungsgrund, so doch als den generellen Begriff, dem die meisten Erscheinungen von Bedeutungswandel unterzuordnen seien, herangezogen. Schon in den bisherigen Erörterungen ist mannigfach Anlaß gewesen, diese Ansicht zurückzuweisen, die mit der schwankenden und unbestimmten Natur des aus der alten Rhetorik ererbten Begriffs der Metapher zusammenhängt. Versteht man nämlich unter ihr, wie es ja der Etymologie und der ursprünglichen Anwendung des Wortes bei Aristoteles entsprechen würde, jede mögliche Begriffsübertragung, so ist es selbstverständlich, daß auch jeder mögliche Bedeutungswandel eine Metapher genannt werden kann. Würde nun aber auch das Wort als solches dieser Verallgemeinerung nicht im Wege stehen, so hat doch die tatsächlich eingetretene Beschränkung ihre guten Gründe, wobei es freilich auch hier wieder vom Übel ist, daß man teils nur äußerliche, teils rein logische Merkmale der Definition

[1]) Über diesen Ursprung bestehen übrigens noch widerstreitende Annahmen. Wahrscheinlich ist das Stück, in dem zum erstenmal die Figur des Chauvin auftritt, wie der anonyme Verfasser eines Artikels der Beilage der Allg. Zeitung aus München nachweist, „La cocarde tricolore“ von Théodore und Hippolyte Cognard. Andere Ableitungen, die aber nur hinsichtlich des historischen Ursprungs des Namens, nicht seiner psychologischen Entstehung abweichen, sind ebenda angeführt und zumeist mit guten Gründen widerlegt. (Allg. Zeitung, 29. Mai 1882, Nr. 149.)

eines solchen engeren Begriffs der Metapher zugrunde zu legen pflegt. So ist es offenbar eine rein äußerliche Begriffsbestimmung, wenn man sie eine „abgekürzte Vergleichung“ nennt; und es ist ein leerer logischer Schematismus, wenn, in regelrechter Durchführung der Dichotomie aller Objekte des Denkens in lebende und leblose, herkömmlicherweise die vier Formen der Ersetzung des Leblosen durch Lebloses und durch Lebendes, sowie des Lebenden durch Lebendes und durch Lebloses als die Grundformen der Metapher unterschieden werden[1]).

Eine Begrenzung des Gebiets der Metapher nach psychologischen Kriterien kann man zunächst dadurch zu gewinnen

[1]) Einen Fortschritt hat die Behandlung der Metaphern in dieser Beziehung in den Darstellungen der Rhetorik seit Quintilian kaum gemacht. Seine Sätze kehren meist nur mit reicherer Sammlung von Beispielen bei neueren Autoren wieder. Vgl. Quintiliani Instit. orator .VIII, 6. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. 1873. S. 395. Brinkmann, Die Metaphern, I, 1878, S. 29. Als Beleg für die Äußerlichkeit der obenerwähnten logischen Vierteilung kann das auch von neueren Bearbeitern des Gegenstandes nachgeschriebene Beispiel Quintilians für die „Ersetzung des Leblosen durch Lebloses“ dienen: *Classique immittit habenas* („er läßt der Flotte die Zügel schießen“). Die Zügel sind freilich ebensogut wie die Flotte ein lebloser Gegenstand, und so paßt ja das Bild unter das Schema. Daß aber die Zügel hier nur einen Sinn haben, wenn man die Vorstellung des Pferdes hinzunimmt, das wird dabei als eine gleichgültige Sache angesehen. Nach dem gleichen Schema würde der Ausdruck *er läßt seinem Zorn die Zügel schießen*, da der Zorn doch wohl als etwas Lebendiges anzusehen ist, unter die Kategorie der Ersetzung des Lebenden durch Lebloses fallen, usw. Daß eine Einteilung der Metaphern nach beliebigen grammatischen Wortklassen ungefähr ebensoviel Wert hätte, ist einleuchtend. Mit Recht hat daher E. Elster die psychologische Unzulänglichkeit der alten Metaphertheorien hervorgehoben und die Notwendigkeit einer strengeren Unterscheidung der Metapher von andern verwandten Formen der ästhetischen Apperzeption, besonders von der „beseelenden“ oder „personifizierenden“ betont. (Elster, Prinzipien der Literaturwissenschaft, I, 1897, S. 375.) Wenn Elster hierbei die Metapher in ihrer poetischen und rhetorischen Anwendung als einen Vorgang definiert, bei dem der Mensch „zu Vorstellungen, die in sein Bewußtsein treten, andere Vorstellungen aus dem Schatz seiner Erfahrung in Parallele setzt“, so ist dies, wie ich glaube, als allgemeinste Definition zutreffend. Für die vorliegende Untersuchung, die es nicht mit der Metapher als Kunstform, sondern mit ihrem Verhältnis zu den Vorgängen des Bedeutungswandels sowie mit der Rezeption durch die Sprache zu tun hat, ist es aber unerläßlich, einige mit der Metapherbildung zusammenhängende psychologische Momente noch etwas bestimmter hervorzuheben.

suchen, daß man von den sprachlichen Vorgängen ausgeht, die unmittelbar an sie angrenzen. Solche Nachbargebiete bilden hier einerseits die Erscheinungen des regulären Bedeutungswandels, anderseits die poetischen Gleichnisse und Bilder. Die Formen des assimilativen und komplikativen Bedeutungswandels beruhen meist auf simultanen Assoziationen, die sich mit einer für das Bewußtsein des Sprechenden zwingenden Notwendigkeit einstellen, so daß von diesem selbst der Bedeutungswandel nicht im mindesten als eine Übertragung aufgefaßt wird. Wenn wir von den „Füßen“ eines Tisches sprechen, den Kummer eine „Last“, die Not „bitter“, eine Arbeit „hart“, eine Sorge „schwer“ nennen, so empfinden wir alle diese Wörter nicht als Übertragungen, sondern als adäquate Ausdrücke für die Gegenstände und Seelenzustände selbst; und es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß dies anders gewesen sei, als jene Benennungen zuerst entstanden. Auch hier wurden die Füße des Tisches als wirkliche Füße betrachtet, die den schon vorher so benannten Teilen der menschlichen und tierischen Gestalt entsprächen; der Kummer wurde wirklich als eine Last gefühlt, usw. Hier von einer Metapher zu reden, würde die Grenzen der Anwendung dieses Begriffs völlig verwischen. Dagegen ist es klar, daß alle jene Wörter in dem Augenblick zu gewöhnlichen Metaphern werden, wo wir nachträglich vom Standpunkt des reflektierenden Beobachters aus die späteren und die früheren Bedeutungen eines Wortes vergleichen. Sie würden also wirkliche Metaphern sein, wenn diese Betrachtungsweise des reflektierenden Beobachters es gewesen wäre, die den Bedeutungswandel bewirkte. Ihre Auffassung als Metaphern beruht demnach auf der nämlichen Verwechslung der Vorgänge selbst mit unserer Reflexion, die so oft auch in anderer Beziehung die Psychologie des Bedeutungswandels getrübt hat.

Ist der reguläre Bedeutungswandel noch keine Metapher, weil bei ihm von Anfang an das Bewußtsein einer Übertragung mangelt, so ist umgekehrt das Gleichnis keine Metapher mehr, weil es nicht nur eine Übertragung, sondern neben dieser auch noch die ursprüngliche Vorstellung enthält, die übertragen wird. Wenn wir einen Menschen *hart wie Stahl*, *edel wie Gold*

nennen, wenn das Sprichwort von jemandem, der die Gelegenheit verpaßt hat, sagt, er habe sich *zwischen zwei Stühle gesetzt*, so gehen diese Vergleichungen über die Metapher hinaus, weil sie entweder die ursprüngliche und die übertragene Vorstellung in der Rede selbst nebeneinander stellen, oder weil, wie in der Regel bei sprichtwörtlichen Bildern, die ursprüngliche Vorstellung in der Tatsache, die zur Anwendung des Sprichworts herausfordert, unmittelbar gegeben ist, oder weil endlich, wie bei der Allegorie, der Begriff, der versinnlicht werden soll, durch einen größeren Zusammenhang von Vergleichsvorstellungen wachgerufen wird. Wo dies nicht zutrifft, da hört das Gleichnis auf, ein Gleichnis zu sein: das Sprichwort wird sinnlos, die Allegorie unverständlich.

Aus dem Verhältnis zu diesen nach unten und oben an sie angrenzenden Redeformen ergibt sich nun auch die Stellung der Metapher selbst. Sie hat, ebenso wie das einzelne irgendwie durch den Bedeutungswandel veränderte Wort und wie das Gleichnis, nicht in dem metaphorisch verwendeten Ausdruck allein, sondern in der ganzen Rede, in die dieser eingeht, zunächst also in einer Gesamtvorstellung ihren eigentlichen Sitz, und sie kann daher nur aus dem Verhältnis des einzelnen Ausdrucks zu dieser Gesamtvorstellung näher bestimmt werden. Das Wort, das sich durch einen regulären Bedeutungswandel verändert hat, erweckt nur die Vorstellung der umgewandelten Bedeutung: alle Bestandteile der Gesamtvorstellung sind also in diesem Fall in ihrer aktuellen Bedeutung gleichartig, und die Gesamtvorstellung selbst erscheint homogen. Umgekehrt verhält es sich mit dem Gleichnis. Dieses stellt entweder zwei innerhalb eines umfassenderen Ganzen enthaltene Teile, oder es stellt zwei selbständige Gesamtvorstellungen einander gegenüber, die irgendwelche Eigenschaften, sei es nach der Vorstellungs-, sei es nach der Gefühlsseite, gemein haben. Der Effekt der Verbindung ist eine Verstärkung des Eindrucks. Am augenfälligsten ist diese da, wo die ursprüngliche Vorstellung begrifflicher und die Vergleichsvorstellung sinnlicher Art ist, wenn also die Vergleichung zum Bilde wird. Aber auch wenn beide Vorstellungen auf gleicher Stufe stehen, führt das Gleichnis schon infolge der Wiederholung

des Gleichen in abgeänderter Form die Verstärkung des Eindrucks mit sich; und diese wird durch den häufigeren Gebrauch nicht wesentlich abgeschwächt, weil die Vergleichsvorstellung als eine der ursprünglichen disparate und doch ihr verwandte empfunden wird. Hiervon unterscheidet sich nun die *Metapher* dadurch, daß sie niemals eine *selbständige* Vorstellung ist, die mit einer andern ebenso selbständigen verglichen oder auch einer andern direkt ausgesprochenen oder stillschweigend hinzugedachten gleichgesetzt wird, sondern daß sie zu einer gegebenen, in der Rede durch einen Satz auszudrückenden Gesamtvorstellung als von dem Ganzen *abhängiger* Bestandteil gehört, so daß sich *syntaktisch* der metaphorische den übrigen Teilen gleichartig einfügt. Aber sein *Vorstellungs-* wie *Gefühlswert* ist ein abweichender, weil in ihm statt eines der übrigen Gesamtvorstellung sich eingliedernden Teiles ein heterogener auftritt, der erst durch Assoziation mit der zu dem Ganzen gehörenden eigentlichen Vorstellung diese wachruft.

Leicht lassen sich diese Verhältnisse des regulären Bedeutungswandels, des Gleichnisses und der eigentlichen Metapher symbolisch verdeutlichen, wenn wir die Bestandteile einer durch einen Satz auszudrückenden Gesamtvorstellung, sofern sie unter sich homogen sind, durch die ersten Buchstaben des Alphabets A, B, C, . ., die etwa mit ihnen in Verbindung tretenden ungleichartigen aber mit M, N, O, . . . bezeichnen. Die ganze Gesamtvorstellung wird dann nach ihrem sprachlichen Ausdruck in ihrem nach dem Gesetz der Zweigliederung geordneten Aufbau durch die Formel $\overset{\frown}{A\,B}$ oder, falls sie verwickelter ist, eventuell durch eine zusammengesetztere, wie $\overset{\frown}{A\,(\overset{\frown}{a_1\,b_1})\,B\,(\overset{\frown}{a_2\,b_2})}$ u. dgl., ausgedrückt werden können. Die Formeln werden nun ausschließlich aus diesen Symbolen A, B, a_1, b_1, . . . bestehen, solange es sich um Gesamtvorstellungen handelt, die für das Bewußtsein des Redenden von Anfang an homogen sind, gleichgültig ob ein einzelner Teil vorher einen Bedeutungswandel durchgemacht hat oder nicht. Umgekehrt verhält es sich bei dem Gleichnis. Besteht es in einer einfachen Vergleichung zweier Vorstellungen, so ist die Gesamtvorstellung selbst eine Gleichung

von der Form $\overparen{A = M}$, der als homogene Satzform die einfache Selbstidentität $\overparen{A = A}$ entsprechen würde. Ist dagegen das Gleichnis zusammengesetzt, so enthält es eine Gleichheitsbeziehung zweier disparater Gesamtvorstellungen $\overparen{\overparen{A\,B} = \overparen{M\,N}}$, die, wenn man sie in ein homogenes Ganzes verwandelte, wieder eine Selbstidentität sein würde: $\overparen{\overparen{A\,B} = \overparen{A\,B}}$. So inhaltsleer eine solche Wiederholung im Verhältnis zum wirklichen Gleichnis scheint, so ist sie doch in *einer* Beziehung vorbildlich für dieses: sie enthält eine *Verstärkung* des *Eindrucks*, die sich dann freilich in hohem Maße steigert, wenn die Wiederholung zugleich eine Übertragung des Gedankens auf ein anderes Vorstellungsgebiet ist. Dem gegenüber bildet nun die Metapher einen Teil einer einzigen, in einem Satze zum Ausdruck kommenden Gesamtvorstellung, — darin den Produkten des regulären Bedeutungswandels gleichend; den andern Teilen dieser Gesamtvorstellung ist sie aber nicht homogen, sondern sie ersetzt die zu dem Ganzen gehörige Vorstellung durch eine ihrem Vorstellungs- oder Gefühlswerte nach analoge, die aber einer andern Gesamtvorstellung angehört, — hierin dem Gleichnis verwandt. Demnach erhalten wir folgende Abstufungen:

Homogene Gesamtvorstellungen: $\overparen{A\,B}$, $\overparen{A\,(\overparen{a_1\,b_1})\,B\,(\overparen{a_2\,b_2})}$.

Gemischte Gesamtvorstellungen (Metaphern): $\overparen{A\,M}$, $\overparen{A\,(\overparen{a_1\,b_1})\,B(\overparen{m_1\,n_1})}$.

Assoziationen disparater Gesamtvorstellungen (Vergleichungen und Gleichnisse): $A = M$, $\overparen{A\,(\overparen{a_1\,b_1}) = M(\overparen{m_1 n_1})}$.

Hierbei sind in jeder Reihe an erster Stelle die einfachsten Formen möglicher Gesamtvorstellungen, an zweiter typische Beispiele einer zusammengesetzten Form angeführt, wobei übrigens diese letztere natürlich nach Zusammensetzung wie Aufbau und Verteilung der homogenen und disparaten Glieder unendlich variieren kann.

Aus diesem Schema ersieht man sofort, daß der Ausdruck „verkürztes Gleichnis" der wahren Natur der Metapher nicht gerecht wird. Soll diese überhaupt einen bestimmten Begriff

zwischen den an sie angrenzenden sprachlichen Formen decken, so kann sie nur als eine Gesamtvorstellung definiert werden, in der disparate Teile gemischt sind, und wobei zwar das Bewußtsein dieser disparaten Beschaffenheit besteht, zugleich aber die durch die disparaten ersetzten homogenen Vorstellungen durch eine leicht bewegliche Assoziation geweckt werden. Da diese Assoziation, unterstützt durch die sämtlichen übrigen Teile der Gesamtvorstellung, nahezu simultan mit dem Eindruck geschieht, so vollzieht sie sich im allgemeinen in der Form einer Assimilation: die metaphorische Vorstellung steht als die unmittelbar gegebene im Vordergrund des Bewußtseins; an sie ist aber die dem Vorstellungsganzen homogene nach ihrem Bedeutungs- wie Gefühlswert fest gebunden, so daß sich der metaphorische Ausdruck ohne weiteres in den Zusammenhang einfügt und halb als fremdartig, durch die unmittelbar sich aufdrängenden disparaten Inhalte, halb als gleichartig, eben durch jene direkte Bedeutungsassoziation, empfunden wird. In dieser psychischen Doppelwirkung besteht gerade das qualitativ wie quantitativ Eigenartige, extensiv wie intensiv Gesteigerte der Metapherwirkung. Denn extensiv nimmt diese mehrere Seiten der Vorstellungs- und Gefühlswelt gleichzeitig in Anspruch; intensiv erzeugt sie eine Erhöhung des Eindrucks nach seinem Vorstellungs- wie Gefühlswerte. Nicht bloß der psychologische Charakter der Metapher als solcher, sondern auch ihr genetisches Verhältnis wird daher in ein falsches Licht gerückt, wenn man sie ein „verkürztes Gleichnis" nennt. Diese Bezeichnung muß die Meinung erwecken, das Gleichnis sei früher, die Metapher später. Etwa um Worte zu sparen, habe man das ursprünglich breiter angelegte Gleichnis zur bloßen Metapher verstümmelt. Man sieht wohl auch eine Bestätigung dieser Auffassung darin, daß das homerische Epos weit mehr ausgeführte Gleichnisse als eigentliche Metaphern enthält. Aber der homerische Stil ist in dieser Beziehung keineswegs der für die epische Poesie allgemeingültige: das deutsche und nordische Heldengedicht z. B. unterscheiden sich hierin wesentlich. Vielmehr ist jene Fülle der Gleichnisse offenbar das Produkt einer Kunstrichtung, die mit dem besonderen Charakter des griechischen Rhapsodentums und

mit der ganzen, durchaus nicht primitiven, sondern in dieser wie in mancher andern Hinsicht fortgeschrittenen und geistig aufgeklärten Kultur der homerischen Zeit zusammenhängt. Das Natürliche und Ursprüngliche bleibt immer der unmittelbare, in sich homogene Ausdruck der Gedanken, der, wo die passende Wortvorstellung mangelt, infolge der natürlichen Assimilationen und Komplikationen Übertragungen veranlaßt, die an sich durchaus nicht als solche empfunden werden. Daran schließen sich dann in einzelnen Fällen kühnere Übertragungen, die, unter der Wirkung eines gehobenen Affekts entstehend, aus einem disparaten Vorstellungsganzen einen Bestandteil herübernehmen, der nun als fremdartig und dabei dennoch als ein der Gesamtvorstellung entsprechender Ausdruck gefühlt wird. Auf die so zunächst aus einer vereinzelten glücklichen Assoziation entspringende eigentliche Metapher folgt dann erst als dritte Stufe die willkürliche Gegenüberstellung der zwei durch diese metaphorische Assoziation angeregten Gesamtvorstellungen im Gleichnis, eine ausgeführte Entwicklung dessen, was die Metapher gewissermaßen noch im Zustand der Involution enthalten hatte. Darum sind Metapher wie Gleichnis beide, mit den gewöhnlichen Übertragungen des regulären Bedeutungswandels verglichen, singuläre Erscheinungen; aber das Gleichnis trägt doch noch in höherem Grade das Gepräge individueller Erfindung an sich. Auch bringen es diese Verhältnisse mit sich, daß zwischen Metapher und Gleichnis ebenso wie zwischen jener und dem regulären Bedeutungswandel nicht immer eine scharfe Grenze zu ziehen ist. Vielmehr finden sich zwischen beiden alle möglichen Übergangsstufen, von dem einzelnen in eine sonst homogene Gesamtvorstellung eingedrungenen metaphorischen Wort an bis zu einem zusammengesetzten Ausdruck, in dem nur noch ein vereinzelter Begriff als Hinweisung auf die eigentlich gemeinte Vorstellung stehen geblieben ist, oder wo die Assoziation mit der hinzugedachten Vorstellung so naheliegt, daß sie sich ohne solche Hilfe von selbst vollzieht. So enthält das Sprichwort „ein jeder ist seines Glückes *Schmied*“ nur ein einziges Metapherwort, das andere *viele Köche verderben den Brei* ist ein vollständig ausgeführtes Bild; dennoch ist die psychische Wirkung dort und

hier kaum eine wesentlich andere. Bei Goethe in den Venezianischen Epigrammen heißt es: *Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben auf dem großen Kanal sorglos durchs Leben dahin.* Hier ist abgesehen von dem Wort Leben eigentlich alles Gleichnis. Dennoch behält das Ganze schon um deswillen den Charakter der Metapher, weil zwei verschiedene Bilder, der Weg von der Wiege zum Sarg und die Gondelfahrt durch den Kanal, miteinander verknüpft sind, Bilder, deren innere Einheit nur darin besteht, daß sie verschieden gestaltete Gleichnisse des menschlichen Lebens sind. Hierin liegt daher überhaupt das Besondere der Metapher, das sie von dem eigentlichen Gleichnis unterscheidet. Dieses darf nicht „aus dem Bilde fallen". Wo es das tut, da wird entweder der plötzliche Sprung in eine andere Gesamtvorstellung störend empfunden, — oder das Gleichnis geht eben in die Metapher über, wie bei dem angeführten Goetheschen Epigramm, indem unter Mithilfe der Verbindung verschiedenartiger Bilder die ursprüngliche Gesamtvorstellung so mächtig wird, daß sie von selbst alle jene heterogenen Bestandteile trägt. Darum ist es nun aber auch unrichtig, die Metapher eine „Veranschaulichung" zu nennen. Wie sie aus der affektvollen Rede entspringt, so besteht ihre Wirkung zunächst nur in der Verstärkung des Gefühlseindrucks. Unter den Mitteln, die diesen Erfolg herbeiführen, spielt die Übertragung von Begriffen und begrifflichen Verhältnissen in sinnliche Anschauungen gelegentlich eine Rolle, und sie tut dies teils durch die jeder Metapher eigene Vervielfältigung der Vorstellungen teils durch die Gefühlsstärke der sinnlichen Anschauung. Aber da immerhin auch auf andere Weise der gesteigerte Affekt sich äußern kann, so ist die Veranschaulichung nur ein Hilfsmittel unter andern. Daß sie selbst bei der bildlichen Metapher nicht die Hauptsache ist, geht schon aus jener der Metapher eigenen Vermengung verschiedener Bilder hervor, der erst da eine Grenze gesetzt ist, wo sich aus ihr das Gleichnis und die Allegorie als Kunstformen entwickeln. In dem Moment, wo das geschieht, hört aber auch die intensivere Gefühlswirkung der Metapher auf: im ausgeführten Gleichnis wird sie zu lehrhafter Ruhe ermäßigt, und Allegorien verdienen das ihnen so oft gespendete Prädikat „frostig"

meist schon deshalb, weil sie durch das Nachsinnen über ihre Bedeutung, das sie fordern, an das Rätsel heranreichen. Dagegen wird in unzähligen poetisch äußerst stimmungsvollen Metaphern jene Wirkung durch Vorstellungen erzeugt, die der Veranschaulichung überhaupt nicht dienen können, weil sie entweder selbst Ausdrücke von seelischen Zuständen sind, die der Anschauung widerstreben, oder weil die Verbindung der Bilder eine wirkliche Anschauung unmöglich macht. Wenn Lenau in den Versen „Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen in ihrem Tal *versteinert ihre Träume*“ die erratischen Felsen *versteinerte Träume* nennt, so wird hier durch die Vorstellung des Traumes die Anschauung des Gegenstandes nicht im geringsten lebendiger, wohl aber gewinnt der Eindruck einen durch die Vorstellungen der Urwelt, der Nacht, des ernsten, einsamen Wanderers gesteigerten Gefühlston des Düstern und Unheimlichen, wie er durch die lebendigste äußere Anschauung nicht hervorzurufen wäre. Sollte ferner das Wort Mephistos an den Schüler *Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum* eine Veranschaulichung sein, so würde es seinen Zweck schlecht erreichen. Eine Theorie läßt sich überhaupt in keiner Farbe vorstellen, und daß „grün“ auf die Blätter, oder gar „golden“ etwa auf die Früchte zu beziehen sei, drängt sich kaum beim Hören des Verses unserer Vorstellung auf. Aber es genügt, wenn sich der unbestimmte fahle Gefühlston, der sich an die Empfindung Grau heftet, hier mit dem Begriff der Theorie verbindet, und wenn die frischen und erregenden Gefühle, die dem Grün und dem Golde beiwohnen, mit dem Gedanken eines tätigen Lebens verknüpft werden.

Diese Wirkung der Metapher, durch die Verbindung verschiedenartiger Vorstellungen Gefühle zu erregen und zu verstärken, kann nun naturgemäß auf ungemein vielgestaltige Weise erreicht werden, und ein Schema, das bloß die in der Sprache ausgedrückten Begriffe in gewisse Kategorien zu bringen sucht, ist daher für die Erkenntnis ihrer wahren Bedeutung wertlos. Diese Bedeutung beruht vielmehr auf Momenten, die, ganz außerhalb eines solchen Schemas liegend, in ihrer individuellen Färbung von Fall zu Fall andere werden. So hat mit der metaphorischen

Wirkung des Satzes *er ließ der Flotte die Zügel schießen* die Begriffskategorie der beiden Wörter Flotte und Zügel nicht das geringste zu tun; aber diese Verbindung erweckt die Vorstellung eines mit gelöstem Zügel dahineilenden Rosses, die sich auf die dahineilenden Schiffe überträgt. Während das Schema hierin die Verbindung von Leblosem mit Leblosem sieht, wirkt also die Metapher vielmehr belebend auf alle in ihr enthaltenen Vorstellungen. Wenn ferner Heine die Stille der Nacht mit den Worten schildert *Horchend stehn die stummen Wälder, jedes Blatt ein grünes Ohr*, so beruht die Wirkung dieses Bildes wiederum nicht darauf, daß der grüne Wald wie ein lebendes Wesen gedacht wird, sondern die Stille der Natur kann für Empfindung und Gefühl nicht wirksamer als durch die Vorstellung des Horchens ausgedrückt werden. Die Natur ist für den Horchenden still; er hört, alles etwa vorhandene Geräusch nicht beachtend, nur nach dem ersehnten Laut. Da sich solche Assoziationen schon an eine einzelne Vorstellung anschließen können, so bedarf es eben auch durchaus nicht notwendig ausgeführter Bilder, um jene Wirkung hervorzubringen, sondern ein einzelnes Wort genügt, um eine ganze Reihe von Vorstellungen und Gefühlen in uns anklingen zu lassen. So wird in dem Vers *Sobald ich dein gedenke, dehnt sich mein Geist erobernd aus* (Goethe) durch das einzige Wort *erobernd* die viel gebrauchte und darum fast wirkungslos gewordene Metapher des sich ausdehnenden Geistes neu belebt, da das ungewöhnlichere Bild des siegreichen Eroberers der in die Ferne zieht, in uns aufsteigt. Deshalb kann nun aber auch diese Wirkung auf Vorstellungen beruhen, die selbst gar nicht direkt durch die Worte ausgedrückt sind, sondern nur durch eine sich an sie anschließende Assoziation erweckt werden. Wenn es in Schillers Siegesfest heißt *um das Roß des Reiters schweben, um das Schiff die Sorgen her*, so rufen diese Worte unausbleiblich das Bild der dunkeln, schwebenden Wolken hervor, obgleich von diesen gar nicht die Rede ist, sondern die Sorgen selbst als schwebende Wesen gedacht zu sein scheinen. Auch hier liegt das Wirksame der Metapher in der unmittelbaren Verschmelzung der Vorstellungen: in Wahrheit werden die Sorgen selbst als schwarze Wolken gedacht, und diese Einheit steht um so leben-

diger vor unserer Seele, weil sie schon im Ausdruck als eine unmittelbare erscheint, nicht, wie bei dem eigentlichen Gleichnis, in ihre Analogieglieder zerlegt wird.

b. Metapherwörter in der Sprache.

Diejenigen Metaphern, die als die einfachsten am leichtesten von der Sprache aufgenommen werden, sind die *Metapherwörter*. So können wir solche Metaphern nennen, die aus einem einzigen Worte bestehen, das für sich allein den Sinn der Metapher vollständig enthält. Hierher gehört in erster Linie eine große Menge von Schimpfwörtern: so die Übertragungen von Tiernamen auf den Menschen, wie *Esel*, *Rind*, *Schwein*, *Affe*, *Gans* usw. Die Assoziation ist hier zunächst durch die Eigenschaften der Tiere nahegelegt; aber diese sind doch keineswegs so eindeutiger Art, daß eine generelle Entstehung wahrscheinlich wäre. So kommt der *Esel* nicht bloß in der Bedeutung „dumm, einfältig", sondern auch in der von „unverschämt, plump" u. dgl. vor. Generell ist nur die Neigung, überhaupt Tiernamen als Schimpfwörter zu gebrauchen, eine Neigung, die sich hauptsächlich aus der dienenden, ganz von der Willkür des Menschen abhängigen Stellung erklärt, die das Haustier in dem menschlichen Leben einnimmt. So sind es denn auch neben dem *Hasen*, *Fuchs*, *Bären*, die hier als Jagdtiere eine gewisse Rolle spielen, ganz vorzugsweise die Haustiere, die zu beschimpfenden Bezeichnungen herhalten müssen, ähnlich wie die Ausdrücke für dienende Stellungen des Menschen, *Knecht*, *Sklave*, zu Schimpfwörtern geworden sind. An die unverändert gebliebenen Tiernamen schließen sich dann solche Wörter an, die aus Tiernamen gebildet sind, um gewisse allgemeine Eigenschaften des Menschen zu kennzeichnen. Die romanischen Sprachen sind besonders reich an Metapherwörtern dieser Art, die man nicht sehr passend „radikale Metaphern" genannt hat, weil dabei ein Wort der eigenen oder einer fremden Sprache die Bedeutung einer „Wurzel" annehme, aus der das neue Wort abgeleitet sei[1]). Hierher gehört z. B. *capriccio*, *caprice*

[1]) Brinkmann, Die Metaphern, S. 41ff. Max Müller, von dem der Ausdruck herrührt, bringt übrigens alle die angeblichen Metaphern, die sich, wie wir oben sahen, auf einen regulären Bedeutungswandel zurückführen

der wunderliche Einfall, die Laune, von lat. *capra* die *Ziege*, *oisonnerie* albernes Benehmen von *oison* Gänschen, *se prélasser* sich brüsten von *prélat* Prälat (gleichsam sich wie ein Prälat betragen), in derselben Bedeutung *se pavanner* von *pavo*, *paon* Pfau, span. *moscardon* ein zudringlicher Mensch von *moscarda* Bremse. Von einzelnen dieser Ausdrücke läßt sich wohl der individuelle Ursprung nachweisen: so scheint *se prélasser* von Montaigne gebildet zu sein. Eine andere Klasse von Metapherwörtern gründet sich auf die Ähnlichkeit der Form oder anderer Eigenschaften. Wörter dieser Art schließen sich sehr nahe an den assimilativen Bedeutungswandel an; aber die Seltsamkeit der Vergleichung läßt doch einen individuellen Ursprung vermuten. So ist der *Kran*, die eigentümliche Hebevorrichtung, wie sie zur Hebung von Schiffsladungen dient, nach dem Vogel *Kranich* genannt, für den früher ebenfalls die kürzere Wortform im Gebrauch war. Als *Bock* bezeichnen wir nach einer entfernten Ähnlichkeit mit dem Tier ein einfaches Holzgestell zum Sägen des Holzes, zum Sitzen u. dgl.; bei dem *Sturmbock*, dem Belagerungswerkzeug früherer Zeiten, spielten wohl die Hörner des Bocks die Hauptrolle. Eine Malerstaffelei heißt engl. ein „Esel“, *easel*, franz. ein „kleines Pferd“, *chevalet*; span. *calabazada* ein Stoß mit dem Kopf ist aus *calabaza* Kürbis gebildet, usw. Noch mehr in die allgemeine Sprache eingedrungen sind Ausdrücke wie *moutons* Hämmel für die Schaumwellen des Meeres, und in derselben Bedeutung *chevaux blancs* eigtl. „Schimmel“, sowie unsere *Lämmer* für eine bekannte Wolkenformation. Verwickelter ist die Assoziation bei dem Wort *Pupille* für das Sehloch in der Iris des Auges. Eigentlich ein kleines Mädchen (von *pupa* Mädchen) ist es wohl dem von der Hornhaut reflektierten Bildchen entnommen, das man gerade über der Pupille wegen des Kontrastes mit dem dunkeln Augengrund besonders deutlich wahrnimmt. Auch ein anderes, zuweilen für die Pupille gebrauchtes Metapherwort, der *Augenstern*, dürfte auf die gleiche Erscheinung zurückgehen.

---

lassen, unter den nämlichen Begriff, wodurch natürlich fast die ganze Sprache zu einer Sammlung „radikaler Metaphern“ wird. (M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, II, Neue Aufl. 1893, S. 430 ff.)

c. Metaphorische Wortverbindungen und Redensarten.

An die Metapherwörter schließen sich diejenigen metaphorischen Wortverbindungen an, die als Bestandteile in einen im übrigen von der Metapher unabhängigen Satz eingehen. Eine solche Verbindung ist, ähnlich wie das Metapherwort, Ausdruck eines einzelnen Begriffs; nur ist dieser von zusammengesetzter Beschaffenheit. Dabei kann entweder nur eine Metapher, oder es können solche verschiedener Herkunft in der Verbindung enthalten sein. Ausdrücke der ersten Art sind z. B. *die Perlen des Kummers*, *der Zahn der Zeit*, *der Schleier der Nacht*, *geflügelte Worte* und andere viel gebrauchte Metaphern, die gleichwohl ganz das Gepräge ursprünglich individueller Schöpfungen an sich tragen. Ähnlich verhält sich dies bei Verbindungen wie *eherne Bande*, *wächserne Nasen*, *goldene Früchte in silberner Schale* u. dgl., bei denen die Wirkung durch den übereinstimmenden metaphorischen Charakter, den schon die einzelnen Wörter für sich besitzen, gehoben wird. Verbindungen disparater Metaphern kommen namentlich in dichterischen Aussprüchen vor, die infolge der Popularität der Dichtungen, denen sie entstammen, eine allgemeinere Verbreitung finden können, wie: *sich blutige Lorbeern um die Schläfe winden* (Goethe), *sich gegen eine See von Plagen waffnen* (Shakespeare) u. a.

Diese Beispiele führen endlich zu den metaphorischen Redensarten, die aus einer ganzen in einem Satz ausgedrückten Gesamtvorstellung bestehen. Gerade hier findet sich eine Fülle von Ausdrücken, die sprichwörtlich geworden sind, so daß sich ihr individueller Ursprung gänzlich verwischt hat, wie: *einen Bock schießen*, *das Hasenpanier ergreifen*, *Eulen nach Athen tragen*, *offene Türen einrennen*, *was die Spatzen von den Dächern pfeifen* usw. Auch in diesem Falle muß man zwischen den psychischen Motiven der Metapher und ihrer Äußerung unterscheiden. Jene Motive selbst sind allgemeine. Aber das Bild, in dem sie im einzelnen Fall zur Äußerung kommen, ist singulär. Es zeigt mit andern Metaphern, die den nämlichen Gedanken wiedergeben, naturgemäß eine gewisse allgemeine Analogie, bleibt jedoch in seiner besonderen Ausführung individuell. Dies erhellt

namentlich bei Sprichwörtern, die einen und denselben Gedanken wiedergeben. So drückt z. B. den Begriff der Übereinstimmung der Gesinnungen verhältnismäßig mit der abstraktesten Metapher das deutsche Sprichwort aus *ein Herz und eine Seele sein*, anschaulicher das französische *être deux têtes sous un bonnet* (zwei Köpfe unter einer Mütze), oder in verschiedenen Variationen das italienische *una anima in due corpi* (eine Seele in zwei Körpern), *due animelle in un nocciulo* (zwei Obstkerne in einem Stein), wobei noch das Wort *animelle* (eigentlich „kleine Seele") eine Metapher in der Metapher ist, die auf das erste Sprichwort anspielt. In noch anderer Form kehrt derselbe Gedanke wieder in dem englischen *to be hand and glove* (Hand und Handschuh sein) oder in dem spanischen *ser uña y carne* (Nagel und Fleisch, nämlich am Finger, sein)[1].

d. Umbildung und Verdunkelung aufgenommener Metaphern.

Da die Metapher in allen diesen Gestaltungen, als Metapherwort, als metaphorische Wortverbindung und als metaphorische Redensart, ursprünglich aus der affektvollen Rede entsteht, so bietet sie sich auch, sobald sie einmal in Aufnahme gekommen ist, wiederum der allgemeinen Sprache als ein wirksames Mittel dar, um energischer, als es in der gewöhnlichen Rede geschieht, einen Gedanken auszudrücken. Hierbei unterscheidet sich die Metapher auch dadurch von den oft nahe an sie angrenzenden Erscheinungen des assimilativen und komplikativen Bedeutungswandels, daß diese in sehr vielen Fällen Wörter für völlig neue Begriffe schaffen, während die Metapher ihren singulären Ursprung darin bekundet, daß sie nur synonyme, aber durch ihre eigentümliche Begriffsfärbung wertvolle Ausdrücke für andere, nicht metaphorische hervorbringt. So kann der in den oben angeführten Sprichwörtern ausgedrückte Begriff des *einig sein* selbst in einer und derselben Sprache in den mannigfaltigsten metaphorischen Redeweisen wiedergegeben werden, wie im Deutschen z. B. durch *ein Herz und eine Seele*, *zwei Herzen und ein Schlag*, *zwei Seelen und ein Gedanke*, *zwei Köpfe unter einem Hut*. Durch alle diese Redeformen geht der nämliche Grund-

[1]) Brinkmann, Die Metaphern, S. 137.

begriff hindurch; aber er ist in jedem einzelnen Fall durch das erweckte Bild eigentümlich nuanciert, daher denn auch solche metaphorische Ausdrücke einem weiteren Bedeutungswandel ebenso energisch widerstehen wie die onomatopoetischen Wörter. Sind diese durch das erweckte Lautbild, so ist die Metapher durch das Vorstellungsbild an ihre Bedeutung gebunden.

Nicht immer ist freilich der ursprüngliche Vorstellungsinhalt einer Metapher fortan so deutlich erkennbar wie in den soeben angeführten Redeweisen. In andern Fällen kann er sich mehr verwischen, und dann ist natürlich auch ein Bedeutungswandel in einem gewissen Umfange nicht ausgeschlossen. Am leichtesten ereignet sich eine solche Verdunkelung bei den einfachen Metapherwörtern: so bei *caprice* Laune, *se pavanner* sich brüsten u. a., wogegen das seltener gebrauchte *se prélasser* schon wegen des vollkommeneren Anklangs an das Stammwort eher an das Bild des Prälaten geknüpft bleibt. In *Kran* ist die Erinnerung an den *Kranich* schon deshalb erloschen, weil nur das Metapherwort die alte Form beibehalten hat. Nicht bloß die Erhaltung der Wortform, sondern auch die Häufigkeit des Gebrauchs spielt aber bei diesem Verblassen eine Rolle: so bei Wörtern wie *chevalet* für eine Staffelei, *Bock* für eine Form von Sitzen u. a. Die nämliche Wirkung der Gewöhnung ist dann auch bei geläufigen Metapherverbindungen zu beobachten. So lassen uns Ausdrücke wie *eherne Bande*, *der Schleier der Nacht*, *der Zahn der Zeit* wenig mehr an das Bild denken. Doch die leiseste Veränderung der eingeübten Assoziation erweckt diese sofort. So etwa, wenn wir die *ehernen Bande* in *eiserne Ketten* oder in *diamantene Bande* (Shakespeare), den *Schleier der Nacht* in das *Grab der Finsternis*, die *bleichen Schatten der Vergangenheit* in *der Vorwelt silberne Gestalten* (Goethe) umwandeln, usw. Die metaphorischen Redensarten verfallen dem Schicksal des Verblassens ihrer Bedeutungen namentlich auch dann, wenn ihnen eine ungewöhnliche Assoziation, etwa das Bild einer besonderen, nicht leicht sich wiederholenden Situation zugrunde liegt, das daher aus dem Gedächtnis verschwinden kann, während das Sprichwort selbst erhalten bleibt. So ist uns der Sinn der viel gebrauchten Redensart *einen Bock schießen* für „einen Fehler machen“ heute gänzlich dunkel ge-

worden, während wir andere Sentenzen, in denen ebenfalls der Bock eine Rolle spielt, wie *den Bock zum Gärtner setzen*, *den Bock melken* ohne weiteres verstehen. Die Art der Anwendung und die Beziehung zu andern ähnlichen Metaphern läßt hier annehmen, daß unter dem „schießen" nicht, woran wir zunächst denken, ein „erlegen", sondern ein „losschießen" gemeint ist, so daß die Redensart wohl von dem blinden Losstürmen eines wild gewordenen Bockes hergenommen sein könnte[1]). Kommt aber zu den allgemeinen Bedingungen des Schwundes der ursprünglichen Bedeutung noch die weitere, daß sich selbst der Sinn des die Metapher tragenden Hauptbegriffs verdunkelt, so wird diese vollends zur stabilen Redeform, oder es wird ihr gar durch Assoziation mit lautähnlichen Wörtern ein verkehrter Sinn untergeschoben. So bei jenen Wortassimilationen wie *sein Glück in die Schanze schlagen*, *einem den Rang ablaufen* (Kap. IV, S. 478, 480), oder *Maulaffen feilhalten* (von „Mul apen halten", das Maul offen halten), *sein Schäfchen* für *sin schepken* (Schiffchen) *ins trockene bringen* u. a.

VI. Theorie des Bedeutungswandels.

1. Allgemeine Bedingungen und Ursachen des Bedeutungswandels.

Die Erscheinungen des Bedeutungswandels sind von Bedingungen abhängig, deren Aufsuchung, wenn sie irgend vollständig sein sollte, in vielen Fällen eine unvollziehbare Aufgabe sein würde. Denn teils führen diese Erscheinungen auf die unzähligen Einflüsse zurück, die in die geschichtliche Entwicklung der Sprache überhaupt eingreifen, — so im allgemeinen bei dem regulären Bedeutungswandel; teils sind sie von individuellen Motiven abhängig, über die wir nur unvollkommen Rechenschaft geben können, — so durchweg bei dem singulären Bedeutungswandel. Diese Unabsehbarkeit der Bedingungen ist offenbar der Grund der verbreiteten Meinung, der Bedeutungswandel

---

[1]) Grimm, Wörterb. II, S. 203. Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache, S. 72ff., wo sich noch weitere ähnliche Beispiele finden, deren etymologische Ableitungen freilich nicht immer sicher sind.

sei überhaupt ein Produkt von Laune und Zufall (S. 472). Man übersieht dabei, daß es selbst auf dem Gebiet der allgemeinsten und regelmäßigsten Naturerscheinungen nur wenige konkrete Tatsachen gibt, die man aus der ganzen Konstellation äußerer Umstände, von denen sie abhängen, auf eine längere Zeit vorausbestimmen kann. Wir müssen uns auch hier mit der Nachweisung der notwendigen Entstehung aus den unmittelbar umgebenden und vorausgehenden Bedingungen begnügen. Insofern aber diese nächsten Bedingungen selbst wieder Naturerscheinungen sind, die den gleichen Charakter der Abhängigkeit von ihrer räumlichen und zeitlichen Umgebung an sich tragen, betrachten wir es als eine berechtigte logische Voraussetzung, daß es keine Erscheinung gibt, die nicht durch die ganze Reihe ihrer Bedingungen eindeutig bestimmt wäre.

Der Übertragung dieser Forderung auf die Vorgänge des Bedeutungswandels, wie auf das psychologische Gebiet überhaupt, kommen nun überall die Vorgänge selbst bestätigend entgegen. Für die meisten Tatsachen des psychischen Lebens, insbesondere für diejenigen, die einer zusammenhängenden geistigen Entwicklung angehören, lassen sich irgendwelche Motive nachweisen, die zwar nicht immer den erschöpfenden Grund eines Vorgangs angeben, aber doch deutlich genug darauf hinweisen, daß sie diesen enthalten würden, wenn wir nur die ihnen vorausgehenden Motive zureichend kennten. So ist das Wort *Gas* (S. 591) gewiß eine der willkürlichsten Worterfindungen, die jemals gemacht wurden. Doch der Erfinder selbst hat uns in diesem Fall auf die Assoziationen hingewiesen, die ihn zu dem Namen führten. Erstens meinte van Helmont in dem Gas eine Materie entdeckt zu haben, die dem *Chaos* der Alten am nächsten verwandt sei. Zweitens bezeichneten bei ihm die Wörter *Gas* und *Blas* zwei parallele Begriffe, wobei er unter dem nach dem Zeitwort „blasen“ gebildeten *Blas* die kalte Luft verstand, die von den Sternen ausgehe. Da *ch* und *g* im Niederländischen lautlich mit einem aspirierten *gh* nahe zusammenfallen, so scheint demnach das Wort *Gas* eine vollständige Resultante aus den beiden Assoziationen zu *Chaos* und *Blas* zu sein. Nebenbei mag aber auch noch die weitere Assoziation mit *Geist* bei der Änderung des

Anfangslautes mitgewirkt haben[1]). Hätte in diesem Fall der Erfinder des Namens nicht diese Entstehungsursachen angedeutet, so würde uns das Wort heute wahrscheinlich wie eine absolut willkürliche und zufällige Bildung vorkommen.

Gehen wir daher von dem allgemeinen Grundsatze aus, daß die in ihrer Entstehung noch unerforschten Erscheinungen die Präsumtion einer analogen Gesetzmäßigkeit für sich haben, wie sie für die zureichend erforschten nachgewiesen ist, so legen nun diese letzteren eine Unterscheidung der maßgebenden Bedingungen in zwei Klassen nahe: in die der allgemeinen Bedingungen eines Ereignisses und in die seiner eigentlichen Ursachen. Hierbei wird der Begriff der Bedingung als der allgemeinere betrachtet, der die Ursachen als nächste Bedingungen des Geschehens umfaßt, aber weit über diese hinausreicht, indem er auf jede Tatsache angewandt werden kann, die, wenn man sie hinwegdächte, eine Veränderung oder eine gänzliche Aufhebung des Ereignisses mit sich führen würde. Da jede Bedingung ihrerseits wieder von ferneren Bedingungen abhängt, so ist der Umfang der Bedingungen im einzelnen Fall unendlich groß. Wo man irgend Anlaß hat, über die nächsten Ursachen hinauszugehen, da kann es sich daher immer nur um solche Bedingungen handeln, die in direkter Beziehung zu den Ursachen stehen. Diesem unbestimmten und bei der jedesmaligen Anwendung äußerst wechselnden Bereich der Bedingungen gegenüber ist dann der Begriff der Ursachen ein fest umgrenzter, insofern die Ursachen, wenn man sie als gegeben voraussetzt, zur Erklärung des Ereignisses vollständig zureichen. So sind in dem oben angeführten Beispiel die drei Assoziationen mit dem *Chaos*, mit dem hypothetischen Stoffe *Blas* und mit dem *Geist* die zureichenden Ursachen des Namens *Gas*. Die eigentümlichen Ideen, die den Alchimisten an das Chaos der Alten denken ließen, ferner die Entstehung der in seiner Zeit verbreiteten Vorstellungen von einem von den Sternen ausstrahlenden ätherischen

[1]) Kopp, Geschichte der Chemie, I, S. 121; III, S. 187. Die Assoziation mit *Geist* liegt deshalb nahe, weil van Helmont selbst das Gas, unter dem er hauptsächlich die Kohlensäure versteht, gelegentlich *spiritus sylvestris* nennt.

Fluidum, sowie der Ursprung der Bezeichnung Geist für flüchtige Stoffe — all dies sind nicht Ursachen in dem engeren Sinne des Wortes, sondern Bedingungen, die, wenn man sie weiter verfolgen wollte, auf den ganzen Umfang mystischer Vorstellungen und mythologischer Überlebnisse und durch diese endlich auf den letzten, unabsehbaren Zusammenhang der Kultur dieser Zeit zurückführen würden. Nicht anders verhält es sich mit den Erscheinungen des regulären Bedeutungswandels. Für die Geschichte des Wortes *pecunia* bei den Römern sind die zureichenden Ursachen darin gegeben, daß sich zuerst mit der Viehherde die Vorstellung des Tauschmittels, und daß sich dann mit dieser die Begriffe anderer Tauschmittel, wie des Erzes, der edeln Metalle, nacheinander assoziierten. Die Veränderungen der Kultur, der Übergang der Natural- in die Geldwirtschaft und alle die sonstigen geschichtlichen Vorgänge, von denen diese Veränderungen abhingen, gehören dagegen dem weiteren Gebiet der Bedingungen an, die in letzter Instanz, wenn man sie erschöpfen will, die ganze römische Geschichte in sich schließen und mit dieser auf noch weitere vorgeschichtliche Völkerbewegungen und ihre Kultureinflüsse zurückgehen.

Ist demnach hier wie anderwärts die Interpretation auf die möglichst exakte Feststellung der Ursachen beschränkt, neben der nur sekundär und in summarischer Weise ein Hinweis auf die weiteren Bedingungen möglich ist, so besteht nun ferner die Methode dieser Interpretation, wie alle oben angeführten Beispiele lehren, ausschließlich in einem regressiven, niemals in einem progressiven Verfahren; das heißt: es können immer nur von gegebenen Erscheinungen aus deren Ursachen aufgesucht, es können aber nicht umgekehrt aus gegebenen Bedingungen die Erscheinungen in eindeutiger Weise abgeleitet werden. In der Tat sind wir auf dieses regressive Verfahren auch bei Naturerscheinungen in der Regel da angewiesen, wo eine Erklärung der ohne unsere absichtliche Herbeiführung und ohne unser experimentelles Eingreifen entstehenden komplexen Vorgänge gefordert wird. Nun handelt es sich bei der Bedeutungsentwicklung um Erscheinungen, deren Bedingungen wir niemals beherrschen, sondern die wir nur in den Formen untersuchen können, in denen

sie sich uns bei ihrer natürlichen Entstehung darbieten. Hier ist also eine Interpretation überhaupt nur in regressiver Form möglich; und erst dadurch, daß wir eine solche in vielen Fällen und unter verschiedenen Verhältnissen ausführen, vermögen wir über die allgemeine Natur der wirkenden Ursachen Aufschluß zu gewinnen. Ein Hilfsverfahren deduktiver Art, das diese Induktion freilich überall begleiten muß, besteht aber darin, daß wir diese verwickelten mit andern einfacheren psychischen Vorgängen in Beziehung bringen, namentlich mit denen, die uns aus der experimentellen Analyse der Sinnesvorstellungen und ihres Verlaufs bekannt sind. Insofern nun durch die größere Verwicklung besondere Eigentümlichkeiten der Wirkungen herbeigeführt werden, die nach bloßer Analogie mit bekannten einfacheren Tatsachen nicht vorauszusehen waren, bietet auch hier das Gebiet der sprachlichen Erscheinungen eine wichtige Ergänzung und Erweiterung der in der allgemeinen Psychologie gewonnenen Ergebnisse.

Als nächste Ursachen des Bedeutungswandels erweisen sich so überall die elementaren Assoziationen, wie sie in ihren verschiedenen Gestaltungen, von der einfachen Sinneswahrnehmung an, durch die gewöhnlichen sinnlichen Erkennungs- und Wiedererkennungsvorgänge hindurch bis zu den Erinnerungsakten des individuellen Bewußtseins, in übereinstimmender Gesetzmäßigkeit verfolgt werden können. Als Bedingungen, unter denen diese Ursachen wirksam werden, bieten sich aber, wie bei den Vorgängen des Einzelbewußtseins die Sinneseindrücke in ihren mannigfachen Verbindungen und Wiederholungen, so hier gewisse komplexe äußere Einflüsse, die wir in vielen Fällen auf bestimmte geschichtliche Tatsachen, in andern nur ganz allgemein auf die zumeist von der Sprache selbst getragenen Motive der geistigen Entwicklung beziehen können. Bilden auf diese Weise die Assoziationen diejenigen Ursachen des Bedeutungswandels, in die sich uns dieser zerlegt, wenn wir bis auf seine letzten Elemente zurückgehen, so ist jedoch damit der ganze Umkreis der wirkenden Ursachen keineswegs erschöpft. Vielmehr bleibt bei dieser Zerlegung diejenige Funktion unbeachtet, welche die zusammenhängende Wirkung der elementaren

Assoziationen überhaupt erst möglich macht, indem sie diese zu bestimmten einheitlichen Erfolgen verknüpft. Diese Funktion ist die Apperzeption. Kein anderes Gebiet psychischer Vorgänge bietet eine so günstige Gelegenheit, um das Verhältnis beider fortwährend ineinandcr eingreifender Vorgänge, der assoziativen und der apperzeptiven, zu analysieren, wie gerade die Sprache. Wie uns hier bereits die Betrachtung der syntaktischen Formen die Eigenartigkeit des äußeren Verlaufs der apperzeptiven Prozesse deutlich in seinen eingreifenden Unterschieden von den Verlaufsformen der Assoziationen vor Augen führte, so liefert der Bedeutungswandel, insofern er zugleich Begriffsentwicklung ist, ein Bild der inneren Beziehungen, in denen Apperzeption und Assoziation zueinander stehen.

2. Bedeutungswandel und Einheitsfunktion der Apperzeption.

Solange wir die Bedeutungsentwicklung eines isoliert gedachten Wortes verfolgen, bietet sich kaum Gelegenheit, den Umkreis einfacher Assoziationen zu überschreiten, die sich als unmittelbare psychische Ursachen von Begriffsänderungen nachweisen lassen. Wäre die Sprache, ähnlich einem Wörterbuch, eine bloße Sammlung von Wörtern, so würde die Sache damit beendet sein. Aber da das Wort ursprünglich nur als Bestandteil des Satzes existiert, so kann man auch die wirkliche Begriffs- und Bedeutungsentwicklung nicht losgelöst denken von dem Zusammenhang der Rede, in den das einzelne Wort eingeht; und in jeder Bedeutungsänderung des letzteren spiegelt sich deshalb immer zugleich eine Veränderung des Inhalts der Sätze, in denen es vorkommt. In Wahrheit erschließen wir daher auch überall erst aus dem veränderten Gedankeninhalt der zusammengesetzten sprachlichen Formen die Bedeutungsänderungen der einzelnen Wörter.

In mannigfachen Erscheinungen ist uns dieser Einfluß des Gedankenzusammenhangs auf die Begriffsentwicklung des Wortes im vorangegangenen entgegengetreten. So schon bei den Variationen der Bedeutung eines Wortes infolge seiner wechselnden Beziehungen zu bestimmten, sei es direkt ausgesprochenen, sei es stillschweigend hinzuzudenkenden Korrelatbegriffen (S. 539);

so ferner bei den dem Prinzip der Verdichtung der Vorstellungen unterzuordnenden Erscheinungen, bei denen das Wort durch seine Umgebung oder wenigstens nur unter Mitwirkung anderer, mit ihm verbundener Begriffe seine Bedeutung empfängt (S. 580 ff.). Den augenfälligsten Beleg für diese Beziehung bildet endlich die letzte und verwickeltste der oben betrachteten Formen des Bedeutungswandels, die der Metapher (S. 601 ff.).

Diese Wirkung des Ganzen auf das Einzelne begleitet aber jeden Bedeutungswandel. Besonders macht sie sich da geltend, wo mit diesem eine Verzweigung der Bedeutungen verbunden ist. Welcher der aus der Verzweigung hervorgegangenen Begriffe wirklich gemeint sei, das ergibt sich hier lediglich aus dem Ganzen des Satzes, wobei die sonstigen Bedeutungen, die das Wort in andern Gedankenverbindungen besitzt, meist weder dem Redenden noch dem Hörer zum Bewußtsein kommen. Gewisse Wortspiele verwerten diese Tatsache, indem sie das nämliche Wort in wechselnden Verbindungen anwenden, um durch den Kontrast der Bedeutungen zu wirken, wie z. B. „Sag mir, warum dich keine *Zeitung* freut!“ „Ich liebe sie nicht, sie dienen der *Zeit*“ (Goethe).

Entsprechend diesem Einflusse der Gesamtvorstellung auf den einzelnen Begriff lassen sich nun bei den sämtlichen Formen des Bedeutungswandels die wirksamen psychischen Ursachen in die assoziativen Faktoren, aus denen die besondere Form der Begriffsverschiebung abzuleiten ist, und in die apperzeptive Gesamtwirkung zerlegen. Von seinen Gefühlseigenschaften abgesehen, charakterisieren aber den Apperzeptionsakt zwei Eigenschaften, die sich beide darauf zurückführen lassen, daß, gegenüber den fortwährend in einem vielgestaltigen Neben- und Nacheinander elementarer Vorgänge bestehenden Assoziationen, die Apperzeption Einheitsfunktion des Bewußtseins ist, das heißt daß, wie beschränkt oder umfassend der Inhalt des Apperzipierten immerhin sein mag, sein Umfang formal streng begrenzt ist, indem in jedem gegebenen Moment nur eine Apperzeption vollzogen wird (S. 507). Diese formale Einheit der Apperzeption tritt jedoch nach Maßgabe der augenblicklichen Bedingungen in zwei verschiedenen Formen in die Erscheinung. Erstens ist sie

synthetische Einheitsfunktion, insofern in solchen Zeitmomenten des Denkens, wo irgendein neuer Gedankeninhalt zur Auffassung kommt, dieser als eine *Gesamtvorstellung* ins Bewußtsein eintritt. Zweitens ist die Apperzeption *analytische Einheitsfunktion*, indem in jenen Zeitmomenten, die dem Auftreten einer Gesamtvorstellung folgen, diese einer fortschreitenden Zerlegung unterworfen wird. Diese Zerlegung ist dann in einer doppelten, einer anschaulichen und einer begrifflichen Form möglich. Die *anschauliche* ist die ursprünglichere: die der sogenannten „Phantasietätigkeit". Bei ihr wird das Ganze des Gedankens sukzessiv in Einzelvorstellungen gesondert, die an sich sämtlich selbständig vorgestellt werden können, aber fortwährend zu dem Ganzen in Beziehung bleiben. Innerhalb der allgemeinen Entwicklung des Bewußtseins entspricht dieser Form die Stufe des *gegenständlichen* und *attributiv* verknüpfenden Denkens (S. 447). Die *begriffliche* Gliederung der Gesamtvorstellungen ist, wie besonders die Entwicklung der Sprache lehrt, aus der vorigen hervorgegangen: die Gesamtvorstellung wird bei ihr in begriffliche Bestandteile zerlegt, die in so enge Beziehungen zu jener gesetzt sind, daß sie gar nicht mehr selbständig vorgestellt werden können, wie das Verhältnis der drei Hauptkategorien deutlich zeigt, unter denen die Eigenschafts- und Zustandsbegriffe immer nur in Verbindung mit Gegenständen denkbar sind, daher die letzteren auch hier die Träger der Gesamtvorstellungen bleiben. Bei dieser Form des sogenannten „verstandesmäßigen" oder logischen Denkens ist der Charakter der analytischen Einheitsfunktion der Apperzeption am schärfsten ausgeprägt, und die im ersten Moment eines Denkakts einheitlich gegebene Gesamtvorstellung wird in einem binär gegliederten Gedankenausdruck vorwiegend *prädikativ* gegliedert (S. 333).

Die apperzeptive Einheitsfunktion und die Assoziationen sind nun aber nicht bloß ineinander eingreifende, sondern sie sind überhaupt nicht voneinander zu scheidende Bewußtseinsvorgänge. Darum läßt sich auch nicht annehmen, daß es ein Bewußtsein gebe, dem nur die *eine* dieser Funktionen und nicht zugleich die andere zukomme. Ein bloß apperzeptives Denken

würde eine „reine Intelligenz“ sein, ein Etwas, das nur in den Abstraktionen der Philosophie, nicht in der Wirklichkeit existiert. Auf der andern Seite ist es ebenso unmöglich, ein bloß aus Assoziationen bestehendes Bewußtsein vorauszusetzen. Jene Unterschiede der Vorstellungen, die wir ihre verschiedene Klarheit und Deutlichkeit nennen, können niemals fehlen: ohne sie würde sich überhaupt keine von der andern sondern, und es würde unbegreiflich sein, daß in einem gegebenen Moment jeweils ein bestimmtes Motiv für das Handeln eines Wesens entscheidend ist. Da auch die Tiere solche einheitliche Motive bei ihren Handlungen erkennen lassen, so müssen wir bei ihnen diese Einheitsfunktion ebenfalls voraussetzen. Dabei ist es freilich wahrscheinlich, daß sie schon als synthetische Funktion namentlich bei den niederen Tieren nur äußerst unvollkommen entwickelt ist. Denn Spuren irgendwie zusammengesetzterer Gesamtvorstellungen fehlen hier. Noch weniger ist aber jedenfalls bei ihnen die analytische Einheitsfunktion ausgebildet. Selbst bei unsern intelligenteren Haustieren bemerken wir zwar die Fähigkeit, einen Eindruck vom andern zu unterscheiden und während einer kurzen Zeit festzuhalten. Es fehlt aber jenes dauerndere Beharren einer einzigen Gesamtvorstellung, die zu ihrer regelmäßigen Gliederung erforderlich ist. Darum sind bei den Tieren zwar die momentanen Akte der Apperzeption, Erfassen durch die Aufmerksamkeit, Unterscheiden und Handeln nach bestimmten Motiven, zu beobachten. Der an die Gliederung der Gesamtvorstellungen gebundene Gedankenverlauf kann aber höchstens in Spuren vorkommen. Eben deshalb bilden apperzeptiver und assoziativer Gedankenverlauf einen gewissen Gegensatz, und offenbar ist dem Tier wesentlich nur der letztere eigen, wie er denn auch auf den primitiveren Stufen des menschlichen Denkens oder in gewissen Bewußtseinszuständen, z. B. im gesteigerten Affekt, im Traum und bei der Ideenflucht der Irren, vorherrscht (S. 357). Doch dieser Gegensatz kann niemals in dem Sinne verstanden werden, als seien die apperzeptive Einheitsfunktion und die assoziative Verbindungsfunktion des Bewußtseins überhaupt zu trennen. In der Form der synthetischen Einheitsfunktion ist die erstere immer wirksam, und diese wird wiederum selbst

durch die assoziativen Prozesse ermöglicht. Apperzeption und Assoziation sind also überhaupt nicht voneinander unabhängige psychische Vorgänge oder gar Äußerungen sogenannter „Seelenvermögen", sondern sie sind zusammengehörige Faktoren des psychischen Geschehens, die wir beide berücksichtigen müssen, wenn wir die Bewußtseinsvorgänge ausreichend beschreiben wollen.

Diesem Zusammenhang entsprechend erweist sich nun bei jedem Bedeutungswandel die Apperzeption einer Gesamtvorstellung als die Vorbedingung, auf Grund deren erst bestimmte Assoziationen die Veränderungen und Übertragungen der Begriffe hervorbringen. So bildet z. B. bei der Übertragung des Wortes *Fuß* vom Fuß eines Tieres auf den eines Tisches den Ausgangspunkt nicht der Fuß selbst, sondern das Ganze, in das sich diese Partialvorstellung eingliedert: das Tier auf der einen, der Tisch auf der andern Seite. Die Voraussetzung zu dem Übergang von $n\,\delta A$ in $n\,\delta A_1$ (S. 533) ist also die Existenz zweier Gesamtvorstellungen $G_1(\delta \overset{\frown}{A\,B})$ und $G_2(\delta \overset{\frown}{A_1\,C})$, aus denen die Begriffe δA und δA_1 durch Zerlegung entstehen. Diese Zerlegung ist freilich nicht, wie bei den logischen Denkprozessen, eine Urteilsgliederung, sondern sie erfolgt in der Form des anschaulichen Denkens, der sogenannten Phantasietätigkeit. In der Natur des Prozesses begründet das aber nur den Unterschied, daß die Teile nicht logische Begriffe, sondern Partialvorstellungen sind, die dann nachträglich jederzeit in Begriffe übergehen können. Ebenso bei den verwickelteren Formen des assimilativen, sowie bei dem komplikativen Bedeutungswandel, nur daß hier durch die Übertragung auf ein anderes Sinnesgebiet oder von der Sinneswahrnehmung auf die intellektuellen Prozesse etwas veränderte Bedingungen eintreten. Ein Wort wie *begreifen*, *comprehendere* bezieht sich zunächst auf ein sinnliches Greifen, also einen rein äußeren Vorgang. Die Veränderung erfolgt, indem in die Gesamtvorstellung dieses Vorgangs neben dem Subjekt und dem Objekt der Handlung auch noch die Wahrnehmung der geistigen Tätigkeit des Handelnden eingeht und, da diese in einer Reihe analoger Gesamtvorstellungen in übereinstimmender Weise wiederkehrt, allmählich zum dominierenden Bestandteil

wird. Besonders deutlich sind diese Einflüsse der Gesamtvorstellungen schließlich bei den durch Gefühlswirkungen vermittelten Erscheinungen (S. 572). Wenn sich der Begriff des *Lohnes* in den des *Dankes* (lat. *merces*, in franz. *merci*), oder wenn sich das *Wagnis* in die *Gefahr* (*periculum*), der *Fehler* in den *Tadel* umwandelt usw., so sind das Veränderungen, die uns der isoliert gedachte Begriff absolut nicht verständlich machen kann, die sich aber aus der ganzen Situation, das heißt eben aus der Gesamtvorstellung, ohne weiteres erklären. In dieser sind die Belohnung und der für sie abgestattete Dank, das Wagnis und die Gefahr, der Fehler und der Tadel, der sich gegen ihn wendet, jedesmal als ein Ganzes gegeben, aus dem sich, indem es sich in seine Bestandteile gliedert, die einzelnen Begriffe loslösen.

Nicht anders verhält es sich mit den Erscheinungen des singulären Bedeutungswandels. Da der Unterschied des Singulären und des Regulären hier nicht sowohl in der formalen Natur der Prozesse als in der individuellen Beschaffenheit der Assoziationen liegt, die auf die Übertragung einwirken, so ist hinsichtlich jener allgemeinen Apperzeptionsbedingungen überhaupt keine Grenze zwischen beiden Formen zu ziehen. Die Gliederung der Gesamtvorstellungen, die im einen Beispiel den belasteten *Bock* und den „Sitz“ mit dem, was er trägt, im andern das gesattelte Pferdchen (*chevalet*) und die „Staffelei“ als Partialvorstellungen gewinnt (S. 608), ist ganz und gar derjenigen analog, die das Tier und den Tisch in ihre Teile zerlegt; jene sind nur seltsamer, ungewöhnlicher und eben darum ohne Zweifel von singulärer Entstehung. Ähnlich waren für van Helmont, als er das Wort *Gas* bildete, die Entstehung des Weltganzen aus dem Chaos und die Entstehung der chemischen Stoffe aus den Gasen verwandte Gesamtvorstellungen (S. 613).

3. Assoziative Elementarprozesse des Bedeutungswandels.

Indem bei allen Erscheinungen des Bedeutungswandels und der Begriffsentwicklung Gesamtvorstellungen, zu denen die sich wandelnden Begriffe als einzelne Bestandteile gehören, das ursprüngliche Material abgeben, aus dem sich die Begriffe aussondern, vollzieht sich die Wirksamkeit der Apperzeption bei

diesem Vorgang in wesentlich gleichförmiger Weise. In diesem Sinne kann man sie als die formale Vorbedingung aller einzelnen Begriffsentwicklungen betrachten, deren materiale Ursachen die mit den Apperzeptionsakten unlösbar verbundenen Assoziationen sind. Nach der besonderen Beschaffenheit der letzteren können daher auch allein die verschiedenen Gattungen und Arten des Bedeutungswandels, wie dies oben geschehen ist, unterschieden werden. Hierbei erweisen sich aber die Assoziationen selbst wieder in doppelter Beziehung als gleichartige Vorgänge. Erstens sind sie sämtlich in Wirklichkeit Elementarprozesse, d. h. es gibt nirgends eine Assoziation zwischen ganzen, zusammengesetzten Vorstellungen, sondern immer nur eine solche zwischen Elementen derselben. Zweitens bestehen alle Assoziationen aus zwei Elementarvorgängen: aus der Verbindung gleicher und aus der Verbindung sich berührender Elemente, d. h. solcher, die unmittelbar räumlich oder zeitlich verbunden sind. Alle wirklichen Assoziationen sind aus diesen elementaren Verbindungen zusammengesetzt, und sie können namentlich unter der Mitwirkung äußerer Eindrücke und mit Hilfe einer geeigneten experimentellen Variation der Umstände in einfacheren Fällen leicht teilweise wenigstens in sie zerlegt werden. Diese Zerlegung führt zu dem Resultat, daß im allgemeinen jede konkrete Assoziation aus beiden Elementarprozessen gemischt ist, wobei nur bald die eine, bald die andere Form überwiegen kann, ein Unterschied, der dann, je nachdem unter den Elementarassoziationen der zweiten Art wieder die räumliche oder zeitliche überwiegt, zu den drei traditionellen Formen der Ähnlichkeits-, der Raum- und der Zeitassoziation geführt hat, — eine Unterscheidung, bei der übrigens nur die Verbindungen der aufeinander folgenden Vorstellungen beachtet, diejenigen Vorgänge also, die in erster Linie über die elementaren Prozesse Aufschluß geben, die simultanen Assimilationen und Komplikationen, gänzlich vernachlässigt worden sind. Bei den simultanen Verbindungen tritt außerdem noch ein weiterer Prozeß deutlich erkennbar hervor, der ebenfalls in jener schematischen Klassifikation der komplexen Erscheinungen unbeachtet geblieben ist: die Verdrängung unvereinbarer Elemente. Sie ist namentlich

bei solchen Assimilationen zu beobachten, bei denen sich gegebene Vorstellungselemente mit mehreren Reihen anderer zu assoziieren streben, die ganz verschiedenen Vorstellungen angehören. Hier kann es geschehen, daß sich abwechselnd Elemente der einen und der andern Reihe assoziieren, wodurch ein eigentümliches Oszillieren der Vorstellungen erzeugt wird, das sogar auf die Elemente, die in dem direkten Sinneseindruck gegeben sind, verdrängend zurückwirken kann. Auf diese Weise gestalten sich diese Verdrängungs- und Verbindungsvorgänge zu einem Prozeß fortwährender Attraktionen und Repulsionen, die einen unablässigen Wechsel der resultierenden Vorstellung bewirken können. Diese besonders bei der experimentellen Analyse mehrdeutiger optischer Bilder in überzeugender Weise hervortretenden Erscheinungen erklären zugleich jenes Fluktuieren der Vorstellungen, das uns vor allem die Erinnerungsbilder darbieten, das aber einer aufmerksamen Beobachtung auch bei dem Studium der äußeren Sinneswahrnehmungen nicht entgeht, da diese in Wirklichkeit stets Assoziationsprodukte aus Elementen des Eindrucks und aus Erinnerungselementen sind[1]). Eine besondere Wirkung dieses Wechselspiels entgegengesetzter Kräfte, bei der die Attraktionen das Übergewicht behaupten, ist endlich die in vielen Fällen stattfindende Angleichung eines Vorstellungsgebildes an ein anderes oder an eine Mehrheit anderer, die aus früheren Eindrücken geläufig sind. Dabei ist diese Angleichung entweder eine einseitige oder eine wechselseitige: ersteres, wenn bei der assimilativen Wechselwirkung eine bestimmte Vorstellung infolge stärkeren Eindrucks oder größerer Einübung dominiert; letzteres, wenn beide Komponenten annähernd im Gleichgewicht stehen. Belehrende Beispiele hierzu bilden neben vielen Erscheinungen der Sinneswahrnehmung namentlich auch die Laut- und Begriffsangleichungen im Gebiet der Sprache[2]).

Natürlich lassen sich diese Attraktions- und Repulsionswirkungen, die immer zusammen da sind, wenn wir von einem

[1]) Vgl. hierzu die Abhandlung: Zur Theorie der räumlichen Gesichtswahrnehmungen, Phil. Stud. XIV, 1898, S. 32ff. Kleine Schriften III, S. 312ff. Grundzüge der physiologischen Psychologie III[6], S. 502ff.

[2]) Vgl. Kap. IV, S. 443ff.

Assoziationsvorgang sprechen, bei den komplizierten Erscheinungen des Bedeutungswandels und der Begriffsentwicklung nicht in so einleuchtender Weise wie bei jenen einfacheren Phänomenen dartun. Handelt es sich doch hier überall um Vorgänge, die wir eigentlich niemals in ihrem unmittelbaren Ablauf verfolgen, sondern nur aus gewissen Niederschlägen, die sie in den Wortbedeutungen zurückgelassen haben, erschließen können. Aber es darf von vornherein als ausgemacht gelten, daß bei diesen zusammengesetzteren Erscheinungen keine andern Elementarprozesse wirksam sein können als diejenigen, die in den einfacheren seelischen Vorgängen nachzuweisen sind; und in der Tat zeigen die Bedeutungsentwicklungen, wo sie in eine Stufenreihe sukzessiver Begriffsübertragungen auseinandertreten, ein deutliches Zusammenwirken der nämlichen elementaren Bedingungen. Insbesondere das wechselnde Hervortreten verschiedener dominierender Bestandteile, das bei allen verwickelteren Fällen des assimilativen und komplikativen Bedeutungswandels zu beobachten ist, läßt sich, auf seine psychischen Komponenten zurückgeführt, nicht anders deuten. Ja schon der einfache, durch ein bestimmtes dominierendes Merkmal vermittelte Übergang eines Begriffs in einen andern ($n\,\delta\,A$ in $n\,\delta\,B$) ist nur zu verstehen, wenn man die relative Konstanz des Merkmals δ als eine Wirkung auffaßt, die durch die fortwährende Attraktion und Angleichung übereinstimmender und die Ausscheidung ungleichartiger Elemente zustande kommt. Aus der ungeheuern Menge solch ungleichartiger Elemente erklärt es sich denn auch, daß bei diesen begrifflichen Assimilationen zwar der Eindruck der Übereinstimmung der Merkmale vorhanden ist, daß er aber doch immer nur in einer höchst fluktuierenden, zwischen den verschiedenen aufeinander bezogenen Einzelbildern schwankenden Vorstellung besteht. Übrigens zeigen diese Verhältnisse wiederum, wie eng hier die Prozesse der Apperzeption an assoziative Bedingungen geknüpft sind. Die Apperzeption des dominierenden Merkmals würde nicht stattfinden können, wenn nicht eben durch die assoziativen Attraktions- und Repulsivwirkungen bestimmten Elementen ein Übergewicht über andere gesichert wäre. Allerdings wird aber dadurch die Einheitsfunktion der Apper-

zeption nur mit ihrem besonderen Inhalt erfüllt, die Funktion selbst ist durch diesen Inhalt noch nicht gegeben, sondern sie bildet erst mit ihm zusammen den wirklichen Tatbestand des Geschehens.

4. Allgemeine Gesetze des Bedeutungswandels.

Als Gesetze des Bedeutungswandels lassen sich hiernach im Sinne der psychologischen Interpretation nur die allgemeinen Assoziationsgesetze selbst bezeichnen. Diese führen aber auf die drei Elementarprozesse zurück, aus denen jeder konkrete Assoziationsvorgang zusammengesetzt ist: die Gleichheitsverbindung, die räumlich-zeitliche Berührungsverbindung und die Verdrängung unvereinbarer Elemente. Hierbei ist es dann der verschiedene Grad der Beteiligung dieser elementaren Vorgänge, der die bei der psychologischen Analyse der Erscheinungen sich bietenden Grundformen des Bedeutungswandels scheidet. So treten bei der assimilativen Form vorzugsweise die Attraktionen und Angleichungen übereinstimmender Elemente hervor und ihnen gegenüber die Kontiguitätswirkungen zurück. Dagegen spielen diese bei der komplikativen Form die Hauptrolle, wie das bei der Betrachtung der einzelnen Beispiele primärer wie sekundärer Komplikationen sofort in die Augen fällt (S. 554 ff.). Jede Komplikation besteht eben an und für sich in einer Kontiguitätswirkung: an die einem bestimmten Sinnesgebiet angehörige Vorstellung kann die eines andern immer nur in Gestalt eines räumlich-zeitlich zusammengehörigen Komplexes gebunden sein. Eine Mittelstellung zwischen dem assimilativen und komplikativen Bedeutungswandel nimmt in bezug auf die beteiligten Elementarprozesse der unter dem vorherrschenden Einfluß der Gefühlswirkungen entstehende Begriffswechsel ein, indem hier die Erscheinungen durchweg zur einen Hälfte auf Gleichheits-, zur andern auf Berührungsassoziationen zurückführen. In den früher für die verschiedenen Formen des regulären Bedeutungswandels verwendeten symbolischen Formeln finden diese Verhältnisse ihren deutlichsten Ausdruck. Wo die Gleichheitsassoziationen vorwalten, da wird die Übertragung durch konstant bleibende dominierende Ele-

mente vermittelt: $n\,\delta A$ geht in $n\,\delta A_1$, oder $n\,\delta\,\delta_1 A$ in $n\,\delta\,\delta_2 A_1$ oder endlich $n\,\delta\,\delta_1 A$ durch $n\,\delta\,\delta_2 A_1$ in $n\,\delta\,\delta_2\,\delta_3 A_2$ über usw. (S. 533, 539, 545). Wo dagegen die Kontiguitätswirkungen im Vordergrund stehen, da vollzieht sich der Übergang durch eine Verschiebung verschiedenartiger dominierender Elemente, bei der das zu Anfang herrschende zu Ende der Entwicklung völlig verschwunden ist: $n\,\delta\,\delta_1 A$ geht durch $n\,\delta\,\delta_2 A_1$ in $n\,\delta_2\,\delta_3 A_2$ oder $n\,\delta A$ durch $n\,\delta\,\varepsilon A B$ in $n\,\varepsilon B$ über (S. 549, 554). Mitteninne zwischen diesen beiden Reihen stehen die Formeln der Gefühlswirkungen: $n\,\gamma\,\delta A$ wandelt sich in $n\,\gamma\,\delta_1 B$ oder $n\,\delta\,\delta_1 A$ in $n\,\gamma\,\delta_1 B$ oder $n\,\gamma\,\delta A$ in $n\,\delta\,\delta_1 B$ um (S. 573). Die letzteren zeigen demnach entweder eine Konstanz der dominierenden Gefühle und einen sprunghaften Wechsel der entsprechenden Vorstellungselemente: so die erste; oder umgekehrt eine stetige Veränderung der Vorstellungen und einen plötzlichen Hinzutritt neuer Gefühlselemente: so die zweite und dritte. Dort verbinden sich also Gleichheitswirkungen der Gefühle mit bloßen Berührungswirkungen der Vorstellungselemente, hier Gleichheitsassoziationen dieser mit Berührungsassoziationen der Gefühle.

Eine etwas andere Stellung nimmt der singuläre Bedeutungswandel ein. Geht man bis auf die letzten Elemente zurück, so bietet sich zwar, wie schon bemerkt, nirgends ein wesentlicher qualitativer Unterschied von dem regulären. Dort wie hier bilden Gesamtvorstellungen und ihre anschaulichen Zerlegungen im Bewußtsein den Hintergrund, von dem sich die assoziativen Elementarprozesse abheben, und diese selbst setzen sich wieder aus Gleichheits- und Berührungswirkungen mit den an sie gebundenen Angleichungs- und Verdrängungsvorgängen zusammen. Dagegen ist die Art, wie sich die Prozesse kombinieren, allerdings eine abweichende. Je überraschender der Sprung ist, den ein Begriff macht, um so mehr läßt sich hier der Effekt der Assoziationen nur als ein solcher verstehen, der gegen zahlreiche widerstrebende Elemente und nicht selten erst auf Grund wiederholter anschaulicher oder begrifflicher Zerlegungen von Gesamtvorstellungen zustande kommt, so daß er vielfach eigentliche Urteilsprozesse oder eine sogenannte „Reflexion“ voraussetzt. Letzteres wird man namentlich in den Fällen der Entstehung

oder der absichtlichen Begriffsänderung wissenschaftlicher Termini sowie bei der Erfindung metaphorischer Wortverbindungen und Gleichnisse von verwickelter Beschaffenheit annehmen können; wogegen von dem Moment an, wo solche Ausdrücke in den allgemeinen Gebrauch übergehen, wieder der Assoziationsmechanismus vorwaltet. Gerade der sprunghafte Charakter des singulären Bedeutungswechsels fordert nun aber auch für den ersten Eintritt desselben, daß sich die Wirkungen solch singulärer Assoziationen langsamer geltend machen, so daß sich in der Regel wohl der bei dem regulären Bedeutungswandel simultane Vorgang hier in einen sukzessiven umwandelt, — ein Unterschied, der auf dem Gebiete der gewöhnlichen sogenannten Gedächtniserscheinungen dem entspricht, der zwischen der *unmittelbaren Wiedererkennung* eines früher wahrgenommenen Gegenstandes und einem durch irgendeinen Eindruck ausgelösten *Erinnerungsakte* stattfindet. Wenn z. B. die über einem Thronsessel ausgespannte Bedeckung als *Himmel* oder wenn die Gemütsstimmung des Kummers als *Belastung* apperzipiert wird, so haben wir allen Grund, die Assoziationen als simultane, unmittelbar an den Eindruck gebundene anzusehen. Wenn dagegen die beiden Brillengläser mit zwei Monden (*lunettes*), oder wenn die *Lupe* mit einer Wolfsgeschwulst (*lupus*) verglichen wird, so sind diese Assoziationen so besonderer Art, daß an eine momentane und daher simultane Entstehung kaum zu denken ist. Dabei sind übrigens von den Hauptformen des singulären Bedeutungswandels die assoziativen Benennungen und Namenübertragungen den assimilativen, die aufgenommenen Metaphern den komplikativen Vorgängen verwandt. In den oben (S. 588, 592) aufgestellten Formeln für die einfache assoziative Namengebung: $A - A^{\frown} n B - n A$, sowie für die durch singuläre Assoziationen vermittelte Namenübertragung: $n A - A^{\frown} B - n B$, und endlich für die der Metapher zugrunde liegenden gemischten Gesamtvorstellungen (S. 601): $\widehat{A\,M}$ oder $A\,\overbrace{(\widehat{a_1\,b_1})}\,B\,(\widehat{m_1\,n_1})$ sind diese Beziehungen klar ausgedrückt. Das Eigentümliche der Metapher in ihrem Verhältnis zu den übrigen Erscheinungen liegt namentlich darin, daß jene Beziehung zu einer Gesamt-

vorstellung, die sonst überall im Hintergrund der assoziativen Prozesse steht, hier unmittelbar selbst als die Bedingung der komplikativen Assoziationen auftritt. Will man diese Verhältnisse symbolisch darstellen, so kann dies am einfachsten dadurch geschehen, daß man die der Gesamtvorstellung homogenen Bestandteile, die durch disparate ersetzt sind, als assoziativ mit den letzteren verbunden in die Formeln aufnimmt, wobei nur durch die Einfügung dieser Hilfselemente in eine eckige Klammer angedeutet werden mag, daß sie selbst durch die von ihnen angeregte Assoziation im Bewußtsein verdunkelt worden sind und daher nur noch in der unmittelbaren Verschmelzung mit ihren assoziativen Vertretungen wirksam werden. Die beiden Formeln für die einfachere und zusammengesetztere Metapher gestalten sich dann folgendermaßen:

$$\overset{\frown}{A\,[}B]^{-}M \quad \text{und} \quad \overset{\frown}{A\,(\overset{\frown}{a_1\,b_1})\,B}\,(\overset{\frown}{[c_1]^{-}m_1\,[}d_1]^{-}n_1).$$

Diese Formeln erscheinen als eine Art Umkehrung zu den oben (S. 621) bei den Symbolen des gewöhnlichen Bedeutungswandels eingeführten Ergänzungen. Dort mußte zu dem einzelnen in der Formel ausgedrückten Assoziationsvorgang ein ihn einschließender apperzeptiver Verbindungsprozeß hinzugedacht werden; hier sind in den in der Metapherbildung hervortretenden umfassenderen Apperzeptionsvorgang assoziative Teilvorgänge ergänzend hinzuzudenken.

Darin bestätigt sich abermals, daß der Bedeutungswandel trotz seiner Vielgestaltigkeit einen in sich zusammenhängenden Kreis von Prozessen bildet. Auch stimmen diese darin überein, daß sie stets die Beziehung zur zusammenhängenden Rede voraussetzen. In dieser Beziehung ist der Bedeutungswandel das Gegenbild nicht sowohl des Lautwandels, als der Vorgänge der Wortbildung und Satzfügung. Wie die aus diesen entstehende äußere Sprachform auf die Gesetze der apperzeptiven Gliederung der Gesamtvorstellungen und der assoziativen Beziehungen der Gedankenelemente als die entsprechende „innere Sprachform“ zurückführt, so ergibt sich der Bedeutungswandel als eine Wirkung der nämlichen psychischen Kräfte. In dem allgemeinen Bau der Sprache geben sich diese Kräfte in ihren Gesamtwir-

kungen zu erkennen. In Bedeutungswandel und Begriffsentwicklung enthüllt sich unmittelbar ihre eigenste psychische Natur. Darum stehen nun auch diese beiden Seiten der Sprache, die grammatische Form und die genetischen Beziehungen der Begriffe und Wortbedeutungen, in engster Verbindung. Zugleich aber eröffnet sich hier ein weites Feld von Problemen für die spezielle Völkerpsychologie, der es obliegt, diesem Zusammenhang der Begriffs- und Bedeutungsentwicklungen mit der äußeren und inneren Sprachform auf den verschiedenen Sprachgebieten im einzelnen nachzugehen.

Neuntes Kapitel.

Der Ursprung der Sprache.

I. Allgemeine Standpunkte.

Das Problem des Ursprungs der Sprache bildete dereinst den wesentlichsten, wenn nicht den einzigen Inhalt dessen, was man Philosophie der Sprache zu nennen pflegte. Nicht mit den Erscheinungen und Gesetzen der wirklichen Sprache, sondern mit der möglichen Entstehung der Sprache überhaupt hatte es dieses Gebiet metaphysischer Überlegungen zu tun. Nicht in der Sprache sondern vor der Sprache lag seine hauptsächlichste Aufgabe.

Wesentlich anders steht die Psychologie dem Problem gegenüber. Ein Standpunkt außerhalb der Sprache, die Voraussetzung eines Zustandes, in welchem der Mensch nicht nur der Sprache, sondern, was damit notwendig gegeben wäre, auch aller der Eigenschaften entbehrt hätte, aus denen sie hervorgehen mußte, eine solche Voraussetzung ist für sie eine leere Fiktion, mit der sich nichts anfangen läßt, weil sie die Bedingungen beseitigt, mittels deren die Existenz der Sprache zu begreifen ist. Kann die Sprachpsychologie nur innerhalb der Sprache ihren Standort wählen, indem sie deren tatsächliche Entwicklungsformen psychologisch zu analysieren und zu interpretieren sucht, so gibt es aber für sie ein besonderes, von dieser Untersuchung abzuscheidendes Ursprungsproblem nicht mehr. Vielmehr muß die Lösung dieses Problems, soweit sie sich überhaupt geben läßt, in den Ergebnissen über die Zusammenhänge und Ursachen der tatsächlichen Erscheinungen der Sprache ebenso enthalten sein, wie alles, was die Physiologie über den physischen Ursprung

des Menschen auszusagen weiß, in den Ergebnissen der physiologischen Entwicklungsgeschichte eingeschlossen ist. In diesem Sinn ist in den vorangegangenen Kapiteln dieses Werkes, in jedem unter dem Gesichtspunkt der besonderen Erscheinungen, mit denen es sich beschäftigt, die Frage nach dem Ursprung der Sprache bereits so weit zu beantworten versucht worden, als dies auf Grund der behandelten Tatsachen und der zu Gebote stehenden psychologischen Hilfsmittel möglich schien. Diese Schlußbetrachtung könnte daher ganz unterbleiben, wenn es nicht nützlich schiene, erstens von den durch die psychologische Untersuchung gewonnenen Ergebnissen aus auf die im Verlauf der Geschichte hervorgetretenen philosophischen Hypothesen über das Ursprungsproblem einen kritischen Blick zu werfen und zweitens jene wesentlichen Ergebnisse selbst, soweit sie dies allgemeine Problem berühren, noch einmal in wenigen Sätzen zusammenzufassen.

Alle die philosophischen Anschauungen, die über den Ursprung der Sprache hervorgetreten sind, lassen sich nun auf die Gegensätze zurückführen, in denen schon der Platonische Kratylos die verschiedenen Standpunkte zusammenfaßte, die durch das Auftreten der Sophistik zum erstenmal mit klarem Bewußtsein einander gegenübergetreten waren. Ob die Sprache φύσει oder θέσει, ob sie das Produkt natürlicher Entstehung und Entwicklung oder willkürlicher Satzung und Erfindung sei, — das sind die beiden Pole, um die sich im Grunde bis zum heutigen Tag die Erörterungen bewegen. Dabei kann nun freilich jedem dieser Begriffe wieder ein verschiedener Inhalt gegeben werden. Durch „Satzung“ kann man sich die Sprache entstanden denken: indem man sie als ein System konventioneller, willkürlich erfundener Zeichen ansieht; oder indem man an eine göttliche Satzung denkt, wo dann das Wunder der Sprache mit dem Wunder der Schöpfung zusammenfällt. Ebenso bleiben für eine natürliche Entstehung im allgemeinen zwei Wege offen: entweder kann die Anregung zur Sprache von objektiven oder sie kann von subjektiven Motiven ausgegangen sein. Im ersten Fall denkt man an äußere Schall- oder sonstige Sinneseindrücke, in deren Nachahmung sie entstanden sei; im zweiten denkt man an Natur-

oder Gefühlslaute, die der Mensch zuerst zufällig ausstieß, und die dann mit den Objekten, deren Wahrnehmung sie begleiteten, assoziiert wurden. So ergeben sich vier Hypothesen: die vom künstlichen und vom göttlichen Ursprung, die der Entstehung aus objektiven und aus subjektiven Naturlauten, oder, wie wir sie kurz nennen wollen: die Erfindungstheorie, die Wundertheorie, die Nachahmungstheorie und die Naturlauttheorie. Diese vier Theorien kommen natürlich in verschiedenen, nach Zeitbedingungen und sonst herrschenden philosophischen Strömungen wechselnden Schattierungen vor. Auch fehlt es nicht an Kombinationen derselben.

Statt der Gegenüberstellung der Begriffe φύσει und θέσει ist gelegentlich noch eine andere, dreifache Fragestellung als Einteilungsgrad der Theorien gewählt worden. Geht man nämlich davon aus, daß Sprache und Vernunft eng aneinander gebundene Merkmale der menschlichen Gattung sind, so lauten die drei möglichen Fragen: ist die Vernunft vor der Sprache? oder ist die Sprache vor der Vernunft? oder sind Vernunft und Sprache gleichzeitig? Dabei versteht man unter „Vernunft“ diejenige geistige Entwicklung des Menschen, durch die er sich vom Tier unterscheidet. Obgleich dieser Begriff ein etwas unbestimmter ist und daher auch die entsprechenden Antworten auf die drei Fragen der wünschenswerten Präzision ermangeln, so erkennt man doch leicht, daß sie nur insofern nicht ganz auf die vier genannten philosophischen Theorien zurückführen, als die Annahme einer gleichzeitigen Entwicklung von Vernunft und Sprache das Wie dieser Entwicklung unbestimmt läßt. Ist nämlich die Vernunft vor der Sprache, so führt das zunächst zur Erfindungstheorie und, wenn man die Erfindung einer natürlichen Entstehung durch die Annahme zu nähern sucht, daß die erfundenen Symbole den von ihnen bezeichneten Dingen adäquat sind, zur Nachahmungstheorie. Ist umgekehrt die Sprache früher als die Vernunft, so kann jene ursprünglich nur aus einer Summe vernunftloser Naturlaute bestanden haben, die dann gewissermaßen als ein das vernünftige Denken auslösender äußerer Reiz gewirkt haben müßten: diese Ansicht führt also unvermeidlich zu irgendeiner Art von Naturlauttheorie. Un-

bestimmter ist dagegen der Standpunkt, wenn Vernunft und Sprache als aneinander gebundene, gleichzeitige Tätigkeiten betrachtet werden. Im allgemeinen ist hier eine doppelte Stellung möglich: entweder sind beide von Anfang an dem Menschen eigene, ihm fertig mitgegebene Güter, oder sie sind Erzeugnisse einer allmählichen Entwicklung. Dabei müssen dann natürlich diese Entwicklungen beider fortwährend ineinander eingreifen, also eigentlich nur eine einzige, zusammengehörige Entwicklung sein. Faßt man nun die Gleichzeitigkeit von Vernunft und Sprache in der ersten dieser Formen auf, so führt das zur Wundertheorie: beide sind göttliche Wiegengeschenke, über deren Herkunft nachzudenken unnütz ist, weil diese Herkunft mit dem Wunder der Schöpfung des Menschen selbst zusammenfällt. Der Standpunkt der Wundertheorie kann daher auch nur aufgegeben werden, wenn man den Menschen nicht als ein Geschöpf außerhalb der übrigen Schöpfung betrachtet, sondern als ein Wesen, das in ihr und mit ihr das geworden ist, was es ist. Dann sind aber Vernunft und Sprache, gerade so wie der Mensch selbst, Produkte einer Entwicklung, in der beide so eng aneinander gebunden sind, daß sie getrennt zu denken etwa denselben Sinn haben würde, als wollte man Sinnesfunktionen und Muskelbewegungen für Teilgebiete des animalischen Lebens ansehen, die sich möglicherweise unabhängig voneinander ausbilden könnten. Für die Richtungen, in denen sich die philosophischen Spekulationen über das Sprachproblem bewegen, ist es jedoch immerhin bezeichnend, daß gerade diese Auffassung, die jeder, sei es von der Sprache selbst, sei es von der Psychologie herkommenden Betrachtung als die nächste, beinahe selbstverständliche erscheinen sollte, eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle gespielt hat, so daß noch in einer nur wenige Jahrzehnte zurückliegenden Vergangenheit eine neue Theorie des Ursprungs der Sprache sich rühmen konnte, sie habe zum erstenmal der alten Thesis, die Vernunft sei der Sprache vorausgegangen, mit Erfolg ihre Antithese gegenübergestellt, daß die Sprache vor der Vernunft sei.

II. Kritische Übersicht der vier Haupttheorien[1]).

1. Erfindungstheorie.

Die Erfindungstheorie, die in dem philosophischen Empirismus des 17. und 18. Jahrhunderts teils wirklich angenommen, teils ihrer Bequemlichkeit und praktischen Brauchbarkeit wegen als eine erlaubte Fiktion angesehen wurde, ist heute so sehr in ihrer Unhaltbarkeit allseitig anerkannt, daß es kaum mehr nötig wäre, über sie ein Wort zu verlieren, wenn sich nicht auch in diesem Fall die alte Erfahrung bestätigte, daß obsolet gewordene Anschauungen, zu denen sich offiziell kein Mensch mehr bekennen will, im stillen immer noch fortwirken. Die Erfindungstheorie als solche ist längst tot; aber in einer Menge einzelner Annahmen über diese und jene Erscheinungen der Sprache fristet sie fortwährend ihr Dasein. Als solche Rudimente darf man wohl das Streben nach „Bequemlichkeit“, das Streben nach „Erhaltung bedeutsamer Unterschiede“ und so manche andere bald bloß zur Einzelerklärung verwendete, bald auch zur Höhe allgemeingültiger Prinzipien erhobene „Tendenzen“ im Gebiet der Laut- und Bedeutungsgeschichte zählen. (Vgl. Kap. IV, S. 376 ff., Kap. VIII, S. 491 ff.). Dazu kommt, daß in die Nachahmungs- und selbst in die Naturlauttheorie manchmal nicht unansehnliche Stücke der Erfindungstheorie hinüberreichen. Dies entspricht ganz dem genetischen Zusammenhang, nach welchem jene aus dem Bedürfnis nach einer natürlichen Interpretation entstandenen Hypothesen aus der Erfindungstheorie

[1]) Eine Darstellung der verschiedenen Hypothesen über den Ursprung der Sprache mit einer eingehenden Analyse der hauptsächlichsten Schriften über den Gegenstand, von Herder und Hamann an bis auf die neueste Zeit, findet der Leser in Steinthals Werk: Der Ursprung der Sprache in Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens, 4. erweiterte Aufl. 1888. Der folgende Abriß soll nur eine kurze, auf die allgemeine Kennzeichnung des psychologischen Standpunktes vorbereitende Orientierung geben. Darum kann hier auch auf eine nähere Erörterung der nach der neuesten Auflage des Steinthalschen Werkes erschienenen Arbeiten über den Gegenstand um so mehr verzichtet werden, als dieselben wesentlich neue Gesichtspunkte nicht enthalten. Bemerkenswert ist nur, daß sie durchweg eine wiederum wachsende Hinneigung der allgemeinen Meinung zur Nachahmungstheorie bekunden.

hervorgehen, sobald man die der letzteren eigene Annahme eines willkürlichen und konventionellen Zeichensystems mit der andern vertauscht, daß vor allem solche Lautzeichen für die Dinge gewählt worden seien, die entweder irgendeine Verwandtschaft mit ihnen erkennen ließen, oder die sich unter den vom Menschen selbst hervorgebrachten Naturlauten vorgefunden hätten. Die erste dieser Voraussetzungen führt aber zur Nachahmungs-, die zweite zur Naturlauttheorie.

2. Nachahmungstheorie.

Ihr Grundgedanke, daß die Sprache eine unmittelbare oder mittelbare Nachbildung der Wahrnehmungsinhalte in lautlicher Form sei, ist ein so naheliegender, daß diese Theorie nicht bloß die früheste, sondern wohl heute noch die verbreitetste ist. Schon die Stoiker, denen man die erste einigermaßen wissenschaftliche Ausbildung derselben zuschreiben darf, unterschieden jedoch die direkte Lautnachahmung nach der Gleichheit der Laute (ὁμοιότης) von der bloßen Verwandtschaft des Lautes mit dem Gegenstand (ἀναλογία), worunter sie namentlich eine Übertragung anderer Sinneseindrücke in die Lautform verstanden. Dadurch war erst die Möglichkeit einer allgemeineren Anwendung des Nachahmungsprinzips gegeben. Gleichwohl meinten schon die Stoiker, mit diesen beiden Prinzipien der Gleichheit und der Analogie noch nicht für alle Fälle ausreichen zu können, und sie nahmen daher als ein drittes noch den Gegensatz (ἐναντίωσις) zu Hilfe, den sie nach Bedürfnis sogar zur bloßen Abweichung von der Norm (ἀνωμαλία) ermäßigten[1]). Unter diesen Kategorien ließ sich dann natürlich alles unterbringen. Tatsächlich war aber hiermit das Prinzip der Lautnachahmung auf einzelne Fälle eingeschränkt, während man für die übrigen die Unvereinbarkeit mit diesem Prinzip eingestand.

Einen tieferen Inhalt hat erst Herder in seiner „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ von 1772 dem Begriff der Onomatopöie gegeben, indem er ihn einerseits völlig loslöste von der Idee der Erfindung, und anderseits den vagen Begriff der Analogie

[1]) Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern,[2] I, S. 358 ff.

durch den Hinweis auf die übereinstimmenden Gefühlstöne der Sinneseindrücke psychologisch zu deuten suchte[1]). In dieser Schrift Herders weht vielleicht mehr als in den meisten späteren Werken über den gleichen Gegenstand der Geist heutiger Psychologie, das Streben, das den wahren Psychologen kennzeichnet, sich selbst ganz zu versenken in die Vorstellungen und Gefühle des Handelnden, nicht diesem die eigenen Meinungen und Reflexionen unterzuschieben. Was Spätere im gleichen Sinne geleistet haben, das ist daher bestenfalls doch nur eine nähere Ausführung der Gedanken Herders geblieben. So, wenn Humboldt auf die „Symbolik der Laute" einen besonderen Wert legte, oder wenn Steinthal, um die unwillkürliche Entstehungsweise der ersten Sprachlaute noch mehr zu betonen, den Begriff des „Lautreflexes" einführte[2]).

Zwei Schwierigkeiten sind es, welche die Nachahmungstheorie trotz aller dieser Versuche, sie zu ergänzen und zu verbessern, nicht zu überwinden vermochte. Vom Standpunkt der empirischen Sprachforschung aus bleibt es ein Übelstand, daß die Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung, auch wenn man den Begriff der Nachahmung so weit wie möglich faßt und den Gefühls- und Vorstellungsassoziationen der verschiedenen Sinnesgebiete den größten Spielraum gönnt, doch schließlich nur einen kleinen Teil des wirklichen Wortvorrats der Sprache decken. Bedenklicher ist aber die psychologische Schwierigkeit, die dem Begriff der Lautnachahmung anhaftet. Dieser schließt in sich, daß der Gegenstand oder Vorgang und der ihn bezeichnende Laut irgendwie, sei es absichtlich, sei es unwillkürlich und triebartig, miteinander in eine Beziehung gesetzt werden, entweder in eine unmittelbare, die den gehörten Schall durch einen ausgestoßenen Laut wiedergibt, oder in eine mittelbare, die den wahrgenommenen Eindruck in einem Lautsymbol darstellt. Nun findet eine solche Beziehung zwischen Laut und Eindruck überhaupt nicht statt;

[1]) Herders sämtliche Werke, Ausgabe von B. Suphan, V, S. 1ff.

[2]) W. von Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, § 10, Werke, VI, S. 80ff. Steinthal, Ursprung der Sprache, S. 104ff. Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, S. 366ff. Über den Begriff des Reflexes in diesem Zusammenhang vgl. übrigens Kap. III, S. 340f.

sondern der Laut selbst ist immer erst die Wirkung der Artikulationsbewegungen. Der sprechende Mensch bringt diese hervor, und die sie begleitenden Empfindungen sind es, die, wenn er überhaupt seine Sprachbewegungen in eine Beziehung zu etwas Wahrgenommenen bringt, den Inhalt dieser Beziehung ausmachen müssen. Ihnen gegenüber sind die Laute selbst etwas Sekundäres, auf das weder die Aufmerksamkeit noch irgendein willkürlicher Trieb bei der Ausstoßung der Laute direkt gerichtet sein kann. Indem die Nachahmungstheorie den Sprachlaut als ein unmittelbares Erzeugnis betrachtet, zwischen dem und dem Eindruck, der ihn anregt, eine Beziehung der Ähnlichkeit gesucht werden müsse, haften ihr daher immer noch die Spuren der Erfindungstheorie an, aus der sie sich abgezweigt hat. Ist, wie auch von den Anhängern der Lautnachahmung zugestanden wird, der Sprachlaut kein willkürliches Erzeugnis, sondern ein Produkt natürlicher, durch die begleitenden Empfindungen und Gefühle vermittelter Affinität zwischen Gegenstand und Laut, so kann diese Affinität überhaupt nicht dem Laut als solchem, sondern nur den Artikulationsbewegungen zukommen, aus denen als eine weitere Folge der Laut entspringt. Denn was der sprechende Mensch unmittelbar erzeugt, das sind eben jene Bewegungen der Atmungs-, Stimm- und Sprachorgane. Wenn irgendeine Anpassung zwischen der Sprache und dem, was sie ausdrückt, stattfindet, so kann diese also nicht darin bestehen, daß der Sprechende den Laut, sondern darin allein, daß er seine Bewegungen dem Eindruck oder vielmehr den durch den Eindruck in ihm wachgerufenen Vorstellungen und Gefühlen anpaßt. Damit wird dann aber sofort begreiflich, daß zwar in manchen Fällen eine Ähnlichkeit auch der weiteren Wirkungen dieser Bewegungen, der äußeren Sprachlaute, mit den Vorstellungen, auf die sie bezogen werden, eintreten kann, daß dies aber keineswegs überall stattfinden muß, wo trotzdem zwischen den Sprachbewegungen und dem, was sie ausdrücken, eine Beziehung nicht fehlt. So haben ja z. B. die Bezeichnungen der Zunge in den verschiedensten Sprachen, wie *lingua*, γλῶττα, *laschōn* usw., nicht die geringste Ähnlichkeit mit der Zunge selbst. Aber die Artikulationen, die zur Hervorbringung aller dieser Wörter er-

forderlich sind, lassen gleichwohl eine Beziehung zwischen dem Gegenstand und seiner Benennung deutlich hervortreten (Kap. III, S. 345 ff.). Nun ist es einleuchtend, daß es auf diesem Wege nicht bloß möglich ist, alles das, was die erweiterte Nachahmungstheorie teils als direkte Nachahmung teils als symbolische oder analogische Verwendung der Sprachlaute betrachtet hat, einem und demselben Gesichtspunkt unterzuordnen, sondern daß sich diesem außerdem manche Erscheinungen fügen, die weder als direkte noch als indirekte Nachahmungen zu deuten sind. Es ist aber auch klar, daß mit einem solchen Rückgang von den Sprachlauten auf die Sprachbewegungen der Boden der Nachahmungstheorie verlassen ist. Denn die onomatopoetischen Bildungen der Sprache sind dann eben nur gewisse, in einzelnen Fällen und unter bestimmten Bedingungen eintretende Wirkungen einer Affinität zwischen den sprachlichen Ausdrucksbewegungen und den durch äußere Eindrücke oder reproduktive Prozesse erweckten Gemütsbewegungen. Ein Vorgang, der im eigentlichen Sinn als „Lautnachahmung“ bezeichnet werden könnte, findet aber nicht statt. Vielmehr sind die sprachlichen Ausdrucksbewegungen nach ihren psychischen Motiven überhaupt keine Nachahmungen; und nach ihren Wirkungen stimmen sie nur in einzelnen, dazu günstigen Fällen mit den Wirkungen überein, die eine Lautnachahmung haben könnte, wenn eine solche als Motiv der Sprachbildung möglich wäre.

3. Naturlauttheorie.

Die Anschauung, daß die Sprache aus Gefühlslauten hervorgegangen sei, die der Mensch beim Anblick der Gegenstände ausgestoßen habe, bildet in gewissem Sinne das Gegenstück zur Nachahmungstheorie. Wie in dem Streit, ob die Sprache durch Natur oder Satzung (φύσει oder θέσει) entstanden sei, die Nachahmungstheorie als die nächstliegende Deutung einer Entscheidung im ersten Sinn erscheinen mußte, so gewann umgekehrt der Begriff der willkürlichen Satzung erst einen verständlichen Inhalt, wenn man den Ursprung des Wortes in einem zufällig oder unter einem notwendigen Gefühlsimpuls ausgestoßenen Laute sah, der, beim Anblick eines Gegenstandes erzeugt, dann

sich mit diesem fest assoziiert habe. Es ist im Altertum die Epikureische Philosophie, die auch bei diesem Problem den Gegensatz gegen die onomatopoetische Lehre der Stoa vertritt, wobei sie sich allerdings, wenn die naturgemäße Entstehung energischer betont wird, der gegenüberstehenden Anschauung in diesem Fall wieder bis zur Berührung nähern kann. Wie die Sprache entstanden sei, das zeigt uns, wie Lucrez ausführt, ihre Neuentstehung beim Kinde: dieses bringt einen Laut hervor und weist zugleich mit dem Finger auf das Objekt hin, um kundzugeben, was es mit dem Laute gemeint habe[1]). Es ist im wesentlichen der gleiche Gedanke, der im 18. Jahrhundert in Rousseaus Abhandlung „über den Ursprung der Sprachen" wiederkehrt, nur daß hier die enge Beziehung der Affekte zur Hervorbringung der ersten Sprachlaute und damit zugleich der Zusammenhang dieser mit den Interjektionen, die auf solche Weise eigentlich wie Überlebnisse der Ursprache erscheinen, stärker als bei dem alten Dichter betont wird[2]). Die Schrift Rousseaus bildet ein belehrendes Gegen- und Seitenstück zu der zehn Jahre älteren Jugendarbeit Herders. Beide zeigen deutlich, wie nahe die Nachahmungs- und die Naturlauttheorie in ihren psychologischen Motivierungen aneinander grenzen. Nur bleibt freilich der Unterschied, daß die erstere eine ursprüngliche Affinität zwischen dem Laut selbst und seiner Bedeutung annimmt, während der letzteren die Beziehung zwischen beiden an sich eine mehr zufällige bleibt, so daß erst durch das an die Ausstoßung des Lautes gebundene Gefühl und schließlich durch die gewohnheitsmäßige Assoziation von Laut und Begriff die Beziehung sich herstellt.

Die Beobachtungsgrundlage, auf die sich die Naturlauttheorie stützen kann, ist aber, soweit sie in den wirklichen Interjektionen der Sprache besteht, eine noch viel unzulänglichere als diejenige, die der Nachahmungstheorie in den onomatopoetischen Bildungen zu Gebote steht. Da die primären Interjektionen nur in einer verschwindenden Anzahl von Fällen eine wortbildende Kraft bewährt haben (Kap. III, S. 325 f.), so muß die Naturlauttheorie

---

[1]) T. Lucretii Cari de rerum natura, V, 1015.

[2]) Rousseau, Essai sur l'origine des langues, Œuvres compl. 1824, II, p. 426 ff.

als Urbestandteile der Sprache Gefühlslaute voraussetzen, die als solche nicht mehr vorhanden sind, sei es, weil sie gewissermaßen bei der Bildung der Sprache aufgebraucht wurden, sei es, weil sie überhaupt nur eine zufällige und vorübergehende Bedeutung besaßen, wie dies schon Lucrez annahm, der eben deshalb der Gebärde, in richtiger Würdigung der Bedeutung, die sie beim Sprechenlernen des Kindes besitzt, eine wichtige Rolle auch bei der anfänglichen Bildung der Sprache zuschrieb. Je nachdem man nun aber auf den Zusammenhang der ursprünglichen Naturlaute mit dem Gefühl und dadurch indirekt mit der realen Bedeutung des Gegenstandes selbst oder aber auf die Befestigung zunächst zufällig ausgestoßener Laute mehr Wert legt, ist diese Theorie wieder in zwei Gestaltungen möglich, von denen die erste im allgemeinen ihre ältere, die zweite ihre moderne Form ist. Wir können die erste als „interjektionale Theorie“ im engeren Sinne des Wortes, die zweite als „Zufallstheorie“ bezeichnen. Der Hauptvertreter der interjektionalen Theorie ist Rousseau, während sich Lucrez in mancher Beziehung schon modernen Anschauungen nähert. Die Zufallstheorie ist in den Schriften Lazarus Geigers und Ludwig Noirés vertreten. Wenn auch diese Autoren selbst schwerlich anerkannt haben würden, daß ihre Ansichten als eine Spezies der Naturlauttheorie anzusehen seien, so wird man doch nach ihrem sachlichen Inhalte nicht umhin können, sie hierher zu stellen.

Die ältere Form oder die interjektionale Theorie geht, da die in der Sprache erhalten gebliebenen Interjektionen anerkanntermaßen nicht zureichen, um die Bedürfnisse der Sprachbildung zu decken, auf die artikulierten Laute des Kindes vor der Entstehung der Sprache zurück. Diesen vorsprachlichen Zustand des Kindes betrachtet sie als das vollkommene Ebenbild des Naturzustandes. Wie das Kind, ehe es zu sprechen beginnt, bereits die mannigfaltigsten artikulierten Laute und Lautkombinationen hervorbringt, so ist dies nach der Meinung Rousseaus auch von dem Urmenschen anzunehmen. Und wie von dem Kinde jene Laute zunächst völlig bedeutungslos gebraucht und dann erst, wenn der Trieb Objekte zu benennen erwacht, auf diese angewandt werden, so sei auch der Vorgang

bei dem Urmenschen zu denken. In diesem Sinne sei daher die individuelle Entwicklung der Kindersprache ein fortwährend sich wiederholendes Abbild des Ursprungs der Sprache überhaupt. Dabei wird dann wiederum für die Zuordnung bestimmter artikulierter Laute zu bestimmten Vorstellungen irgendeine durch das Gefühl vermittelte Affinität angenommen, wofür auch in den zahlreichen onomatopoetischen Wortbildungen der kindlichen Sprache eine Bestätigung gesehen wird. So macht sich denn hier die interjektionale Theorie erhebliche Bestandteile der onomatopoetischen zu eigen. Ihre beiden Voraussetzungen begegnen jedoch dem Einwand, daß sie die individuelle Entwicklung selbst offenbar in einem falschen Licht erblickt, und daß darum auch der Analogieschluß von ihr auf den allgemeinen Ursprung der Sprache unhaltbar ist. Erstens verrät die eigenartige Beschaffenheit der vorsprachlichen Artikulationen des Kindes deutlich den Einfluß der Vererbung. Jener Reichtum mannigfacher Lautbildungen, wie er beim Kinde der Ausbildung der Sprache vorausgeht, ist sichtlich kein individueller Erwerb, sondern er beruht auf einer angeborenen Organisation der Sprachwerkzeuge, die in dieser zur Erzeugung artikulierter Laute besonders geeigneten Form aller Wahrscheinlichkeit nach aus der unter dem Einfluß der Sprache vor sich gegangenen generellen Entwicklung entsprungen ist. Man kann also die allgemeine aus der individuellen Entstehung der Sprache deshalb unmöglich erklären, weil diese selbst erst auf Grund des der menschlichen Gattung eigenen Besitzes der Sprache erklärlich wird. Nicht minder beruht die zweite, an die onomatopoetische Theorie sich anlehnende Annahme auf der, wie wir gesehen haben, unhaltbaren Vorstellung, die Sprache des Kindes sei ausschließlich von dem Kinde selbst geschaffen, während sie doch in allem dem, was den ursprünglich sinnlosen artikulierten Lauten die Bedeutung von Sprachlauten gibt, von der Umgebung des Kindes herstammt, die sich bereits im Besitz der Sprache befindet[1]).

---

[1]) Vgl. Kap. III, S. 297. Als eine Art Neubelebung der Naturlauttheorie in dieser ihr von Rousseau gegebenen Form, zugleich mit starkem Anklang an die von Lucrez geschilderte Nachahmung des Vogelgesangs, kann man wohl die Ideen betrachten, die O. Jespersen über den Ursprung

Aus der Bekämpfung der Nachahmungs- sowie der älteren Form der Naturlauttheorie ist die zweite Gestaltung der letzteren hervorgegangen, die, weil sie auf die rein zufällige und äußerliche Verbindung des Sprachlauts mit dem bezeichneten Gegenstand ein besonderes Gewicht legt, die Zufallstheorie genannt werden kann. Ihren Rückhalt findet sie an der nicht unberechtigten Abneigung der neueren Sprachwissenschaft gegen das besonders in der Anwendung des Prinzips der Onomatopöie sich manchmal allzusehr hervordrängende Streben, überall symbolische Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung zu finden, und an der unleugbaren Tatsache, daß sichere Beziehungen solcher Art auf einen verhältnismäßig engen Kreis von Erscheinungen beschränkt sind. Die Zufallstheorie ist daher geneigt, gerade diesen Mangel einer Verbindung zwischen Laut und Bedeutung zu betonen und die Anwendbarkeit der Onomatopöie sogar in solchen Fällen zu leugnen, wo die Erscheinungen unmittelbar für sie eintreten, indem sie diese für sekundär entstanden erklärt, hervorgegangen aus Sprachwurzeln, die dereinst jeder Beziehung von Laut und Bedeutung entbehrt hätten[1]). So behauptet z. B. Max Müller, Wörter wie *Rabe* oder *donnern* seien an sich nicht onomatopoetisch, da *Rabe* ahd. *hraban* auf eine Wurzel *kru* oder *ku* rufen, *donnern* auf eine andere *tan* spannen zurückgehe, denen ein onomatopoetischer Charakter nicht zugeschrieben werden könne[2]). Der ursprüngliche Sprachlaut ist daher nach Geiger ein Reflexschrei, der infolge der Erregung durch irgendwelche Sinneseindrücke, namentlich durch die für das menschliche Bewußtsein wirksamsten, die Gesichtsreize, ausgestoßen und dann vom Mitmenschen wiederholt

der Sprache entwickelt, und denen auch Delbrück seinen Beifall nicht versagt hat. Vgl. O. Jespersen, Progress in language, 1894, p. 328ff. B. Delbrück, Grundfragen der Sprachforschung, S. 70ff. Zur Kritik dieser Nachklänge der Romantik in der heutigen Sprachforschung vgl. meine Schrift: Sprachgeschichte und Sprachpsychologie, S. 91ff., und R. Lenz, in Vietors Neueren Sprachen, Bd. 8, S. 579, Bd. 9, S. 1ff.

[1]) Lazarus Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. 2 Bde. 1868—72. Zur Entwicklung der Menschheit. Vorträge. 1871.

[2]) Max Müller, Die Wissenschaft der Sprache. Neue Aufl. 1892, I, S. 474ff. Geiger, a. a. O. I, S. 167ff.

worden sei. So erkläre es sich, daß „Wurzeln“ verbaler Natur, welche Tätigkeiten, Vorgänge bezeichnen, das Material zur Bildung der Sprache vollständig enthalten, daß aber zwischen dem Lautwert dieser Wurzeln und ihrer Bedeutung eine ursprüngliche Verbindung nicht aufgefunden werden könne. Diese Theorie Geigers ist von Ludwig Noiré weitergeführt worden, indem er die gemeinsame Entstehung der ersten Sprachlaute im wechselseitigen Zuruf der an einer Arbeit, wie z. B. an der gemeinsamen Bearbeitung des Bodens, beteiligten Menschen hervorhob. Dadurch suchte er einerseits das Zusammentreffen von Erzeugen und Verstehen des Lautes, anderseits den verbalen Begriffscharakter der ursprünglichen Sprachwurzeln verständlicher zu machen. Zu diesem in der Sprache selbst liegenden Hinweis trete noch hinzu, daß der Gesichtssinn beim Menschen der herrschende Sinn und daß alle Entwicklung des menschlichen Denkens an den Besitz der Sprache geknüpft sei. Hieraus soll sich nach Noiré als zwingendes Resultat ergeben: der ursprüngliche Sprachlaut ist bei gemeinsamer Arbeit zunächst als unwillkürliche Reaktion auf einen Gesichtsreiz entstanden, dann aber von den zu gleicher Tätigkeit vereinigten Genossen angeeignet worden[1]).

Daß diese Theorie im wesentlichen nichts anderes als eine Modifikation der Naturlauttheorie ist, leuchtet ein. Auch hier sind die ursprünglichen Sprachlaute Naturlaute, aus denen unter der Mithilfe der durch den Laut erweckten Vernunft die weitere Entwicklung der Sprache hervorgehen soll. Daß diese frühen Naturlaute nicht mit den heutigen Interjektionen zusammenfallen, und daß daher in diesem Sinne für unsere heutige Auffassung die Beziehung zwischen Laut und Bedeutung eine zufällige ist, wird zwar besonders betont; doch hatte schon die ältere Form der interjektionalen Theorie, im Hinblick auf die Naturlaute des Kindes, dem Begriff eine weitere Bedeutung

[1]) Ludwig Noiré, Der Ursprung der Sprache. 1877. Logos, Ursprung und Wesen der Begriffe. 1885. Für die Theorien Geigers und Noirés ist dann auch Max Müller in seinen neueren Schriften eingetreten; vgl. besonders: Das Denken im Lichte der Sprache, 1888, S. 78, 256ff. In seinen früheren Werken steht Müller mit vielen der ihm gleichzeitigen Sprachforscher auf dem Boden der unten (4) zu besprechenden skeptisch-romantischen Form der „Wundertheorie“.

gegeben. Was die neue Gestaltung vor der älteren voraus hat, das ist aber der entschiedene Bruch mit der Meinung, die generelle Entwicklung der Sprache habe irgend etwas mit der individuellen des Kindes zu tun, die Erkenntnis also, daß jener Vorgang aus der Beschaffenheit der ausgebildeten Sprache sowie aus den besonderen Bedingungen des menschlichen Bewußtseins erklärt werden müsse. In dem Versuch, aus diesen beiden Erkenntnisquellen den Ursprung der Sprache abzuleiten, scheitert freilich diese Theorie ebenso wie die ältere. Denn sie macht nicht nur über die Ausgangspunkte der wirklichen Entwicklung unhaltbare Voraussetzungen, sondern sie verwickelt sich auch mit ihrer These von der notwendigen Präexistenz der Sprache vor der Vernunft in unauflösliche Widersprüche, und durch die Vereinigung aller dieser Elemente kommt sie schließlich zu einer psychologisch unmöglichen Auffassung. Daß die „Wurzeln" nur Produkte grammatischer Abstraktion sind, die darum noch nicht entfernt als die geschichtlichen Anfänge der Sprache gelten dürfen, haben wir früher gesehen; ebenso hat uns die vergleichende Betrachtung der Sprachformen gelehrt, daß, wenn einem der Hauptbegriffe eine Priorität in der Sprache zukommt, dies die Kategorie der Gegenstands-, nicht die der verbalen Tätigkeitsbegriffe ist[1]). Wenn dann aber weiterhin aus dieser vermeintlich verbalen Natur ihrer Urbestandteile geschlossen wird, die Sprache sei bei gemeinsamer Tätigkeit entstanden, während gleichzeitig der ursprüngliche Sprachlaut ein gänzlich vernunftloser Schrei gewesen sei, so sind das zwei Voraussetzungen, die genau so unvereinbar miteinander sind wie die der alten Erfindungstheorie, die Sprache habe sich gleichzeitig zum Zweck der Verständigung und auf dem Wege der Verständigung gebildet. Wie gemeinsame Arbeit, also, da jede Arbeit von bestimmten Zweckvorstellungen geleitet ist, eine Vereinigung zu gemeinsamen Zwecken möglich sein soll, ohne daß, wenn nicht die Sprache selbst, so doch irgendein Äquivalent derselben und, wenn nicht die Vernunft selbst, so irgend etwas, das ihr in wesentlichen Eigenschaften bereits gleichkommt, vorher existierte, dies ist schlechterdings nicht zu begreifen. Wenn aber ein solcher der wirklichen

[1]) Vgl. besonders Kap. V, S. 605, und Kap. VI, S. 6ff.

Sprache und der wirklichen Vernunft sehr nahe kommender früherer Zustand vorausgesetzt werden muß, so ist auch offenbar alle Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß sich die wirkliche Sprache und Vernunft aus diesen Vorstufen, und nicht aus völlig neuen früher nicht dagewesenen Elementen entwickelt haben. Bei allem dem operiert die Theorie überdies mit psychologisch unhaltbaren Hypothesen. So ist die Annahme, der Mensch habe Tätigkeiten und Vorgänge früher genannt als Gegenstände, abgesehen von den Zeugnissen der individuellen und generellen Sprachentwicklung, auch psychologisch unmöglich; und die andere, die Sprache sei früher als die Vernunft, ist mindestens ebenso willkürlich wie die umgekehrte, die Vernunft sei der Sprache vorausgegangen. Denn eine Funktion und die Werkzeuge ihrer Anwendung sind immer zugleich da, müssen also auch zugleich sich entwickeln. Jede dem entgegenstehende Voraussetzung, sowohl die der Erfindungs- wie die der Zufallstheorie, schließt daher eigentlich die Annahme einer übernatürlichen Entstehung in sich. Beide führen auf diese Weise direkt zur Wundertheorie: die erste, indem sie genötigt wird, eine übermenschliche Intelligenz anzunehmen, die für den Menschen die Sprache erfunden habe; die zweite, indem sie einen Zustand des Urmenschen und der Ursprache voraussetzt, der von dem des wirklichen Menschen und der wirklichen Sprache derart abweicht, daß er ihm gegenüber transzendent wird. So offenbart jede dieser Theorien eine besondere Affinität zu einer der beiden Hauptformen, in denen die nunmehr als letzte zu betrachtende Wundertheorie vorkommt.

4. Wundertheorie.

Die Wundertheorie ist in ihrer offenkundigen Form, in der sie ausdrücklich den unerklärlichen Ursprung der Sprache behauptet, eigentlich keine Theorie, sondern der Verzicht auf eine solche. Indem aber selbst in diesem Fall eine nähere Motivierung des eingenommenen Standpunkts nicht zu fehlen pflegt, kann man doch auch hier von einer Art von Theorie reden. Jene Motivierung besteht nun zumeist in dem Hinweis darauf, daß die Funktion der Sprache mit der ganzen Natur des Menschen auf

das engste zusammenhänge, und daß daher das Wunder der Schöpfung der Sprache begreifen dasselbe heiße, wie das Wunder der Schöpfung des Menschen selbst begreifen. Solange das Entwicklungsprinzip in seiner Anwendung auf die organische Natur überhaupt und vor allem auf den Menschen noch nicht zur Herrschaft gelangt war, konnte dieser Standpunkt in der Tat nicht als ungerechtfertigt gelten. War der Mensch mit allen seinen Gattungs- und Rasseneigenschaften, wie es sich noch Naturforscher wie Cuvier und Agassiz vorstellten, mit einem Mal entstanden, so ließ sich die Annahme kaum abweisen, daß zu jenen ursprünglichen Eigenschaften auch die Sprache gehört habe. Hier bildete diese höchstens dann noch ein von dem sonstigen Wunder der Schöpfung abzulösendes Problem, wenn man etwa im Anschluß an die Sagen vom goldenen Zeitalter eine absteigende Entwicklung annahm. Dann verband sich die Wunder- mit der Erfindungstheorie, und die Hypothese, daß Götter oder Heroen der Vorzeit die Sprache geschaffen hätten, mochte sogar die Schwierigkeiten der gewöhnlichen Erfindungstheorie bis zu einem gewissen Grade zu beseitigen scheinen. Solchen mythologisierenden Vorstellungen gegenüber war es immerhin ein Fortschritt, wenn Herder in seinen „Ideen“ den engen Zusammenhang der Sprache mit der gesamten körperlichen und geistigen Organisation des Menschen betonte, die, wie sie von der des Tieres verschieden sei, so auch ein nur ihm eigenes Ausdrucksmittel der Gedanken erfordere[1]). Damit hatte sich Herder freilich von dem in seiner Jugendschrift unternommenen Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache aus nachahmenden Lauten weit entfernt. Aber bei den Mängeln, die diesem Versuch nach dem Standpunkt der Psychologie seiner Zeit und ohne die Basis einer allgemeineren Anwendung des Entwicklungsgedankens anhaften mußten, war gleichwohl die Anschauung der „Ideen“ die reifere und, im Lichte der allgemeinen wissenschaftlichen Gedanken der Zeit betrachtet, auch die richtigere, da die ältere Schrift die Sprache gewissermaßen als eine nachträgliche, zu der ganzen psychophysischen Organisation des Menschen hinzutretende Bil-

[1]) Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, viertes Buch, III.

dung betrachtete, was in dem späteren Werke mit gutem Grund als unzulässig bezeichnet war. Mit Rücksicht auf die für jene Zeit maßgebenden Anschauungen ist daher diese Darstellung in Herders „Ideen" überhaupt eine Form der transzendenten Theorie, welche vor der Herrschaft des Entwicklungsgedankens eigentlich von selbst gegeben war. So ist denn auch W. von Humboldt in der großen Einleitung zu seinem Hauptwerk prinzipiell im wesentlichen auf diesem späteren Standpunkt Herders stehen geblieben. So sehr er direkte und indirekte Onomatopöie, Lautmetaphern und Lautanalogien heranzieht, um Verbindungen zwischen Laut und Bedeutung aufzuzeigen: diese Momente bleiben ihm doch immer nur Hilfsmittel, um die konkreten Eigentümlichkeiten der Sprache zu deuten; er will damit nicht im entferntesten ihren Ursprung überhaupt erklären. Dieser fällt ihm vielmehr mit der Mitteilung der Vernunft an den Menschen zusammen, einem ursprünglichen Schöpfungswunder, das unserer Erkenntnis ebensowenig zugänglich sei wie der Ursprung der Dinge überhaupt[1]).

Doch schon bei Humboldt bricht durch dieses mystische Dunkel, das die Anfänge der Sprache umfängt, gelegentlich die Entwicklungsidee siegreich hindurch. Weist doch in der Tat die Geschichte wie die vergleichende Betrachtung der Sprachen überall eindringlich auf sie hin, wie sie denn auch, was man nicht vergessen sollte, in der Sprachwissenschaft und in andern historischen Gebieten, nicht ohne den Einfluß der geschichtsphilosophischen Gedanken Herders und Hegels, lange schon Wurzel gefaßt hatte, ehe sie für die physische Seite des Menschen innerhalb der Naturwissenschaften zur Anerkennung gelangte. Damit wurde nun aber auch die Wundertheorie in ihrer alten Gestalt unhaltbar. Gleichwohl sah sich die Sprachwissenschaft begreiflicherweise außerstande, aus eigenen Mitteln, bloß auf Grund der sprachgeschichtlichen Tatsachen, die immer nur in eine verhältnismäßig kurze Vergangenheit zurückreichen, zu einer gesicherten, mit Psychologie und allgemeiner Kulturgeschichte vereinbaren Anschauung durchzudringen. So bildete sich denn

[1]) Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, Werke VI, vgl. bes. die einleitenden Betrachtungen.

zunächst ausschließlich in der Sprachwissenschaft, und dann von ihr aus allmählich in weitere Kreise vordringend, eine eigentümliche Modifikation der Wundertheorie, die, von halb romantischem, halb skeptischem Charakter, in dieser Vereinigung widersprechender Eigenschaften ein treues Bild des Widerstreits der Motive ist, unter dem sie entstanden war. Auf der einen Seite suchten nämlich die Sprachforscher alle sich ins Transzendente versteigenden Vermutungen von sich abzulehnen. Nicht selten blickten sie darum sogar mit einer gewissen Geringschätzung auf die älteren Bestrebungen herab, den Ursprung der Sprache erklären zu wollen. Auf der andern Seite aber sah man sich doch genötigt, von irgendwelchen Voraussetzungen über Anfangszustände auszugehen, die der tatsächlichen geschichtlichen Entwicklung der Sprache substituiert werden mußten. In diesen Voraussetzungen wirkten nun noch sehr merklich die romantischen Gedanken nach, die der Entstehung der neueren Sprachwissenschaft fördernd zur Seite gestanden hatten. So einigte man sich denn im wesentlichen auf das folgende Glaubensbekenntnis: Der Ursprung der Sprache selbst ist ein transzendentes Problem und geht jedenfalls die Sprachforschung als solche nichts an; denn diese hat es mit dem geschichtlich Nachweisbaren zu tun, nicht mit dem, was der geschichtlichen Erfahrung oder den aus dieser zu ziehenden Folgerungen vorausgeht. Das letzte, was die Geschichte der Sprache als Ausgangspunkt aller Wortentwicklung nachzuweisen vermag, ist aber die Sprachwurzel. Die „Wurzeln“, diese letzten bedeutsamen Bestandteile der Sprache, sind demnach als ursprünglich gegeben, als Wörter einer Ursprache vorauszusetzen, aus denen allmählich durch Verbindung, Abschleifung, Verfall und Wiederzusammenfügung die Sprache in ihrem geschichtlichen Leben geworden ist. Das Problem des Ursprungs der Sprache reduziert sich darum hier auf die Nachweisung der den Wörtern zugrunde liegenden Wurzeln und auf die Erschließung der ihnen zukommenden Urbedeutungen. Die Frage dagegen, wie die Wurzeln selber entstanden seien, ist transzendent und kann niemals Gegenstand wissenschaftlicher Beantwortung sein.

Nun ist es, wenn wir uns des früher hervorgehobenen hypo-

thetischen Charakters der Wurzeln und ihrer Urbedeutungen erinnern, augenfällig, daß diese Theorie in einen unauflösbaren Widerspruch mit sich selber gerät, indem sie mit Emphase die Beschränkung auf die Tatsachen betont, jeden Schritt über diese hinaus als transzendentes Spekulieren verwirft, dabei aber gleichzeitig einen Anfangszustand annimmt, der nichts weniger als ein gegebener ist, und der nach allem, was wir über das wirkliche Leben der Sprache wissen, niemals und nirgends existiert hat. Die Wurzeln sind Produkte der grammatischen Analyse, nicht Urwörter der wirklichen Sprache. Die ihnen beigelegten Bedeutungen sind Resultate logischer Abstraktion, nicht ursprüngliche Begriffe; und das Kulturbild, welches diese angeblichen Bedeutungen von dem Zustand des Menschen in der Zeit der hypothetischen Wurzelsprache gewähren, ist ein innerlich unmögliches, weil es die wirkliche Entwicklung, soweit wir sie aus der Erfahrung kennen, vollständig auf den Kopf stellt, indem es die Wurzeln selbst als die Produkte einer Kultur deutet, die nur auf Grund einer lange vorausgehenden, ohne die Sprache gar nicht denkbaren Entwicklung möglich wäre[1]). Der eigentliche Grund dieser schreienden Widersprüche liegt schließlich darin, daß diese Theorie, die sich so ängstlich bemüht, die Grenze des Transzendenten zu vermeiden, selbst ganz und gar transzendent ist. Auch ist sie das nicht in dem relativ erlaubten Sinne, in welchem sich das jenseits der Erfahrung Vorausgesetzte an das empirisch Gegebene als ein ergänzendes und zu ihm harmonisches Schlußglied anfügt, sondern in jenem falschen Sinne phantastisch-romantischer Transzendenz, die zu dem empirisch Gegebenen ein Überempirisches nach dem Prinzip des Gegensatzes konstruiert, indem sie dasselbe gerade mit solchen Eigenschaften ausstattet, die den Tatsachen der Erfahrung nicht zukommen. Wie in der alten Geschichtsphilosophie den Kämpfen, der Not und Drangsal der geschichtlichen Erlebnisse der Völker das goldene Zeitalter, so steht der wirklichen Sprache mit dem nie rastenden Fluß innerer und äußerer Entwicklung ihre Wurzelperiode als ein an sich entwicklungsloser und in seiner Art vollendeter Urzustand gegenüber. Die Geschichte der Sprache zerfällt danach

[1]) Vgl. Kap. VIII, S. 499f.

in zwei Perioden: Zuerst kommt eine vorgeschichtliche, wurzelhafte Zeit, in welcher der Mensch nur in isolierten Wurzeln seine Gedanken äußerte, dabei aber, weil die Wurzel eine verbale Natur hat, nicht die Gegenstände selbst, sondern die aus ihnen abstrahierten Tätigkeitsbegriffe benannte. Hierauf folgt dann die geschichtliche Zeit, in der man das Gegenteil von allem dem beobachten kann, was von jener Urzeit der Sprache behauptet wird. Hierin bewährt sich diese ganze Auffassung als eine Spielart der Wundertheorie, die wir nach den bei ihr vorherrschenden Motiven als deren skeptisch-romantische Form bezeichnen können, und deren am meisten charakteristisches inneres Merkmal wohl darin besteht, daß sie an psychologischer Unmöglichkeit höchstens noch an der Erfindungstheorie eine ebenbürtige Genossin hat, während die Nachahmungs- und die Naturlauttheorie wenigstens bestrebt sind, von wirklichen Tatsachen der Erfahrung auszugehen.

III. Allgemeine Ergebnisse der psychologischen Untersuchung.

Entwicklungstheorie.

Soll man gegenüber diesen vier Haupttheorien, die einer psychologischen Analyse der sprachlichen Erscheinungen mehr oder minder ferne stehen, die Forderungen und Voraussetzungen, zu denen die psychologische Betrachtung führt, mit dem Namen einer Theorie belegen, so wird diese wohl am einfachsten Entwicklungstheorie genannt werden können. Denn obgleich auch in den bisher erwähnten Auffassungen auf gewisse wirkliche oder vermeintliche Entwicklungsmomente Wert gelegt ist, so läßt sich doch von ihnen sämtlich sagen, daß ihnen der Grundgedanke einer eigentlichen Entwicklungstheorie fremd ist. Denn dieser Grundgedanke wird auch hier darin bestehen müssen, daß nicht irgendeine mögliche oder gar beliebig fingierte Entwicklung angenommen wird, aus der man sich die Sprache entstanden denken könnte, sondern daß man einerseits die tatsächliche Entwicklung der Sprache, soweit sie uns in der Beobachtung der Veränderungen der vorhandenen Sprachen oder der Entstehung

neuer Sprachformen aus älteren zugänglich ist, und anderseits diejenigen Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins, die dieses auf seinen unmittelbar unserer Beobachtung zugänglichen Stufen darbietet, zur einzigen Grundlage der Betrachtung nimmt. Das tut, trotz allen Bestrebens, gewissen uns in der Erfahrung entgegentretenden Erscheinungen ihr Recht zu sichern, doch in Wahrheit keine der erwähnten vier Theorien. Von der Erfindungs- und der Wundertheorie ist das von vornherein nicht zu erwarten: sie nehmen gewissermaßen grundsätzlich ihren Standpunkt außerhalb des wirklich gegebenen menschlichen Bewußtseins. Aber auch die Nachahmungs- und die Naturlauttheorie halten sich nur an beschränkte Erscheinungen und bemühen sich, mittels dieser eine *mögliche* Entstehung zu konstruieren, ohne zu fragen, ob diese Konstruktion mit den tatsächlich vorliegenden psychologischen Bedingungen übereinstimmt. Würden sie dies tun, so müßte ja z. B. die Nachahmungstheorie ohne weiteres einsehen, daß ein Trieb, äußere Gegenstände oder Vorgänge durch *Laute* nachzuahmen, als ein ursprünglicher unmöglich anerkannt werden kann, weil Sprachlaute überhaupt keine primäre Funktion, sondern immer nur Wirkungen sein können, die bestimmten Bewegungsfunktionen zugeordnet sind, daß also die Theorie in diesem Sinn als Ursache voraussetzt, was vermöge der Natur des menschlichen Bewußtseins höchstens als Wirkung möglich ist. Der psychologisch unhaltbare Standpunkt der Naturlauttheorie wird ferner schlagend durch die Frage gekennzeichnet, in der sie in ihren neueren Versuchen selbst das Ursprungsproblem zusammenfaßt: durch die Frage nämlich, ob die Vernunft vor der Sprache, oder ob umgekehrt die Sprache vor der Vernunft sei. Da menschliche Sprache und menschliches Denken sich immer und überall gleichzeitig entwickeln, so ist diese Frage von vornherein falsch gestellt. Die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins schließt die Entwicklung von Ausdrucksbewegungen, Gebärden, Sprache notwendig in sich, und auf jeder dieser Stufen äußert sich das Vorstellen, Fühlen und Denken in der ihr genau adäquaten Form: diese Äußerung gehört selbst zu der psychologischen Funktion, deren wahrnehmbares Merkmal sie ist, sie folgt ihr weder nach,

noch geht sie ihr voraus. Von dem Augenblick an, wo die Sprache auftritt, ist sie daher ein objektives Maß für die in ihr sich äußernde Entwicklung des Denkens, aber sie ist dies nur deshalb, weil sie selbst ein integrierender Bestandteil der Funktionen des Denkens ist. Als ein Produkt der Entwicklung muß sie ferner, gerade so wie die ihr entsprechende Form des Denkens, durch die vorangegangenen geistigen Entwicklungen bedingt sein, sie kann nicht mit einem Male und unvorbereitet entstehen. Eben deshalb ist aber auch die Grenze zwischen Sprache und sprachlosem Naturzustand keine absolute. Ein Beobachter, dem vergönnt gewesen wäre, die Entwicklung der Sprache Schritt für Schritt mit seiner eigenen Wahrnehmung zu verfolgen, würde niemals in die Lage gekommen sein zu sagen: hier, in diesem Augenblick beginnt die Sprache, und dort, in dem unmittelbar vorangegangenen war sie noch nicht da. Als eine Ausdrucksbewegung, was sie auf allen ihren Entwicklungsstufen bleibt, geht sie vollkommen kontinuierlich aus der Gesamtheit der Ausdrucksbewegungen hervor, die das animalische Leben überhaupt kennzeichnen. Daraus erklärt sich zugleich, daß es, wie schon im Eingang dieses Buches bemerkt wurde, außer dem allgemeinen Begriff der Ausdrucksbewegung kein spezifisches Merkmal gibt, durch das anders als in willkürlicher Weise die Sprache sicher abgegrenzt werden könnte[1]). Wo irgendein Zusammenhang psychischer Vorgänge, also ein Bewußtsein vorhanden ist, da finden sich auch Bewegungen, die diese Vorgänge nach außen kundgeben. Diese äußeren Merkmale des psychischen Lebens begleiten dieses von Stufe zu Stufe, und sie vervollkommnen sich natürlich mit dem Inhalt, dem sie zugeordnet sind. Nun besteht für uns allerdings zwischen dem Bewußtsein selbst der niedersten Menschenrasse und dem des vollkommensten Tieres eine Kluft, die wir durch keine Beobachtung direkt auszufüllen imstande sind. Diese Kluft ist aber nicht derart, daß die im Menschen beginnenden Entwicklungen nicht bereits beim Tier in mannigfachen Vorstufen vorbereitet wären. Was in dieser Beziehung von den psychischen Funktionen überhaupt gilt, das gilt auch von den Ausdrucksbewegungen, die zu jenen

[1]) Vgl. Kap. I, S. 43ff.

als ihre natürlichen Komplemente gehören, und die Sprache ist demnach nichts anderes als diejenige Gestaltung der Ausdrucksbewegungen, die der Entwicklungsstufe des menschlichen Bewußtseins adäquat ist. Dieses menschliche Bewußtsein läßt sich ohne Sprache gerade so wenig denken, wie sich Sprache ohne menschliches Bewußtsein denken läßt. Darum sind beide miteinander und durcheinander geworden, und die Frage, ob die Vernunft oder die Sprache das Frühere sei, hat ebensowenig einen Sinn wie die berühmte Streitfrage, ob das Ei oder die Henne früher sei.

Das Problem des Ursprungs der Sprache kann demnach auch nur insofern erwogen werden, als man es auf die Frage einschränkt, wie die dem Menschen eigenen und seiner Bewußtseinsstufe adäquaten Ausdrucksbewegungen zu Sprachlauten und damit allmählich zu Symbolen der Gedankeninhalte geworden sind, die nur noch in gewissen Ausnahmefällen eine unmittelbare Beziehung zu ihrer Bedeutung erkennen lassen. Da sich die Sprache voraussichtlich aus den einfacheren Formen der Ausdrucksbewegungen entwickelt hat, die, insbesondere die ihr am nächsten stehenden Gebärden, noch einen Zusammenhang mit den von ihnen bezeichneten Vorstellungen deutlich erkennen lassen, so dürfen wir schließen, daß auch dem Sprachlaut eine solche Beziehung ursprünglich nirgends gefehlt habe. Aber dieser Schluß gestattet es nicht, diese Beziehung nun auch ohne weiteres, wie es die Nachahmungstheorie tut, als eine *direkte* anzusehen. Vielmehr ist von vornherein in doppeltem Sinn eine *indirekte* nicht bloß an sich möglich, sondern eigentlich allein möglich: erstens und hauptsächlich, weil der nächste Ausdruck des psychischen Vorgangs die Artikulationsbewegung, nicht der Laut ist, dieser also immer erst indirekt, durch die Affinität von Sprachbewegung und Laut, mit jenem Vorgang in Verbindung steht; und zweitens, weil die Lautbewegung in der begleitenden pantomimischen und mimischen Bewegung eine so wirksame Unterstützung finden kann, daß der Laut ursprünglich in vielen Fällen wohl erst durch diese begleitenden Gebärden seine Bedeutung empfangen haben wird. Das Wesentliche an der ursprünglichen Sprachäußerung ist demnach nicht der Laut selbst, son-

dern die Lautgebärde, die Bewegung der Artikulationsorgane, die, ähnlich wie andere Gebärdenbewegungen, teils als hinweisende, teils als nachbildende vorkommt, und die, das Gebärdenspiel der Hände und des übrigen Körpers begleitend, im Grunde nur als eine besondere Spezies der mimischen Bewegungen dem Gesamtausdruck der Gefühle und Vorstellungen sich einfügt (Kap. III, S. 348). Eine Folgeerscheinung der Lautgebärde ist dann erst der Sprachlaut, der nun vermöge der Beziehungen zwischen Artikulationsbewegung und Lautbildung natürlich ebenfalls noch eine gewisse Verwandtschaft zu dem, was er ausdrückt, besitzen kann. Doch bleibt diese Verwandtschaft eine entferntere. Der Sprachlaut wird daher wohl um so weniger von vornherein als ein vollkommener Ausdruck seiner Bedeutung aufgefaßt werden, als selbst die dieser Bedeutung näher stehende Lautgebärde doch nur einen Teil des mimischen und pantomimischen Gesamtausdrucks bildet. Dem entspricht durchaus die Rolle, die noch heute in der Sprache der Naturvölker wie in der Sprachentwicklung des Kindes der Gebärde als Hilfsmittel der Sprache zukommt[1]). Hiernach dürfen wir annehmen, daß sich die Lautsprache ursprünglich mit und an der Gebärdensprache entwickelt, und daß sie sich erst allmählich unter dem Einflusse dauernden Zusammenlebens von ihr gelöst und verselbständigt hat. Ist der ursprüngliche Sprachlaut eine Lautgebärde, die zu einem wesentlichen Teil erst durch die sonstigen mimischen und die pantomimischen Bewegungen, die sie begleiteten, ihre Bedeutung gewann, so wird es aber eine feste, an und für sich unzweideutige Beziehung zwischen Laut und Bedeutung niemals gegeben haben. Wohl wird zu jeder Zeit, wenn durch irgendeinen neuen Eindruck eine neue Lautgebärde ausgelöst wurde, diese, ebenso wie andere Gebärden, innerhalb des vorhandenen Anschauungskreises als Ausdruck bestimmter Vorstellungs- und Gefühlsverbindungen von dem Redenden wie von seiner Umgebung empfunden worden sein, ebenso wie dies bei gewissen onomatopoetischen Lautbildungen noch heute geschieht. Solche Neubildungen zeigen jedoch wiederum deutlich, daß den Ausgangspunkt dieser Vorgänge überall nicht die „Laut-

[1]) Vgl. Kap. II, S. 153 und Kap. III, S. 298, 308f.

nachahmung", sondern die Lautgebärde bildet. Seine eigenen Artikulationsbewegungen paßt der Sprechende dem Eindruck an, den der Gegenstand auf ihn ausübt. Mithelfend wirkt dabei noch das sonstige Gebärdenspiel. Einmal entstanden bleibt dann die Bedeutung des Lautes bestehen, auch wenn die begleitende Gebärde hinwegfällt, und selbst wenn Lautgebärde und Laut ihre ursprüngliche Affinität zu dem Gegenstand eingebüßt haben. Gerade dann macht sich aber auch nicht selten, wo der Eindruck dazu anregt, der Trieb geltend, der Lautbewegung eine neue Affinität zu dem, was sie ausdrückt, zu geben: so entstehen die mannigfachen Erscheinungen der sekundären Onomatopöie.

Nicht der Zufall ist also Urheber des Sprachlauts, sondern dieser ist durch die begleitenden mimischen und pantomimischen Bewegungen ursprünglich vollständig in seiner Beziehung zu dem, was er bedeutet, determiniert: durch die mimischen Bewegungen, da die Lautgebärde selbst nur eine besondere Form dieser Bewegungen ist; durch die pantomimischen, da in bezug auf diese die Lautgebärde und der von ihr abhängige Sprachlaut eine Mitbewegung darstellt, die von den übrigen Komponenten der gesamten Ausdrucksbewegung abhängt. Ausstrecken der Arme veranlaßt z. B. andere Mitbewegungen als Zurückziehen derselben, energischere Gebärden sind von heftigeren Lautgebärden begleitet usw. So entsteht der Sprachlaut ganz und gar als ein naturnotwendiges Ergebnis der bei seiner Bildung obwaltenden psychophysischen Bedingungen, die sich nur im einzelnen Fall, teils weil sie an sich nicht mehr aufzufinden sind, teils weil der Sprachlaut selbst fortwährenden Veränderungen nach Laut wie Bedeutung unterworfen ist, meist unserer Nachweisung entziehen. Als ein Produkt der momentan vorhandenen psychophysischen Bedingungen ist aber die Lautgebärde kein mechanischer Reflex, sondern eben nur die einfachste psychophysische Reaktion in der Sphäre der Bewegungsvorgänge: eine Trieb- oder eindeutig bestimmte Willenshandlung. Indem sie von Anfang an nicht bloß physisch, sondern vor allem auch psychisch motiviert ist, wird nun die ganze hieran sich anschließende Entwicklung der Sprache zu einer Kette von Prozessen, in denen sich die geistige Entwicklung des Menschen

selbst, vor allem seiner Vorstellungen und Begriffe, spiegelt. In allem, was ihr Wesen ausmacht, in Wortbildung, Satzfügung und Bedeutungswandel, ist so die Sprache nicht bloß ein äußerer Abdruck der allgemeinen Bewußtseinsvorgänge, sondern deren notwendige Teilerscheinung. In diesem Sinne haben daher die vorangegangenen Kapitel die hauptsächlichsten sprachlichen Erscheinungen zu verstehen gesucht: als Funktionen des menschlichen Bewußtseins, in denen die fundamentalen Gesetze der Entwicklung dieses Bewußtseins zum Ausdruck kommen.

IV. Wanderungen und Wandlungen der Sprache.

Das Problem des Ursprungs der Sprache in seiner überlieferten Form steht unter zwei Voraussetzungen, die, psychologisch von vornherein unhaltbar, allmählich auch der tiefer eindringenden prähistorischen Sprachforschung nicht länger standhalten konnten. Nach der einen dieser Voraussetzungen sollte der Mensch mehr oder minder plötzlich in den Besitz der Sprache getreten sein; nach der andern sollte es eine Urperiode der Sprache gegeben haben, eine „Wurzelperiode", in der sie während einer unbestimmten Zeit existierte, und deren Übergang zur Wortbildung der erste geschichtlich noch aufzufindende Ausgangspunkt ihrer weiteren Entwicklung gewesen sei. Aus dieser zweiten Voraussetzung ergab sich die Forderung, es müsse für jedes nach Laut- und Bedeutungswandel der Wörter zureichend durchforschte Sprachgebiet die Rekonstruktion einer Ursprache möglich sein, die jenen Anfang seiner Geschichte annähernd getreu wiedergebe. Die Verwandtschaft gewisser Gruppen zusammengehöriger Sprachen sowohl nach dem Vorrat an Wurzeln wie nach den Gesetzen der Wortbildung führte dann zu dem Schlusse, daß aus jeder auf solche Weise zu rekonstruierenden Ursprache allmählich im Laufe der Zeit zahlreiche Töchter- und Enkelsprachen hervorgegangen seien, analog wie von einem Elternpaar Generationen von Kindern und Kindeskindern abstammen, die in gewissen allgemeinen Charakterzügen ihren Ureltern gleichen, während doch jedes Glied wieder mit den ihm näher verwandten durch zahlreichere Merkmale verbunden ist. Von

diesen Hypothesen ist die erste, die der plötzlichen Entstehung der Sprache, hinfällig geworden, weil sie mit allem, was wir sonst über die Entwicklung des Menschen wissen, im Widerspruch steht und daher in irgendeiner Weise auf die Wundertheorie zurückführt. Damit wird aber eigentlich auch die zweite unhaltbar, wonach in der Entwicklung der Sprache irgend einmal ein plötzlicher Übergang von einem wurzelhaften Urzustand zur Wortbildung stattgefunden habe. Denn sie widerspricht nicht minder jener Kontinuität der Entwicklung, der die Sprache, wie alles Lebendige, unterworfen ist. Zwischen der Wurzelperiode und der wirklichen Entwicklung der Sprache liegt hier eine Kluft, die abermals nur durch ein Wunder überbrückt werden kann, falls man nicht etwa, wie dies in der Theorie vom Spirallauf der Sprachentwicklung geschieht, den alten Heraklitischen Gedanken von der ewigen Wiederkehr der Dinge auf die Sprache übertragen will. Aber auch dieser Gedanke mag, obzwar er der Erfahrung gegenüber immer eine poetische Fiktion bleibt, für den Anfang der Welt allenfalls möglich sein, für den Anfang der Sprache wird durch ihn nichts erreicht. Denn sowenig wie der Mensch selbst, ebensowenig existiert eine Sprache von Ewigkeit her, und innerhalb der Grenzen, in denen sie der Beobachtung zugänglich ist, bilden Erscheinungen, die sich auf einen Wechsel progressiver und regressiver Zustände beziehen lassen, so verschwindende Ausnahmefälle, daß sich darauf keine allgemeine Theorie gründen läßt[1]).

Sind die Grundlagen unhaltbar geworden, auf denen das Ursprungsproblem in seiner früheren Gestalt ruhte, so sind nun aber damit auch die Hypothesen, die man hinsichtlich der einstigen Gemeinschaft der Sprachen und der sie redenden Völker auf jenen Grundlagen errichtete, begründeten Zweifeln ausgesetzt. Hat es eine Wurzelperiode niemals gegeben, ist das Material, aus dem unsere heutigen Sprachen aufgebaut sind, samt der Form, die dieses Material besitzt, in einer langen Vor-

[1]) Die Theorie vom „Spirallauf der Sprachgeschichte“ ist näher ausgeführt von G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, 1891, S. 250ff. Über die tatsächlichen Grundlagen dieser sowie der Wurzeltheorie vgl. oben Kap. V, S. 596ff.

geschichte allmählich geworden, wie soll es dann möglich sein, überhaupt eine Sprachform wiederherzustellen, die als wirklich gesprochene Ursprache zu einer größeren Gruppe verwandter Idiome, also z. B. zu den indogermanischen oder den semitischen, anzusehen wäre? Gesetzt selbst, daß mehrere Wörter durch ihre Übereinstimmung in verschiedenen Gliedern der indogermanischen Familie auf Wörter zurückweisen, die bereits einer Grundsprache angehört haben mögen, so folgt daraus noch durchaus nicht, daß sie in dieser auch zur selben Zeit nebeneinander vorhanden waren; und wenn zwei Sprachen der gleichen Familie ein bestimmtes Wort gemeinsam besitzen, so wird kaum mit voller Sicherheit zu entscheiden sein, ob es die eine von der andern entlehnt, oder ob es jede aus der gleichen Muttersprache überkommen habe. Mag sich auch diese Alternative mehr und mehr zugunsten der zweiten Annahme verschieben, wenn die Zahl der das Wort besitzenden Einzelsprachen zunimmt, so fließen doch der Natur der Sache nach diese Grenzen zwischen Vererbung und Entlehnung vielfach unsicher ineinander. Entlehnungen aber, und zwar nicht bloß solche im Wortvorrat, sondern auch Einwirkungen auf die Laute, auf Wortbildung, Betonung und Satzfügung können schließlich selbst zwischen Sprachen stattfinden, die überhaupt nicht auf eine und dieselbe Grundsprache zurückgehen, sondern bloß durch die geographische Nachbarschaft derer, die sie sprechen, in Wechselwirkung getreten sind. Solche Beziehungen scheinen in der Tat z. B. zwischen dem Finnischen und den nordeuropäischen Zweigen des Indogermanischen, sowie zwischen den arischen Gliedern des letzteren und der turanischen Abteilung der altaischen Sprachen, in einzelnen Fällen aber auch zwischen der indogermanischen und der hamito-semitischen Sprachengruppe stattgefunden zu haben. An der Hand der Vergleichung des Wortvorrats und einzelner grammatischer Eigentümlichkeiten der verschiedenen Hauptzweige indogermanischer Sprachen hat ferner Johannes Schmidt nachgewiesen, daß zwar einzelne unter ihnen mehr Beziehungen zueinander bieten als andere, daß aber auch zwischen den sonst entlegeneren ein gemeinsamer Besitz, der nur ihnen eigentümlich ist, nicht ganz fehlt, und daß sichtlich die

geographische Nachbarschaft der Sprachgebiete, falls sie für eine längere Zeit bestanden hat, ein wichtiger Faktor solcher Verbindungen ist[1]). Damit kann natürlich die Tatsache nicht beseitigt werden, daß die indogermanischen Sprachen eine Einheit bilden, deren Glieder unvergleichlich viel enger zusammenhängen als irgendwelche sonst einander fremde Gebiete, zwischen denen gelegentlich Beziehungen aufzufinden sind; und ebensowenig wird man bei ihnen die Übereinstimmungen auf bloße Berührungseinflüsse zurückführen können. Wohl aber wird der Begriff einer „indogermanischen Ursprache" zu einem hypothetischen Grenzbegriff, in dem lediglich die gemeinsamen Eigenschaften der ganzen Sprachfamilie nach Anleitung der für jeden dieser Zweige geltenden Lautgesetze auf ihre wahrscheinlichen Ausgangspunkte zurückverfolgt sind. Dies schließt jedoch keineswegs die Annahme ein, daß eine Sprache, die alle diese Eigenschaften in sich vereinigte, jemals existiert habe, da nicht nur die einzelnen auf diesem regressiven Wege gefundenen Elemente möglicherweise sehr verschiedenen Zeiten angehören, sondern außer ihnen noch andere vorhanden sein konnten, von denen keine Spuren zurückgeblieben sind. Aus den späteren Bedeutungen der in der Sprache erhaltenen Lautkomplexe auf den Inhalt zurückzuschließen, den sie zu einer Zeit besaßen, da sie noch einer und derselben hypothetischen Ursprache angehörten, ist außerdem angesichts der Tatsachen des Bedeutungswandels im allgemeinen ein ganz unsicheres Unternehmen. Dazu kommt, daß mit den Werkzeugen und Erzeugnissen der Kultur auch die Bezeichnungen wandern, die sie in der Sprache gefunden haben. Wenn uns Märchen- und Fabelstoffe bei den entlegensten Völkern der Erde, bei den Bantustämmen Südafrikas wie bei Indern und Griechen, übereinstimmend begegnen, warum sollten dann nicht auch die Bezeichnungen für Tätigkeiten, Geräte und Wohnstätten mit der Kultur, deren Träger sie waren, ge-

[1]) Johannes Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, 1872. Vgl. dazu außerdem die kritischen, für die relative Berechtigung der genealogischen Hypothese eintretenden Bemerkungen von A. Leskien, Die Deklination im Slawisch-Litauischen und Germanischen. 1876. Einleitung, sowie P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache. 1896, S. 93ff.

wandert sein? Niemand wird aus der Verbreitung des Wortes „Sack“ auf die Existenz eines handeltreibenden indogermanisch-semitischen Urvolks zurückschließen. Nicht viel sicherer ist es aber, wenn man die Übereinstimmung der Wörter für „Haus“ bei östlichen und westlichen Indogermanen auf ein Urvolk deutet, das Häuser gebaut, aber, weil ein ähnlich verbreitetes Wort für „Fenster“ mangelt, seine Häuser noch nicht mit Fenstern versehen habe[1]). An sich sind die Zeugnisse der Sprache so wenig für das eine wie für das andere beweisend, da die Namen nicht nur wandern, sondern auch untergehen können. Sollten die Urindogermanen Häuser gebaut haben, so werden allerdings diese wohl ursprünglich ohne Fenster gewesen sein, aber nicht, weil die Sprache dies beweist, sondern weil, wie die Völkerkunde lehrt, der primitive Hausbau überhaupt keine Fenster kennt. Das einzige, was nach Abzug dieser zweifelhaften Bestandteile als zureichend gesichert zurückbleibt, sind schließlich jene Bezeichnungen der nächsten Verwandtschaftsgrade für Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Vetter (patruus), die, weil sie überall zu den frühesten Bestandteilen des Sprachschatzes gehören, wohl als ein ursprüngliches Gemeingut betrachtet werden können und durch den Grad ihrer Differenzierung immerhin eine gewisse Familiengemeinschaft in einer Zeit wahrscheinlich machen, in der noch ein Kulturzusammenhang zwischen den später getrennten Stämmen existierte. Doch sobald man nun von diesen Namen auf die Organisation der Familie oder auf sonstige Sitten zurückgehen will, so versagen die Zeugnisse. So ist vor allem die charakteristische Sonderstellung des Mutterbruders, wie sie bei vielen der westlichen Indogermanen in Sitte und Überlieferung zweifellos vorhanden war, als kein ursprünglich gemeinsamer Besitz nachzuweisen. Da aber anderseits der Vaterbruder (patruus) bei den verschiedenen Völkern in seiner Bedeutung zwischen dem engeren Begriff und dem weiteren eines männlichen Verwandten überhaupt schwankt, so zerfließt auch dieses Bild der urindogermanischen Familienorganisation völlig ins Unbestimmte[2]).

---

[1]) O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, 1901, s. v. Haus, Fenster, Tor.

[2]) Vgl. E. Grosse, Die Formen der Familie, 1896. Dazu O. Schrader,

Womöglich noch unsicherer als mit der Frage nach dem Zustand und Wortschatz der Ursprachen, auf die unsere heutigen Sprachfamilien zurückführen, steht es mit der nach den ursprünglichen Wohnsitzen der Völker, einer Frage, die mit dem Einfluß, den Sprach- und Völkermischungen auf das Leben und den Bestand der Einzelsprachen ausüben, auf das engste zusammenhängt. Überall, wo die Zeugnisse der Urgeschichte weit genug zurückreichen, weisen sie auf die Spuren von Urbevölkerungen hin, die den heutigen Bewohnern der Gebiete vorangingen, und nicht selten finden diese historischen Folgerungen noch in den heutigen Rassenmerkmalen ihre Bestätigung. Aber der so gewonnene Begriff einer Urbevölkerung ist im allgemeinen selbst doch wieder ein bloß relativer, der weiter vorangegangene Völkerverschiebungen nicht ausschließt. Können von keiner einzigen der uns bekannten Sprachgemeinschaften ursprüngliche Ausgangspunkte mit voller Sicherheit festgestellt werden, so komplizieren sich nun naturgemäß auch dadurch wieder die Probleme der Sprachgeschichte um so mehr, als die sprachlichen Merkmale wesentlich mit zu den Symptomen gehören, aus denen man in Verbindung mit sonstigen kulturgeschichtlichen Zusammenhängen und anthropologischen Befunden auf Wanderungen und Mischungen der Völker schließen kann. Wieder bilden in diesem Fall die Diskussionen über die Ursitze gerade der nach den Zeugnissen der Sprache in ihrem Zusammenhang bestgekannten Völker, der Indogermanen, belehrende Belege. Denn man kann wohl sagen, daß es unter den heute von Völkern indogermanischer Abkunft bewohnten oder auch nur berührten Gebieten kaum eines gibt, das nicht von der einen oder andern Seite in Anspruch genommen würde. Ob, wie man dereinst ziemlich einmütig glaubte, in Hochasien, ob, wie heute von vielen angenommen wird, in Nordeuropa, oder ob irgendwo anders die Heimat des indogermanischen Urvolks liegt, wird schwerlich

Reallexikon, s. v. Mutterrecht, Oheim, und oben S. 650. Daß vollends die früher (S. 502) erwähnten Versuche, aus den angeblich den Wörtern für Vater, Mutter, Bruder, Schwester zugrunde liegenden Wurzeln auf die Urkultur der Indogermanen zu schließen, dem Gebiet wissenschaftlicher Mythenbildung angehören, ist heute wohl allgemein anerkannt.

jemals mit einer auch nur annähernden Sicherheit auszumachen sein[1]). Ähnlich verhält es sich mit dieser Frage bei allen andern nach Sprache und physischen Merkmalen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückweisenden Stämmen.

Die Völkerpsychologie interessieren diese geographisch-ethnologischen Probleme nur insofern, als bei ihnen bestimmte Vorstellungen über die Wanderungen und Wandlungen der Sprache in Frage kommen. Hier führen aber die oben angedeuteten Erwägungen zu einem Resultat, das mit dem bei dem Problem der ursprünglichen Wortbildung bereits gewonnenen übereinstimmt. Die Entstehung jener älteren Sprachfamilien, deren hypothetische Ursprache für uns jenseits aller nachweisbaren historischen Zusammenhänge liegt, werden wir uns im großen und ganzen nicht anders denken können, als wie die Entstehung der neueren Sprachgruppen aus ihren noch in selbständigen Literaturdenkmälern erhaltenen älteren Formen[2]). Wie die heutigen romanischen Sprachen aus dem Lateinischen unter mehr oder minder starker Beeinflussung der Sprachen der Urbevölkerungen und angrenzender Volksstämme hervorgegangen sind, so wird wohl auch für die indogermanischen Idiome eine gemeinsame Grundsprache vorauszusetzen sein, die ihnen ihr übereinstimmendes Gepräge gab, nur daß hier freilich allem Anscheine nach die Abzweigung in eine Zeit fiel, in der die Sprache äußeren Einflüssen zugänglicher war, und daß die Periode der Abzweigung der einzelnen möglicherweise langsamer erfolgte als die mit den gewaltigen Völkerbewegungen im Anfang des Mittelalters zusammenfallende Entstehung der romanischen Nationen. Aber wie nun die gemeinsame Grundsprache des Romanischen, das Lateinische, selbst wieder in einer früheren Zeit aus irgendeinem

[1]) Vgl. die Übersicht der Hypothesen über diesen Gegenstand bei O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte,[2] 1890, S. 111ff., und dessen Reallexikon, s. v. Urheimat. Dazu: Kossinna, Die ethnologische Stellung der Ostgermanen, Indogermanische Forschungen, herausgegeben von Brugmann und Streitberg, VII, 1879, S. 276ff. A. Hedinger, Die Urheimat der Germanen, Neue Jahrbücher für klassisches Altertum usw. von Ilberg und Richter, III, 1899, S. 568ff. H. Hirt, ebenda S. 570. C. Nörrenberg, Globus Bd. 77, 1900, Nr. 23, 24.

[2]) Vgl. Kap. V, S. 676.

Dialekt einer älteren Sprachform unter dem Einfluß von Sprachmischungen und von inneren Wandlungen, unterstützt durch Wanderungen und Rassenmischungen, hervorging, so wird auch jene für uns nur noch in unbestimmten Umrissen erschließbare indogermanische Grundsprache ihrerseits nicht bloß ein Anfangs-, sondern selbst wieder ein Endpunkt einer Entwicklung gewesen sein, deren wirkende Faktoren wohl für alle Zeit der Nachweisung entzogen bleiben. So wird, auch von dieser Seite betrachtet, der Ursprung der Sprache ein ins Unbegrenzte verlaufendes Problem. Dieser Ursprung ist eben kein einmaliger Vorgang, sondern eine Entwicklung, die das ganze Leben der Sprache umfaßt und, wie sie heute noch nicht abgeschlossen ist, sondern in fortwährenden Neubildungen und Umbildungen andauert, so nach rückwärts nirgends ein Ende nimmt, sondern in die allgemeine Entwicklung des Menschen selbst ausmündet. Drei Bedingungen aber sind es, die in diese Entwicklung vor allem bestimmend eingreifen, und von denen je nach dem sonstigen Einfluß der Lebensschicksale bald die eine, bald die andere in den Vordergrund tritt: die Überlieferung der von der vorausgegangenen Generation gesprochenen Sprache, die Mischung verschiedener Sprachen in ihrem Einfluß auf Lautbildung, Wortvorrat und syntaktische Eigenschaften, und endlich die allmählichen, sogenannten spontanen Änderungen, denen die Sprache, wie alle Lebensfunktionen, unterworfen ist, und die wieder in Beziehung zu den allgemeinen Kultureinflüssen stehen. Alle diese Bedingungen soviel als möglich zu sondern und in ihren Wechselwirkungen zu verfolgen, ist die Aufgabe der Sprachgeschichte. Je mehr aber bei der Betrachtung dieser Vorgänge die erste jener Bedingungen, die Rückbeziehung auf eine gemeinsame Grundsprache, in ihrem natürlichen Verhältnis zu den andern betrachtet wird, um so mehr stellt sich das genealogische Bild der Abstammung von einer Ursprache und eines der Blutsverwandtschaft der Glieder einer Familie analogen Verhältnisses der Teile einer Sprachengruppe zueinander als ein schiefes und im letzten Grunde eigentlich falsches dar. Durch Tradition von der älteren auf die jüngere Generation, also nicht im geringsten durch einen Vorgang, welcher der Fortpflanzung der In-

dividuen irgendwie ähnlich wäre, vererbt sich die Sprache. Diese Vererbung kann bald zwischen Individuen vor sich gehen, die auch physisch miteinander verwandt sind, bald kann sie infolge von Völkerverschiebungen und Sprachmischungen Glieder anderer Abstammung ergreifen. Darum können Völker, die nicht oder wenig blutsverwandt sind, verwandte Sprachen reden, und umgekehrt können zwischen blutsverwandten Völkern erhebliche sprachliche Trennungen eintreten. Denn die Sprache ist kein lebendes Wesen, das von einem andern Wesen ähnlicher Art abstammt und selbst wieder Kinder zeugt, sondern sie ist eine lebendige Betätigung des menschlichen Geistes, die sich, wie alle andern geistigen Funktionen, mit den äußeren und inneren Bedingungen verändert, denen der Mensch unterworfen ist. Eben deshalb aber, weil sie nicht ein selbständiges Dasein außer dem Menschen führt, ist sie um so mehr ein treuer Abdruck des menschlichen Geistes selbst und trägt in jeder ihrer besonderen Formen die Spuren der Natur- und Kulturbedingungen an sich, denen der Mensch in seiner eigenen Lebensgeschichte und in der seiner Vorfahren unterworfen war.

Register.

(Bearbeitet von H. Lindau.)



